

Die Ortenau

79. Jahresband 1999

Einladung zur

Jahresversammlung

des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

am 17. Oktober 1999 in Gengenbach

8.30 Uhr

Mitgliederversammlung in der Stadthalle „am Nollen“
(Geschwister-Scholl-Schule, Nollenstr. 15)

10.15 Uhr

Empfang der Stadt Gengenbach
in der Stadthalle „am Nollen“

11.00 Uhr

Festsitzung in der Stadthalle „am Nollen“ mit Vortrag
von Herrn Dr. Eugen Hillenbrand,
Historisches Seminar der Universität Freiburg:
„Der Gengenbacher Stadtbrunnen und sein Ritter“

Es spielen die „Pauker und Pfiffer“ auf.

12.30 Uhr

Mittagessen in den Gasthäusern der Stadt.

14.30 Uhr

alternativ: Führung durch die Stadtpfarrkirche St. Marien und deren
neoromanische Ausstattung sowie zum Prälatenturm

Führung durch die historische Altstadt mit Abschluss im Kinzigtorturm
und im Flößermuseum (Treffpunkt Marktplatz)

Der Bürgermeister
der Stadt
Gengenbach

Michael Roschach

Der Präsident
des Historischen Vereins
für Mittelbaden e. V.

Dr. Dieter Kaufß

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

79. Jahresband 1999



Redaktion
Karl Maier

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg
und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.



Verlag Historischer Verein für Mittelbaden

Gesamtherstellung: Konkordia Druck GmbH, 77815 Bühl

Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung
des Vereins und der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

Bürgermeister Michael Roschach, Grußwort	9
Dr. Dieter Kauß, Nachruf auf Geistlicher Rat, Pfarrer Dr. Josef Bayer	10
Dr. Dieter Kauß, Glückwünsche für Josef Krausbeck	13
Dr. Hans-Joachim Fliedner, Walter Ernst Schäfer zum 70. Geburtstag	14
Prof. Dr. Eberhard Jäckel, Laudatio auf Dr. Hans-Joachim Fliedner zum Gustav-Heinemann-Bürgerpreis 1999	19
Manfred Hildenbrand, Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelbaden 1998/99.	25
Tätigkeitsberichte der Mitgliedergruppen	28
Tätigkeitsberichte der Fachgruppen	65
Landrat Günter Fehringer, Der Ortenaukreis – Rückblick 1998	139
Prof. Dr. Jutta Limbach, Präsidentin des Bundesverfassungsgerichtes, Die Bedeutung der Offenburger Forderungen 1847 und 1849 für den modernen Verfassungsstaat	161
Bernhard Wien, Die Reden der Offenburger Versammlung 1847 – ein Treffen radikaler Liberaler	169
Manfred Merker, PROPOSITIQUE TENAX. Ein elegisches Geburts- tagsgedicht aus dem revolutionären Offenburger Vormärz	199
Franz X. Vollmer, Zwei Mosaiksteinchen zur Geschichte der Offenburger 48er: Der Geburtsort von Gustav Rée und der spätere Lebensweg von Theodor Nerlinger	220
Gerhard Lötsch, Friedrich Hecker und Achern. Betrachtungen am Ende des Gedenkjahres 1998	229
Thorsten Mietzner, Der „innere Feind“. Die Entwicklung der Lahrer Bürgerwehr und die Spaltung des Bürgertums.	243
Karl Volk, Die Revolutionsjahre 1848/49 in Gremmelsbach	263
Wolfgang Müller, Ereignisse, Vorgänge und Stimmungen während und nach der Revolution 1848/49 in Stadt und Amtsbezirk Triberg.	273

Hans-Martin Pillin, Die Revolution von 1848/49 in der Gemeinde Lautenbach im Renchtal	287
Hans Harter, „Wenn es einmal Ernst wird, sich zu befreien . . .“ Die revolutionären Ereignisse 1848/49 in Schiltach und Lehengericht	293
Frank Schrader, 1848/49: Revolution und Revolutionäre in Wolfach .	328
Adolf Schmid, Reformen, ja; aber Revolution? Das obere Wolfstal war 1848/49 kein potentieller Brandherd	341
Ulrich Coenen, Von des Chores Maß und Gerechtigkeit. Der Einfluß spätgotischer Meisterbücher auf den Ausbau von Chorturmkirchen in der Ortenau am Beispiel der Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Ottersweier	372
Suso Gartner, Schloß Waldsteg im Besitz badischer Kanzler und ihrer Verwandten	412
Walter E. Schäfer, Friedrich von Stein, Amtmann der Ämter Steinbach, Bühl, Großweier 1632–1634	423
Josef Bayer, Wenn die Kirchenbücher reden (Niederschopfheim) . . .	439
Ludwig Uibel, Die Rheinbanngrenze im Bereich von Drusenheim . . .	445
Günter Schäfer, Die Glashütte des Klosters Frauenalb im Ettlinger Albtal – eine „Filiale“ der Mittelberger Glashütte	462
Michael Rudloff, Die Geistlichkeit des Landkapitels Ottersweier und die Zustände in der Pfarrei Honau im Lichte der Visitation des Jahres 1808	475
Michael Eble, „. . . die Wohltath einer Postverbindung zu gewähren.“ Zur Entwicklung der Postverbindungen im Oberen Kinzigtal zwischen 1806 und 1871	499
Rolf Kruse, „Etwas für mein idyllisches Gemüt“ – Rebecka Dirichlet, geb. Mendelsohn, in Kehl und in Straßburg 1843 –	518
Johannes Werner, Ein Hamilton in Hornberg. Randbemerkungen zu einem Buch von Wilhelm Hausenstein	529
Bernhard Uttenweiler, Ein Ettenheimer Bauernbub wird vom Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben. Zum 100. Todestag des Geschichtsschreibers Johann Baptist von Weiß	543

Reinhart Siegert, „Der Lahrer Hinkende Bote“ und seine Vettern. Zum 200jährigen Jubiläum des „Lahrer Hinkenden Boten“	562
Stefan Woltersdorff, Deutsche Emigranten in Straßburg 1933–35 und das Echo in Baden	583
Tobias Wöhrle, Zur Geschichte der ehemaligen Kreispflegeanstalt Fußbach	602
Reinhold Aßfalg, Haus Renchtal in Renchen. Von der Heilstätte zur Fachklinik. – Eine geschichtliche Dokumentation	617
Ernst Schneider, Zum Kerbholzgebrauch	641
Günter Boll, Die Entstehung der jüdischen Gemeinde in Schmieheim	643
Ludwig Uibel, Die Muckenschopfer Gipsmühle, eine wirtschaftliche Episode	647
Karl Volk, Nachtrag zum Beitrag „Gell, seller Bsuech!“ Heinrich Himmler in Triberg.“ (Die Ortenau 1997, S. 509 ff.)	651
Buchbesprechungen und Hinweise	661
Autorenverzeichnis	683

Willkommen in Gengenbach!

Im Namen der Stadt Gengenbach begrüße ich die Delegierten und Gäste der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. am 17. Oktober 1999 sehr herzlich.

Wir freuen uns, daß nach den Hauptversammlungen in den Jahren 1930, 1951 und 1975 der Verein mit Unterstützung der hiesigen Ortsgruppe unsere Stadt wieder als Tagungsort für die Ortenauer Historiker ausgesucht hat.

Dies freut uns um so mehr, da unsere Ortsgruppe eine der ältesten Mitglieder des Hauptvereins ist. Sie wurde gleich nach der Gründung des Hauptvereins im Jahre 1910 konstituiert.

Aber nicht nur deshalb begrüßen wir die Wahl Gengenbachs als Veranstaltungsort der diesjährigen Hauptversammlung. Die Stadt Gengenbach fühlt sich aufs engste mit dem Verein, seinen bedeutsamen Zielen und seinem verdienstvollen Wirken in Dankbarkeit verbunden.

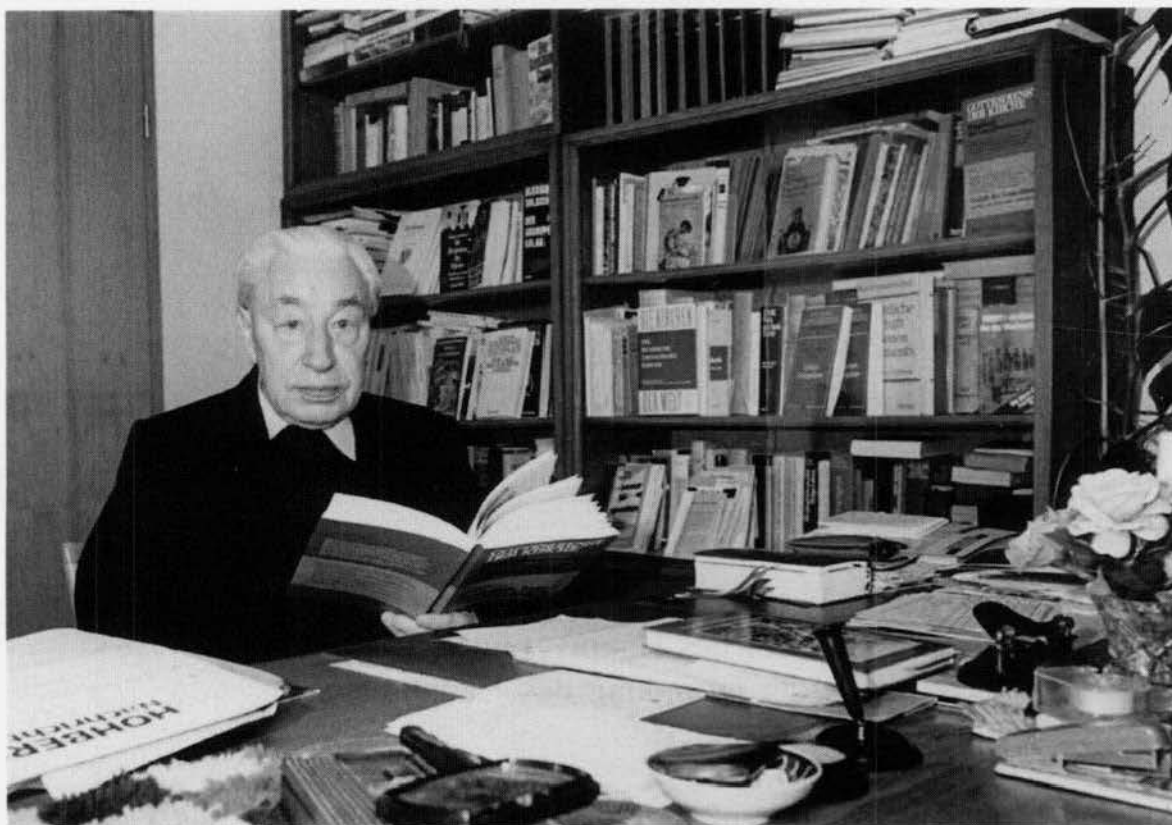
Die Stadt und ihre Bevölkerung bemühen sich seit jeher um den Erhalt des geschichtlich und künstlerisch wertvollen Straßen- bzw. Ortsbildes. Örtliche Bauordnungen, die älteste ist aus dem Jahr 1908, gepaart mit Heimatverbundenheit und Geschichtsbewußtsein, haben ein besonderes Selbstverständnis für die Bewahrung des alten Stadtbildes in der Bürgerschaft entwickelt. Wir schätzen uns deshalb auch besonders geehrt und anerkannt, wenn die diesjährige Hauptversammlung in Gengenbach stattfindet.

Ich hoffe, daß die Auswahl der ehemaligen Reichsstadt ein gutes Omen für einen erfolgreichen und harmonischen Verlauf der Versammlung sein wird!



*Michael Roschach
Bürgermeister der Stadt Gengenbach*

Geistlicher Rat, Pfarrer Dr. Josef Bayer (1911–1999)



Am 19. Mai 1999 starb nach kurzer Krankheit im Alter von 87 Jahren in Hohberg-Hofweier Dr. Josef Bayer. Der am 23. August 1911 in Hofweier Geborene feierte am 19. März 1939 in Freiburg seine Priesterweihe. Von 1951–1961 war er Pfarrer in Sinsheim/Elsenz, von 1961–1976 in Kappelrodeck und von 1976–1981 in Gutach/Elztal.

Sein Leben als Seelsorger war bestimmt von den Polen „Mensch – Familie – Gemeinde – Kirche – Gott“. Sein Wirken wurde überall als unermüdlich und segensreich anerkannt. In Kappelrodeck war er beispielsweise als Mensch und Priester geschätzt. Er machte sich dort vor allem in der Jugend- und Seniorenarbeit verdient. Er rief den Pfarrgemeinderat, die Lektoren und die Kommunionhelfer zu ihrer jeweiligen Verantwortung. Er förderte die kirchlichen Vereine und baute den Kindergarten St. Anna.

Seit dem Jahre 1981 verlebte Dr. Josef Bayer als Seelsorger seinen Ruhestand in Hofweier. Er verstand diesen aber immer als „Rufbereitschaft“ und als „in Reichweite sein“. So wirkte er noch bis 1999 als Seelsorger in Hofweier, Diersburg, Neuried und Heiligenzell.

Große Verdienste hatte sich der Pensionär Dr. Josef Bayer jedoch um die Erforschung der Heimatgeschichte von Hofweier, Diersburg und Niederschopfheim erworben. Seine Ergebnisse trug er nicht nur in zahlreichen Vorträgen vor der Mitgliedergruppe Hohberg des Historischen Vereins für Mittelbaden vor, sondern er veröffentlichte diese auch in Buchform oder Zeitschriftenaufsätzen. Noch im Frühjahr 1999 hielt er einen Vortrag zur Geschichte der Gesamtgemeinde Hohberg – im Festzelt.

Seine historischen Forschungen begann er im Kriege nach seiner Priesterweihe. Er promovierte an der Kath. Theologischen Fakultät in Freiburg über den Abt Martin Gerbert von St. Blasien. Seine seelsorgerliche Arbeit unterbrach die Geschichtsforschung bis nach seiner Pensionierung 1981.

Seine Veröffentlichungen in unserer Zeitschrift „Die Ortenau“ begannen 1984 mit Beiträgen über die Wasserschlösser in Hofweier, die Burg in Niederschopfheim sowie das Herrenhaus Philippshof und das Schloß Diersburg im Burgenband.

Ein Jahr später publizierte Dr. Bayer einen Aufsatz über die Schule in Hofweier. Den für diese Gemeinde wichtigen Pfarrer Phil. Jakob Schmautz aus dem 18. Jahrhundert bearbeitete er 1986. Ein Jahr später folgte ein Aufsatz über die Kirchenordnung in Niederschopfheim.

Zusammen mit seinem Bruder Michael veröffentlichte Dr. Josef Bayer 1987 die Wappen-Grenzsteine in Hohberg. Im Jahre 1988 widmete er sich dem Armenfond Hofweier.

Da Dr. Josef Bayer während seiner Pfarrer-Zeit in Kappelrodeck auch Spiritual in der Lenderschule Sasbach war, war es ihm 1989 ein Anliegen, F. X. Lender in einem Kurzporträt darzustellen. Ein Jahr später befaßte er sich mit einer Klage des Hofweierer Pfarrers Jakob Siebert im Jahr 1796. Die Ungarnauswanderer aus Hofweier und deren Schicksal interessierten ihn 1991. Im Jahre 1992 informierte er über die Entwicklung der Volksschule Hofweier im endenden 19. Jahrhundert.

Nachdem Dr. Josef Bayer zusammen mit seinem Bruder Michael im Jahre 1984 die Geschichte Diersburgs aufgearbeitet hatte, zeichnete er 1994 die Entstehung der katholischen Pfarrei in Diersburg nach. Einen Kurzvortrag vor der Mitgliederversammlung setzte er 1997 um in einen kleinen Aufsatz über die Diersburger Tracht.

Zuletzt hatte ihn noch die Erforschung der Revolution 1848/49 gereizt.

Überrascht stellte er eine Fülle von Informationen darüber fest und veröffentlichte diese im Jahre 1998 in der „Ortenau“.

Herr Geistlicher Rat Dr. Josef Bayer wurde wegen seiner Verdienste um die Heimatgeschichte und seinem großen Engagement um das Gemeinwohl zum Ehrenbürger von Hohberg sowie zum Ehrenmitglied des Hist. Vereins Hohberg ernannt. Ihm gebühren unsere Hochachtung und unser stetes Gedenken.

Dr. Dieter Kauß

Am 19. Juni 1999 durfte Herr Josef Krausbeck, Wolfach, seinen 90. Geburtstag feiern. Zu diesem Anlaß übersandte ihm, da er verhindert war, persönlich zu gratulieren, unser Präsident folgendes Schreiben.



Sehr geehrter,
lieber Herr Krausbeck,

zum 90. Geburtstag gratuliere ich Ihnen als Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden sowie persönlich ganz besonders herzlich. Ich wünsche Ihnen Gottes Segen, eine gute Gesundheit und noch viel Elan für das, was Sie schaffen und lieben.

Verbunden mit diesen Wünschen danke ich Ihnen für Ihre Mitgliedschaft in unserem Verein seit Bestehen der Mitgliedergruppe in Wolfach. Dank gilt Ihnen für die Verantwortung, die Sie für diese Gruppe als deren Vorsitzender von 1952 bis 1984 übernommen haben. Gerne erinnere ich daran, daß wir zu Ihrer Zeit drei Mal in Wolfach unsere Mitgliederversammlung des Gesamtvereins abhalten durften und konnten.

Ferner waren Sie ein fundierter Autor in unserer Zeitschrift „Die Ortenau“.

Dies war Grund genug, Ihnen im Jahre 1975 unsere Ehrenmitgliedschaft zu verleihen. Sie sollte das würdigen, was Sie für uns auch noch waren: Motor und Förderer des Wolfacher Heimatmuseums, feinfühligster Restaurator der Wolfacher Schloßkapelle, Initialzähler der Wolfacher Fasnet und 25 Jahre lang Denkmal- und Heimatpfleger im Landkreis Wolfach. Dafür gilt Ihnen auch heute höchste Anerkennung und bester Dank.

Ich wünsche einen schönen Geburtstag und verbleibe mit herzlichen Grüßen

Dr. Dieter Kauf

Walter Ernst Schäfer zum 70. Geburtstag

Dr. Hans-Joachim Fliedner



Der Historiker und Politikwissenschaftler Martin Greiffenhagen schreibt in seiner autobiografischen Studie zum Jahrgang 1928, daß diesem etwas Besonderes anhafte: einerseits ist dieser Jahrgang noch durch die nationalsozialistische Indoktrination gegangen und wurde in jugendlichem Alter noch in einen verbrecherischen Krieg geschickt; andererseits hatte dieser Jahrgang zumeist das Privileg, ohne Kriegsgefangenschaft heimzukehren und bald nach dem Krieg in einem werdenden demokratischen Gemeinwesen auf der Grundlage der schweren Lebenserfahrung der NS-Zeit eine neue, von humanen geistigen Werten

geprägte, Existenz zu gründen. Der Verfasser dieser Gratulation, selbst Jahrgang 1940, lernte zu Beginn seines Studiums noch Studenten als Kommilitonen kennen, die diesem Jahrgang angehörten und am Ende eines lang andauernden Studiums standen. Sie waren, weit mehr als es der Altersabstand von gut einem Jahrzehnt zuließ, reifer und erfahrener als die nachwachsenden Studentengenerationen.

Walter Ernst Schäfer, geboren am 29. Dezember 1928 in Karlsruhe, ist ein herausragender Vertreter dieser mit dem Krieg konfrontierten Generation. Im Januar 1945 wurde er als Luftwaffenhelfer eingezogen und noch an die Ostfront kommandiert. Dort wurde er schwer verwundet. Nach seiner Heimkehr nahm er das Studium der Germanistik, Romanistik und Geschichte auf und schloß dieses im Jahre 1955 ab. Während des Studiums, welches ihn vor allem auch mit Geistesgut des in der NS-Zeit als „Erbfeind“ geschmähten französischen Volkes zusammenbrachte, bekam er ein Stipendium an die Universität Aix-en-Provence. Diese damals noch seltenen Stipendien halfen wesentlich, den Blick zu weiten. Dies ermöglichte ihm später auch, für zwei Jahre am Goethe-Institut in Marseille zu wirken. Neben der französischen Literatur widmete er sich vor allem dem Studium der Barockliteratur und legte eine Promotion bei einem der renommiertesten Barockforscher, Professor Günther Weydt, im Jahre 1957 vor. Nach Lehrtätigkeiten in Freiburg und am deutschen Seminar der Universität Freiburg nahm Walter Ernst Schäfer 1973 einen Ruf auf die Stelle eines Professors für Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik an der pädago-

gischen Hochschule Schwäbisch Gmünd an. Dort wirkte er bis zu seiner Zur-Ruhe-Setzung.

Ich selbst lernte Walter Ernst Schäfer bei der Vorbereitung auf die Offenburger Grimmelshausen-Ausstellung kennen. Bei einem Symposium in Münster hielt er einen äußerst anregenden Vortrag zu Satyrgestalten und der Satire. Mein erster Schriftverkehr mit ihm rührt noch aus dem Grimmelshausenjahr 1976 her: Schäfer machte mich auf zwei Bücher aufmerksam, die auf einer Auktion in Basel zu erwerben waren. Wenigstens eines der Bücher, eine *Simplicissimus*-Ausgabe, konnte ich dann im Auftrage von Senator Dr. Franz Burda ersteigern. Von da an riß der Kontakt nicht mehr ab. Diese persönlichen Begegnungen veranlassen mich, vor die wissenschaftliche Würdigung eine persönliche Beobachtung zu setzen.

Walter Ernst Schäfer, der in seiner Jugend kennengelernt hatte, wohin blinder Gehorsam führen kann, hatte viel Verständnis für zivilen Ungehorsam und Protestbewegungen, die sich gegen eine scheinbar schlüssige Logik richteten. Die für eine Beamtenkarriere nicht förderlichen Proteste gegen die Atomrüstung und anderes wurden von ihm gebilligt und auch mitgetragen. Dieses skeptische, zum Pazifismus neigende Element gegen jede Form obrigkeitstaatlichen oder gar militärgläubigen Denkens ist ein wesentliches Element seiner Persönlichkeit. Seine wissenschaftlichen Werke befassen sich überwiegend mit Fragen der Barockliteratur. Hier sind es vor allem die Werke von Grimmelshausen und Moscherosch, die Ausgangspunkt für seine Publikationen sind. Grimmelshausen als der Schriftsteller des Krieges Deutscher Literatur schlechthin, ist natürlich der geeignete Gegenstand für einen Menschen, der ebenfalls in seiner Jugend in die Wirrnisse eines mörderischen Krieges geworfen wurde. Die wichtigsten Romanfiguren von Grimmelshausen, der *Simplicissimus*, die *Courasche* und der *Springinsfeld* beschreiben Jugendliche, die jäh in die Wirren eines verheerenden Krieges geworfen werden. Der Blick für die Satire kennzeichnet aber gleichzeitig die ironische Distanz, die Walter E. Schäfer zu manchen Dingen entwickelte, und die auch den Romanhelden *Simplicius Simplicissimus* charakterisiert.

Mit größter Faszination kann man nur seine ausgereifte Moscherosch-Biografie lesen. Sie schildert das Schicksal eines Schriftstellers aus dem Dreißigjährigen Krieg, der in wirren Zeiten die nackte Existenz sichern mußte. Diese packende Lektüre eines Lebens im 17. Jahrhundert ist gleichzeitig eine Anregung, Stationen dieses Lebensweges (Finstingen und Kriechingen) einmal zu besuchen.

Zahlreiche wissenschaftliche Beiträge – auch in der ORTENAU – und nicht zuletzt Vorträge, die Walter E. Schäfer (in einer Zeit, die eigentlich kaum mehr Vorträgen gegenüber aufgeschlossen ist) hält, runden das Bild dieses Pädagogen, homo politicus und Wissenschaftlers ab.

Der Historische Verein für Mittelbaden wünscht ihm im Kreise seiner Familie noch viele Jahre segensreichen Schaffens im Ruhestand.

Die wichtigsten Arbeiten Prof. Dr. Walter Ernst Schäfers

1. Zu Grimmelshausen und seinem Werk:

Die sogenannten ‚heroisch-galanten Romane‘ Grimmelshausens. Untersuchungen zur antihöfischen Richtung im Werk des Dichters. Diss. Bonn 1957

Die Quellen zu Grimmelshausens Schriften in der Bibliothek des Gymnaiums in Rastatt. In: Humanitas. 150 Jahre Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt, Rastatt 1958, S. 70–73

Laster und Lastersystem bei Grimmelshausen. In: Germanisch-romanische Monatsschrift 43, N.F. 2 (1962), S. 233–243

Tugendlohn und Sündenstrafe in Roman und Simpliciana. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 85 (1966), S. 481–500

Der Satyr und die Satire: zu Titelkupfern Grimmelshausens und Moscheroschs. In: Rezeption und Produktion zwischen 1570 und 1730. Festschrift für Gunther Weydt, hrsg. v. Wolf-dietrich Rasch, Hans Geulen und Klaus Haberkamm. Bern, Münster 1972, S. 183–232

Grimmelshausen und der oberrheinische Landadel in den Jahren vor Beginn der Eroberungskriege Ludwigs XIV. In: Simpliciana 10 (1988), S. 349–363

Grimmelshausen in Nürnberg? Über die Verbindung zu den Freiherrn von Crailsheim. In: Die Ortenau 70 (1990), S. 130–145

Moscherosch und Grimmelshausen im Urteil Tiecks und Eichendorffs. Ansätze für eine vergleichende Rezeptionsforschung. In: Europäische Barock-Rezeption, hrsg. v. Klaus Garber, Teil 1, Wiesbaden 1991, S. 513–526

Dr. Johann Küffer (1614–1674). Prototyp der sozial aufsteigenden Akademikerschicht des 17. Jahrhunderts. In: Die Ortenau 72 (1992), S. 124–137

Der Dreißigjährige Krieg im ‚Soldatenleben‘ Moscheroschs und den simplicianischen Erzählungen Grimmelshausens. In: 1648. Krieg und Frieden in Europa. Textband der Europa-ratsausstellung 1998 Münster/Osnabrück, Bd. 2 (Kunst und Kultur), S. 339–345

2. Zu Johann Michael Moscherosch und seinem Werk:

Der Satyr und die Satire (s. Grimmelshausen)

J. M. Moscherosch, In: J. M. Moscherosch. Barockautor am Oberrhein. Satiriker und Moralist. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Offenburg, hrsg. v. d. Bad. Landesbibliothek. Karlsruhe 1981, S. 20–29

Eine vergessene konfessionspolemische Schrift von J. M. Moscherosch. In: Wolfenbütteler Barock-Nachrichten 9 (1982), S. 427–428

Zwischen Freier Reichsstadt und absolutistischem Hof. Lebensräume Moscheroschs. In: Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins 130 (1982), S. 167–180

Johann Michael Moscherosch. Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter. München 1982 (239 S., vergriffen)

Feder und Schwert, Satire und Richteramt: Johann Michael Moscherosch (1601–1669). In: Allmende 3 (1983), H. 2, S. 92–102

Die Lyrik J. M. Moscheroschs. In: Daphnis 14 (1985), S. 134–146

J.M. Moscherosch in Willstätt, hrsg. v. d. Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Gedenkstätten in Baden-Württemberg. Marbach 1993 (= Spuren 23)

Die pommersche Herrschaft in Finstingen (Fénétrange) in Lothringen. In: Pommern in der Frühen Neuzeit. Literatur und Kultur in Stadt und Region. Hg. v. Wilhelm Kühlmann und Horst Langer. Tübingen 1994, S. 293–304

Moscheroschs sprachhistorische Notizen zur alt- und mittelhochdeutschen Literatur. In: Etudes Germaniques 50 (1995), S. 595–612

zusammen mit Arnim Schlechter: Stammbuchblätter von J. M. Moscherosch und Johannes Witsch. In: Daphnis 24 (1995), H. 4, S. 700–723

Der Dreißigjährige Krieg im ‚Soldatenleben‘ Moscheroschs (s. unter Grimmelshausen)

Unter Räufern. J. M. Moscheroschs ‚Soldatenleben‘, hrsg. v. W. E. Schäfer. Karlsruhe 1996 (derzeit vergriffen, 2. Auflage möglich)

3. Zu Quirin Moscherosch und seinem Werk:

Quirin Moscherosch als Poet am Hof in Rheinbischofsheim. In: Daphnis 15 (1986), S. 73–94

Johann Hübner, ein blinder Nürnberger Musiker und Poet, Schüler Quirin Moscheroschs (1631–?). In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 81 (1994), S. 73–92

4. Zur Geschichte und Literatur der Ortenau:

Literatur im deutschen Südwesten. In: Allmende 20 (1988), S. 105–109

Eichrodts Gedicht „Hohengeroldseck“ – ein „höherer Blödsinn“? In: Ludwig Eichrodt 1827–1892. Herr Biedermaier und seine Welt. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek. Karlsruhe 1992, S. 99–111

Vom Adjutanten Bernhards von Weimar zum Grundherrn am Oberrhein: Johann Christoph von der Grün (1603–1666). In: Die Ortenau 74 (1994), S. 389–400

Gotthold Friedrich Stäudlins ‚Klio‘. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 144 (1996), S. 315–337

Gotthold Friedrich Stäudlin – Ein „heimatloser Linker“. In: Allmende 17 (1997), S. 249–267

Der Preuße. Ein Roman aus dem Lahrer Milieu von René Schickele. In: Geroldsecker Land 41 (1999), S. 171–178

Friedrich von Stein, Amtmann der Ämter Steinbach, Bühl, Großweier 1632–1634. In: Die Ortenau 70 (1999), S. 423–438.

Otto Ludwig, Wild- und Rheingraf, Oberbefehlshaber der schwedischen Truppen am Oberrhein 1632–1634 (erscheint demnächst in der Revue d’Alsace)

5. Zu Johann Peter Hebel und seinem Werk:

„Ein gutes Rezept“ – eine Wanderanekdote bei J. P. Hebel und Gottlieb Konrad Pfeffel. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 142 (1994), S. 199–213

(wieder gedruckt in: J. P. Hebel. Unvergängliches aus dem Wiesental, hrsg. v. Carl Pietzker und Günter Schnitzler, Freiburg 1996, S. 241–261)

Hebel, der Glücksspieler. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 145 (1997), S. 249–267

Laudatio auf Dr. Hans-Joachim Fliedner zum Gustav-Heinemann-Bürgerpreis 1999 am Montag, 17. Mai 1999, Schloß Rastatt

Prof. Dr. Eberhard Jäckel

Im Jahr nach seiner Wahl zum Bundespräsidenten, 1970 also, reiste Gustav Heinemann an mehrere Orte, um zu erkunden, wo an die demokratischen Traditionen in der deutschen Geschichte sichtbar erinnert werden könnte. Hambach kam in Betracht. Die Wahl fiel auf Rastatt. Den Ausschlag gab nicht, daß hier sein „Familienglied“, wie er 1974 bei der Eröffnung der Erinnerungsstätte sagte, genauer (weil man es leider oft falsch liest) sein Urgroßonkel Carl Walter aus Elberfeld, von dessen Familiennamen sein zweiter Vorname abgeleitet war, 1849 gefallen, genauer an einem im Gefecht von Waghäusel erlittenen Beinschuß gestorben war. Das hatte zwar, wie man im Tagebuch des 20jährigen Studenten nachlesen kann, seine politische Grundüberzeugung geprägt, an der er sein Leben lang über alle Parteiwechsel hinweg festhielt, wie er schon 1919 schrieb: „Für Einheit und Freiheit, für Republik und Demokratie!“

Den entscheidenden Ausschlag für die Wahl von Rastatt gab aber natürlich nicht die Familiengeschichte, sondern vielmehr, daß hier, wie er sagte, für die Freiheit Blut geflossen war. Die Wahl war gut, die Erinnerungsstätte besteht nun 25 Jahre, und deswegen sind wir heute hier.

Vielleicht hätte er oder hätten wir auf jenen Erkundungsreisen auch nach Offenburg fahren sollen. Ich sage: wir, weil ich damals beteiligt war und das mögliche Versäumnis nicht Gustav W. Heinemann allein anlasten darf. Von Offenburg war im Mai 1849 die Badische Revolution ausgegangen. Dreimal – 1847, 1848 und 1849 – waren dort auf großen Volksversammlungen die Forderungen des Volkes nach Freiheit und Demokratie verkündet worden. Ein Zeitgenosse nannte deswegen Offenburg damals das „badische Bethlehem“, wo „stets der Revolutionsheiland geboren“ werde. Ich kann das nicht zitieren, ohne anzumerken, daß ich diesen Quellenfund meinem Kollegen Dieter Langewiesche verdanke, der ihn seinerseits einem anderen verdankte und ihn auf einem von Herrn Fliedner organisierten Kolloquium des Kulturamtes Offenburg im Jahre 1997 vortrug.

Aber Offenburg war damals, 1970, aus dem öffentlichen Bewußtsein in diesem Zusammenhang ziemlich verschwunden. Die Stadt rühmte sich anderer Dinge, und es lief der zugegebenermaßen törichte Witz um, sie wolle

sich zu Ehren eines sehr verdienstvollen Bürgers umbenennen – in Burda-pest. Der Witz ist, wie gesagt, töricht, und ich erzähle ihn nur, um zu verdeutlichen, welcher Wandel im öffentlichen Bewußtsein seither eingetreten ist.

Vielleicht also hätte Gustav Heinemann damals auch nach Offenburg fahren sollen, und vielleicht wären wir dann heute nicht hier, sondern dort. Es mag aber auch gut gewesen sein, daß er nicht nach Offenburg fuhr. Denn sonst würde wahrscheinlich Hans-Joachim Fliedner heute nicht mit unserem Gustav-Heinemann-Bürgerpreis ausgezeichnet.

Herr Fliedner nämlich, ein gebürtiger Hamburger, kam 1973, drei Jahre nach jenen Erkundungsreisen Gustav Heinemanns und ein Jahr, bevor die Erinnerungsstätte in Rastatt eröffnet wurde, nach Offenburg, zunächst als Leiter des dortigen Archivs, Museums und der Volkshochschule, und machte es sich dann – auch unter dem Eindruck von Heinemanns Wollen – zur Aufgabe, die vernachlässigte, verdrängte und teilweise bewußt unterdrückte Geschichte der Demokratiebewegung von 1847 bis 1849 aus der Versenkung hervorzuholen und wieder ins allgemeine Bewußtsein zu heben.

Das war ein langer Weg im Sinne jenes Wortes von Max Weber, auch aus dem Jahre 1919, das – wie Brigitte und Helmut Gollwitzer einmal schrieben – für Gustav Heinemann „lebenslang ein Leitwort“ war, „an das er sich auch in den schwierigsten Perioden seiner Laufbahn hielt“, und das lautete: „Die Politik bedeutet ein starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich.“

Nicht Leidenschaft allein, die sich oftmals überstürzt und dann nichts bewirkt, auch nicht Augenmaß allein, das oft bedenklich macht und vor lauter Bedenken zu nichts führt, sondern die Verbindung beider, „mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich“, das ist gute Politik, das war die Devise von Gustav Heinemann, und das zeichnet auch Hans-Joachim Fliedner aus.

Als Student der Geschichte, erst in Hamburg, dann in Heidelberg, ergriff ihn zunächst die Leidenschaft im wörtlichen Sinne des Leidens an der eigenen Geschichte, in die er 1940 hineingeboren worden war. Er schrieb seine Doktorarbeit, die 1971 in zwei Bänden erschien, über „Die Judenverfolgung in Mannheim 1933 bis 1945“, und er machte seitdem, auch in manchen Studienreisen nach Israel, auch in seiner Mitwirkung in einem Deutsch-Israelischen Arbeitskreis, in Offenburg und in der Ortenau die Erinnerung an jene dunkelste Zeit in der deutschen Geschichte zu einem Mittelpunkt seines öffentlichen Wirkens.

Als Wissenschaftler war er natürlich von vornherein auch dem Augenmaß verpflichtet. Maßlose Leidenschaft oder leidenschaftliche Maßlosigkeit führen in der Wissenschaft und zumal in der Geschichtswissenschaft nur zu Fehltritten. Aber ohne Leidenschaft fällt einem in der Forschung nicht das richtige Thema ein, wäre Herrn Fliedner nicht gerade dieses Thema seiner Dissertation eingefallen – oder, um noch einmal Max Weber, diesmal aus seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“, zu zitieren: „Der Einfall ersetzt nicht die Arbeit. Und die Arbeit ihrerseits kann den Einfall nicht ersetzen oder erzwingen, so wenig wie die Leidenschaft es tut. Beide – vor allem: beide zusammen – locken [den Wissenschaftler].“

Beide zusammen lockten Herrn Fliedner, zumal nachdem ihm die Leitung des Fachbereichs Kultur in der Stadtverwaltung von Offenburg übertragen worden war. Alsbald begann er Vorarbeiten und Vorgespräche darüber, wie die Geschehnisse von 1847 bis 1849 in Offenburg wieder in das öffentliche Bewußtsein gehoben werden könnten. Ganz im Sinne des langsamen Bohrens von harten Brettern vorausschauend berief er schon 1993 ein Kolloquium zum Thema „150 Jahre Deutsche Revolution“ und sagte, es handle sich um drei Aspekte: „um einen volkstümlichen Aspekt, um einen politischen und um einen wissenschaftlichen Aspekt“.

Bei dem volkstümlichen Aspekt handelte es sich, wie er damals, also vier Jahre vor dem Ereignis, sagte, um die Absicht, am 12. September 1997, dem 150. Jahrestag der ersten Offenburger Volksversammlung, „auf die bewährte badische Festtradition“ zurückzugreifen und ein Bürger- und Verfassungsfest zu veranstalten“, das dann bekanntlich mit großem Erfolg auch begangen wurde.

„Beim politischen Aspekt“ ging er davon aus (ich zitiere), „daß nur eine übergeordnete, von Bonn ausgehende, rechtzeitige Aktivität eine Chance hat, die 48er Revolution zu einem *erlebten* Bestandteil der deutschen Geschichte zu machen“. Und er fügte hinzu: „Die Notwendigkeit für eine Initiative unserer Regierung scheint uns gegeben.“ Und dann: „Der frühere Bundespräsident Gustav Heinemann hatte diese Notwendigkeit während seiner Präsidentschaft erkannt gehabt.“

Unter dem wissenschaftlichen Aspekt kamen verschiedene Veröffentlichungen, darunter zwei Bücher, zustande, nach denen Offenburg heute zu den am besten erforschten Gemeinden in der Revolutionszeit geworden ist.

Selten, so scheint mir, ist der Gustav-Heinemann-Bürgerpreis jemandem zuteil geworden, der in so enger Anlehnung die Bestrebungen Heinemanns aufgegriffen und fortgeführt hat. Das wird gleich bei der Verlesung der Urkunde noch zum Ausdruck kommen.

Ich erlaube mir, das Wirken von Hans-Joachim Fliedner noch in einer anderen Hinsicht für vorbildlich zu erklären. Der öffentliche Diskurs über die deutsche Geschichte wird bei uns seit langem und mit noch immer zunehmender Intensität von der Hitler- und Nazizeit beherrscht. Das ist grundsätzlich gut so, und ich darf mich nach meinen Arbeiten auf diesem Gebiet am wenigsten darüber beschweren.

Und doch habe ich angesichts mancher gelegentlich geradezu besessenen Einseitigkeiten mehr und mehr die Sorge, daß unser öffentlicher Diskurs die deutsche Geschichte auf jene verfluchten zwölf Jahre reduziert und alles andere in den Hintergrund drängt.

Wir brauchen den Diskurs über die Nazizeit, wir brauchen das Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin und die Pflege der Gedenkstätten. Aber wir brauchen auch die Erinnerung an die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte. Es ist richtig, daß das eine zuerst Vorrang haben mußte. Aber es ist auch richtig, daß das andere nicht vernachlässigt und überlagert werden darf.

In diesem Sinne kann Hans-Joachim Fliedner als Vorbild dienen, daß er sich nach seiner Doktorarbeit über die Judenverfolgung in Mannheim der Geschichte der Freiheitsbewegung in Offenburg zugewandt hat. Das eine war vordringlich, aber das andere war nicht weniger wichtig.

So handelte übrigens auch Gustav Heinemann, indem er als Bundespräsident natürlich manche Rede zur NS-Vergangenheit hielt und dann doch noch stärker die demokratischen Traditionen in der deutschen Geschichte und zumal in Rastatt in den Mittelpunkt rückte.

Denn hier liegen die Ursprünge unserer freiheitlichen Demokratie. Aus der Nazizeit läßt sich der Wert der Menschen- und Bürgerrechte immer nur gleichsam im Gegenbild ableiten. Wir sagen, daß wir sie besonders achten müssen, weil wir nicht vergessen, wie sie von 1933 bis 1945 mit Füßen getreten wurden. In der Freiheitsbewegung von 1847 bis 1849 aber gewinnen wir einen direkten Zugang zu ihnen, nicht aus ihrer Pervertierung, sondern aus ihrer Begründung.

Vielleicht ist das zitierte Wort vom „badischen Bethlehem“, wo „stets der Revolutionsheiland geboren“ wurde, etwas unangemessen. Revolution ist immer mit Gewalt verbunden und deswegen nicht etwas grundsätzlich Wünschenswertes. In diesem Sinne warnte auch Gustav Heinemann in der unruhigen Zeit nach 1968 immer vor der Anwendung von Gewalt und rief zu Reformen auf.

Nicht die Revolutionen als solche verdienen Lob und Preis, verdienen dankbare Erinnerung, sondern die Ziele, für die sie standen. In diesem Sinne nur, in dieser Bedeutung aber wirklich sind Offenburg und Rastatt Geburtsorte unserer Demokratie.

Im Juli werden wir an das Ende der Badischen Revolution in Rastatt denken. In diesem Saale tagte der Kriegsrat der Revolution. In diesem Saale tagte danach das Standgericht. Aber in diesem Schlosse, in seinem linken Flügel (so heißt es in den Quellen; aber von wo aus links? Etwa da, wo heute die Erinnerungsstätte ist?), befand sich während der Belagerung im Juli 1849 auch das Bureau der Redaktion einer merkwürdigen Zeitung, die „Der Festungs-Bote“ hieß. Ihr Redakteur war ein 34jähriger Mann namens Ernst Elsenhans, und er veröffentlichte in der Nr. 10 (von insgesamt 14) am 18. Juli 1849 einen Aufsatz mit dem Titel: „Was ist und was will die soziale Demokratie?“

Das ist wahrlich auch heute noch eine entscheidende Frage. Selten oder nie ist sie so schlicht, so zutreffend und so ergreifend beantwortet worden, und deswegen möchte ich einige Sätze daraus zitieren.

„Was zuerst die Demokratie betrifft“, schrieb Elsenhans, „so ist dieselbe diejenige Regierungsform, bei welcher das Volk selbst, d.h. sämtliche Bürger zusammengenommen, die höchste Gewalt ausübt.“ Sämtliche Bürger, das heißt, gleiches Wahlrecht für alle. Das ist uns heute selbstverständlich. Aber damals war es revolutionär. Dann fuhr Elsenhans fort:

„Die Demokratie an sich wird uns weder Arbeit noch Brod geben, sie wird unsere fälligen Zinsen nicht bezahlen, sie wird uns nicht von Sorgen und Leiden befreien, denn sie stößt bei der Lösung ihrer Aufgabe, das Volk zur Herrschaft zu bringen, stets auf das Mißverhältniß des Eigenthums, des Besitzes.“ Auch das klingt uns heute vertraut. Gleichheit ist mehr als die Gleichheit des Wahlrechts. Dazu Elsenhans weiter:

„Diese Ungleichheit, dieses Mißverhältniß sucht nun der Sozialismus durch Herstellung der Gleichheit aufzuheben.“ „Die Gleichstellung der Arbeit also mit dem Kapital, mit andern Worten die Organisation der Arbeit, und in Folge davon die Aufhebung des ungeheuren Mißverhältnisses zwischen den Besitzenden und Nichtbesitzenden, dem sogenannten Proletariat, ist es, womit sich der Sozialismus beschäftigt, [. . .].“ Das nennen wir heute soziale Marktwirtschaft. Und noch einmal Elsenhans:

„Der Sozialismus in Verbindung mit der Demokratie erscheinen allen denkenden Menschenfreunden als die Mittel, durch welche es uns gelingen könne, endlich in das gelobte Land der Freiheit, Gleichheit und Brüder-

lichkeit ein[zu]treten, und es wird ihnen gelingen, die Menschen zu diesem Ziele zu führen [. . .], und wenn das ganze jetzt lebende Geschlecht darüber aussterben sollte. Denn die Wahrheit siegt zuletzt immer, die Wahrheit wird uns frei machen, und sie ist es, welche den demokratischen Sozialisten zur Richtschnur dient.“

Das ist hier in diesem Schlosse geschrieben worden. Drei Wochen später, am 6. August 1849, stand Ernst Elsenhans als erster Angeklagter hier in diesem Saale vor dem Standgericht. Die Verhandlung war kurz. Es wurden verschiedene Aufsätze aus dem „Festungs-Boten“ als Beweismittel vorgelesen. Dann wurde Ernst Elsenhans zum Tode durch Erschießen verurteilt. Das Urteil wurde am nächsten Morgen vollstreckt. Das meinte Gustav Heinemann, als er sagte, hier sei für die Freiheit Blut geflossen.

125 Jahre später, am 26. Juni 1974, eröffnete er hier – leider nicht in diesem Saale, der damals noch nicht wieder benutzbar war – die Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte.

Hier, an diesem Geburtsort der freiheitlichen und sozialen Demokratie, erhält Hans-Joachim Fliedner nun den Gustav-Heinemann-Bürgerpreis 1999 für seine Verdienste um die Wahrung dieser Tradition. Ich denke, daß ich im Namen von Ihnen allen spreche, wenn ich ihm und uns dazu gratuliere.



Am 17. Mai 1999 wurde Dr. Hans-Joachim Fliedner der Gustav-Heinemann-Bürgerpreis verliehen. Die Bundesministerin der Justiz, Prof. Dr. Herta Däubler-Gmelin, überreichte den Preis im Ahnensaal der Rastatter Residenz.

Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelbaden 1998/99

Manfred Hildenbrand

Die Jahresversammlung der 33 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden fand am 18. Oktober 1998 in Bad Rippoldsau-Schapbach statt. In seinem Rechenschaftsbericht bei der Geschäftlichen Sitzung im Gasthaus „Sonne“ im Ortsteil Schapbach stellte Präsident Dr. Dieter Kauß das Motto des Historischen Vereins für Mittelbaden zur Millenniumsfeier vor. Es lautet: „In den Spuren der Geschichte zum dritten Jahrtausend – Ereignisse und Persönlichkeiten“. Eine Arbeitsgruppe des Historischen Vereins habe auf Bitten des Landrats des Ortenaukreises Günter Fehringer dieses Motto vorgeschlagen. Mit ihm ließen sich, so betonte Dr. Kauß, nicht nur Rückblicke in die Vergangenheit, sondern auch Ausblicke in das nächste Jahrtausend erarbeiten.

Dr. Kauß blickte auf ein arbeitsreiches Vereinsjahr zurück, das von zahlreichen Aktivitäten der Mitgliedergruppen zur badischen Revolution 1848/49 geprägt war. Ausführlich habe man in den verschiedenen Gremien des Historischen Vereins den Status der Mitgliedschaft im Historischen Verein erörtert, da in zahlreichen Orten der Ortenau konkurrierende Heimatvereine entstanden seien. Die Fachgruppe „Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte in der Ortenau“ plane für das Jahr 2000 eine Ausstellung über das Thema „Juden in der Ortenau“. Nach wie vor pflege der Historische Verein für Mittelbaden gute Kontakte zu den elsässischen Geschichtsvereinen, deren Präsident Jean Claude Hahn aus Straßburg anwesend war.

Der Kassenbericht von Geschäftsführer Theo Schaufler bewies, daß die Kassengeschäfte bei ihm in guten Händen sind. Die beiden Kassenprüfer Dr. Fritz Ebner und Werner Scheurer bestätigten eine einwandfreie Kas senführung. Geschäftsführer Theo Schaufler kündigte an, daß der Mitgliedsbeitrag, der seit 1988 unverändert 30 Mark betrage, im Jahr 2000 erhöht werden müsse, da das umfangreiche Jahrbuch „Die Ortenau“ mit dem bisherigen Beitrag nicht mehr finanziert werden könne. Die Mitgliederzahl des Historischen Vereins für Mittelbaden ist nach den Worten von Theo Schaufler erneut gestiegen und betrage nun 3644. Damit sei der Historische Verein einer der größten Geschichtsvereine Deutschlands. Die größten Mitgliedergruppen seien Kehl-Hanauerland (380 Mitglieder), Offenburg (262), Rheinau (224), Achern (198) und Haslach (176).



Der Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden Dr. Dieter Kauß, der Landrat des Kreises Freudenstadt Gerhard Mauer und der Bürgermeister der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach Ralf B. Herden bei der Festsitzung anlässlich der Jahresversammlung 1998 (von links)

Foto: Manfred Hildenbrand

Nach den Ausführungen von Redakteur Karl Maier ist das Jahrbuch „Die Ortenau“ 1998, das als Sonderband zur 48er Revolution erschienen ist, sehr gut aufgenommen worden. Man werde auch noch im Jahrbuch 1999 Aufsätze zur badischen Revolution 1848/49 in der Ortenaulandschaft bringen. Karl Maier kündigte an, daß er im Jahr 2000 sein Amt als Redakteur des Jahrbuchs zur Verfügung stellen werde. Nach einem geeigneten Nachfolger werde bereits gesucht.

Beim Empfang der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach stellte Bürgermeister Ralf Herden seine Doppelgemeinde vor. Die Festsitzung, die ebenfalls im Gasthaus „Sonne“ stattfand, begann mit Grußworten des Vorsitzenden der örtlichen Mitgliedergruppe Johannes Furtwängler, des Landrats des Kreises Freudenstadt Gerhard Mauer sowie des Präsidenten Dr. Dieter Kauß. Den Festvortrag hielt Oberstudiendirektor i. R. Adolf Schmid aus Freiburg über das Thema „Reformen ja, aber Revolution? – Das obere Wolfstal war 1848/49 kein potentieller Brandherd“. Die musikalische Ausgestaltung der Festsitzung erfolgte durch den Männerchor „Freundschaft“

unter seinem Dirigenten Herbert Meßmer. Am Nachmittag informierte Bürgermeister Ralf Herden über das Thema „Bad und Wallfahrt“. Anschließend besichtigte man die Wallfahrtskirche in Bad Rippoldsau.

Die Frühjahrstagung der 33 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden fand am 13. März 1999 im Handwerker-Museum in Kehl-Kork statt. Präsident Dr. Dieter Kauß wies erneut auf die Vereinsbibliothek hin, die im Gebäude des Handwerks-Museums untergebracht und jeden Samstag von 10 bis 16 Uhr geöffnet ist. Die umfangreiche Vereinsbibliothek erfreue sich eines guten Besuchs.

Ausführlich berichteten die Leiter der neun Fachgruppen über ihre Arbeit. Dr. Ewald Hall von der Fachgruppe „Flurnamen und Mundart“ kündigte an, daß man die Erfassung der Fischer-Sprache am Rhein plane. Die Fachgruppe „Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte der Juden in der Ortenau“ wird, so Jürgen Stude, in Zusammenarbeit mit der Mitgliedergruppe Hohberg die Geschichte der Diersburger Juden erforschen und darüber im November 1999 eine Publikation herausbringen. Der Historische Verein für Mittelbaden wolle sich, so führte Präsident Dr. Kauß aus, sofern die Mitgliedergruppen mitzögen, finanziell an der Renovierung der Synagoge in Kippenheim beteiligen

Tätigkeitsberichte der Mitgliedergruppen

Achern

Traditionell gab eine Reihe von Vorträgen, ergänzt durch mehrere Exkursionen, auch 1998 dem Jahresprogramm sein besonderes Gepräge. Lag der Schwerpunkt zu Beginn des Jahres auf Veranstaltungen, die an die Badische Revolution von 1848/49 erinnerten, so stand die zweite Hälfte ganz im Zeichen Acherner Geschichte in der Zeit der Nazi-Diktatur.

Bei seinem Vortrag „Die Wirtschaftskrise und die Revolution 1848/49 in Achern“, mit dem Horst Brombacher am 22. Januar die Veranstaltungsreihe 1998 eröffnete, führte der Redner die Zuhörer zu der grundlegenden Erkenntnis, daß Achern und seine Revolution nicht als Sonderfall, sondern als Musterbeispiel gesehen werden kann.

Im Jahr 1998 hätte Bertolt Brecht, der verwandtschaftliche Beziehungen zu Achern hatte, seinen 100. Geburtstag feiern können. Dies nahm die Ortsgruppe zum Anlaß, durch einen Vortrag des bedeutenden Schriftstellers zu gedenken. Götz Bubenhofer aus Achern, ein anerkannter Brecht-Experte, zeichnete bei seinem Vortrag am 12. März ein faszinierendes Lebensbild des eigenwilligen Dichters.

Ein weiteres Mal stand das Gedenken an die Revolution 1848/49 im Mittelpunkt einer Veranstaltung der Mitgliedergruppe, als eine größere Gruppe am 25. April nach Karlsruhe aufbrach, um dort die „Landesausstellung 1848/49 – Revolution der Deutschen Demokraten in Baden“ zu besuchen.

In fürstlicher Pracht und mönchischer Strenge präsentierten sich in diesem Jahr die Reiseziele der alljährlich stattfindenden Tagesexkursion der Acherner Ortsgruppe, die am 16. Mai durchgeführt wurde. Der Besuch von Schloß und Garten in Schwetzingen sowie eine Führung durch das Kloster Maulbronn hinterließen bei den Teilnehmern bleibende Eindrücke.

Welch überragende Faszination der Illenauer Friedhof auf zahlreiche Bewohner Acherns und Umgebung ausübt, wurde offenbar, als sich am 13. Juni über 100 Teilnehmer dem durch Oberstudiendirektor i. R. Hugo Huber, Achern, geführten Rundgang durch diese ehrwürdige Stätte anschlossen. Vor allem waren es alte Grabsteine, die durch ihre aussagestarke Symbolik Geschichte allgemein wie auch Lebensschicksale einzelner Menschen lebendig werden ließen.

Im Rahmen der Generalversammlung der Ortsgruppe, die am 16. September stattfand, hielt Horst Brombacher ein Referat zu dem Thema „Die Panzerschlacht von Hatten“. Er konnte dabei aufzeigen, daß dieses Ereignis zu Beginn des Jahres 1945 Auswirkungen bis nach Achern hatte. Am 19. September wurde dann eine Exkursion zur Besichtigung der Kampfstätten und des Großunterstandsmuseums in Hatten durchgeführt.

Noch einmal stand ein Abschnitt der jüngsten Geschichte Acherns im Mittelpunkt eines Vortrages. Realschulrektor Friedrich Peter stellte in Text und Bild Zustände, Vorgänge und Entwicklungen dar, die sich während des Übergangs zur Herrschaft des Nationalsozialismus in der Hornisgründestadt ereigneten. Sein Referat „Zeitenwechsel: Machtübernahme in Achern (1929 bis 1934)“, von ca. 50 Dias mit bisher unbekanntem Bildmaterial begleitet, stieß auf sehr großes Interesse.

Elmar Gschwind



Appenweier

Die Mitgliedergruppe beteiligte sich an der Revolutionsfeier der Gemeinde Zusenhofen und restaurierte zusammen mit der katholischen Kirchengemeinde, dem Landesdenkmalamt und privaten Spendern eine wertvolle barocke Kreuzigungsgruppe bei der katholischen Pfarrkirche. Daneben wurden die üblichen Arbeiten, die im Gemeinde-, Pfarr- und Vereinsarchiv anfielen, erledigt.

1998 verstarb unser Mitglied Karl Krauss.

Karl Maier

Bad Peterstal-Griesbach

Acht-Tage-Fahrt vom 25. 8.–1. 9. 1998 ins Erzgebirge.

1. Tag: Fahrt nach Lauter ins Ferienhotel als Standquartier und Ausgangspunkt für die täglichen Exkursionen mit dem Bus.
2. Tag: Annaberg-Buchholz, St. Annenkirche (größte spätgotische Hallenkirche Sachsens: Walker-Orgel). Oberwiesenthal (Ski-Museum), Fichtelberg.
3. Tag: Freiberg Dom (Goldene Pforte, Tulpenkanzel, Bergmannskanzel, Triumphkreuzgruppe, Silbermann-Orgel). Seiffen (Spielzeugmuseum).
4. Tag: Dresden Frauenkirche (im Wiederaufbau), Brühlsche Terrasse, Zwinger, Alt- und Neustadt.
5. Tag: Meißen. Moritzburg. Radebeul (Karl-May-Museum). Bastei.
6. Tag: Aue. Schwarzenberg (St. Georgenkirche).
7. Tag: Schneeberg (Wolfgangskirche, zweitgrößte gotische Hallenkirche im Erzgebirge; zwölfteiliger Flügelaltar von Lucas Cranach d.Ä.). Frohnau (Technisches Denkmal, Frohnauer Hammer). Geyer (Heimatmuseum; eingestürztes Zinnbergwerk unter dem Namen Binge). Greifensteine (Klettergebiet und Naturtheater).
8. Tag: Heimfahrt.

Der Fahrt ging im August ein Informationsabend voraus. Eine Rückschau mit Dias wurde im November für die Fahrtteilnehmer gehalten.

Siegfried Spinner

Bühl

Unseren Mitgliedern und Gästen wurde 1997 ein reichhaltiges und abwechslungsreiches Programm geboten.

Am 26. 4. führte uns unser Mitglied Frau Hilde Dold nach Rastatt und erläuterte die eindrucksvolle Schloßanlage. Unter ihrer kundigen Leitung konnten wir auch am 14. Juni die dortigen Festungsanlagen besichtigen. Zu diesem Rahmen paßte dann der gut besuchte Vortrag unseres Mitglieds G. Mohr über die Revolution 1848/49, ihre Ursachen und sozialen Hintergründe in Bühl und Umgebung im Schloß Waldsteg. Am 19. 7. besichtigten wir unter der Leitung des Referenten Wehranlagen in der Bühler Region: eine bislang unbekannte Motte bei Weitenung, den Burgstadel Bärenstein und Schloß Waldsteg. Am 1.–2. August zog das Burgfest auf Altwindeck wieder zahlreiche Besucher an. Auf einem von der Ortsgruppe betreuten Stand waren zahlreiche Schautafeln von Burgen aus Baden, dem Elsaß und der Schweiz ausgestellt. In historischen Kostümen informierten

u. a. E. Schempp, R. Schmidt, R. Schindler und R. Güssregen, der die Zusammenarbeit mit den befreundeten Vereinen organisiert hatte, die Besucher. Schließlich konnten sich Interessenten auch über die Geschichte Gernsbachs (Vortrag unseres Mitglieds R. Hennl am 21. 10.) und die ältere Geschichte von Altschweier (Vortrag von S. Gartner im Rahmen eines von R. Seibicke organisierten Heimatabends in der Rohrhirschmühle unseres Mitglieds E. Venz) informieren.

Dr. S. Gartner

Ettenheim

Im März 1998 übergab Naftali Bar-Giora Bamberger die fertiggestellte Dokumentation über den jüdischen Friedhof in Schmieheim an Bürgermeister Willi Mathis von Kippenheim. Voraussichtlich 1999 soll das geplante Memorbuch erscheinen. An der photographischen Dokumentation der etwa 2500 Grabsteine war auch der Historische Verein Ettenheim beteiligt.

Die Veranstaltungen des „Ettenheimer Kulturherbstes“ vom 14. 10. 1998 bis 5. 11. 1998 waren der 48er-Revolution gewidmet. In einer Ausstellung aller Ettenheimer Schulen im Bürgersaal zu verschiedenen revolutionären Ereignissen seit der Französischen Revolution übernahmen unsere Mitglieder Ulrich Rospleszcz und Berthold Obergföll, unterstützt von Franz Söll, die Darstellung der 48er Revolution. Außerdem organisierte unser Mitglied Thomas Dees eine „revolutionäre“ Stadtführung und einen Vortragsabend. Für die Stadtführung wurden an den Häusern und Plätzen der Stadt, wo revolutionäre Versammlungen stattgefunden hatten, Freiheitsbäumchen aufgestellt, die von Schülern der Heimschule St. Landolin unter Anleitung von Handarbeitslehrerin Rita Weber geschmückt worden waren. An den Bäumchen hatte Thomas Dees zusätzlich sehr informative Texttafeln angebracht. An dieser Führung nahmen zweihundertfünfzig Erwachsene und Kinder teil. Schüler der Grund- und Hauptschule Münchweier spielten unter der Leitung von Sigmar Schuler an den einzelnen Stationen Szenen der Revolution nach. In seinem ebenfalls gut besuchten Vortrag mit dem Titel „Als der Sepp zum Säbel griff“ stellte Thomas Dees anhand des Schicksals von Achaz und Maria Antonia Stehlin und Seraphin Kirn äußerst lebendig die Ereignisse in Ettenheim vor 150 Jahren dar.

Auch in Mahlberg wurde an die Revolution erinnert. Josef Naudascher hielt dort zu diesem Thema im Rathaus einen hochinteressanten Vortrag. Außerdem hatte er dazu eine Ausstellung vorbereitet. Anzumerken ist, daß Josef Naudascher seit Beginn des Jahres 1998 wieder die Leitung des Oberrheinischen Tabakmuseums in Mahlberg übernommen hat.

Die katholische Pfarrgemeinde Heilig Kreuz in Münchweier feierte am 10. Oktober 1998 die Weihe einer früheren Kirche vor 900 Jahren. Emil Schwendemann, dem dieses Jubiläum ein besonderes Anliegen war, verfaßte aus diesem Anlaß eine 42seitige Festschrift. Grundlage hierfür ist die von Hubert Kewitz im Pfarrarchiv Ettenheimmünster entdeckte lateinische Weiheurkunde des Jahres 1098, deren Übersetzung und Interpretation er nach Überprüfung der Namen und Zeitangaben Emil Schwendemann zur Verfügung stellte.

Am 10. November 1998 wurde in einer Gedenkstunde vom Historischen Verein, dem Ortschaftsrat und der Kath. Pfarrgemeinde Altdorf unter reger Beteiligung der Bevölkerung an dem Gebäude der ehemaligen Altdorfer Synagoge eine Tafel zum Gedenken an die Zerstörung dieses Gotteshauses in der Reichspogromnacht vor 50 Jahren angebracht. Die neuen Eigentümer dieses Gebäudes, das Künstlerehepaar Isolde Wawrin und Yoshiyuki Kakedo, hatten hierfür bereitwillig die Zustimmung gegeben.

Mit einem Vortrag über die Geschichte des badischen Weines erfreute Friedrich Freiherr von Böcklin am 29. 11. 1998 zahlreiche Zuhörer im Bürgeraal. Der unterhaltsame Vortrag wurde vom Schmieheimer Männergesangsverein mit Trinkliedern umrahmt und mit einem Umtrunk mit Böcklin-Sekt aus Schmieheim abgerundet.

Im November 1998 trafen sich auf Einladung von Bürgermeister Bruno Metz eine Anzahl von interessierten Bürgern, zumeist Mitglieder des Historischen Vereins, zur Gründung eines Museumsarbeitskreises, dessen Vorsitz inzwischen Stadtrat Thomas Dees übernommen hat.

Beim Abbruch des ehemaligen Schlachthofes hinter dem Gasthaus Pflug 1998 wurde ein Sandstein aus dem 16. Jahrhundert mit der Jahreszahl 157? (letzte Zahl leider abgeschlagen) und einer Brezel gefunden (ungefähre Maße: H 40 × B 80 × T 45 cm). Dieser stadtgeschichtlich bedeutsame Stein mit dem Bäckerzeichen wurde von unserem Mitglied Dr. Reinhard Jäger mit Einwilligung des Eigentümers aus der Abbruchmasse sichergestellt und wird der Stadt für ein geplantes Museum übergeben werden. Bei diesem Stein dürfte es sich um den zweitältesten datierten Stein aus Ettenheim, der aus der Zeit vor der Zerstörung Ettenheims im 30-jährigen Krieg stammt, handeln. Der älteste bekannte Stein ist der Schlußstein auf dem Palais Rohan von 1560 mit dem Wappen des Bischofs Erasmus von Limburg (1541–1561). Auf Vorschlag von Hans-Dieter Müller, dem Eigentümer des abgebrochenen Hauses, erwarb die Stadt Ettenheim einige der größten Quader- und Bossensteine, die aus der mittelalterlichen Befestigungsanlage von Ettenheim stammen dürften. Einer der Bossensteine ist

mit einer „III“ oder einem gotischen „m“ gekennzeichnet. Das alte Stadtwappen am Eingang zum Schlachthof wurde rechtzeitig entfernt und befindet sich jetzt im Besitz der Stadt.

Zu den Ettenheimer Weintagen im Mai 1998 brachte die Stadt Ettenheim eine sehr gelungene kleine Broschüre „Barockrundgang – Mit Kardinal Rohan durch das historische Ettenheim“ heraus. Konzept und Gestaltung des mit ausgezeichneten Farbbildern der Ettenheimer Sehenswürdigkeiten geschmückten Prospektes stammen vom Ettenheimer Atelier Eschbach; den Text in der Ich-Form schrieb Hans Roschach, der „als Kardinal höchst persönlich“ durch sein Amtsstädtchen führt.

Folgende Veröffentlichungen sind zu verzeichnen: *Hubert Kewitz*, Der Historiker Johann Baptist von Weiß – Ettenheims berühmtester Sohn. Revolutionäre Träume gehörten nicht in seine Welt. In: *Badische Zeitung* vom 8. Mai 1998. *Jürgen Stude*, Judenschuel und Frauenbad. Die Geschichte der Juden in der südlichen Ortenau im Spiegel ihrer kultischen Einrichtungen. In: *Geroldsecker Land* 41 (1999), S. 117–137. Im Ettenheimer Stadtanzeiger sind folgende Arbeiten erschienen: *Thomas Dees*, Ettenheim: Eine Brutstätte der Revolution (08. 10. 1998); *Dieter Weis*, Die Ettenheimer Gastwirtschaft „Zum goldenen Kreuz“ und der Revolutionär Karl Stölker (02. 12. 98), Ettenheimer St. Michaelskapelle 300 Jahre alt (08. 10. 1998) und Rohan-Gobelin „Einzug des Markus Antonius in Ephesus“ wieder im Mannheimer Schloß (05. 03. 1998). *Emil Schwendemann*, Kath. Pfarrkirche Hl. Kreuz, St. Landelin, Münchweier, 900 Jahre, 18. 10. 1098–18. 10. 1998 (Festschrift). *Richard Zahlten*, Erzb. Geistlicher Rat Monsignore August Ruf, Stadtpfarrer in Singen, in: *Die Ermordeten – Die Gedenktafel der Erzdiözese Freiburg Maria Lindenberg*. Dold Verlag Vöhrenbach, 1998, S. 154–163. (Pfarrer August Ruf, geb . 4. 11. 1869 in Ettenheim, gest. 8. 04. 1944 in Freiburg). *Berthold Reichenbach*, *Klaus Bosch*, *Georg Gibis*, *Wilhelm Schulte-Fischedick*, *Der Kahlenberg und seine Schätze*. Herausgegeben vom Zweckverband Abfallbeseitigung Kahlenberg, Ringsheim 1998, 472 Seiten, mit zahlreichen Farbaufnahmen von Fossilien, Pflanzen und Tieren.

Bernhard Uttenweiler

Gengenbach

Auf ein reichhaltiges Jahresprogramm 1998 konnte die Mitgliedergruppe Gengenbach zurückblicken. Einige Aktivitäten sind im folgenden aufgeführt.

Dringende Erhaltungsarbeiten an der Leutkirche St. Martin. Die Nordseite des Bauwerks, in heutiger Gestalt von 1452, ist – von hohen Bäumen überschattet – in den Hang des Friedhofs gebaut. Das Mauerwerk ist feucht, rissig, der Putz fällt ab. Die Sanierung der Außenmauern soll zwei Millionen kosten. Das Hauptaugenmerk des Hist. Vereins gilt bescheidenerweise zunächst dem Innern, und hier – neben der Rokokokanzel – dem sog. Anenchörlein auf der linken Empore, die normalerweise dem Besucher nicht zugänglich ist. Das von Schnitzereien (um 1749/49) umgebene Altarbild eines unbekanntenen Meisters zeigt Anna und Joachim (in anderer Deutung: Elisabeth und Zacharias), Maria und das Jesuskind sowie das Kind Johannes mit dem Lamm. Zur dringenden Rettung des vom Wurmfraß befallenen Werkes soll eine Spendenaktion gestartet werden, die bereits am Tag des offenen Denkmals spontan 200 Mark brachte.

Mitwirkung an der neuen Satzung zum Schutz der Altstadt von Gengenbach. Die Schutzverordnung, im März verabschiedet, ist eine Balance zwischen der Bewahrung des in Jahrhunderten gewachsenen Altstadtgefüges einerseits und den Forderungen der Bewohner nach zeitgemäßer Entwicklung in technischer und ökologischer Hinsicht andererseits. Konkret gemeint sind damit u. a.: Antennen, Solaranlagen, Gaupen, Werbeanlagen. Ziel ist, die berechtigten Bedürfnisse der Gegenwart zu berücksichtigen, daß Wesen und Atmosphäre der schützenswerten Altstadt erhalten bleiben.

Zu den Ereignissen der 48er Revolution erschien als wichtiger Beitrag „Wehrhaft für die Freiheit – Revolution und Volksbewaffnung im Jahre 1848/49 in Stadt und Amtsbezirk Gengenbach“ von Franz Xaver Vollmer. Wie das vor einem Jahr erschienene „Offenburg 1848/49“ ist das Werk (und sein Autor) ein Glücksfall für die Ortenau. Daneben wurde am „Revolutionstag“ im Mai ein Volksfest gefeiert mit dem Landestreffen der Bürgerwehren, Zapfenstreich und viel Tschingtarabum. Es sollte nicht unerwähnt bleiben, daß zwanzig Jahre zuvor, am 2. Juli 1978, eine Handvoll junger Leute in Revoluzzer-Aufmachung und mit originalen Texten, Liedern und Flugblättern an das Geschehen von 48 erinnern wollten. Doch die Zeit war noch nicht reif für solch „linkes“ Gedenken – der Auftritt geriet zum „Skandal“, der den Gemeinderat beschäftigte.

Im Juli wurde der 40. Jahrestag der Städtepartnerschaft Gengenbach-Obernai festlich begangen, seinerzeit der ersten zwischen einer elsässischen und einer baden-württembergischen Stadt. Start des Jubiläums war eine gemeinsame Sitzung der Gemeinderäte beider Städte im Europaparlament. Begleitet wurden die festlichen Tage u. a. mit einer Modersohn-Ausstellung sowie der Malerfamilie gewidmeten Vorträgen und Lesungen, veranstaltet vom Museum-Arbeitskreis in Zusammenarbeit mit dem Histori-

schen Verein im Haus Löwenberg. In Verbindung damit fand im August eine Kunstfahrt nach Darmstadt statt. Dr. Benno Lehmann, Mannheim, führte zu Modersohn-Bildern in Darmstädter Museen.

Die auch durch eine Spendenaktion des Historischen Vereins ermöglichte Restaurierung des Heiligen Grabes auf dem Bergle konnte abgeschlossen und die Kapelle durch Stadtpfarrer Udo Hildenbrand feierlich eingeweiht werden.

Eine weitere erfreuliche Restauration ist zu vermelden. Die bis zur Einrüstung des Westwerks im Jahr 1995 in einer Nische über dem Hauptportal von St. Marien befindliche Winterhalder Madonna (1710/20) wartet auf ihre neue Aufstellung über der Seitentür im südlichen Langschiff von St. Martin. Man hatte aus Gründen schädlicher Witterungs- und Umwelteinflüsse Abstand genommen, sie am alten Standort wieder aufzustellen. Dafür ist jetzt eine geglückte Kopie im Barockgarten des Gemeindehauses St. Marien zu besichtigen, nur wenige Meter vom Hauptportal.

Die Arbeiten am Prälatenturm und an der Mauer, einem weiteren Sorgenkind des Historischen Vereins, ruhten, während der von Eugen Lang betreute Kräutergarten voller Leben und am Tag der offenen Gartentür Ziel vieler Blumenfreunde war.

Am Tag des offenen Denkmals konnten einige hundert interessierte Besucher gezählt werden. Führungen durch Mitglieder des Historischen Vereins wurden angeboten:

- auf dem Bergle; Heilig-Grab-Kapelle und Kapelle St. Jakob
- St. Martin und Löwenbergscher Park
- im und um den Kinzigtorturm.

Dabei fanden St. Martin und der danebenliegende Löwenbergsche Park mit seinem über hundert Jahre alten Baumbestand regen Zuspruch, vor allem deshalb, weil der Park öffentlich nicht zugänglich ist. An diesem Tag aber konnten die beiden Barockpavillons, die Rokokofiguren Mars, Minerva, Apoll und der neuerrichtete Kreuzweg in Augenschein genommen werden. Park und Gebäude, heute im Besitz des Mutterhauses der Franziskanerinnen, verdankt Gengenbach dem Geschlecht derer von Bender und in der Erbfolge von Löwenberg, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Gengenbach ansässig waren.

In St. Martin leitete Eugen Lang die Führung mit viel Detailwissen und hohem Engagement. Dabei ging er besonders auf die Werke ein, die unsere

Hilfe brauchen. Annenchörlein und Rokokokanzel (von Peter Schwab). Die neuangebrachten Kreuzwegtafeln (anstelle eines abstrakten Kreuzweges, der wegen Nicht-Akzeptanz abgehängt wurde) des elsässischen Malers Lukas Moritz Neysser (11 Stationen signiert 1824) fanden ein geteiltes Echo: der bäuerliche, nachbarocke Kreuzweg falle gegenüber den anderen Kunstwerken ab, war die vorherrschende Meinung.

Anlässlich der hundertsten Wiederkehr der – dem damaligen Zeitgeschmack huldigenden – Reromanisierung (besser wohl: Neoromanisierung) der Stadtkirche St. Marien ist ein bedeutender Beitrag von Stadtpfarrer Udo Hildenbrand et alii unter dem Titel „Bilder künden Gottes Heil“ erschienen. Hildenbrand deutet und dokumentiert (z. B. mit Bibelziten oder Biografien der Heiligen) die Wand- und Deckenmalereien von Carl Philipp Schilling, die der Fotograf auf Augenhöhe heruntergeholt hat. Der Betrachter hat die Bilder jetzt direkt vor sich, die bisher verwirrend und geheimnisvoll im Dunkel des Kirchenschiffs verborgen lagen. Eine Entdeckung.

Die ehemalige Bahnhofsgaststätte muß einer Neubebauung weichen. Während das Gebäude selbst nicht erhaltenswert ist, konnte dies von der vorgebauten, schönen Jugendstil-Veranda nicht behauptet werden. Das hatten auch andere Leute erkannt. Ohne größeren Protest wurde das Schmuckstück fachmännisch abgebaut, nach Stuttgart transportiert und ging so für Gengenbach verloren. Schade.

Der Gengenbacher Adventskalender und die Ausstellung im Museum Haus Löwenberg der vier beteiligten KünstlerInnen Buchholz, Schroeder, Berner und Scheffler fanden dieses Jahr ungeteilte, ja euphorische Zustimmung. Zu begleitenden Veranstaltungen gehörten auch Stubenmusik und Brauchtumsabend mit dem Historischen Verein, der sich auch mit Autoren an den „Gengenbacher Blättern 1998“ beteiligte.

Ebenfalls in die Weihnachtszeit fiel ein Besuch in den Werkstätten des Mutterhauses der Franziskanerinnen. Schwester Roswitha erklärte an kostbaren Exponaten die Feinheiten der Paramentenstickerei und die Kunst des Kerzenverzierens. Die Besucher waren beim Gang durch die Räume von der hohen handwerklichen Qualität, Schlichtheit und Schönheit der selbst- und fremdgefertigten Objekte beeindruckt.

In mehreren lockeren Zusammenkünften („Stammtisch“) wurde über Anregungen und Vorschläge für die weitere Arbeit diskutiert, vor allem über Thema und Durchführung der Jahresversammlung des Gesamtvereins am 17. Okt. 1999 in Gengenbach. *Hans-Jochen Schuck*

Haslach i. K.

Veranstaltungen:

19. 10. 1998: Lichtbildervortrag von Dr. Johannes Werner (Elchesheim) und Jenny Dopita über „Lucian Reich (1817–1900). Ein badischer Maler und Dichter“
23. 11. 1998: Lichtbildervortrag von Dr. Kurt Hochstuhl (Baden-Baden) über „Vom Radikalismus der kleinen Leute. Revolution in Baden 1848/49“
18. 1. 1999: Lichtbildervortrag von Manfred Hildenbrand (Hofstetten) über „Die badische Revolution 1848/49 im Kinzigtal“
22. 3. 1999: Hauptjahresversammlung der Mitgliedergruppe Haslach mit Neuwahlen des gesamten Vorstands. Der neue Vorstand setzt sich wie folgt zusammen: 1. Vorsitzender Manfred Hildenbrand, 2. Vorsitzender Karlheinz Raffalt, Kassierer Klaus Kaufmann, Schriftführer Norbert Mickenautsch, Beisitzer: Waltraud Beier, Alfred Buchholz, Helmut Fuggis, Sören Fuß, Inge Jockers, Christel Mathis. Die Zahl der Mitglieder beträgt 176. Nach den Regularien hielt Manfred Hildenbrand einen Lichtbildervortrag über „Irrtümer, Rätsel und Probleme der Geschichte Haslachs“.

Die Initiativgruppe „Gedenkstätte Vulkan“ der Mitgliedergruppe Haslach hat unter ihrem Leiter Sören Fuß 1997 und 1998 umfangreiche Vorarbeiten für die Schaffung der KZ-Gedenkstätte „Vulkan“ geleistet. Am 25. Juli 1998 konnte die Gedenkstätte auf dem Vulkangelände im Beisein von zahlreichen Vertretern des öffentlichen Lebens, der Haslacher Bevölkerung sowie über hundert ehemaligen Häftlingen der drei NS-Lager, die es 1944/45 auf Haslacher Gemarkung gegeben hat, eingeweiht werden. Für die Besucher der Gedenkstätte hat die Mitgliedergruppe Haslach die fünfzehnteilige Broschüre „Gedenkstätte Vulkan – Haslach im Kinzigtal“ veröffentlicht, die beim Verkehrsamt der Stadt Haslach, Altes Kapuzinerkloster, 77716 Haslach i. K., Tel.: 0 78 32 / 7 06 72, zu haben ist.

Manfred Hildenbrand

Hausach

Zusammen mit den Burgbläsern und den Burgfrauen stieß die Burgwache des Historischen Vereins mit der „Neujahrs-Serenade“ das Tor für 1998 auf. Verbunden mit dem Treffen der „Schwäbisch-Alemannischen Narrenzünfte“ veranstaltete der Verein zur Fasnacht die Ausstellung „Masken und Mienen“ in der Volksbank. Im März referierte Dr. Wolfgang Gall zum The-

ma „Die Revolution 1848/49 in unserer Heimat“. Später wurde die Bevölkerung durch eine Artikelserie in der Presse über das revolutionäre Geschehen im Hausacher Kirchspiel informiert.

Zum Jubiläum „850 Jahre Hausacher Dorfkirche“ brachte der Verein einen kleinen Kirchenführer aus der Feder von Kurt Klein für dieses Gotteshaus heraus. Der Vorsitzende informierte im Juni den Marketing-Ausschuß der Stadt offiziell über bisherige Aktivitäten zur Erhaltung und Offenlegung der historischen Bausubstanz – besonders der Burg, der Kreuzbergkapelle und des Herrenhauses – in der Stadt und Umgebung. Wiederum erhellte das „Johannisfeuer“ vom Schloßberg die kürzeste Nacht des Jahres. Erneut zeichnete der Historische Verein für die Herausgabe des „Heimatbriefes“, der auch historische Beiträge enthält. Der Museumsleiter Helmut Spinner engagierte sich im Rahmen des Hausacher Ferienprogramms für die Jugend.

Das diesjährige St. Sixt-Vereinspatrozinium stand im Zeichen „25 Jahre St. Sixtkapelle“. Der Historische Verein hatte sich damals maßgeblich an der Restauration dieses kunsthistorischen Kleinods beteiligt. Die Gemeinschaft bemühte sich weiter um die Ergänzung des „Friedhofmuseums“ an der Dorfkirche. Die vereinseigene „Rentnerriege“ widmete sich im September den Pflegearbeiten auf dem Schloßberg.

Im Jahre 1965 gründete Kurt Klein in Hausach den Historischen Verein. Als „dienstältester“ Hausacher Vereinsvorsitzender gab er nun nach 33 Jahren die Leitung der Vereinigung im Rahmen einer Mitgliederversammlung in die jüngeren Hände von Rektor Bernd Schmid ab.

Kurt Klein

Hohberg

„Hohberger Heimatmuseum“: Mit ca. 70 geladenen Gästen konnten wir am Freitag, den 13. November 1998, nach langjährigen Vorarbeiten endlich die Eröffnung feiern. Viel Prominenz, neben Bürgermeister Klaus Jehle und dem Gemeinderat nahmen u.a. unser Mitglied, Landtagsabgeordneter Robert Ruder, der Präsident des Hist. Vereins für Mittelbaden, Dr. Dieter Kauß, Geschäftsführer Theo Schaufler sowie der Viezpräsident Kurt Klein, der die Ortsgruppe Hohberg 1981 aus der Taufe gehoben hatte, an dieser Feierstunde teil.

Nach der Vorstellung konnten wir viel Lob für den gelungenen Anfang der Ausstellung ernten. Am Samstag, den 14. und Sonntag, den 15. November

konnten wir, dank der hervorragenden Pressearbeit, insbesondere von Hans Göppert, Offenburger Tageblatt, mehrere hundert Interessenten aus Hohberg und Umgebung begrüßen. Nach der Besichtigung war Gelegenheit bei einem Glas Wein oder einer Tasse Kaffee und Kuchen Eindrücke oder Erlebnisse auszutauschen. Es war ein kleines Volksfest, so urteilte eine Besucherin.

Am 16. November hatten wir Besuch des Landesschau-Mobil. Der ca. 3minütige Film wurde am gleichen Tag in der Landesschau Baden-Württemberg ausgestrahlt. Unter der Leitung von Hermann Löffler wird an der Erweiterung des Museums gearbeitet. Durch den Ausbau des Dachgeschosses wird im gemeindeeigenen Gebäude Platz für weitere Aktivitäten geschaffen.

Ein weiterer Höhepunkt im Berichtsjahr war die Studienreise in die Toskana mit Schwerpunkt Florenz vom 2. bis 5. Juni 1998.

Wir besuchten die Altstadt von Bergamo und hatten eine zweistündige Stadtführung. Zwei Tage ließen wir uns von Florenz, seinen historischen Bauten und seinem quirligen Charme verzaubern. Wir bewunderten die Kunst in den Uffizien. Pisa und Lucca wurden uns von kompetenten Führerinnen vorgestellt, und auf der Rückfahrt konnten wir noch einen Abstecher nach Bologna machen.

Außer der wieder sehr gut besuchten Hauptversammlung im Januar fanden folgende Vorträge statt:

- | | |
|---------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Februar 1998 | „Auf der Suche nach Schätzen biblischer Überlieferung“.
Lichtbildvortrag mit kleiner Bibelausstellung.
Referent Pfr. i. R. Christian Fünfgeld |
| März 1998 | Vortrag „Maria Theresia“
Referent Rektor i. R. Schmitt |
| April 1998 | Dia-Vortrag „Die Ortenau – gesegnetes Land am Rhein
und im Schwarzwald“
Referent Schulamtsdirektor i. R. Kurt Klein |
| Mai 1998 | „Die 48er Revolution – warum gerade Offenburg?“ Referent Dr. Gall |
| Oktober 1998 | Tagesfahrt mit unserem Präsidenten Dr. Kauß „Durch die südliche Ortenau“ mit Führungen in Ettenheim (Herr Bernd Uttenweiler)
Wolfach (Herr Prof. Dr. Rolf Pfefferle)
Zell a.H. (Herr Franz Breig) |
| November 1998 | Wir stellen unser „Hohberger Heimatmuseum“ vor. Tage der offenen Tür. |

Unter der Leitung von Herrn Jürgen Stude hat sich ein Arbeitskreis gefunden, der sich die Aufgabe gestellt hat, die Geschichte der „Diersburger Juden“ aufzuarbeiten und diese Forschungsergebnisse in einem Buch herauszugeben. Wir hoffen, die Arbeiten noch in diesem Jahr abschließen zu können.

Im Rahmen des „Hohberger Ferienprogramms“ wurden wieder die von Frau Gisela Stoffel und Herrn Hermann Löffler angebotenen Programme „Besichtigung des Hohberger Heimatmuseum“, „Grenzsteine neben dem Rathaus und deren Bedeutung“ sowie eine „Führung in der Niederschopfheimer Kirche“ sehr gut angenommen.

Helmut Dorgathen

Hornberg-Triberg

Das Vereinsjahr 1998 des **Historischen Vereins Hornberg e. V.** zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß im August das **40jährige Bestehen der Trachtengruppe** gefeiert werden konnte. Beim großen Jubiläumsheimatabend – er war der 231. in seiner Art – wirkten auch Trachtenträger aus Aegeri in der Schweiz, Berstett im Elsaß, aus dem benachbarten Niederwasser und Reichenbach und die Landsknechte des Fanfarenzuges Mühlhausen im Kraichgau mit; außerdem konnten einige Vertreter der elsässischen Partnerstadt Bischwiller begrüßt werden. Eine besondere Ehrung wurde Walter Aberle zuteil, der im Jahre 1958 nach intensiver Forschungsarbeit in alten Archiven die einst in Hornberg getragene Amtstracht wiederbelebt und der noch im selben Jahr die Trachtengruppe gegründet hatte.

Zum Auftakt der Freilichtbühnensaison mit dem „**Hornberger Schießen**“ des verstorbenen Heimdichters und Ehrenbürgers Erwin Leisinger übergab dessen Witwe Gertrud dem Verein sämtliche Rechte an diesem Spiel und erhielt dafür die Ehrenmitgliedschaft.

Eine besondere Ehrung erfuhr auch der langjährige Vorsitzende Walter Aberle für sein 500maliges Mitwirken bei den Freilichtaufführungen und den Heimatabenden: Vorsitzender Wilhelm Brüstle überreichte ihm die Goldene Ehrenmaske des Historischen Vereins. Neben dem traditionellen „Hornberger Schießen“ wurde auch das **Märchenspiel** „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren“ zu einem vollen Erfolg. Regisseur Gebhard Kienzler wurde für seine zehnjährige Tätigkeit in diesem Metier ebenfalls geehrt.



Das Stadtmuseum Hornberg in der Werderstraße



*Stadtmuseum Hornberg:
Hornberger Steingutgeschirr aus dem
19. Jahrhundert*

Für den **Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V.**, aber auch für die Stadt Hornberg selbst wurde die **Eröffnung des Museums** in der Werderstraße zu einem Höhepunkt des Jahres 1998. In jahrelanger Vorbereitungs- und Sammlungstätigkeit hatten die Vereinsmitglieder auf dieses Ziel hin gearbeitet. Besondere Verdienste erwarben sich dabei Vorsitzender Wolfgang Neuß und seine Familienangehörigen, die selbst mit gutem Beispiel vorangegangen waren, und seine engsten Mitarbeiter Gerhard Aberle, Christian Brüstle, Gertrud Bühler, Bernhard Dold, Lore Faißt, Willy Heine, Adolf Heß, Walter Hildbrand, Joachim Hirt, Thomas Kempf, Dagmar Martin, Willy Moser, Otto Reeb, Dietmar Schrenk, Alfons Stadler, Günther Weißinger und Fritz Wöhrle sen., Architekt. „Klein, aber fein“ zeigt sich das Museum dem Besucher, der beim Studium der Schautafeln und Exponate im Geschichtsraum, in den Abteilungen „Hornberger Steingutgeschirr“ und „Holzschnitzkunst“, in der Bauernstube, in den Ausstellungsräumen der Land- und Forstwirt-



*Stadtmuseum Hornberg:
Blick in den Wilhelm-
Hausenstein-Gedenkraum*

schaft und im angegliederten Wilhelm-Hausenstein-Gedenkraum eine Fülle von Informationen und Eindrücken aufnehmen kann.

Im Rahmen einer **Feierstunde** zur Eröffnung des Museums am 6. Juni würdigte Bürgermeister Thomas Schwertel die beispielhaften Verdienste des Vorsitzenden Neuß und seiner Helfer, aber auch die Unterstützung durch die beiden ansässigen Geldinstitute, die Firma Duravit und die Mitarbeiter der Stadtverwaltung und des Bauhofes.

Worte der Anerkennung für das geschaffene Werk und die besten Wünsche für seine Zukunft sprachen in gleicher Weise der Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. und Vertreter des Landratsamtes Ortenaukreis, Dr. Dieter Kauß, der Bürgermeister der Nachbargemeinde Lauterbach, Manfred Schlayer, und der Leiter des Museums der elsässischen Partnerstadt Bischwiller, Christian Gunther aus. Für eine besondere Überraschung sorgte der stellvertretende Vorsitzende des Fördervereins, Adolf Heß, als er Bürgermeister Schwertel das erste druckfrische Exemplar der von Neuß verfaßten **Heimatgeschichte** „Hornberg im Gutachtal – Vorzeit und Herrschaft mit den Herren von Hornberg“ überreichte.

Wenige Wochen später erfuhr Wolfgang Neuß eine Ehrung durch den Bürgermeister der elsässischen Stadt Bischwiller, Jean-Luc Hirtler, der anlässlich des Partnerschaftsfestes in Hornberg weilte und dem Museum einen Besuch abstattete. Hirtler überreichte Neuß die Stadtmedaille von Bischwiller „für seine Verdienste um die Darstellung der Geschichte Hornbergs in der Partnerstadt sowie seine Verbindungen zum dortigen Museumsverein und dessen Konservator Christian Gunther“.

Der Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V. beschränkte sich aber nicht auf die Einrichtung, Eröffnung und Betreuung des Stadtmuseums, er veranstaltete vielmehr eine **Reihe von Vortragsabenden**, an denen heimatgeschichtliche Themen zur Sprache kamen. So referierte Alfons Stadler nach gründlichem Quellenstudium über „Die Revolution von 1848/49 in Hornberg“, nicht zuletzt auch mit Blick auf den „**ZeitZug 1848**“, der im April als rollende Wanderausstellung auch in Hornberg Station machte. Im Zusammenhang mit den zahlreichen Funden von Menhiren und Schalensteinen in der Raumschaft Hornberg und Triberg-Gremmelsbach verdient ein Lichtbilderabend Erwähnung, an dem Doris Benz und ihr Sohn Ben Schreger aus Niedereschach von ihrer vielfältigen Arbeit bei der Erforschung alter Kultstätten berichteten: „Stonehenge ist überall“, war ihre Überzeugung.

Im Oktober blickten die Mitglieder des Museums- und Geschichtsvereins auf dessen **zehnjähriges Bestehen** zurück. Nach einer gerafften Darstellung der vielfältigen Aufgaben und Aktivitäten in dieser Zeit durch den Vorsitzenden Neuß nahm Bürgermeister Schwertel die Gelegenheit wahr, den „Idealisten für ihre beispielhafte Leistung“ Dank und Anerkennung zu sagen: „Sie haben in dieser kurzen Zeit viel erreicht!“

Zum Jahresprogramm des Vereins zählten außer der Pflege von Brauchtum und Tradition, außer der vertieften Erforschung der Heimatgeschichte, außer der Teilnahme an verschiedenen Veranstaltungen von Fachgruppen und Arbeitskreisen und neben der weiteren Ausgestaltung und Betreuung des Museums nicht zuletzt auch die Förderung der Geselligkeit und des Gemeinschaftsgefühls. Diesem Ziel dienten die monatlichen **Heimattreffs** in ungezwungener Atmosphäre genauso wie der **Jahresausflug** am 24. Oktober an den Kaiserstuhl. Nach einer eingehenden Besichtigung des Breisacher St. Stephan-Münsters, der Radbühne und weiterer Sehenswürdigkeiten auf dem Münsterberg und nach einer erholsamen Mittagspause in Ihringen gelangten die Teilnehmer nach Niederrotweil und in das alte Städtchen Burkheim, wo man den erlebnisreichen Tag in froher Runde ausklingen ließ.

Adolf Heß

Kehl – Hanauerland

Zum Zeitpunkt der satzungsgemäß durchgeführten Jahresversammlung der Mitgliedergruppe am 5. 3. 1998 betrug die Mitgliederzahl 359 einschließlich 18 kooperativer Mitglieder – eine geringe Verminderung um nur sieben Personen gegenüber dem Vorjahr:

Im Rückblick auf die zu Ende gehende dreijährige Amtszeit betonte der 1. Vorsitzende, daß mit pro Jahr durchschnittlich fast 10 Vorträgen und 8 Studienfahrten die Grenze dessen erreicht worden sei, was an Veranstaltungen organisiert werden konnte. Alle Veranstaltungen waren gut besucht, die Vorträge mit durchschnittlich 40 bis 50 Personen, die Studienfahrten waren stets ausgebucht. Zusammen mit einer weiterhin erfreulichen Spendenbereitschaft der Mitglieder ließ sich auch von daher der Etat stets ausgleichen.

Anschließend an die Berichte aus dem Vorstand erfolgte satzungsgemäß die Neuwahl des Vorstandes:

1. Vorsitzender Prof. Dr. Rolf Kruse (Wiederwahl),
2. Vorsitzende Frau Helga Kelly (Wiederwahl),
- Schatzmeister Herr Klaus Gras (Wiederwahl),
- Schriftführer Dr. med. Karl J. Hüther (Neuwahl), da der Amtsvorgänger, Herr C. H. Steckner, nicht erneut kandidierte.

Im Berichtsjahr 1998 wurde eine neue **Vortragsreihe** eröffnet, und zwar über das **Straßburger Münster** mit folgenden Vorträgen:

- am 22. 1. 1998 von M. François Pétry, Strasbourg, Landesdenkmalpfleger für das Elsaß, über „Argentorate–Straßburg: Vom Legionslager zur Bischofsstadt“,
- am 19. 2. 1998 von Prof. Dr. Théodore Rieger, Strasbourg, über „Die Straßburger Münster-Rose und ihre Bedeutung in Kunst und Mystik“,
- am 14. 5. 1998 von Dr. François Joseph Fuchs, Strasbourg, Stadtarchivdirektor i. R., über „Die Finanzierung des Straßburger Münsterbaus im Mittelalter“,
- am 15. 6. 1998 von Dr. Monique Fuchs, Direktorin des Museums Hochkönigsburg, über „Der Skulpturenschmuck des Straßburger Münsters“,
- am 2. 7. 1998 von Prof. Dr. Victor Beyer aus Schiltigheim/Elsaß, Inspecteur Général Honoraire des Musées, über „Die Glasmalereien des Straßburger Münsters“,
- am 15. 11. 1998 von Prof. Dr. F. Rapp, Strasbourg, Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles Lettres, Paris, über „Geiler von Kaysersberg, der Straßburger Münsterprediger“.

Diese Vorträge wurden ergänzt durch **Studienfahrten nach Straßburg**:

- am 10. 1. 1998 (Wiederholung 17. 1. 1998) zum Besuch der Tapisserien des Münsters und zu einer Altstadtführung,
- am 27. 10. 1998 zu einer Führung durch „Die unbekannte Kathedrale“ und durch die Skulpturenabteilung des Museums Oeuvre Notre Dame,
- am 10. 9. 1998 zum Vortrag von M. Robert Pfrimmer, Domkapellmeister Straßburgs i. R., über „Die Straßburger Münsterorgeln“ mit Vorführung der umfassend renovierten großen Münsterorgel durch Domorganist Marc Baumann.

Die Vortragsreihe über Themen der **Regionalen Musikgeschichte** wurde fortgesetzt:

- am 1. 4. 1998 von Dr. Claus Häfner, Leiter der Musikabteilung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe i. R., über „Musik am markgräflichen Hof in Rastatt – Johann Caspar Ferdinand Fischer, der sog. Badische Bach“,
- am 15. 7. 1998 von Dr. Arnold Feil, em. Professor für Musikwissenschaft der Universität Tübingen, über „Schuberts und Goethes Erbkönig“, gesanglich begleitet von seiner Frau, der Konzertpianistin Marion Feil.

Die Veranstaltungsreihe anlässlich des Jubiläums der **Badischen Revolution** wurde weitergeführt mit zwei Referaten von Dr. Clemens Rehm, Generallandesarchiv Karlsruhe:

- am 5. 3. 1998 über „Badische Revolution – Vorgeschichte, Ablauf, Nachwirkungen“ in Kombination mit einer Museumsfahrt am 22. 3. 1998 zur Landesausstellung im Karlsruher Schloß „1848/1849 – Revolution der deutschen Demokraten in Baden“ (anschl. Führung durch die Altstadt von Ettlingen),
- am 8. 10. 1998 über „Badische Revolution in Kehl und im Hanauerland, kombiniert mit zwei Besuchen des Hanauer Museums in Kehl über die Ausstellung gleichen Namens am 11. 10. und am 14. 10. 1998.

Des weiteren wurde in **Einzelvorträgen** über folgende Themen referiert:

- am 23. 4. 1998 von Dr. Walter Schäfer, em. Professor für Deutsche Sprache und Literatur, Baden-Baden, über „Johann Peter Hebel, der Glücksspieler“,
- am 22. 7. 1998 von Frau Inge Auerbacher, New York: „Ich bin ein Stern – jüdische Kindheit zwischen Kippenheim und Konzentrationslager Theresienstadt“,

- am 21. 10. 1998 von Herrn Helmut Schneider, Heimathistoriker und Leiter des Handwerksmuseums Kork über „200 Jahre Hanauer Apotheke Kork“ zusammen mit Dr. Michael Kessler, Kurator des schweizerischen Pharmaziehistorischen Museums der Universität Basel über „Das Apothekenwesen im Umbruch zweier Jahrhunderte“, ergänzt durch eine Tagesfahrt nach Basel mit Besuch des pharmaziehistorischen Museums, anschließend Besuch des Kunstmuseums der Fondation Beyeler in Basel-Riehen.

Die große traditionelle **Studienfahrt** zu Pfingsten führte vom 31. 5. bis 6. 6. 1998 anlässlich des Jubiläums „350 Jahre Westfälischer Friede“ nach **Münster und Osnabrück**, erweitert durch Besuch von Soest und Paderborn, die ebenfalls traditionelle Herbstfahrt vom 25. bis 27. 9. 1999 nach **Trier**, die alljährliche Kunstfahrt am 25. 7. 1998 nach **Balingen** zur Ausstellung „Marc Chagall, Ursprung und Wege“ (anschließend Stadtführung durch das benachbarte **Haigerloch**).

Die regionalgeschichtliche Halbtagesfahrt am 17. 10. (Wiederholung 7. 11. 1998) hatte die beiden ältesten Kirchen der Ortenau zum Ziel: die Reichsabtei **Schuttern** und die Chorturmkirche St. Peter in Lahr-**Burgheim**.

Prof. Dr. med. Rolf Kruse

Lahr-Friesenheim

Hand in Hand arbeiten in Lahr und Friesenheim die Volkshochschule, die Badische Heimat, der Schwarzwaldverein, der Verein für Oberweierer Heimatgeschichte, die Muttersproch-Gesellschaft und der Historische Verein.

Das Jubiläumsjahr 150 Jahre Revolution in Baden wurde gebührend gewürdigt. Der Museumszug des Mannheimer Landesmuseums für Technik und Arbeit machte im April für eine Woche Station in Lahr. Im Juli behandelte eine Ausstellung den Vormärz und die Revolution in Lahr. Die Ausstellung wurde vom Lahrer Stadtarchivar Thorsten Mietzner zusammengetragen und trug den Titel „(K)ein Michel unterm Storchenturm“. Der Ausstellungskatalog garantiert die Erinnerung an diese hervorragende Präsentation.

In Friesenheim fand die Wanderausstellung des Bad. Landesmuseums „Der Traum von der Freiheit, die Revolution 1848/49 in Baden“ großen Anklang. Die Ausstellung wurde während der NOVA 1998 präsentiert.



Der Friesenheimer Rebmesserstein war glücklicherweise durch die Arbeitsgruppe „Grenzsteindokumentation“ des Historischen Vereins für Mittelbaden dokumentiert. Vielleicht kann durch die Veröffentlichung des Fahndungsbildes der Grenzstein wieder beschafft werden. Die Gemeinde Friesenheim hat für das Wiederfinden des gestohlenen Grenzsteines eine Belohnung in Aussicht gestellt.

Aktive Denkmalpflege hat die Mitgliedergruppe auch wieder im Jahre 1998 geleistet. Die Restaurierung des barocken „Kieferkreuzes“ an der B 3 in Friesenheim wurde realisiert. Über eine Spendeaktion, bei der sich die Kirchengemeinden, die Gemeinde Friesenheim und das Elektrizitätswerk beteiligten, konnte das barocke Kleinord saniert und neu aufgestellt werden. Das Wegkreuz konnte, nachdem der in der Erde vergrabene Sockel frei gelegt wurde, auf das Jahr 1767 datiert werden.

Der Rebmesserstein, ein historischer Grenzstein auf der Gemarkungsgrenze Friesenheim/Gengenbach-Bermersbach wurde gestohlen und zierte voraussichtlich einen privaten Garten. Die Mitgliedergruppen Lahr-Friesenheim und Gengenbach des Historischen Vereins sowie die Gemeinden Gengenbach und Friesenheim werden den Grenzstein erneuern. Die Steinmetzarbeiten für den neuen Grenzstein sind bereits vergeben. Der ca. 1,5 t schwere Stein, der mit dem Friesenheimer Rebmesser, den Gemeindeappen Gengenbach, Bermersbach, Friesenheim und dem badischen Wappen verziert sein wird, kann voraussichtlich im Mai 1999 aufgestellt werden.

Für die Wiederbeschaffung des originalen Rebmessersteines hat die Gemeinde Friesenheim eine Belohnung ausgesetzt.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim zählt derzeit 104 Mitglieder.

Ekkehard Klem

1. Arbeitskreis Altenheim

Januar: Eine Abordnung von Trachtenträgern nahm am Neujahrsempfang des Regierungspräsidenten von Freiburg, des Prälaten und des Landrates Breisgau-Hochschwarzwald teil.

Zu Beginn des letzten Jahres wurde aus aktuellem Anlaß eine Ausstellung zum Thema „Die 48er Revolution“ zusammengestellt. Ein zentrales Dokument waren die Aufzeichnungen von Dekan Arnold im Kirchenbuch. Er kommentierte darin nicht nur die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern auch die Wetterlage. In den Vitrinen wurden u.a. Bekanntmachungen über Ausgangssperren für die Bevölkerung, Anweisungen über das vom Gesangsverein gesungene Liedgut, aber auch die Verpflegungssätze der hier stationierten Soldaten ausgestellt. In einer anderen Vitrine wurden Kuriositäten gezeigt, z.B. ein vergessenes Schieß Eisen eines ehemals hier stationierten Soldaten oder die Anzeige eines Ulans (eines berittenen Soldaten), dessen Rappen hier gestohlen wurde.

Das anlässlich des Herbstfestes des TUS zusammengestellte Sportlertmuseum war bis Mitte des Jahres im Mittelgang der Handwerker Ausstellung zu sehen. Dies waren eine Bilddokumentation zur Vereinsgeschichte des TUS, Bilder von anderen Altenheimer Sportvereinen, u.a. auch dem nicht mehr bestehenden Radfahrverein. Daneben wurden verschiedene Siegenadeln aus der Vorkriegszeit, Spielerausweise, Turngeräte, die Vereinsfahne des TUS und deren Weihe, ein altes Hochrad und Turnkleidung aus vergangenen Tagen ausgestellt. Besonders großes Interesse fand das Vereinsbild des TUS aus dem Jahre 1932. Darauf waren die Großeltern und Urgroßeltern eines großen Teils der heutigen Sportler zu sehen.

März: Zusammen mit dem BUND wurde ein Vortrag über den „Hanfanbau – früher und heute“ abgehalten.

Mai: Historischer Stadtspaziergang in Ettenheim unter der Leitung von Thomas Dees.

Juni: Die Trachtengruppe nahm am Kreistrachtenfest in Eckartsweier teil.

Juli: Beginn der Renovierungsarbeiten am Museumsgebäude durch die Gemeinde Neuried.

August: Die Trachtengruppe nahm am Kreistrachtenfest in Eckartsweier teil.

September: Mitwirkung der Trachtengruppe am Festumzug des Winzerfestes in Auggen.

Seit September 1998 bietet das Heimatmuseum den Besuchern als neueste Errungenschaft einen „Tante-Emma-Laden“. Aufgebaut wurde dieser im hinteren Ausstellungsraum. Neben einer historischen Ladentheke, alten Kontorbüchern sind Waren zu sehen, die ein „Laden“ damals feilbot.

Seit September 1998 war die Wanderausstellung der Gemeinde Neuried, die aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der Gemeinde Neuried zusammengestellt wurde, im Raum der Handwerker Ausstellung zu sehen.

Oktober: Kameradschaftstreffen des Arbeitskreises „Museum“.
Der Arbeitskreis führte eine Straßburg-Exkursion durch. Das erste Ziel war die St.-Thomas-Kirche, wo fachkundig durch die Sonderausstellung „Straßburg und das Elsaß während des 30jährigen Krieges“ geführt wurde. Im Anschluß daran fand eine Besichtigung der Jung-St.-Peter-Kirche statt. Ein ganz besonderer Teil der Exkursion war ein kleines Konzert des jungen elsässischen Organisten Christoph Kocher auf der dortigen Silbermann-Orgel.

November: Teilnahme der Trachtengruppe am Kirchgang anlässlich der Goldenen Hochzeit von zwei Mitgliedern der Trachtengruppe. Beteiligung des Arbeitskreises am Weihnachtsmarkt der Altenheimer Vereine zu Gunsten der Seniorenarbeit.

2. Arbeitskreis Ichenheim

Februar/März: Beteiligung an der Ausstellung „25 Jahre Neuried“.

April: Ausstellung in der Volksbank Ichenheim.
Thema „Tabakbau und Zigarrenfabriken und Dreschschopf in Ichenheim“.

Juni: Ausstellung von archäologischen Funden im Rathaus in Ichenheim.

August: Exkursion an den Pierre Percé in den Vogesen.

Oktober: Exkursion zur Burg Lichtenstein und in das Eisenmuseum Reichshoffen.

Besuch der Ausstellung „Der 30jährige Krieg im Elsaß“ in der Thomaskirche in Straßburg.

Elfriede Dilger, Michaela Karl

Meißenheim

- März 98: Filmabend; Kanada, das drittgrößte Land der Erde: Fundierte Informationen über Landschaft, Bevölkerung, Wirtschaft, Geschichte und Sehenswürdigkeiten beeindruckten die zahlreich erschienenen Gäste.
- Juni 98: Besuch der Volksschaupiele Ötigheim „Die Badische Revolution“, dargestellt am Schicksal einer kleinbäuerlichen Familie, fand großen Anklang. Abschluß in Oberkirch.
- November 98: Geselliger Abend in der Meißenheimer „Sonne“.
Infos zu den Themen:
Meißenheim und der 30jährige Krieg (Georg Kleis, Dorfgeschichte und -geschichten (Hans Wohlschlegel), Tabak, Tabakanbau; was alles dazugehört (Jakob Kaderlin).

Karl Schmid

Oberharmersbach

Die Herausgabe des „Jahresrückblicks“ zählte zu den alljährlich wiederkehrenden Aufgaben des Historischen Vereins. Rund 400 Leser finden darin die wichtigsten Daten, Ereignisse und Hinweise über die Gemeinde und das Vereinsleben in Oberharmersbach.

Erstmals beteiligte sich der Historische Verein am „Deutschen Mühlenstag“. Am Samstag, 30. 5. 1998 zeigte Hofbauer Hubert Lehmann und sein Sohn Manfred den Betrieb der „Gallus-Säge“ in Zuwald.

Karl-August Lehmann

Oberkirch

24. Januar Winterfahrt nach Rottenburg am Neckar. Geführte Besichtigung des Diözesanmuseums. Am Nachmittag Führung im ehemaligen Zisterzienserkloster Bebenhausen bei Tübingen.
25. Februar Aschermittwoch-Rätselfahrt Über Oppenau, Allerheiligen nach Kappelrodeck zur Kaffeepause. Von dort über Ulm, Appenweier nach Ortenberg. Rätselziel Wallfahrtskapelle Maria Ruh (Bühlwegkirche). Führung durch Herrn Pfarrer Huber. Auslosung des Gewinners in der Schutterzeller Mühle.

21. März Herr Karl Ebert führte uns auf einer Diarundreise durch Brasilien. Der Vortrag enthielt Beispiele aus Geschichte und Gegenwart des Landes. Außerdem wurden uns Einblicke ins brasilianische Barock gegeben.
25. April Tagesfahrt nach St. Gallen. Führung durch die Stadt sowie Kathedrale. Nach dem Essen geführte Besichtigung der Stiftsbibliothek. Rückfahrt über den Bodensee nach Friedrichshafen. Abschluß in Ludwigshafen am See.
16. Mai Tagesfahrt auf den Spuren Moscheroschs. Prof. Dr. W. Schäfer, Baden-Baden, begleitete und führte uns in Finstingen (Fénétrange) in Lothringen, wo Moscherosch von 1635 bis 1641 als Amtmann der Rheingrafen tätig war. Mittags Besuch der ehemaligen Wasserburg Geroldseck bei Niederstinzeln. Nach einer Kaffeepause endete unsere Exkursion mit dem Besuch des „Hauses der Natur“ in Tarquimpol am Etang de Lindre.
- 15.–20. Juni 6-Tagesfahrt nach Bamberg und Oberfranken
15. 06. Anfahrt – Besichtigung der Herrgottskirche in Creglingen sowie des Marienaltars von Tilman Riemenschneider. Nachmittags Schifffahrt in Bamberg auf der Regnitz sowie dem Ludwig-Donau-Main-Kanal. Weiter zum Standquartier in Staffelstein-Schwabthal.
16. 06. Stadtführung sowie Besichtigung des Domes in Bamberg. Nachmittags Besichtigung des Schlosses Seehof, der Sommerresidenz der Bamberger Fürstbischöfe.
17. 06. Führung in Seßlach, seit 1335 Stadt. Innerhalb des noch kompletten Mauerringes haben sich die spätmittelalterlichen Strukturen bis heute kaum verändert. Nachmittags Führung im Kloster Banz, besonders in der Klosterkirche.
18. 06. Stadtführung in Coburg. Nachmittags Besichtigung der Kunstsammlung der Veste Coburg.
19. 06. Führung in der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen. Danach weiter nach Kronach der Geburtsstadt Lucas Cranach d.Ä. Führung in der Galerie in der Festung Rosenberg (Zweigmuseum des Bayerischen Nationalmuseums München) – Meisterwerke fränkischer Künstler des 14.–16. Jahrhunderts, u.a. Lucas Cranach d.Ä., Tilman Riemenschneider, Veit Stoss. Nachmittags Stadtführung.
20. 06. Rückfahrt. Besichtigung des Schlosses Weißenstein in Pommersfelden. Repräsentationsbau der Familie Schönborn. Nach dem Essen Führung im ehemaligen Kloster Elzach. Kurze Kaffeepause in Marktbreit am Main.

25. Juli Tagesfahrt und Besichtigungen römischer Ausgrabungen. Vormittags an der Grenze zwischen Lothringen und dem Saarland in Bliesbruck. Hier wird auf deutscher sowie auf französischer Seite eine umfangreiche Bürger- sowie Handwerkerstadt ausgegraben. Nachmittags Führung in Homburg-Schwarzenacker, wo ebenfalls eine römische Stadt ausgegraben wird, jedoch einige Häuser bzw. Fassaden rekonstruiert wurden. Ebenfalls ist in Schwarzenacker ein umfangreiches Museum, in welchem die Fundstücke aus der Ausgrabung ausgestellt sind.
26. September ³/₄-Tagesfahrt nach Eguisheim im Elsaß – Stadtführung
17. Oktober Tagesfahrt in die Pfalz. Führung in Neustadt an der Weinstraße. Nachmittags Besuch der Villa Schloß Ludwigs Höhe. Erbaut als Villa für den Bayrischen König Ludwig I. Im Jahre 1777 fiel Kurfürst Karl Theodor aus der Linie Pfalz-Sulzbach Bayern zu, da die bayrische Linie der Wittelsbacher ausgestorben war. Karl Theodor verlegte 1778 seinen Hof von Mannheim nach München.
21. November Herr Ernst Stoll erfreute uns mit seinem zweiten Lichtbildervortrag über Ägypten. Thema „Imposante Pyramiden und geheimnisvolle Sphinx – von Luxor nach Kairo durch die längste Flußoase der Welt“.
12. Dezember Jahresabschluß im Hotel Pflug, mit Rückschau und Ausblick auf das Jahr 1999. Durch einen Videofilm wurden uns nochmals Erinnerungen an die 6-Tagesfahrt ins Gedächtnis gerufen.
Auch 1998 wurden die Damennachmittage besucht.

H. Schneider

Gaisbach

Grimmelshausen-Gesprächsrunden im „Silbernen Stern“ in Gaisbach

02. 02. 1998 138. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Götz Bubenhofer, Achern, „Zum 100. Geburtstag von Bert Brecht“
02. 03. 1998 139. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Freiherr Dr. Karl von Schowingen, Oppenau:
„Der westfälische Friede“

04. 05. 1998 140. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Prof. Dr. Walter E. Schäfer, Baden-Baden:
„Moscherosch und Finstingen“
08. 05. 1998 Präsidiumssitzung der Grimmelshausen-Gesellschaft e. V.
Münster in Oberkirch
08. 06. 1998 141. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Prof. Louis Brennet, Straßburg (Oberk.-Oedsb.)
„Baronin von Oberkirch“
06. 07. 1998 142. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Anita Vogel, Gernsbach
„Astrologie bei Grimmelshausen und Anderen“
03. 08. 1998 143. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Prof. Dr. Barbara Molinelli-Stein, Mailand:
„Simplex und Felix“
Zu Grimmelshausens und Thomas Manns „mundus vult
decipi“
05. 10. 1998 144. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Prof. Dr. Siegfried Streller, Berlin
„Grimmelshausens Courage und Brechts Mutter Courage“
07. 12. 1998 145. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Klaus Bentrup, Oberkirch
„Die Geschichte des Tales“

Grimmelshausen-Forum der Stadt Oberkirch

Zu Ehren des großen Barockdichters führte die Stadt Oberkirch wie schon in früheren Jahren im Monat November 1998 ein Grimmelshausen-Forum durch. Daher fanden im November keine Grimmelshausen-Gesprächsrunden statt.

Im Rahmen dieses Forums sprach im „s’freche hus“

am 11. November 1998 Prof. Dr. Günther Weydt, Ehrenpräsident der Grimmelshausen-Gesellschaft, Münster,
am 18. November 1998, Prof. Dr. Dieter Breuer, Präsident der Grimmelshausen-Gesellschaft, Aachen.

Zum Abschluß des Grimmelshausen-Forums fand am 27. November 1998 ein Konzert des Freiburger Barockorchesters in der „Erwin-Braun-Halle“ statt.

Offenburg

Die Mitgliedergruppe Offenburg konnte 1998 14 neue Mitglieder begrüßen. Dr. Wolfgang Reinbold und Michael Hauser wurden in den Beirat unserer Mitgliedergruppe aufgenommen.

Der neugeschaffene vierteljährliche Stammtisch erfreute sich reger Beteiligung. Unser erstes Treffen führte zu einer Offenburger Sektkellerei. Die Stadtführerin Sieglinde Merklinger bot im Sommer einen Rundgang durch zwei Offenburger Keller an. Rechtzeitig zur Weinlese gaben der Präsident des Badischen Weinbauverbands Gerhard Hurst und Dr. Gernot Kreuz einen Rückblick in die Geschichte des Weinbaus im Rebgebirge. Dabei wurden die Anwesenden sehr großzügig mit Wein verköstigt.

Im Mittelpunkt der ersten Jahreshälfte stand die Vortragsreihe „Führer der Provinz“, bei der mehrere Historiker(innen) der Karlsruher Forschungsstelle „Widerstand im deutschen Südwesten“ Biografien von NS-Funktionsträgern der Region vorstellten.

Großer Resonanz erfreute sich die neue Reihe „Geschichten aus Alt Offenburg“. Sie fand in Zusammenarbeit mit dem Offenburger Seniorenbüro/Kulturkreis 50plus statt. Über 200 Besucher kamen zu den zwei Dia-Vorträgen, die vom Offenburger Alltag vor 100 Jahren und dem Wandel des historischen Stadtbildes handelten.

Eine kleine Mannschaft der Mitgliedergruppe besuchte die Landesausstellung zur badischen Revolution im Karlsruher Landesmuseum und erhielt eine fachkundige Führung durch den Ausstellungsmacher Dr. Frei. Eine zweite Exkursion zur Revolutions-Ausstellung in Frankfurt mußte im „revolutionsmüden“ Offenburg leider abgesagt werden.

Ein weiterer Höhepunkt war der erste „Besuch beim Nachbarn Straßburg“, den Inge Herzog-Friedmann und Dr. Wolfgang Reinbold organisierten. Nach einer fachkundigen Münsterführung fand man sich im Gasthaus „Sternestübel“ zu einer gemütlichen Runde zusammen.

Dr. Wolfgang Gall

Oppenau

- Januar Mitgliederversammlung mit Rückblick auf die Aktivitäten im vergangenen Jahr. Vorstellung des Programms 1998.
- März Dia-Vortrag des Vorsitzenden „Bei den Berbern im Antiatlas“
Studienfahrt nach Rastatt. Führung durch die renovierten Prunkräume des Schlosses, die mit den vom Land Baden-Württemberg ersteigerten Möbeln aus dem Hause Baden ausgestattet worden sind.
Am Nachmittag Führung durch die Gewächshäuser des botanischen Gartens in Karlsruhe.
- April Studienfahrt nach Mannheim. Schloßbesichtigung und Stadtführung.
Am Nachmittag Rundgang durch das Heidelberger Schloß und Besichtigung des Apothekenmuseums.
- Juni Sagenfahrt mit Redakteur Willi Keller und Musikant Klaus Leopold unter dem Motto: „Sagenhafte Geschichten aus dem Bergbau“.
Zielorte waren: das Bergbaumuseum in Sulzburg, die Grube Teufelsgrund in Untermünstertal, das Kloster St. Trudpert und das Suggenbad bei Waldkirch.
- Juli Studienfahrt nach Bürgstadt am Main. Führung in der St. Martinskapelle mit Erläuterung der in Fresken vollständig erhaltene Armenbibel. Spaziergang durch die Altstadt von Miltenberg. In Erbach Besichtigung des Deutschen Elfenbeinmuseums mit Sonderausstellung „Jugendstil“.
- September Studienfahrt nach Nancy.
Stadtrundfahrt und Stadtrundgang: „Spaziergang durch die Geschichte“.
Besichtigung der Franziskanerkirche mit der Grablege der lothringischen Herzöge und des geschichtlichen Museums Lothringen im ehemaligen Herzogenschloß.
- Oktober Die Studienfahrt „Auf den Spuren des Hauses Baden“ hatte Marbach am Neckar und Hohenbeilstein als Ziele. Unser Mitglied, Herr Postdirektor i. R. Leis, führte uns wieder zu ursprünglichen Besitztümern des Hauses Baden.
- November Fahrt durch den winterlichen Schwarzwald. Erstes Ziel: Die württembergischen Befestigungsanlagen auf dem Kniebis und das ehemalige Kniebisklösterlein. Zweites Ziel war die Ausstellung „Die Herren von Wolva . . . Guckkasten ins Mittelalter“ der Mitgliedergruppe in Wolfach.

Rainer Fettig

Rheinau

Unsere Arbeit begann am 22. Januar 1998 mit einem Vortrag von Real-
schulrektor Helmut Mink „Viel Steine gab's und wenig Brot“ über das Le-
ben und Wirken des Pfarrers Johann Friedrich Oberlin aus dem Steinthal.

Am 2. April 1998 fand ein Abend aus Anlaß der Bad. Revolution statt.
Mitwirkende waren: Michael Haß, Hans-Peter Kapp, der eigens hierfür ge-
bildete Freiheitschor Durban, Eberhard Doerr, Josef Weiß und Hermann
Kiefer; sie alle gestalteten das Thema „Für die Freiheit streiten – 150 Jahre
Badische Revolution“ zu einem langen, aber äußerst interessanten Abend.

Am 27. Oktober 1998 erinnerte Kurt Klein in seinem Dia-Vortrag an „Das
Brot unserer Väter – alte Erwerbszweige in unserer Heimat“. Helmut
Decker ließ die Zeit von 1945–1950 in seinem Vortrag am 10. November
1998 „Die deutsche Mark von 1945–1950 einschließlich der Währungsre-
form“ wieder aufleben.

Am 1. Dezember 1998 referierte Pfarrer a. D. Dr. Gerhard Schildberg über
den „Meisterspion Napoleons – Carl Ludwig Schulmeister“ –, den Sohn
eines Freistetters Pfarrers.

An 4 Abenden im März/April und an 5 Abenden in Nov./Dez. 1998 fand
unter der bewährten Leitung von Rektor a. D. Kurt Schütt jeweils ein
„Auffrischkurs – Deutsche Schrift lesen“ statt.

Unsere 1. Studienfahrt führte uns am 24. März 1998 nach Stuttgart in die
Gauguin-Ausstellung. Am 16. Mai 1998 wurde uns in einer Stadtführung
die Vergangenheit von Offenburg erläutert. Am 5. Juli 1998 führte unsere
Fahrt zu den Spuren der Hanau-Lichtenberger nach Babenhausen und in
Seigenstadt in die Zeit Karls des Großen. St. Gallen und seine Stiftsbiblio-
thek besuchten wir am 25. Juli 1998.

Vom 18.–20. September 1998 erkundeten wir einen Teilabschnitt der
„Deutschen Fachwerkstraße“, nämlich die Altstädte von Limburg, Wetzlar
und Marburg. Außerdem hinterließen die großen Kirchen – der Limburger
Dom, der Wetzlarer Dom und die Elisabethenkirche in Marburg – eine
bleibende Erinnerung.

Ins Elsaß führte uns eine Fahrt am 25. Oktober 1998, dort besuchten wir
unter kundiger Führung in Mutzig die „Feste Kaiser Wilhelm II“ aus der
Zeit von 1893–1913.

Bei der Abschlußfahrt am 13. Dezember ließen wir die Weihnachtsbeleuchtung rund um das Straßburger Münster auf uns wirken.

Der Vorstand besuchte am 25. April 1998 Lichtenberg und nahm Kontakt auf zur „Association Culturel“ in Lichtenberg, die für uns eine besonders ausführliche Burgführung organisiert hatte.

Im Heimatmuseum der Stadt Rheinau stellten wir vom 31. Mai–30. Aug. 1998 Fotos alter Gewerbe- und Handwerksbetriebe aus allen Ortsteilen der Stadt Rheinau aus.

Es erschienen wieder 2 Broschüren „Aus der Stadt Rheinau“. Beide Ausgaben waren der Badischen Revolution von 1848/49 gewidmet.

Renate Demuth

Rastatt

Die örtliche Mitgliedergruppe hatte auch 1998 Anteil an dem von der BADISCHEN HEIMAT und der Volkshochschule Rastatt angebotenen Programm, indem einige Vorträge des Programms auch Mitarbeiter bei der „Ortenau“ in Anspruch nahmen und deren Vorträge selbstverständlich auch den örtlichen Mitgliedern angeboten wurden.

Im Januar sprach der Mundartforscher Dr. Ewald Hall im gut besuchten Rossihaus über „Mundarten in und um Rastatt“.

Im März, April und Mai hatten wir drei Themen zur Badischen Revolution: Prof. Dr. Walter E. Schäfer über „Georg Herwegh“, Dr. Johannes Werner mit „Bärte, Hüte, rote Federn“ und Dr. Kurt Hochstuhl über „Wegbereiter der Demokratie“. Leider gehörten diese drei Vorträge mit zu den Themen, die am wenigsten Zuhörer anlockten (zwischen 8 und 24), so daß wir den Eindruck gewannen, daß (zumindest hier in Rastatt) bereits eine gewisse Übersättigung mit Revolutionsthemen erreicht ist. Trotzdem werden wir auch in unser Programm für 1999 vier Revolutionsthemen aufnehmen, ganz einfach deshalb, weil die Ereignisse des Jahres 1849 im Rahmen des Ablaufs der Badischen Revolution für die Stadt Rastatt eine größere Bedeutung hatten als die des Jahres 1848. Die Themen werden einen unmittelbaren Bezug zu den 49er-Ereignissen in Rastatt haben. Wir können nur hoffen, daß sie dann auch mehr Rastatter in diese Vorträge ziehen.

Ein weiteres Thema wurde auch unseren Mitgliedern im November mit dem Vortrag von Prof. Dr. Werner Lacoste geboten, der über „Die rechtsrheinischen Befestigungen um Kehl als ein Teil der Festung Straßburg“ referierte.

Gerhard Hoffmann

Rheinmünster

- 11. 1. 550 Jahre St. Erharduskirche in Stollhofen. Ausstellung zur Geschichte der im Mittelalter zweitrangigen Kirche und späteren Pfarrkirche im Kirchenspiel Stollhofen.
- 30. 1. Stammtisch des Vereins
- 27. 3. Vortrag zur Familiengeschichte in der ehemaligen Amtsstadt Stollhofen in Zusammenarbeit mit der VHS von Ernst Gutmann. Stammtischrunde
- 15. 5. Stammtischrunde. Vorgestellt wurde das vom Verein erarbeitete Faltblatt „Geschichtsführer durch das Klosterdorf Schwarzach“.
- 27. 6. Stammtisch
- 31. 7. Stammtisch
- 17. 10. Im Rahmen eines Freundschaftssingen der Chorgemeinschaft Söllingen-Stollhofen wurden Gastsänger aus Stuttgart durch das Klostermünster Schwarzach geführt. Führung Franz Bechtold und Ernst Gutmann.
- 25. 10. Wanderung auf den Spuren der „Stollhofener Linie“ in Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein Kehl-Hanauerland. Führung von Franz Bechtold und Ernst Gutmann.
- 30. 10. Filmabend. Gezeigt wurde ein Schmalfilm von Stollhofen der aus Aufnahmen von 1959–1975 zusammengestellt worden war. Kommentar und Vorführung von Ernst Gutmann.
- 11. 12. Nochmaliger Vortrag am Altenachmittag in der Festhalle zur Familiengeschichte von Stollhofen vor rund 150 Gästen von Ernst Gutmann.

Ernst Gutmann

Schapbach

Das herausragende Ereignis in 1998 war die Herbsttagung des Historischen Vereins für Mittelbaden. Er ist mit 3644 Mitgliedern einer der großen regionalen Geschichtsvereine Deutschlands. Zu dieser Tagung, die am 18. Oktober in der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach stattfand, hatte Bürgermeister und Mitglied Ralf Bernd Herden im Jahrbuch mit ei-

nem Grußwort die Gemeinde vorgestellt. Die Festansprache hielt Herr Oberstudiendirektor i. R. Adolf Schmid aus Bad Rippoldsau zu Aspekten des aktuellen Themas 1848/49. Zum festlichen Rahmen trug der Schapbacher Leistungschor „Freundschaft“ einige Lieder und Chöre bei. Ihm Dank auch an dieser Stelle. Interessante Einblicke in Details gab es beim Nachmittagsprogramm in Bad Rippoldsau mit Besuch des Kurmittelhauses und der Wallfahrtskirche Mater dolorosa.

Bei einem Besuch der Vereinigung elsässischer und badischer Kleingartenvereine im Oktober verstand es Herden, in seinem Vortrag Geschichte und Gegenwart der Gemeinde lebendig werden zu lassen. In einer Veranstaltung im Hotel Rosengarten, Bad Rippoldsau, referierte Herden über den Badegast Nicolaus Lenau. Im Jahrbuch für den Landkreis Freudenstadt findet man von Herden einen Aufsatz über die Kulturlandschaft Schwarzwald. Dies sind nur Beispiele, die zeigen, wie Herden sein reiches historisches Wissen einsetzt, um seine Gemeinde in weiteren Kreisen darzustellen.

Über Adolf Schmid ist noch zu berichten, daß er das Altenwerk Bad Rippoldsau hin und wieder mit einem Vortrag erfreut. Seit kurzem ist er Präsident des Landesvereins Badische Heimat.

Einige örtliche Vereine konnten Jubiläen feiern und hatten dazu eingeladen.

Die große Wolfach-Ausstellung von Otto Schrempp (Wolfach) wurde besucht.

Viel Zeit und Mühe hat unser Hans Harter (Freiburg) darauf verwendet, Herkunft, Werdegang und Schicksal des Wolfacher Orgelbauers Nicolaus Harter zu klären.

Bekannt wurde Harter in der Gemeinde durch seine große erfolgreiche Aktion Schmiedsberger-Kreuz. Leider kann Hans Harter seine Mitgliedschaft altershalber nicht weiter aufrecht erhalten. Die Ortsgruppe wird ihn als Ehrenmitglied führen.

Im September verstarb Geistlicher Rat Pfr. i. R. Erich Schmidt in Gengenbach. Er machte die alten Standesbücher der Pfarrei für die Forschung zugänglich und hatte sich auf vielfache Weise große Verdienste auch um die Ortsgeschichte erworben.

Einen Kalender 1999 mit 12 alten Schapbacher Trachten-Ansichten hat Furtwängler als Privatdruck vorgelegt. Er möchte damit Bezeichnung „Fürstenberger Tracht“ richtigstellen.

Die Bearbeitung von Anfragen aus aller Welt wegen Vorfahren erforderte großen zeitlichen Aufwand.

J. G. Furtwängler

Schutterwald

- Januar: Vorstellung unseres Gemeindearchivs, Einführungsvortrag v. Dr. Dieter Kauß, Kreisarchivar, Besichtigung des Archiv-Kellers, Nachschlagbeispiele.
- Februar: Vortrag mit Bildszenen zur Veranschaulichung
Thema: Kaiserin Maria Theresia
Referent: Jürg. Schmidt, Neuried.
- April: Besuch des Öko-Freilichtmuseums bei Mühlhausen, Führung durch Mitglied Manfred Stock.
- Mai: Studienfahrt nach Dresden und Sächsische Schweiz, Besuch der Städte: Dresden (Galerien, Sammlungen), Meißen, Bautzen, Ottendorf-Okrilla (Partnergemeinde), Besuch der Semper-Oper, Bastei, Schlösser: Festung Königstein, Moritzburg, Stolpen. Kurzaufenthalt in Erfurt auf der Heimreise.
- September: Fahrt in die Südpfalz (Tagesfahrt), Besuch des Hambacher Schlosses mit Ausstellung über 48er-Revolution, Rundfahrt durch bekannte Weinorte und Einkehr in typischem Weingut.
- Oktober: 2-Tage-Wanderung mit dem Schwarzwaldverein auf dem Heinrich-Hans-Jakob-Weg (Schenkencell – St. Roman – Schapbach – Kaltbrunn – Schenkencell).
- November: Mitglieder-Jahresversammlung
Bericht des Vorsitzenden, Jahresrückblick, Vorstellung des neuen Jahresprogramms.

Einrichtung der Aktion „Schutterwald Historisch“ im örtl. Amtsblatt.
Veröffentlichung allg. interessanter Ereignisse, Sitten, Bräuche im Dorfleben vergangener Zeiten auf Anregung des Vorsitzenden.

A. Hohn

Seelbach – Schuttertal

Veröffentlichungen in Geroldseckerland Nr. 41/1999

Erich Krämer: Karl Gernoth (1914–1998) – Ein Maler des Schuttertals –

Gerhard Finkbeiner: Schuttertäler Auswanderer segeln mit der „John C. Calhoun“ nach Nordamerika

Exkursion: 11. Oktober 1998:

Rundwanderung um das Yach-Tal mit Förster Mäntele von Elzach (Auf den Spuren von Naturdenkmälern und/oder keltischen Opfersteinen)

Veranstaltungen:

Pfingstfeiertage 1998: Ausstellungsbeitrag beim Bergdorffest Schweighausen (Fotodokumentation: Die Hünersedel-, Geisberg- und Hessenberglandschaft in alten Fotos mit besonderer Berücksichtigung der Schellenmärkte auf der Biereck und dem Bäreneck.)

10. Juni 1998: Besichtigung der „Keltischen Viereckschanze“ im Gemeindewald Dörlinbach

16. Oktober 1998: Feierstunde im Bürgerhaus „Im Kloostergarten“ in Seelbach zum 40jährigen Bestehen des Vereins zur Erhaltung der Burgruine Hohengeroldseck.

23. November 1998: Enthüllung des Gedenksteins zu Ehren von Wilhelm Fischer, Autor des historischen Schauspiels zum Katharinenmarkt.

Renovierungen: Umfassende Renovierung des alten, aus dem 17. Jahrhundert stammenden Kornspeichergebäudes des Vogtbenedikthofs in Schuttertal-Michelbronn

Gerhard Finkbeiner

Steinach

Veranstaltungen

a) Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach zur 2. Etappenwanderung „Rund um Steinach“ entlang der westlichen Gemarkungsgrenze, bei der auch die geschichtlich informativen Erläuterungen nicht zu kurz kamen. Die gewohnt gute Resonanz dieser gemeinschaftlichen Aktion wird für die Veranstalter Anlaß genug sein, eine weitere – die dritte – Etappenwanderung 1999 durchzuführen.

b) Beim Ferienprogramm „Spiel und Spaß, für jeden was“ war die Mitgliedergruppe Steinach mit dem Beitrag „Geschichtsdetektive unterwegs – geheimnisvolle Zeichen und Zahlen“ vertreten. Zur Einführung in dieses interessante und historische Thema fand zuerst ein kleiner Rundgang durch das Heimat- und Kleinbrennermuseum – Bereich Grenzsteine, Abwehr-, Schutz- und Heilszeichen – statt.

Anschließend gab es bei der Besichtigung vor Ort in der Steinacher Pfarrkirche Hl. Kreuz und „Schnaitter's Spicher“ im Oberbach vieles

zur Geschichte, zu geheimnisvollen Zeichen und Ziffern und römischen Zahlen zu erfahren.

Viele Fragen der Teilnehmer belegten das große Interesse an dieser Veranstaltung.

Diverse Arbeitseinsätze

- a) Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach:
Sauberhaltung des Gebäudes, Reparaturen und Konservierungsarbeiten an verschiedenen Utensilien, Integration neu erhaltener Exponate, Aufbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema: „Mühlen in Steinach“, Informationen in Fotos und Text.
„Verschiedene Narrenhäas aus unserem Raum“, zusätzliche Sonderausstellung im Rahmen des 100-jährigen Jubiläum der Feldermauszunft Steinach
„Adventskalender und Papierkrippen“, zusätzliche Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit
- b) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Sonderführungen)

Brauchtum

Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- a) „Die drei Weisen mit König Herodes“: Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 06. Januar (vor dem Hauptgottesdienst)
- b) Mitwirkung bei der Herstellung kunstvoll gestalteter, großer Palmstangen – einem alten, hiesigen, christlichen Brauch – aufgestellt am Palmsonntag in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach.
- c) „Klausenbigger“: Umgang in Steinach mit zwei Gruppen
Altes und urwüchsiges, über die Grenzen Steinachs hinaus bekanntes Brauchtum.

Bernd Obert

Wolfach / Oberwolfach

- 20. 03. 98 Lichtbildervortrag von Prof. Dr.-Ing. Rolf Pfefferle und Ausstellung über „Römische Scherbenfunde beim Neubau des Kindergartens in Wolfach“, danach
1. Mitgliederversammlung: Beschluß der Satzung der Mitgliedergruppe Wolfach / Oberwolfach, Neuwahl des Vorstandes
Ausgabe: Bulletin 1 (1998) Geschichte und Geschichten um Wolfach

19. 04. 98–23. 04. 98
 Fachgruppe Stadtarchäologie: Sondierungsgrabung im Sanierungsgebiet der Vorstadt nach früheren Siedlungsresten; Fund eines Silbermünzenschatzes aus dem 16. und 17. Jh. mit insgesamt 172 Münzen aus Frankreich, Niederlande, Deutschem Reich, Spanien, Schweiz, Kirchenstaat und England
22. 04. 98 1. Vorstandssitzung: Bildung der Fachgruppen Museumsbetreuung, Museumskonzeption, Stadtgeschichte, Stadtarchiv, Stadtarchäologie
26. 04. 98 Tagesfahrt nach Straßburg mit Führung im Münster und im Archäologischen Museum
17. 06. 98 Lichtbildervortrag von Rektor a.D. Otto Schrempp über „Wolfacher Impressionen aus den 30er Jahren“
 danach
 2. Mitgliederversammlung: Organisation der Tagesfahrten, Ausstellungen und Museumsbetreuung
28. 06. 98 Tagesfahrt nach Karlsruhe mit Besuch der Landesausstellung zur Badischen Revolution
02. 09. 98 Fachgruppe Stadtarchäologie: Ausgrabung eines bisher unbekanntes alten Ziehbrunnens vor dem Haus Scheuermann, Vorstadtstraße
10. 09. 98–16. 09. 98
 Fachgruppe Stadtarchäologie: Beobachtung der Erdbewegungen bei den Kanalisationsarbeiten in der Bergstraße; bei den Baggerarbeiten vor dem Stadtschloß wurden angeschnitten: zwei bisher unbekannte große Wasserkanäle aus Steinsetzungen ohne Mörtel mit Sandsteinabdeckung sowie Fundamentreste der alten Stadtmauer von 1,50 m Breite und 2,50 m Tiefe; 2. Sondierungsgrabung im Sanierungsgebiet der Vorstadt im Bereich des ehemaligen Hauses H. Vivell
13. 09. 98 Tagesfahrt in die Pfalz mit Besuch der ständigen Ausstellung zur Deutschen Demokratie auf dem Hambacher Schloß, des römischen Steinbruches Kriemhildstuhl sowie der keltischen Fliehburg bei Bad Dürkheim
14. 09. 98–30. 09. 98
 Gedächtnisausstellung zum 100. Todestag des Malers Konrad Schmider aus Wolfach. Sachbearbeiter: Ernst Bächle
05. 11. 98 Fachgruppe Stadtarchäologie: 3. Sondierungsgrabung im Sanierungsgebiet Vorstadtstraße im Bereich des ehemaligen Hauses C. F. Armbruster
08. 11. 98–29. 11. 98
 Ausstellung „Die Herren von Wolva, 1084–1305, ein Guckkasten ins Mittelalter“.
 Sachbearbeiter: Rektor a. D. Otto Schrempp

Das Heimat- und Flößermuseum im Schloß Wolfach wurde während den Öffnungszeiten von der Mitgliedergruppe betreut. Erste Gespräche über die Umgestaltung des Heimatmuseums haben stattgefunden.

Pfefferle

Yburg

April: Dieter Bäuerle, Leiter der Arbeitsgruppe „Die Deutsche Revolution in Baden-Baden“ hielt den Vortrag: „Was geschah in unserer Heimat 1848–49?“

April: Zum gleichen Thema besuchten wir Rastatt: „Der Freiheit eine Festung“

Mai: Halbtagesfahrt in den Hochschwarzwald. Unter der Leitung von Ursula Schäfer besichtigten wir die Kirchen von St. Peter und St. Märgen.

Oktober: Die Stiftskirche von Baden-Baden. Führung und geschichtlicher Vortrag von Ursula Schäfer.

Oktober: „Als Baden-Baden noch Aquae hieß“. Ursula Schäfer hielt einen Vortrag über die römische Vergangenheit der Stadt.

November: Mitgliederversammlung. Tirza und Konrad Velten referierten, belegt mit vielen Bildzeugnissen, über „Die letzten Kriegstage im Rebland.“

Ursula Schäfer

Berichte der Fachgruppen

Fachgruppe Archäologie

Josef Naudascher

Veranstaltungen und Öffentlichkeitsarbeit

Am 22. März 1997 und am 28. März 1998 hat der Archäologische Arbeitskreis jeweils seine Jahresversammlung im Handwerkermuseum in Kork abgehalten. In gewohnter Weise konnten wieder in beiden Veranstaltungen zahlreiche Freunde aus dem Elsaß und aus ganz Mittelbaden begrüßt werden. In der Veranstaltung 1997 gedachten die Anwesenden bei einem Nachruf des in Hornberg verstorbenen Günter Schondelmeier.

Die umfangreichen Tätigkeitsberichte spiegelten die Aktivitäten der Fachgruppe wieder, die in den beiden Jahren absolviert wurden. Im Jahr 1997/98 wurden mit den elsässischen Freunden, besonders unter der Leitung von Monsieur Eugène Kurtz aus Straßburg, megalithische Anlagen bei Houb, kelto-römische Reste in Haselburg, die Ringwallanlagen Haspelscheid und Meissenberg, die Rillensteine am Wildmannfelsen, der Menhir am Vogelsberg und der große Menhir „12 Apostelstein“ sowie die keltische Siedlung „Pandurengraben“ im Elsaß besichtigt.

Im gleichen Jahr waren Begehungen in der gestörten Ringwallanlage auf dem Haubühl und zum Gitterstein „Gierifuß“ im Schuttertal, auf dem künstlich aufgeschütteten Gießübel bei Welschensteinach und „Heiligenbühl“ bei Prinzbach, im Areal einer unbekanntenen Burgwüstung beim Pflingsteck, in der mit einem Wall eingezäunten Wüstung im Vogelloch und im Quellgebiet Bergloch bei Hornberg. Ferner wurden der liegende Menhir Pfaffenstein beim Herbolzheimer Höfle sowie die Megalithanlagen auf der Martinseck, dem Karlstein, dem Sturlekapf, dem Pfang, dem Blindenstein und dem Belchwald in der Nähe von Hornberg und Schonach besichtigt. Eine weitere Besichtigung galt dem Mautzenstein bei Gaggenau-Michelsbach.

Im Jahr 1998 wurden weitere Megalithplätze auf dem Uhrenbühl, dem Oberfall, dem Schiebbühl, dem Teufelstritt, dem Schanzenberg in der Region um Hornberg und der sogenannte „Kuckucksweiher“ bei Hammereisenbach im Bregtal aufgesucht und dokumentiert. Zusätzlich wurden Be-

gehungen auf dem Mahlberg bei Gaggenau, einer alten Gerichtsstätte, sowie Vermessungen auf dem Mautzenstein und dem Gierstein in der gleichen Region durchgeführt.

Im Jahr 1997 fand eine Exkursion unter der Führung von Hermann Ohnemus und dem Leiter der Fachgruppe Naudascher auf den Kapf im Schuttertal statt. Sie führte entlang den Schwursteinen einer alten Geroldsecker Grenzlinie¹ über eine neu entdeckte Motte zum Gitterstein „Gierfuß“. Dagegen führte die Jahresexkursion 1998 zu den Schüssel- und Schalensteinen am Gaisberg zwischen Hornberg und Schonach im Hochschwarzwald. Sowohl im Jahr 1997 als auch 1998 haben neben den archäologischen Amateuren wieder zahlreiche Freunde und interdisziplinäre Fachleute an den Exkursionen teilgenommen.

Im Anschluß an den Tätigkeitsbericht folgte 1997 ein sehr interessanter Diavortrag vom Hornberger Heimatforscher Gerhard Aberle über seine Entdeckungen und Beobachtungen von Megalithanlagen mit Schüsseln, Schalen und Näpfchen auf Kuppen, Spitzen und Felsgraten des Granits im Hochschwarzwald. Danach berichtete Prof. Dr.-Ing. Pfefferle über seine Sondierungen im römischen Wolfach. Einen weiteren Bericht gab Dipl. Ing. Bruno Lehmann über die römischen Urnengräber, die bei Gengenbach gefunden und vom Denkmalamt ausgegraben wurden. Der französische Heimatforscher und Mitarbeiter von Archéologie d'Alsace, Eugène Kurtz aus Straßburg, der sich im Elsaß mit den prähistorischen Polissoir (Rillensteine) in den Nordvogesen beschäftigt, berichtete sehr eindrucksvoll über dieses noch ungeklärte Phänomen. Abschließend erläuterte der Vizepräsident der Fédération Société d'Histoire et Archéologie d'Alsace, Jean-Marie Holderbach aus Straßburg, die Ausgrabungen in dem keltischen Oppidum „Pandurengraben“ bei Saverne. Sie sind im Sommer 1997 von einem Grabungsteam aus Paris geleitet und ausgewertet worden.

Ebenfalls im Sommer 1997 wurde in Ichenheim eine heimatkundliche Ausstellung eröffnet. Dabei wurden neben dem Tabakanbau und der Tabakverarbeitung auch archäologische Reste aus der Umgebung von Ichenheim gezeigt. Zum Auftakt der Ausstellung hat der Leiter der Fachgruppe auch einen Vortrag zum Thema Paläontologie und Archäologie im Rheintal um Ichenheim gehalten.

Anläßlich dem 7. Landesdenkmaltag Baden-Württemberg, der im Rahmen des 25jährigen Bestehens des Landesdenkmalamts im Kloster Bronnbach bei Wertheim veranstaltet wurde, war dort auch die Fachgruppe Archäologie präsent. Sowohl die politische als auch die fachliche Prominenz von Baden-Württemberg hatte sich dort am 8. und 9. Juli 1979 getroffen.

Am 12. September 1998 wurde in Bad Buchau der Tag des offenen Denkmals eröffnet. An ihm nahmen auch wieder Vertreter der Fachgruppe Archäologie teil. Nach der Eröffnung durch den Herrn Wirtschaftsminister Dr. Walter Döhring und den Herrn Präsidenten des Landesdenkmalamts, Prof. Dr. Dieter Planck, referierte der Archäologe Dr. Helmut Schlichterle über die neuen Entdeckungen im Moor und zu den archäologischen Reservaten im Federseeried. Anschließend bestand die Möglichkeit, vor Ort die sehr interessanten Ausgrabungen zu besichtigen.

Am 15. Januar 1997 haben Vertreter der Fachgruppe an der Jahresversammlung der Société d'Histoire des Quatres Cantons in Rhinau teilgenommen. Nach der Einleitung durch Monsieur le Président Martin Allheilig referierte M. Henri Dillmann aus Straßburg zum Thema: „Projection sur le Rhin“. Anschließend wurde der Jahresband „Annuaire 1996“ von der Société d'Histoire des Quatres Cantons, Benfeld – Erstein – Geispolsheim und Illkrich/Graffenstaden, vorgestellt. Auch bei der Jahresversammlung der Société d'Histoire des Quatres Cantons am 24. Januar 1998 in Erstein war die Fachgruppe wieder mit einer Abordnung vertreten. Nach der Begrüßung des Monsieur le Président Martin Allheilig und den Vereinsregularien wurde der volkstümlich historische Film „D'Herr Maire“ gezeigt. Er war im elsässischen Dialekt verfasst und regte zum Schmunzeln und zur Begeisterung an.

Am 6. Juli 1998 eröffnete die Mitgliedergruppe des Historischen Vereins in Hornberg unter der Leitung von Dipl.-Ing. (grad.) Wolfgang Neuß ein Heimatmuseum. Neben einer heimatkundlichen Abteilung wurde auch eine Abteilung Archäologie mit Exponaten und Schautafeln von der Megalithkultur der Steinzeit bis hin zu Ausgrabungen auf der Burg Hornberg geschaffen.

Am 27. September 1998 nahm die Leitung der Fachgruppe an dem 14. Congrès des Historiens d'Alsace in Riquewihr (Haut-Rhin) teil. Nach der Eröffnung des Kongresses durch Monsieur Jean-Claude Hahn, le Président de la Fédération Société d'Histoire et Archéologie d'Alsace, referierte M. Raymond Koebelé über „Riquewihr, 1324–1796, Württembergische Erde“. Danach stellte M. Jean Lerat die Chappe-Linie von Paris nach Straßburg vor, und André Hugel erzählte kleine Geschichten aus Riquewihr. Nach einem Stadtrundgang und dem Besuch des „Musée d'Histoire des PTT d'Alsace“ war der Kongreß beendet.

Megalithkultur

Bleichheim/Pfaffenstein. Über dem nördlichen Bleichtal liegt etwa 500 m südwestlich unterhalb dem Herbolzheimer Höfle in einem geschützten bewaldeten Dobel der sogenannte Pfaffenstein.² Er ist von Erosionsschutt umgeben und schaut nur wenig aus dem Abhang heraus. Unmittelbar östlich von ihm führt ein steiler, schmaler, zum Teil ausgehöhlter alter Weg talwärts in eine tiefe Bachschlucht. Der Pfaffenstein ist ~ 2,50 m lang, ähnelt einer Mondsichel, die auf dem oberen Drittel seiner nach Westen gerichteten Wölbung ~ 0,80 m steifrmig ausbuchtet. Seine Seiten, einschließlich der Oberfläche, sind stark abgerundet. Lediglich der untere Teil der Ostseite ist etwas scharfkantiger, und die steifrmige Ausbuchtung zeigt auffällige Verwitterungsspuren (Abb. 1).

Auf der Oberfläche des Pfaffensteins sind allerlei Zeichen eingeschliffen oder eingemeißelt. In der Mitte der oberen Hälfte befindet sich ein ~ 0,40 m langes, ungleichschenkliges Golgothakreuz über einem eingemeielten Rechteck. Zu beiden Seiten ist je ein kleines gleichschenkliges Kreuzchen mehr oder weniger unsymmetrisch eingraviert. ber der linken Seite des Golgothakreuzes befindet sich eine Swastika.³ Auf der anderen Seite sowie daneben und darunter sind neuzeitliche Monogramme eingritzelt. Dagegen befindet sich unter dem Kreuz ein längliches, vorerst undefinierbares Zeichen.

Im Volksmund wird der Pfaffenstein mit seinen drei Kreuzen einem dort verübten dreifachen Mord zugeschrieben.⁴ Es handelt sich aber mit großer Wahrscheinlichkeit um einen künstlich hergestellten Monolithen, der wahrscheinlich in christlicher Zeit gewaltsam umgestürzt wurde.⁵ Seiner sichtbaren Gestalt nach entspricht er Menhiren mit abstrakt weiblicher Form, wie sie vielfach beobachtet werden können. Ähnliche Gebilde in Miniaturen kommen im Paläolithikum und im beginnenden Mesolithikum öfters vor. Von den drei Kreuzen ist möglicherweise das mittlere erst in jüngerer Zeit zu einem Golgothakreuz umgewandelt worden. Somit könnte es sich beim Pfaffenstein um einen prähistorischen Kultstein handeln, der zu Beginn der Christianisierung mit Kreuzchen als Bann- oder Weihezeichen versehen wurde.⁶ Alle übrigen Zeichen auf dem Stein stammen aus jüngster Zeit und sind leicht erklärlich.

Vielleicht stehen auch die sechs, zum Teil polygonalen Steinblöcke an seiner Westseite, mit dem Pfaffenstein im Zusammenhang.⁷ Sie liegen in fast regelmäßigem Abstand über einen Halbkreis mit ~ 8 m Durchmesser verteilt, sind durchschnittlich ~ 0,50 × 0,50 m groß und teilweise fest in der Erde verankert. Solche Gebilde wurden vielfach in Großbritannien beob-

achtet, werden dort als prähistorische Sonnenuhren betrachtet und somit dem Sonnenkult zugeschrieben.⁸

Dörlnbach/Schuttertal. Im Bergwald über dem Kohlplatzweg führen zwei Hohlwege mit wenig Gefälle den Hang hinunter in Richtung Dornbühl. Sie zeigen sich als zwei tiefe keilförmige Rinnen. Ihr Aushub ist jeweils wallförmig auf der abwärtsführenden Seite aufgeworfen. Kurz bevor sie den Kohlplatzweg schneiden, sind vier etwa gleich große Sandsteine zu einem Steinpaket zusammengefügt. Einer, und wohl der interessanteste der Steine, ist wahrscheinlich erst in jüngster Zeit durch Waldarbeiten herausgerissen und etwas abseits geschleift worden. Er ist $\sim 0,40 \times 0,40 \times 0,40$ m groß und besteht aus konglomeratem Sandstein. Die wenigen kleinen Kieseinsprenglinge aus quarzitischem Gestein sind über den zugehauenen Stein verteilt. Seine Oberfläche ist konkav ausgearbeitet und in deren Mitte befindet sich ein Nöpfchen, das ~ 4 cm tief ist und einen Durchmesser von 15 cm hat. Nach seiner schwarzen Innenfläche zu schließen, handelt es sich um den Abdruck eines großen ausgewitterten Kieselsteins. Doch im Zusammenhang mit den oberhalb aufgestellten gleich großen Steinen, mit seiner ovalen Oberfläche sowie mit seiner künstlichen Form könnte der Stein auch eine kultische Bedeutung haben (Abb. 2).⁹

Gremmelsbach/Schiebbühl. Nördlich von Gremmelsbach erstreckt sich der Schiebbühl (863,8 m ü.d.M.), eine breite unbewaldete Hochfläche, von West nach Ost.¹⁰ Gegen Norden und Süden fällt sie mehr oder weniger steil ab. Etwa in der Hälfte des südlichen Abhangs ragt ein ~ 2 Meter hoher rechteckig geformter Granitblock heraus. Auf seinem nördlichen Rand ist eine Schüssel eingetieft, die auf den ersten Blick natürlich aussieht. Wegen ihrer Rاندlage hat dort wahrscheinlich der Frost ihre dünne Wand weggesprengt und ihr so einen natürlichen Charakter verliehen.

Kurz bevor der Hang in die Hochebene übergeht, steht zentrisch auf einem dicken runden Sockel vom übrigen Felsen abgetrennt ein gleichmäßiger Kegelstumpf. Er sieht wie aufgesetzt aus. Alle Kanten, sowohl vom Sockel wie vom Kegelstumpf sind stark rund abgewittert (Abb. 3).

Etwas oberhalb dieses seltsamen Steines, bereits auf der Hochfläche des Bergs, schaut ein dreikantiger Stein ~ 30 m aus der Hochfläche. Auf dessen Spitze ist ein Nöpfchen eingetieft. Einige hundert Meter östlich davon auf der gleichen Hochfläche schaut ein großer kieselförmiger, etwa 6 Meter langer Granitfelsen aus der Erde. Auch auf seinem Rücken wurde eine flache Schale beobachtet (Abb. 4).

Gremmelsbach/Uhrenbühl. Südlich vom Schiebbühl erstreckt sich eine

weitere unbewaldete Hochebene, der sogenannte Uhrenbühl (811 m ü.d.M.).¹¹ An seinem westlichen Abhang über dem Rushof liegt eine Felsengruppe, die den umliegenden Höfen als Steinbruch gedient haben mag. Darauf weisen die Steinstufen und angeschlagene Steinblöcke, die dort zu finden sind. Dagegen sind einige Partien des nur ~ 3–4 m hohen Felsens und der ihn umgebenden Granitsteinblöcke unberührt geblieben. In den Fuß eines ~ 2 m langen, nach allen Seiten stark abgerundeten Felsblocks ist ein Näpfchen eingetieft. Dagegen ist in die Spitze eines anderen abgerundeten Blocks eine Schale mit ~ 0,40 m Durchmesser eingearbeitet (Abb. 5). Weiter sind auf der schrägen Plattform eines benachbarten kleinen Felsens, zwei ungleich große Schüsseln nebeneinander in den harten Fels eingetieft. Alle Objekte liegen auf einer Fläche von ~ 30 qm beisammen (Abb. 6).

Die Anlage auf dem Uhrenbühl ist beispielhaft für Phänomene dieser Art, wie sie im Granit des Hochschwarzwalds noch relativ gut erhalten vorkommen. Ihre Plätze, Schüsseln, Schalen und Näpfe zählen zu den genormten Formen und Größen, die weltweit auf fast allen Gesteinsarten zu finden sind. Wahrscheinlich handelt es sich um prähistorische Kultanlagen, die dank des höheren Klimas jener Zeit bis in die Hochlagen verbreitet sind. Ihre Entstehung ist zunächst zweitrangig, jedoch nicht weniger interessant. Vermutlich entstanden diese Anlagen verstärkt seit dem älteren Mesolithikum und wurden bis in die jüngste prähistorische Zeit genutzt. Ihre Art entspricht dem zeitlich eingeordneten Fund, der in den vergangenen Jahren bei Jericho entdeckt wurde. Dort konnte man – in situ – auf einer verschütteten Felsplatte fünf Schalen ähnlicher Gestalt ausgraben. Die dabei niedergelegten zahlreichen steinzeitlichen Kultgegenstände und Steinwerkzeuge wurden in die Zeit um 9800 vor heute datiert. Nach archäologischer Erkenntnis entspricht der Fund von Jericho einem Opferheiligtum der mesolithischen Natuf-Gruppe.¹²

Hammereisenbach/Kuckucksweiher. Hoch über dem rechtsseitigen Bregtal und dem Ort Hammereisenbach liegt im Hammerwäldle der Kuckucksweiher, wohl die bedeutendste Megalithanlage dieser Gegend.¹³

Beim Kuckucksweiher handelt es sich um Felsblöcke aus Granit, die zum Teil noch in sogenannter Wollsackverwitterung aufeinanderliegen. Andere dagegen sind herausgelöst und liegen oder stehen am Hang. Sie haben großteils eine geometrische und megalithische Form. Auf einen noch im Verband liegenden Block bezieht sich wohl der Name Kuckucksweiher. Mit seiner rautischen Form hat er eine diagonale Länge von ~ 2,50 m und eine Breite von ~ 1,50 m. Seine Oberfläche ist leicht und seine Seiten sind stark abgerundet. In seine Oberfläche ist eine kreisrunde Schüssel von

0,78 m eingetieft. Ihre Wand ist konkav gewölbt, ihr Boden hat der Mitte zu eine leichte, 0,34 m tiefe Ausbuchtung und am nordöstlichen Rand eine flache Auslaufrinne. Auf dieser Seite ragt der Block ~ 2 m über den dahinter abfallenden Hang. Dagegen schaut er auf seiner südwestlichen Seite nur ~ 0,40 m aus dem Boden. Dort an der zugänglichsten Seite sind mehrere Initialen, darunter auch eine Swastika eingraviert.¹⁴ Die Schüssel soll fast das ganze Jahr über mit mehr oder weniger Wasser gefüllt sein (Abb. 7).

Seitlich über diesem altarförmigen Block befindet sich ein polygonaler Granitklotz mit unförmigen Schleifflächen. Auf seiner dem „Kuckucksweiher“ abgewandten Hangseite ist eine Sitzschale herausgearbeitet.¹⁵

Über dem „Kuckucksweiher“ liegt ein kuppenförmiger Felsblock. Er hat auf der einen Seite der Kuppe eine Schüssel mit einem Durchmesser von ~ 0,50 m und einer Tiefe von ~ 0,16 m. Auf der andern Seite befindet sich eine ähnlich große, stark abgewitterte Schale. Weiter hangaufwärts über dem kuppenförmigen Felsblock steht ein fast rechteckiger Steinblock, auf dessen Oberfläche zwei weitere ungleich große Schüsseln eingetieft sind. Die kleinere von ihnen hat einen Durchmesser von nur ~ 0,20 m und eine Tiefe von ~ 0,10 m. Die größere mit einer nach Osten gerichteten Auslaufrinne hat den Durchmesser von ~ 0,60 m und eine Tiefe von ~ 0,30 m.

Kaum zwei Meter westlich von diesem Steinblock steht in Ost-West-Richtung auf einem kleinen eingeebneten Platz ein beinahe rechteckiger ~ 2 m hoher Felsblock. Auf ihn stoßen mit ihrer Schmalseite zwei parallele, längliche, etwa gleich große Granitblöcke. Ihr Abstand beträgt nur ~ 0,50 m. Der westliche Block, der von Süd nach Nord gerichtet ist, besteht aus zwei aufeinanderliegenden etwa gleich großen Teilen. Sie sind ~ 2 m lang, ~ 1 m breit und zusammen ~ 1,50 m hoch. Auf ihrer Nordseite ist eine Schale mit dem Durchmesser ~ 0,38 m und einer Tiefe von ~ 0,15 m eingetieft.

Der parallel laufende zweite Block hat die Form eines länglichen Keilsteins. Er ist ~ 1,50 m lang, an seiner Basis ~ 0,80 m breit und entspricht der Höhe des anderen Steins. Sein Scheitel ist stark abgerundet. In ihn ist an seinem nördlichen Ende eine Kerbe mit einer Tiefe von ~ 0,04 m und in der Länge von ~ 0,20 m herausgeschliffen. Dagegen befindet sich etwa in der Mitte der Scheitellinie ein Sattel mit der Länge von ~ 0,36 m und einer Tiefe von bis zu ~ 0,19 m. Auf der südlichen Stirnseite des Keilsteins zum Berg hin gerichtet ist ein Golgothakreuz eingraviert (Abb. 8, Abb. 9).¹⁶ Außerdem liegen etwa 30 m hangwärts über eine Mulde verstreut weitere längliche menhirartige Steine ähnlicher Länge.¹⁷

Wahrscheinlich wurde auch diese Anlage mit ihren Schüsseln, Schalen, der Sitzschale und dem Napf sowie mit ihrem keilförmigen Sattelstein für kultische Zwecke bis in die historische Zeit benutzt. Darauf weist wieder das Kreuz, das wahrscheinlich einer relativ spätchristlichen Zeit angehört.

Bei der Anlage Kuckucksweiher läßt sich aber auch fast jeder Stein nach seiner Gestalt, seinen Vertiefungen und seinem christlichen Bannzeichen, dem Kreuz, mühelos in die typisierten Megalithformen des Schwarzwalds und der Vogesen einfügen. Die Anlage ist daher ein weiteres Paradebeispiel der bisher bekannten Kultstätten ihrer Art.

Hornberg/Karlstein. Die etwa 2×5 m stufige Spitze des Karlsteinfelsens liegt 968,9 m ü.d.M. Sie schaut mit ihrer Rückseite nur etwa zwei Meter über den langgezogenen Kamm.¹⁸ Von der platten Spitze fällt der Felsen gegen Osten zunächst langsam, aber zunehmend zerklüftet, stufenweise einige Meter ab. Seine etwas tiefer liegende Vorderkante, eine kleine Plattform, ist mit dem Seil gut zu erreichen. Dann aber fällt der Felsen fast senkrecht etwa 20 Meter in die Tiefe und endet am steilen Hang.

Bevor die Plattform erreicht ist, steht ein aufrechter menhirartiger ~ 2 m hoher, spitz zulaufender Stein. Etwa 0,50 m unterhalb seines Fußes sind links und rechts seiner Achse, getrennt durch einen $\sim 0,20$ m breiten Steg, zwei Schüsseln eingetieft. Beide sind zylindrisch abgesetzt und haben einen oberen Durchmesser von $\sim 0,80$ m und einen unteren Durchmesser von $\sim 0,40$ m. Ihre gesamte Tiefe beträgt nur $\sim 0,15$ m. Eine der beiden Schüsseln hat einen seitlichen Ablauf zur senkrecht steil abfallenden Felswand. Denkt man sich die Achse vom Menhir über den gemeinsamen Steg der Schüsseln und über den Rand hinweg verlängert, so kommt man mitten durch eine ähnlich große ebenfalls flache Schale, die nicht horizontal, sondern vertikal in die Steilwand eingearbeitet ist. Diese unsichtbare Achse, die etwa über die Spitze des Menhirs, über den gemeinsamen Steg der Schüsseln und durch die Mitte der vertikalen Schale verläuft, ist auf $\sim 54^\circ$ Nord ausgerichtet (Abb. 10).¹⁹

Dann liegen auf dem Kamm südwestlich vom Karlstein mehrere polygonale, etwa 0,80 m hohe Granitblöcke, zu einem $\sim 4 \times 4$ großen Rechteck geformt, beisammen. Unweit davon gelangt man auf dem gleichen Kamm zu einem Granitfelsen, der aus mehreren Blöcken besteht. Sie ragen nur bis ~ 3 m über die Oberfläche. Auf ihrer Nordseite liegt ein ~ 2 m langer Keilstein, dessen Längsachse nach $\sim 90^\circ$ Nord ausgerichtet ist.²⁰ Auch bei ihm ist in die Basis eine kleine Schale mit dem Durchmesser von $\sim 0,30$ m eingearbeitet (Abb. 11).

Südlich davon, bereits am gegenüberliegenden Abhang vom Karlstein, erhebt sich ein hauptsächlich zweigeteilter, ~ 4 m hoher, abgerundeter Felsenklotz. Er liegt auf einem ~ 3 m hohen horizontal gespaltenen Sockel. Der wiederum ist auf tischförmigen Steinklötzen gelagert und bildet so gegen Südwesten einen noch etwa 1 m hohen Abri.²¹

Wahrscheinlich handelt es sich beim Karlstein und den weiteren Objekten auf seinem Kamm um eine bedeutende prähistorische Megalithanlage, vielleicht sogar mit Wohnplätzen. Darauf weisen auch die Steinwerkzeuge und dazu gehöriges Rohmaterial hin, die am etwa ~ 200 m entfernten Höhlenbach vom Bergloch gefunden wurden.²²

Hornberg/Martinseck. Etwa 30 m über dem locker bewaldeten Kamm vom Martinseck erhebt sich ein in drei pyramidenförmigen Stufen abgeschlagener Granitfelsen (836,8 m ü.d.M.). Er ragt mit seiner Vorderseite ~ 8 Meter über den Steilhang. Die drei Stufen sind unterschiedlich hoch. Am höchsten ist die unterste Stufe mit ~ 3 m, ihr folgt die nächste Stufe mit ~ 2 m. Während die zwei unteren Stufen jeweils dreiseitig sind, besteht die oberste Stufe aus einer rechteckigen, zweigeteilten, ~ 0,60 × 2,20 m großen Felsplatte. Nur sie schaut über die Bergkuppe heraus. Sie ist jedoch in ihrer Mitte schräg gebrochen und vermutlich durch den Frost fünf Zentimeter auseinandergeschoben. Ihre Achse ist identisch mit den Achsen der beiden anderen Stufen und ist auf ~ 50° Nord ausgerichtet. Das Objekt ist seiner Gestalt nach künstlich geschaffen worden. Sein Verwendungszweck ist noch nicht restlos geklärt. Es könnte aber in den Bereich der weltweit beobachteten dreistufigen Bauweise gehören (Abb. 12).²³

Hornberg/Teufelstritt. Hoch über der Gutach und dem nördlichen Ortsausgang von Hornberg liegt am Südhang der sogenannte Teufelstritt. Bei ihm handelt es sich um einen kleinen planierten Platz am Steilhang, der mehr oder weniger von mächtigen Steinplatten eingerahmt war. Soweit sie nicht mehr stehen, liegen sie um und auf dem Platz. Hangwärts fällt eine lange und weniger breite Steinplatte leicht schräg ab. Trotz ihrer schrägen Lage ist etwa in ihrer Mitte eine gleichmäßig runde Schüssel mit einem Durchmesser von ~ 0,25 m eingearbeitet. Sie wird als Teufelstritt bezeichnet (Abb. 13). Von hier soll der Teufel hinauf auf den Windeckfelsen gesprungen sein und mit seinem Klumpfuß die Schüssel in den Felsen getreten haben.²⁴

Unmittelbar über der Platte auf dem „Teufelstritt“ befindet sich ein ~ 10 × 10 m großer, am Hang ausgeebneter Platz. Auf und um ihn liegen und stehen rechteckig hergerichtete megalithische Platten. In einer noch stehenden Platte ist ein Loch eingearbeitet, das jedoch etwas ausgefranst

ist (Abb. 14). Am Hang hinter dem Platz liegen oder ragen mehrere Monolithen aus der Erde. Wahrscheinlich handelt es sich bei dem Objekt „Teufelstritt“ um eine zerstörte Steinkiste mit davorliegender Schüssel.²⁵

Niederwasser/Schanzenberg. Südöstlich von Niederwasser erhebt sich der sogenannte Schanzenberg (876,7 m ü.d.M.).²⁶ Sein Gipfel ist von einem mächtigen Granitfelsen gekrönt. Auf dem nördlichen Podium seiner Spitze ist eine Schale eingetieft (Abb. 15). Dagegen stehen an seinem Fuß zwei mächtige Felsplatten, die tischartig mit einer weiteren Platte abgedeckt sind (Abb. 16). Seitlich davon wurde ein Stein beobachtet, auf den eine Petroglyphe, möglicherweise ein symbolischer Lebensbaum, eingeritzt zu sein scheint (Abb. 17).²⁷

Auf der Ostseite, einige hundert Meter unterhalb des Felsens, ragt eine Felsnase ~ 5 m hoch aus dem Hang. Ihre kegelförmige Ummantelung ist nach einer Seite hin offen. Dort schaut der Fels in einer Höhe von ~ 2 m heraus. Die Spitze des Felsens schließt mit einer Schale ab. Sie ist nicht sehr tief und hat einen Durchmesser von ~ 0,50 m. In ihrer Mitte befindet sich ein kleines gleichschenkliges Kreuz (Abb. 18, Abb. 19).²⁸

Auch auf dem Schanzenberg sehen die geschilderten Objekte unnatürlich aus. Außerdem spricht das mögliche Bannkreuz in der Schale für eine kultische Verwendung der Anlage bis in die christliche Zeit.

Niederwasser/Herrgott- oder Opferfelsen. Am nördlichen Abhang zwischen dem Schanzenberg und dem Oberfall erhebt sich auf der Höhe um 750 m ü.d.M., unmittelbar neben einem modernen Waldweg der Herrgott- oder Opferfelsen.²⁹ Auf den zwei schmalen stufigen Podien des Felsens sind drei unterschiedlich große Opferschalen eingetieft. Die mächtigste Schale mit einem Durchmesser von ~ 0,80 m Durchmesser hat über die Südkante einen breiten Ablauf. Die etwas höher liegende Schale mit seinem Durchmesser von ~ 0,20 m hat dagegen einen ähnlichen Ablauf in die große Schale (Abb. 20). Auf der benachbarten schmalen Stufe ist eine weitere Schale mit einem Durchmesser von ~ 0,40 m eingearbeitet. Sie ist wohl durch den Frost gesprengt worden und klafft heute durch einen tiefen ~ 0,10 m breiten Spalt auseinander.

Nicht nur der bezeichnende Name für das Felsmal Herrgott- oder Opferfelsen, sondern auch die darauf befindlichen Opferschalen sind sehr eindrucksvoll. Die große Schale übertrifft die sonst genormten Formen ihrer Art, die bisher im Schwarzwald bekannt sind. Möglicherweise fanden dort in abgeschlossener Waldeinsamkeit Opfer bis weit in die historische Zeit statt.

Rensberg/Pfang. Nach dem Schulhaus unterhalb dem „Pfang“ biegt der Weg nach Osten ab und führt auf seinen Rücken (982,1 m ü. d. M.).³⁰ Dort oben steckt etwa zehn Meter östlich vom Weg ein $\sim 4 \times 4 \times 4$ m großer würfelförmiger Granitklotz in der Erde. In seiner südlichen Unterseite sind die Reste von zwei mächtigen Schüsseln zu erkennen, die durch einen breiten Steg voneinander getrennt sind. Sie sind etwas über ihrer Hälfte abgebrochen. Ihre Durchmesser betragen $\sim 0,80$ m und ihre Tiefen $\sim 0,40$ m. Eine weitere Rundung von einer Schüssel oder Schale ist nur noch andeutungsweise an der unteren Bruchkante zu erkennen. Die über den Boden schauenden Kanten des Felsens sind verwittert und daher auch stark abgerundet.³¹

Etwa hundert Meter weiter nördlich, ebenfalls unmittelbar neben dem besagten Weg, steht ein $\sim 2,50$ m hoher, ~ 4 m langer und ~ 2 m breiter rechteckiger Fels. Sowohl am östlichen als auch am westlichen Rand seiner fast planen Südseite sind, geometrisch gelagert, zwei vertikale runde Löcher mit dem Durchmesser von ~ 10 cm und ~ 10 cm Tiefe sichtbar. Sie liegen $\sim 1,5$ m über der Erdoberfläche (Abb. 21).

Etwa 100 m nordwestlich unterhalb dieses Felsens schaut ein $\sim 1,50$ – $1,70$ m hoher, bis $0,80$ m breiter und ~ 2 m langer keilförmiger Monolith längs aus dem Hang. Im Keilspitz seiner fast planen Oberfläche ist eine Schüssel mit dem Durchmesser von $\sim 0,40$ m etwa $0,10$ m eingetieft (Abb. 22).

Bei dem ersten Objekt lassen die vertikal aus dem Boden herausragenden beiden Schüsseln auf dem umgekehrt liegenden Felsblock eine Sprengung vermuten. Möglicherweise wurde er im Rahmen vom Wegbau auf diese Art beseitigt. Dagegen stellt der tierköpfige Felsen mit seinen augenförmigen vertikalen Vertiefungen ein interessantes Objekt dar. Ein ähnlich, aber viel kleiner gestalteter Stein wurde im Schutttertal gefunden. Ein weiterer ebenfalls viel kleinerer Stein dieser Art ist auch von einer Megalithanlage aus Frankreich bekannt. Er wird der prähistorischen Zeit zugeordnet. Die Schüssel auf dem keilförmigen Monolith ist in diesem Gebiet jedoch schon mehrfach belegt. Sie entspricht daher dem allgemeinen megalithischen Charakter dieser Region.³²

Rensberg/Sturlekapf. Westlich vom Gasthaus Karlstein zieht der Rücken des Sturlekapfs (974,4 m ü. d. M.) etwa in nord-südlicher Richtung.³³ Der Kamm des Kapfs fällt in seiner südlichen Richtung nach allen Seiten ganz allmählich ab und geht bald in einen Sattel am Hang zum Rensberg über. An seiner ebenfalls flachen Ostabdachung liegen mehrere Felsblöcke auf engem Raum beisammen. In die Mitte eines stark abgerundeten rhombi-

schen Monoliths von etwa 2 m Länge ist eine Schüssel mit einer Ablaufrinne eingetieft (Abb. 23, Abb. 24).

Darüber am relativ flachen Hang stehen einige Felsgruppen, die mehr oder weniger stark verwittert und aufgespalten sind. Vor dem oberen Felsen, dort wo der Kapfrücken nach Süden zu fallen beginnt, liegt ebenfalls ein planer rhombischer, ~ 0,80 m hoher, ~ 1 m breiter und ~ 2 m langer Monolith aus Granit. Seine Längsachse ist auf ihrer ganzen Länge ~ 0,15 m breit und bis ~ 0,03 m tief konkav ausgeschliffen. Sie verläuft über das Zentrum einer Schüssel.³⁴ Ihr Durchmesser beträgt ~ 0,30 m und ihre Tiefe ~ 0,10 m. Auf der gegenüberliegenden Südseite des Felsens ist eine viel kleinere Schüssel mit dem Durchmesser von ~ 0,15 m nur wenig eingetieft (Abb. 25).

Besonders die zentrische Lage der Schüsseln auf den beiden gewölbten altarförmigen Monolithen lassen erneut künstliche Beschaffenheit vermuten.

Yach/Belchwald. Westlich und unterhalb vom Blindenstein erstreckt sich um die Höhenlinie 1010 m der Belchwald.³⁵ Nur wenig unterhalb dieser Linie ist am Hang ein runder Platz mit einem Durchmesser von ~ 20 m planiert. Von ihm hat man einen weiten Panoramablick zu den umliegenden Bergen und Tälern. Die Westseite schließt ein schräg geschichteter Granitfels ab, dessen Spitze sich ~ 5 m über den Platz erhebt. Auf der von der Spitze abgerutschten mächtigen Felsplatte ist eine Schüssel in Schräglage eingetieft. Sie hat einen Durchmesser von 0,23 m, ist ~ 0,10 m tief und scheint durch das Abrutschen der Platte in die schräge Lage gekommen zu sein (Abb. 26).

Yach/Watzeck. Hoch über dem Yachtal auf dem bewaldeten Gebirgsblock aus Granit, zwischen Hornberg und Elzach erhebt sich im Gewann Watzeck der Blindenstein (1047 m ü. d. M.).³⁶ Zunächst läuft über die Bergkuppe ein kammförmiges, schmales und ~ 8 m hohes von Schutt eingehülltes Felsmassiv. Aus ihm ragt ein kleiner, ~ 1,50 m hoher, ~ 3 m langer, 1 m breiter oben planer Felsblock, „der Blindenstein“. In der Mitte seines südlichen Rands ist eine Schüssel mit dem Durchmesser von ~ 0,40 m eingetieft. Mit ihrem ausgebauchten Boden ist sie ~ 0,10 m tief (Abb. 27). Auf seiner linken Seite ist eine Schleifstelle zu erkennen. Vor dem Felsblock und unterhalb der eingetieften Schüssel befindet sich über seine ganze Breite eine Stufe.

Südlich und westlich der Kuppe des Blindensteins liegen auffällig viele bis zu 0,40 m hohe und unregelmäßig ~ 1–2 m breite Steinhaufen aus handli-

chen Steinen. Sie sind über eine größere Fläche der umgebenden Hochebene verteilt und haben unterschiedliche Abstände von ~ 10 bis ~ 20 m.

Am südwestlichen Hang gegen den Kamm hin wurde ein flaches, ~ 0,30 m hohes Rundell mit kopfgroßen Steinen beobachtet. Davor verläuft hangwärts ein ~ 20 m langer und ~ 5 m breiter Steinstreifen, der etwa 3 m vor dem Rundell endet. Auch er ist mit ähnlich großen Steinen ausgelegt.

Weiter hangwärts, südwestlich vom Rundell, liegt ein etwa ~ 0,50 × 0,50 × 0,50 m großer Stein. Auf einer seiner Seiten befindet sich ein Näpfchen mit Durchmesser von ~ 0,10 m und einer Tiefe von nur ~ 0,05 m.

Der Blindenstein mit seinem altarförmig gestalteten Block, seiner Steinstufe, der symmetrisch eingetieften Schüssel und der daneben befindlichen Schleifstelle kann nur mit großer Phantasie als natürliches Gebilde angesprochen werden. Daher ist eine kultische Bedeutung des Blindensteins näherliegend.

Dagegen handelt es sich bei den Steinhaufen wahrscheinlich um Lesesteine, die zu Rodeln zusammengetragen wurden, um die Hochebene des Kamms bewirtschaften zu können. Während die zu einem Rundell und einem rechteckigen Steinstreifen zusammengetragenen Steine möglicherweise der Rest von Behausungen sind.³⁷

Steinzeit

Ettenheim. Südlich von der Höhenstraße Altdorf–Wallburg wurde auf der höchsten Erhebung im Gewinn Eck ein mehrfach angeschlagener steinzeitlicher Silexmikrolith gefunden. Als steinzeitliches Werkzeug konnte das Relikt allenfalls zum Abschaben von Häuten oder Knochen verwendet werden (Abb. 28).³⁸

Hornberg/Bergloch. Im Reichenbacher Gewinn Hauenstein (968,9 m ü. d. M.), unterhalb des Karlsteins, liegen die Ruine Berghof und das sogenannte Bergloch.³⁹

Wenige Meter nördlich vor dem Austritt eines Höhlenbachs aus seinem Mundloch wurde vor Jahren ein Schaber aus Hornstein und entsprechendes Rohmaterial gefunden. Etwa 100 m weiter ebenfalls am Bach, konnte jetzt erneut eine Steinklinge geborgen werden. Die Klinge ist ~ 4,5 cm lang und ~ 1,5 cm breit. Auf einer Seite ist noch die Steinrinde des zugehörigen

Rohlings zu sehen. Dagegen hat die andere Seite scharfe Kanten mit Gebrauchsrutchen. Bei dem Relikt handelt es sich um Jaspis, wie er in der Jungsteinzeit am Isteiner Klotz bei Kleinkems abgebaut wurde (Abb. 29).⁴⁰

Etwas später wurde im Wurzelstock eines umgefallenen Baums, wiederum etwa 40 m vom Mundloch entfernt am Hang über dem Bach, eine Steinklinge aus norddeutschem, dunklem Feuerstein gefunden. Die Klinge ist leicht geschwungen, ~ 3 cm lang, ~ 1,5 cm breit und scharfkantig (Abb. 30).⁴¹

Ferner konnten am Mundloch und entlang dem besagten Höhlenbach viele Hornsteine aufgelesen werden. Sie haben verschiedene Größe und dürften in der Höhle gebrochen worden sein.⁴²

Die Monolithe im Gebiet des Hauensteins sind auffällig und beachtlich. In megalithischer Form stehen und liegen sie vom Kamm mit dem markanten Karlstein bis hinunter zu dem unweiten Bergloch. Sowohl in sie, als auch in die dortigen Felsspitzen, Kuppen und Podien sind Schüsseln, Schalen und Näpfchen eingetieft. Auch der Eingang einer megalithischen Einfriedung vor der Ruine Berghof, nur wenige Meter vom Bergloch entfernt, wird von zwei mächtigen menhirartigen Steinklötzen flankiert. Von dort führt ein etwa 4 m breiter mit großen Steinen polygonal gepflasterter Weg durch das Bergloch. In der Höhle oder dem Stollen vom Bergloch soll zwar früher Kaolin abgebaut worden sein, aber der Hornsteinschaber und das zahlreiche Rohmaterial, das dort gefunden wird, läßt auch ein Hornsteinvorkommen vermuten. Es dürfte dort in der Steinzeit bereits Hornsteine gebrochen worden sein.⁴³

Hornberg/Rohrenbach. Unterhalb des Föhrenwaldes und der Hohen-Straße (812 m ü. d. M.) steht im Quellgebiet des Rohrbachs der Maierhof.⁴⁴

Unweit des Maierhofs am Bach wurde eine steinzeitliche Klinge aus Feuerstein gefunden. Sie ist ~ 4,5 cm lang und bis 2,5 cm breit. Ihre Kanten sind scharf und auf einer Seite sägeartig gezackt (Abb. 31).⁴⁵

Auch bei diesem Relikt zeigt sich wieder deutlich, daß die steinzeitlichen Menschen des Mesolithikums bis auf die höchsten Käme des Schwarzwalds beheimatet waren. Dies verwundert nicht, da die damalige Temperatur in der Nacheiszeit immerhin durchschnittlich etwa 4,5° höher war als heute. Es zeichnet sich dort bevorzugter Aufenthalt steinzeitlicher Menschen an den Flußläufen und Quellen ab.⁴⁶

Hornberg/Schwanenbach. Im mittleren Schwanenbachtal steht an der Mündung des Taubenbachs in den Schwanenbach (550 m ü. d. M.) der Blu-

menjockelhof. Er ist im engen Tal von Bergen umgeben, die bis auf 800 m ansteigen.⁴⁷ Unweit hinter dem Hof durchfließt der Taubenbach ein kleines Wasserbecken, in dem sich allerlei Geröll angesammelt hat. An seinem Rand wurde zwischen dem Geröll eine Silexklinge gefunden. Sie ist aus gelblichem Feuerstein von nur ~ 2 cm Länge und ~ 1 cm Breite. Das Relikt ist gleichmäßig oval und zeigt die für Klingen übliche Keilform mit scharfen Seitenrändern (Abb. 32).⁴⁸

Das Relikt läßt auf frühen Aufenthalt von Steinzeitmenschen auch in den Hochtälern des Schwarzwalds schließen. Es ist ein weiteres Mosaiksteinchen zur Vermutung der Fachgruppe, daß der im Mesolithikum und noch im Neolithikum viel wärmere Schwarzwald mehr oder weniger ganzflächig besiedelt war.

Hugsweier. Die Kirche von Hugsweier liegt auf einer kleinen Erhebung unmittelbar rechts neben der Schutter. Dort wurde im ehemaligen Friedhofsbereich rund um die Kirchenfundamente ausgebaggert. Dabei wurde ein kleiner, pfeilförmig verjüngter, scharfkantiger Silexmikrolith gefunden (Abb. 33).⁴⁹

Mühlenbach. Östlich der Heidburg erstreckt sich die Hochebene Flachenberg (500 m ü.d.M.). Sie liegt sehr frei, daher hat man von dort einen freien Ausblick hinunter ins Prechtal zur Kette des Schwarzwalds, zum Kinzigtal hin und auf die dahinter liegenden Berge. Der Flachenberg ist nur teilweise bewaldet und wird von den umliegenden Höfen landwirtschaftlich genutzt. Nur gegen Westen ist der Blick durch den Schwarzbühl und die dahinter aufsteigende Heidburg verdeckt.⁵⁰

Auf einem der Äcker, die sich gegen Westen an den angrenzenden Schwarzbühl erstrecken, wurden ein Mikrolith und ein flacher Schaber gefunden. Der Silexmikrolith ist pfeilartig dreieckig mit zwei langen Seiten und einer kurzen. Die beiden langen Seiten sind jeweils sehr scharf, dagegen ist die kurze Seite etwas dicker und stumpf. In der Mitte ist er ~ 2 cm lang und an seiner Basis ~ 1,5 cm breit. Seine Farbe ist dunkelgrau meliert (Abb. 34).

Der flache dünne Schaber hat die Form einer Raute. In den Diagonalen ist er ~ 4 cm lang und ~ 2 cm breit. Eine seiner vier Seiten ist scharf, die anderen dagegen sind stumpf. Er ist innen wellig gewölbt und liegt bei seiner Benutzung angepaßt und griffig zwischen den Fingern. Der Abschlag oder Schaber besteht aus Jaspis mit grauem Kern, einem einseitigen weißen Streifen gegen seine scharfe Kante. Die anderen drei Seiten sind dagegen einige Millimeter dick und daher stumpf (Abb. 35).⁵¹

Der Schaber aus Jaspis dürfte von der Steinzeitwerkstatt des Isteiner Klosters stammen. Dagegen kommt der Mikrolith aus einem anderen Vorkommen. Beide Relikte sind als steinzeitliche Brücke zwischen dem Rheintal, über den Mittel- zum Hochschwarzwald zu betrachten.⁵²

Münchweier. Der Annahäuslebach fließt zwischen den Vorhügeln des Schwarzwalds durch eine Lößwanne, bevor er sich mit der Unditz (Ettenbach) vereinigt. Auf seiner linken Seite im Hinterfeld ist eine der Bachquellen. Über ihr liegen die Reste eines römischen Gebäudes.

Auf dem Areal der römischen Ruine wurde ein kleiner, ~ 1 cm hoher, ~ 1 cm breiter und ~ 4 cm langer Silexschaber gefunden. Steinzeitliche Relikte auf römischen Wohnplätzen wurden in der Rheinebene schon öfters beobachtet. Sie kommen demnach auch in den entsprechenden Siedlungen der Hügelzone vor (Abb. 36).⁵³

Oberachern. Zwischen den Vorhügeln des Schwarzwalds fließt die Acher in das offene Rheintal. Dort befindet sich auf der linken Seite in der Talau der Acher das Gewann Belgen. Es geht nach einer Ackerstrecke vom Fluß entfernt in ein leicht angehobenes Hochgestade über, auf dem bereits bewirtschaftete Felder liegen.⁵⁴

Dort wurde neben verdächtigen großen, teilweise angebrochenen Kieselsteinen ein kurzer satteldachförmiger Silexschaber gefunden. Er ist nur ~ 3 cm lang und 2–2,5 cm breit. Eine der beiden Längsseiten ist roh gebrochen und stumpf. Dagegen zeigt die andere Seite mehr oder weniger kleine, scharfe Gebrauchsretuschen (Abb. 37).⁵⁵

Die Fundstelle in der Nähe des Flusses zeigt wiederum, wie wichtig Flußläufe für die steinzeitlichen Menschen waren. Dort konnte man nicht nur Wasser zum Trinken holen, sondern es gab dort genügend Fische und Tiere, die zur Tränke gingen. Sie waren neben den Wildfrüchten die Hauptnahrungsquelle der steinzeitlichen Menschen.

Unbestimmte Vorzeit

Dörleinbach/Schuttertal. Westlich vom Karlinsgraben verläuft über dem Hinteren Runzenbach an der Schluchhalde ebenfalls ein tiefer Graben. An seinem Beginn befindet sich eine Mulde mit einer schwachen Quelle. Sie scheint durch Bergsturz verschüttet worden zu sein. Über den steilen Doppelrändern um die Quelle sind deutlich mehrere kerbenförmige kleine Terrassen (~ 3 × 3 bis 4 × 4 m) planiert. Auf ihnen und um sie herum liegen behauene, wohl hergebrachte Sandsteine. Bei dem tiefen Graben handelt es

sich möglicherweise um alten Übertagebergbau. Dagegen könnte der Bergsturz am Ende des Grabens auf einen Bergbaustollen und die Quelle auf auslaufendes Wasser aus dem Mundloch hinweisen.⁵⁶

Dörleinbach/Schuttertal. Hoch über Dörleinbach zwischen dem Gewann Schwiebig und dem Haubühl (534,6 m ü.d.M.) erhebt sich der Steilhang „Bei den Großen Föhren“. Dort befindet sich ein rundlicher, wohl ausgeschachteter Quellplatz mit ~ 6 m Durchmesser. Seine Mitte ist durch eine Steinplatte markiert. Um sie liegen auffällig viele gebrochene Sandsteine in verschiedener Größe. Hangaufwärts über der Quelle läuft ein flacher Graben einige Meter weiter. Auch in und um ihn sind zahlreiche ähnlich große Sandsteine gestreut. Auf gleicher Höhe wie die Quelle liegt in einer Entfernung von ~ 20 m ein merkwürdig behauener Stein. Seine ~ 1,80 × 0,40 m große Oberfläche schaut aus dem Hang. Er scheint abgeschlagen zu sein und hat nach einer Seite seltsam gerundete Ausbuchtungen. Aus seiner Oberfläche schaut ein rohes blattförmiges Gebilde hervor, dessen Mitte gespalten ist. Über dieser Struktur ist eine plane Fläche aus dem Stein gemeißelt. Einiges spricht bei dem Objekt für gezielte Zerstörung eines Reliefsteins. Aber auch die große Menge grob zugehauener Steine um die Quelle lassen an eine frühere Nutzung denken. Möglicherweise ist dort ein frühgeschichtliches Denkmal absichtlich zerstört worden.⁵⁷

Durbach/Heidenknie. Zwischen dem Ort Durbach und dem Brandenkopf liegt ein bewaldeter Gebirgsstock. Darin erhebt sich das sogenannte „Heidenknie“ (515 m ü.d.M.).⁵⁸ Dabei handelt es sich um eine schmale, steil ansteigende, knieförmige Rampe, die sich von ihrer relativ ebenen Waldfläche emporhebt. Sie geht oben in ein ovales, ~ 5 m breites, ~ 10 m langes und ebenso hohes Plateau über, das auf der gegenüberliegenden Seite plötzlich und steil abfällt. Aber auch die beiden Flankenseiten haben eine steile Steigung.

Am Weg neben dem Aufgang zum Heidenknie liegt ein unscheinbarer etwa 1,50 m hoher und ebenso breiter Steinhaufen. Er wird als das Grab des Absalom bezeichnet, das sich wohl auf das Heidenknie bezieht. Vorbeiziehende sollen in früheren Zeiten je einen Stein gesucht oder mitgebracht und zum Gedenken an Absalom auf den Steinhaufen gelegt haben.

Das „Heidenknie“ scheint zumindest teilweise künstlich aufgeschüttet zu sein. Seine geheimnisvolle mystische Bedeutung ist im Volk noch lebendig. Möglicherweise war sie eine Hinrichtungs- und Opferstätte. Das widerspiegelt vor allem den im Orient noch üblichen alten Gebrauch, einen Stein davor niederzulegen.⁵⁹

Michelbach. Zwischen Michelbach und Bernbach erhebt sich der Mauzenberg (759,1 m ü.d.M.). Sein Rücken fällt zur Nordwestseite hin ab und endet mit einem Sporn, auf dem der sogenannte Mauzenstein (704,8 m ü.d.M.) liegt.⁶⁰ Über ihn verläuft die alte Grenze zwischen Baden und Württemberg in nordwestlicher Richtung. Sie ist durch einen Pfeil markiert.⁶¹

Der Stein besteht aus plattig verwittertem Bunt- bzw. Kugelsandstein.⁶² Doch seine Oberfläche ist trotzdem hart und plan. Sie fällt gegen Nordwesten leicht ab. Auf seiner Südwestseite ist die plattige Verwitterung am deutlichsten zu sehen. Aber auch die vier Kanten der Oberfläche und an den Seiten sind rund abgewittert.

Der Mauzenstein hat die Form eines unregelmäßigen Rechtecks mit einer mittleren Höhe von ~ 1 m. Seine ~ 4,70 m lange plattige, verwitterte Südwestseite ist gradlinig und hat die Richtung ~ 45° Nord. Die Nordwestseite ist ~ 3,80 m lang und geht an ihrem Ostende in einem Bogen in die Nordostseite über. Die Nordostseite ist ~ 3,70 m lang und stark gebogen. Die Südostseite ist nur ganz leicht gewölbt und ~ 3 m lang (Abb. 38).

Der tonnenschwere Steinblock scheint auf seinem ursprünglichen Platz zu stehen. Er dürfte aus dem dort anstehenden natürlichen Fels herausgearbeitet sein. Auffällig sind die zahlreichen Zeichen, Vertiefungen und Erhöhungen auf seiner südwestlichen Seite und der Oberfläche.⁶³ Sein Name Mauzenstein läßt sich vom Mutz⁶⁴ ableiten, das bis zum Mittelalter Bär bedeutete. Aber er bezieht sich wohl nicht auf die Bären, die bis vor 150 Jahre in dieser Gegend beheimatet waren. Sondern sein Name ist mit den Petroglyphen zu verbinden, die in seiner Oberfläche und auf der Südwestwand eingearbeitet und eingeritzt sind (Abb. 39).

Dabei handelt es sich um dreierlei Arten von Felsbilder. Zuerst um eine Gruppe von Ringen, die erhaben über die plane Oberfläche, aber auch über die stark verwitterte Südwestseite schauen. Ihre äußeren Durchmesser betragen meist ~ 20 cm, sind größtenteils wulstig und bis zu ~ 5 cm breit. Ihre Mitte ist meist kugelig ausgehöhlt und hat die Form eines Näpfchens (Abb. 40).⁶⁵ Es gibt darunter aber auch Ringe, deren ausgehöhltete Mitte kugelförmig gewölbt ist. Weiter wurden mehrere kugelige Wölbungen beobachtet, die leicht über die Oberfläche und über die Seitenfläche herauschauen. Auffällig ist ein Näpfchen auf der Südwestwand, von dem ein Teil des Ringwulstes bereits abgeblättert ist. Nicht ganz zentrisch ist auf dem Unterteil des abgeblätterten Rings eine leicht abgewitterte, kugelige Wölbung zu erkennen. Sie hat an ihrer Peripherie zwei kurze gespreizte Linien (Abb. 41).

Auf der Oberfläche des Steinblocks ist etwa ~ 0,90 m von der Nordwestkante und ~ 1,50 m von der Südwestwand entfernt ein gleichseitiges Dreieck mit stark abgerundeten Ecken eingearbeitet. Seine Schenkellängen betragen ~ 0,40 m und seine Tiefe beträgt kaum ~ 4 cm. Wegen seiner geringen Tiefe und der harten Oberfläche ist diese dreieckige Vertiefung kaum ausgewittert (Abb. 42).

Am Südostrand ist eine Petroglyphe eingeritzt, die wegen ihrer schrägen Randlage zunächst seltsam anmutet. Ihre in sich verschlungenen Linien bestehen aus drei Teilen. Einem mittleren Hauptteil, der ohne seine seitlichen Schlingen eine längliche blattförmige Gestalt hat; einem unteren Teil, der nach der linken Seite in ein stiefelartiges Gebilde ausgeht; dann aus dem oberen Teil, der armförmig kurz und waagrecht vom Hauptteil herausragt; darüber endet der Hauptteil durch zwei im Abstand laufende offene Linien (Abb. 43).

Auf das obere Drittel der stark verwitterten Südwestwand, ~ 0,90 m von der Westecke entfernt, ist eine kurze, ~ 8 cm lange Linie schräg eingeritzt. Unmittelbar daneben befindet sich ein verwittertes Kreuzchen mit je ~ 8 cm langen Balken. Etwa auf gleicher Höhe, im Abstand von ~ 1 m, ist eine ~ 8 cm lange weitere senkrechte Linie eingeritzt. Ferner sind über die ganze Oberfläche des Mauzensteins zahlreiche Spuren von älteren Einritzungen, aber auch neuzeitliche Initialen verteilt (Abb. 44).⁶⁶

Möglicherweise wurden auf der Oberfläche und der Südwestwand des Mauzensteins drei Sternbilder in verschiedenem Stil nachgeahmt. Sie dürften daher auch verschiedenen Zeiten angehören. Bei dem Gebilde von Näpfchen, Ringen und natürlichen Kugeln handelt es sich wahrscheinlich um die Nachahmung vom Sternbild des Großen Bären, der auch Großer Wagen genannt wird. Er weist in die Richtung, wie er am Winterhimmel um die Mitternacht zu sehen ist (Abb. 45).

Bei dem verschnörkelten Gebilde rechts oberhalb des „Großen Bären“ dürfte es sich um eine Darstellung vom kopflosen „Kleinen Bären“ handeln.⁶⁷ Werden seine Biegungen und Endpunkte mit den von ihm am Himmel bekannten Sternen markiert, so entspricht die Gestalt dem Felsbild. In seiner Fußsohle würde sich dann üblicherweise der Polarstern befinden.

Auf der anderen Seite des Großen Bären liegt das eingetiefte Dreieck. Denkt man in seinen Eckpunkten je einen Stern, dann erhält man das nachgeahmte Dreigestirn die „Haare der Bernike“.

Weder die Sterne des Großen Bären noch die markierten Sternbilder des Kleinen Bären und der der Haare der Bernike sind präzise auf ihrem astronomischen Platz. Auch die Position der drei gedachten Sternbilder zueinander entsprechen nicht ganz der Wirklichkeit (Abb. 46). Einziger Bezugspunkt wären die Näpfechen 22, 23 und 24, 25 zur ausgerichteten, aber verwitterten Ost-Westkante mit $\sim 45^\circ$ N.⁶⁸

Sternbilder und insbesondere jene des Großen Bären als Felsgravierungen sind nicht ungewöhnlich und kommen in Mitteleuropa vielfach vor.⁶⁹ Sie haben ein hohes Alter und waren vermutlich ein beliebtes Hilfsmittel für grobe Zeitbestimmung und Zeitzählung. Außerdem wurden solche Objekte für kultische Zwecke mitverwendet und sind daher volkskundlich sehr interessant. Dagegen kommt ihnen aus astronomischer Sicht nur eine geringe Bedeutung zu.

Dies gilt auch für den Mauzenstein. Er scheint jedoch bis in die frühe christliche Zeit bekannt und genutzt worden zu sein. Darauf läßt wohl sein überlieferter Name als auch das Bann- und Weihekreuzchen schließen, das dem Stein den alten Kult entziehen sollte.

Schweighausen/Gießübel. Der Gießübel ist ein Hügel, der künstlich um einen Felsen aufgeschüttet ist. Er liegt in einem Sattel (420 m ü.d.M.) vor dem steil abfallenden Goldbühl.⁷⁰ Der Hügel in der Form eines Kegelstumpfs ist ~ 5 m hoch und hat einen Durchmesser von ~ 10 m. Auf ihn führt vom Goldbühl her eine breite Rampe. Daneben am Weg liegt ein kleiner Stein-Erdhaufen von $\sim 1,50$ m Höhe und etwa dem gleichen Durchmesser. Auf der Westseite gegenüber der Rampe schaut ein mächtiger Felsblock aus der ~ 3 m hohen Hügelwand und schließt etwa mit seiner Oberfläche ab. In die Oberkante seiner steilabfallenden Wand befinden sich eine nach vorne offene, $\sim 0,50$ m tiefe Mulde. Von ihr führt ein breiter Spalt zum Fuß des Felsens.

Wegen seiner Lage in einem Sattel, seinem rampenförmigen Aufgang und dem fehlenden Merkmal für eine Befestigung hat der Gießübel keine fortifikatorische Bedeutung. Das gilt auch für den kleinen Stein-Erdhaufen. Dagegen weist der zweisilbige Name Gießübel zunächst auf eine Anschüttung des Felsens hin. Außerdem steht übel für böse und deutet auf einen mystischen Hintergrund. Möglicherweise geht der Name auf frühchristliche Zeit zurück, in der die Bedeutung des Hügels noch lebendig war. Es könnte sich um einen Kulthügel handeln, wie er mehrfach bekannt und in antiker Literatur beschrieben ist.⁷¹

Schweighausen/Rautschwald. Am Aufgang zum Gipfel des Rautschwalds (613,1 m ü.d.M.) liegen in lichtem Wald zahlreiche Steinhaufen, sogenann-

te Rodeln.⁷² Dagegen ist die höchste Erhebung und gleichzeitiges Spornplateau mit handgroßen Gesteinstrümmern geradezu übersät. In sie sind drei größere und zwei kleinere Gesteinstrichter mit ~ 4–5 m Durchmesser nebeneinander eingetieft. Lediglich um die Trichter haben sich Brennesseln angesiedelt.

Die Rodel oder Lesesteinhaufen lassen auf eine frühere Bewirtschaftung des Rautschwals schließen. Außerdem künden die Brennesseln um die Trichter von ungewöhnlichem Nitratgehalt. Der Zweck der flächendeckenden handlichen Steine mit den fünf flachen Trichtern konnte noch nicht geklärt werden. Sie sind wegen ihrer exakten Lage auf dem eng begrenzten Plateau schwerlich als Granat- oder Bombentrichter aus dem 2. Weltkrieg zu interpretieren. Die Trichter kommen auch für Pinggen kaum in Frage. Ihrer Form nach gleichen sie eher verfallener Bories.⁷³

Sulzbach-Lautenbach. Der Ort Sulzbach (~ 285 m ü.d.M.)⁷⁴ liegt im Tal des gleichnamigen Bachs. Seine Erschließung und Besiedlung verdankt es wohl seinem Wasserreichtum, seiner geschützten Tallage und einer Thermalquelle mit etwa 20 Grad warmem Wasser. Gegenüber der Thermalquelle befindet sich unmittelbar über dem Bachbett ein ~ 0,60 m breiter und 1,60 m hoher, oben abgerundeter Felseingang.⁷⁵

Über der Thermalquelle erhebt sich der Badberg (389,3 m ü.d.M.) in der Form eines Kegelstumpfs.⁷⁶ Auf seiner Spitze tritt gegen Osten eine offene Felskrone hervor. Sie ist zu einem kleinen Plateau mit einem Durchmesser von ~ 8–10 m eingeebnet und teilweise mit einem Kranz aus gleichmäßig ~ 1 m hohen aufrecht stehenden Steinen besetzt. Weitere handliche Steine, zu einem kurzen Steinwall zusammengelegt, führen von Süden und Westen her dorthin.

Während die Nord- und Westseite ziemlich steil abfallen, verlaufen die Ost- und Südseite zunächst etwas flacher. Nur etwa 10 m unter dem Plateau zieht von der Ostseite aus eine ~ 2 m breite Terrasse um den Berg, die zeitweise in eine Geländekante übergeht. Auf der Südostseite am Aufstieg zum Plateau schaut der Kegelstumpf des Badbergs ~ 10 m über eine ~ 40 bis 50 m lange Kerbe. Sie trennt ihn dort vom Steilhang des gegenüberliegenden Nockenbergs. Über den schmalen Grat der Kerbe führt ein Weg vom Nockenberg hinüber zum Badberg, wo sich etwas abseits ein kleines Haus anschmiegt.

Obwohl das Thermalwasser in Sulzbach nur mit ungefähr 20 Grad aus dem Boden sprudelt, ist mit einer frühen Nutzung der Quelle zu rechnen. Daher ist auch ein prähistorischer Aufenthalt oder eine frühe Besiedlung des Platzes nicht auszuschließen. Wenn der Felseingang vis à vis der Badquelle

nicht mit altem Bergbau zusammenhängt, ist er trotz der hochwassergefährdeten Lage möglicherweise sogar auf eine prähistorische Besiedlung zurückzuführen.

Aber auch der Badberg weist auf eine menschliche Nutzung. Dabei ist gleichgültig, ob die Kerbe mit dem Steg zwischen dem Badberg und dem dahinter hoch steigenden Nockenbergr natürlich oder künstlich ist. Durch diese Abtrennung, die möglicherweise noch viel tiefer war, hat der Badberg strategische Bedeutung. Er war von allen Seiten schlecht einnehmbar und zwang geradezu die Menschen, dort Schutz zu suchen. Seine ganze Situation mit der typischen Form einer umlaufenden Terrasse und der Abtrennung vom dahinter liegenden Berg sprechen für eine Schutzanlage. Erfahrungsgemäß dürfte auf der umlaufenden schmalen Terrasse ein Palisadenzaun und darüber auf dem kleinen Plateau ein Holz- oder Steinturm gestanden haben.⁷⁷ Daher diente der Badberg offensichtlich den Menschen der umliegenden Besiedlung als Refugium.

Ramsbach/Pilatusfelsen. Zwischen dem Sulzbach und dem Tal von Ramsbach erhebt sich der sogenannte Pilatusfelsen (608 m ü. d. M.). Seine Lage ist sehr markant. Von ihm herrscht freie Sicht in alle Richtungen.⁷⁸

Bei dem Berg, auf dem der Pilatusfelsen liegt, handelt es sich um einen schmalen Gebirgsgrat, der sich vom südöstlichen Schindeleck bis zu seinem südwestlichen Felsmassiv erstreckt. Dort bildet der nach Westen offen liegende und ~ 5 bis 10 m emporrage Felsen den Eckpunkt des Massivs. Er steht über einem tiefer liegenden schmalen Sporn gegen das Sulzbachtal. Seine beiden Flanken sind von jeweils einem steilen Hang eingehüllt. Doch auf seiner nordöstlichen Flanke endet der steile Hang schon ~ 10 m tiefer. Denn dort ist eine sichelförmige, ~ 8 m breite und ~ 40 bis 50 m lange Terrasse in den Hang eingekerbt.

Dagegen ist der aufragende Pilatusfelsen durch einen ~ 8 m tiefen und ~ 12 m breiten kerbenförmigen Halsgraben künstlich von seinem Grat getrennt. In die nach Westen auslaufende Sohle des Halsgrabens ist vermutlich in jüngerer Zeit eine rechteckige ca. 4 × 4 m Grube in den Fels gehauen worden. An ihr führt ein Pfad vorbei, der dorthin über aufgesetzte Steine dem Hang entlang gezogen kommt.

Der künstlich durch einen Halsgraben vom Bergmassiv getrennte Pilatusfelsen hat an seiner ~ 1 m breiten Westkante noch die natürliche Höhe des Grats. Sein Gipfel, der sich gegen Westen erstreckt, liegt ~ 1 m tiefer. Auf ihm ist gegen Osten eine rechteckige, ~ 5 × 5 m große Grube aus dem Fels herausgebrochen. Unterhalb, nordöstlich dieser Grube liegen am Steilhang zahlreiche handlichgroße Steine bis hinunter zur sichelförmigen Terrasse.

Der Halsgraben, der den Pilatusfelsen von seinem Grat trennt, und die rechteckige Grube auf seiner Kuppe geben dem Felsen ein künstliches Gepräge, das sich möglicherweise auf seine markante Lage bezieht. Denn von dort aus hat man einen freien Blick über die Berggipfel bis hin zum Hochschwarzwald und eine gute Einsicht in die benachbarten Täler. Vielleicht war der Felsen einmal ein wichtiger Beobachtungs-, Überwachungs- oder Kommunikationspunkt, auf dem möglicherweise ein Turm stand.⁷⁹

Römerzeit

Oberachern. Anlässlich von Abbrucharbeiten unweit der Kirche von Oberachern wurde eine römische Münze gefunden.⁸⁰ Bei der Münze handelt es sich um einen Antoninian von Tetricus I. (271–274 n. Chr.). Sie zeigt die drapierte und gepanzerte Büste von Tetricus mit einer Strahlenkrone auf seinem Haupt und dem Blick nach rechts. Auf der Rückseite steht Pax mit Kranz und Zepter und schaut nach links (Abb. 47).

Gaius Pius Esuvius Tetricus war von vornehmer gallischer Herkunft und mit Victorinus, seinem Vorgänger, verwandt. Auf Betreiben von dessen Mutter Victoria wurde Tetricus der Statthalter von Aquitanien und war Herrscher über das gallische Sonderreich. Er war in Kriegsgeschäften eher unbedarft und beim Militär nicht sonderlich beliebt. In der Entscheidungsschlacht im Jahr 274 n. Chr. auf den Katalaunischen Feldern unterlag Tetricus gegen den Kaiser des Gesamtreichs Aurelianus. Er starb hochbetagt eines natürlichen Todes.

Weiter wurde in der Nähe der Kirche von Oberachern bei Grabarbeiten auf dem Areal der Oberacherer Straße 14 ein runder, teilweise zerbrochener Stein aus Porphyr gefunden. In seiner Mitte hat er ein oval ausgebrochenes Loch. Außerdem stieß man auf eine Sandsteinschale mit karoförmigem Boden. Zum Tragen des schweren Gefäßes waren zwei gegenüberliegende Nasen angebracht, von denen eine jedoch abgebrochen ist.

Bei dem runden Porphyrstein handelt es sich um einen Handmahlstein. Er ist wahrscheinlich aus einheimischer Produktion der Römerzeit. Dagegen konnte nicht geklärt werden, wozu das schalenförmige Gefäß diente, es gehört aber möglicherweise der gleichen Zeit an.⁸¹

Alamannenzeit

Ringsheim. Bereits vor dem 2. Weltkrieg wurden im Ringsheimer Berg auf einer Terrasse oberhalb der Johanneskapelle alamannische Gräber entdeckt

und teilweise ausgegraben. Inzwischen wurde ein großer Teil des entsprechenden Geländes durch das ehemalige Bergwerk Barbara entweder abgeschoben oder überdeckt. Da aber alamannische Einzelgräber nur selten allein vorkommen, vermutete man ein alamannisches Gräberfeld und nahm dort neuerdings auf einer ~ 2 qm großen Fläche eine Sondierung vor. Sofort konnte in dem für den Rebbau bis etwa 0,50 m tief umgegrabenen Gelände der Rest einer menschlichen Schädeldecke geborgen werden. Darauf wurden die Untersuchungen eingestellt. Weitere Sondierungen sind vorerst nicht geplant.⁸²

Unbestimmte Frühzeit

Ettenheimmünster. Hoch über dem Grubenhof auf dem Heuberg (635,5 m ü.d.M.) befindet sich ein sehr tiefer Porphyristeinbruch. Unweit nördlich davon erstreckt sich von Nordosten nach Südwesten ein blockförmiger, ~ 100 m langer Kamm über den Porphyrrücken. Er ist teilweise nur wenige Meter breit und schaut im Südwesten als offener, steiler Felsen ~ 8 m aus dem sonst mit Schutt eingehüllten Sporn.⁸³ Mitten über ihn führt die alte Grenze zwischen dem ehemaligen Kloster Ettenheimmünster und dem Kloster Waldkirch, also zwischen der Ortenau und dem Breisgau (Abb. 48).

Gegen sein Nordostende läuft der Kamm rampenförmig aus und geht flach in den dahinter sanft aufsteigenden Heuberg über. Dort, wo sich der auslaufende Kamm mit dem Heuberg trifft, erstreckt sich von Nordwest nach Südost ein Halsgraben. Er ist aber durch den Hangschutt des Heubergs fast ganz verfüllt. Weiter kammwärts ist die Kerbe eines zweiten ehemals ebenfalls viel tieferen Halsgrabens zu erkennen (Abb. 49). Dort endet die flache Rampe auf der planen Oberfläche des Kamplateaus. Das sonst nur schmale Plateau ist durch zwei plane Rundelle unterbrochen. Sie sind ~ 10 m breit, liegen ~ 25 m auseinander und sind durch den sonst ~ 5 m breiten Kamm miteinander verbunden.

Die Nordostseite unterhalb des Kamms ist fast flach oder fällt nur langsam ab. Es sind dort unregelmäßige Verschanzungen zu erkennen. Dagegen läuft etwa auf gleiche Höhe am steilen Hang der Nordwestseite eine schmale Terrasse parallel zum Kamm.

Denkt man den Wald weg, so ist vom Kamplateau aus das Rheintal und die Vogesenkette im Westen, das Panorama des Schwarzwalds von Norden bis Süden weithin zu überblicken. Auch in die umliegenden Täler ist gute Einsicht möglich. Im Osten versperrt lediglich der 744,2 m hohe Hünersedel einen kleinen Sektor der dahinterliegenden Berge.

Die ganze Situation des Kamms unterhalb des Heubergs spricht für einen strategisch bedeutenden und daher ehemals befestigten Punkt. Möglicherweise standen auf den beiden Rundellen Holztürme als Grenzstation. Von ihnen aus war die alte Ortenau-Breisgau-Grenze vom Hünersedel über den Raubhühl zum befestigten „Ringheidenbühl“ und über die Wasserscheide zwischen der Unditz und Bleich gut zu überblicken. Es konnten sowohl Grenzgänger als auch Feinde beobachtet und erkannt werden. Außerdem war eine solche Station für die Weitergabe von Signalen bestens geeignet.

Bei der vermuteten Grenzstation handelt es sich wahrscheinlich um den „Wezzistein“, der aus einer alten Grenzbeschreibung vom Jahr 926 bekannt ist.⁸⁴

Welschensteinach/Schloßberg. Der Schloßberg (468,9 m ü. d. M.) ist ein steiniger, breiter bewaldeter Kamm, der gegen Nordosten zunächst flach und nach einer natürlichen Terrasse steil ansteigt. Dort erhebt sich über dem Heidenhof und dem Langenbrunnen eine mit Steinen belegte, bewaldete Kuppe (510,7 m ü. d. M.).⁸⁵ Etwa 100 m südlich vom Aufstieg zur Kuppe, am Weg des etwa 50 m breiten Schloßbergs liegt ein nahezu quadratischer $\sim 9 \times 9$ m Wall, der noch $\sim 0,50$ m hoch und 1,50 m breit ist. Auf ihm liegen meist handlich große Steine. Sowohl seine Umgebung wie auch sein Innenraum sind bewaldet. Unweit von dieser Wallanlage am Ende des nördlichen Schloßbergs vor dem Aufstieg zur Kuppe befindet sich eine schwache Quelle. Danach, am mehr oder weniger steilen Hang, liegen zahlreiche Rodeln, aber auch mehrere ~ 2 m lange und 0,50 m breite lückenlos und schräg gesetzte handliche Steine.

Bei dem Wall dürfte es sich weniger um verfallene Gebäudemauern, sondern wegen ihrer geringen und gleichmäßigen Höhe eher um eine ehemalige Umzäunung handeln. Möglicherweise ist sie der Grund für ein dort vermutetes Schloß. Wieweit ihr Innenraum genutzt war, läßt sich nicht erkennen und müßte durch eine Grabung erbracht werden. Auch was die am Steilhang regelmäßig gesetzten Steinstreifen bedeuten, war bisher nicht zu klären.

Mittelalter

Schuttertal/Dornbühl. Der Dornbühl, ein auffällig und gleichmäßig geformter steinloser Kegel über dem Runzenbach, ist dem eigentlichen Gebirgsmassiv vorgelagert.⁸⁶ Er ist von der dort relativ steil abfallenden Schluchhalde durch einen kurzen Sattel getrennt. Er dürfte teilweise durch Erosion von der Schluchhalde aufgefüllt sein. Daher steigt von ihm das

Gelände zum davorliegenden Dornbühl kaum ein Meter an. Dahinter zieht am Hang von der Schluchhalde ein Hohlweg vorbei, der zum Netzelbach hinabführt.

Der Dornbühl ist oben leicht gewölbt und fällt nach den restlichen drei Seiten mehr oder weniger steil ab. Auf seiner Westseite trennt der ~ 10 m tiefe und ebenso breite Karlinsgraben den Dornbühl von der umlaufenden Schluchhalde.⁸⁷ Wieweit eine ähnliche Vertiefung auf seiner östlichen Seite noch zum Dornbühl gehört, ist nicht geklärt.

Die Kegelform des Dornbühls hebt sich tektonisch von den umgebenden Bergen ab. Es läßt sich jedoch schwer sagen, ob der Berg künstlich nachgearbeitet ist. Der kleine Sattel zur Schluchhalde hin, die planierte Kegelspitze, der tiefe Graben im Westen, der vorbeiführende Hohlweg und der Name des Bergs sind Indikatoren für eine künstliche Gestaltung.

Ringsheim. Im Ringsheimer Wald zwischen dem Totenruhestein und dem Dörlinbacher Grund liegen am Bauwollenweg mehrere kleine, alte Sandsteinbrüche.⁸⁸ Sie sind teilweise nur bis ~ 10 m in den Berg geschnitten. Aus den stehengebliebenen Steinstufen und den liegendebliebenen Steinblöcken kann man gut die Größe herausgetrennter Blöcke erkennen. Sie waren meist um ~ 80 × 0,80 m groß und wurden vermutlich mit Lastschlitten den Hang hinab zum Dörlinbacher Grund geschleift. Von dort gelangten sie wahrscheinlich zum Klosterbau nach Ettenheimmünster.

Unterhalb dem Bauwollenweg fällt der Hang plötzlich steil zum Dörlinbacher Grund hin ab. Dort enden mehrere Dobel vom Münstergraben her. Sie sind meist Ausgangspunkt früherer Quellen, die heute noch als Sumpflöcher zu erkennen sind. Über einem dieser Dobel zieht ein ehemaliger Eselweg den zerklüfteten Hang entlang. Er gehört zu einem Saumpfadnetz, das in dieser Gegend kreuz und quer über die bewaldeten Berge lief.

Der teilweise durch Hangerosion stark verschüttete Saumpfad ist stellenweise noch gut sichtbar und mißt dort meist noch ~ 1 m. Nach einem sumpfigen Dobel, über den er hinwegläuft, teilt er sich. Ein Gabelzweig läuft sanft nach unten durch einen weiteren Dobel. Der andere Pfad läuft auf der bisherigen Höhe weiter. Er führt kurz nach der Gabelung an einem dort anstehenden behauenen Sandsteinblock vorbei. Auf ihn sind unleserliche Petroglyphen geritzt. Er diente wahrscheinlich den Eselstreibern zur Orientierung und als Wegweiser.

Der von der Wegegabel hinabfallende Pfad führt zu einer Hauswüstung im Dörlinbacher Grund. Sie liegt an einem kleinen Gebirgsbächlein in der

Nähe seiner Mündung in die Unditz. Hinter den Haustrümmern ist noch der Rest des Stauwehrs durch den Bach zu erkennen. Er weist eindeutig auf eine ehemalige Mühle hin. Der Pfad aber, der heute zu einem Weg ausgebaut ist, führte wahrscheinlich durch den Münstergraben weiter, hinunter zum ehemaligen Benediktinerkloster Ettenheimmünster.

Der andere Eselsweg verbindet einen Pfad, der zum westlich gelegenen Heidenkopf und hinüber zum Schuttertal führt. Sie und weitere Pfade haben die mehr oder weniger unzugänglichen Klosterhöfe des alten Benediktinerklosters von Ettenheimmünster miteinander verbunden. Über sie wurde die Versorgung und der Handel im Mittelalter auf den Rücken von Eseln und Maultieren abgewickelt. Möglicherweise gehen sie auf eine noch ältere Tradition zurück.⁸⁹

Unbestimmte Zeit

Nonnenweier. Anlässlich einer Begehung im Gewann Rebgarten beim jüdischen Friedhof, wurden in einem frisch gepflügten Acker größere Tierknochen gefunden. Eine Sondierung erbrachte dann weitere Knochen von einer Kuh, einem Pferd oder Esel, dabei wurde ein ungeborenes Fohlen festgestellt.

Der Fund lag auf einem Areal, auf dem schon prähistorische Reste ausgegraben wurden. Allerdings handelt es sich auch um ein Gebiet, in dem die größte Schlacht der Ortenau im 30jährigen Krieg stattfand.⁹⁰



Abb. 1: Der Pfaffenstein, ein liegender Megalith im Bleichtal. Auf seiner Oberfläche sind neben neuzeitlichen Monogrammen eine Swastika und drei Bann- oder Weihezeichen eingeritzt.



Abb. 2: Natürliches Näpfchen auf behauenen Stein in der Nähe einer kleinen Steingruppe im Schuttertal.



Abb. 3: Kegelförmiger Monolith auf einem abgerundeten Sockel, am Schiebbühl über Gremmelsbach.



Abb. 4: Näpfchen mitten auf dem Scheitel eines dreikantigen Monoliths im Kamm des Schiebbühls über Gremmelsbach.



Abb. 5: Schüssel auf einem gewölbten Keilstein in der Megalithanlage im Uhrenbühl über Gremmelsbach.



Abb. 6: Doppelschüssel mit Überlaufrippen, in der Megalithanlage am Uhrenbühl über Gremmelsbach



Abb. 7: Der „Kuckucksweiher“, eine Schüssel auf rautenförmigem und gewölbtem Felsblock. Sie ist eines der zahlreichen Objekte in der gleichnamigen Megalithanlage über der Breg bei Hammereisenbach

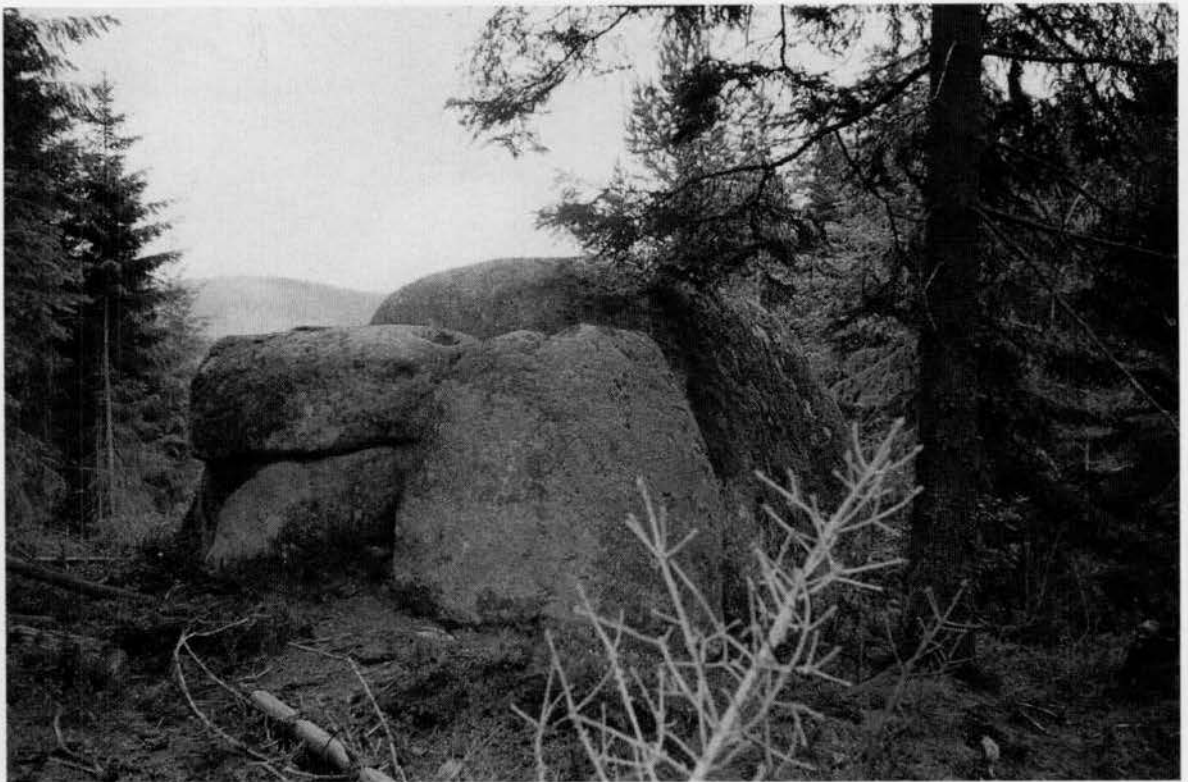


Abb. 8: Die Krone der Megalithanlage „Kuckucksweiher“ über der Breg bei Hammereisenbach. Dabei ein Schalenstein und ein Sattelstein mit Bann- oder Weihekreuz.



Abb. 9: Die Schale auf dem altarförmigen Monolith und der Sattel auf dem Keilstein in der Megalithanlage Kuckucksweiher über Hammereisenbach.



Abb. 10: Stehender Menhir mit zwei davorliegenden Schüsseln. Ihr Zwischensteg liegt auf der Linie der Sommersonnenwende. Dahinter (nicht sichtbar) unter dem Rand eine zentrisch eingetiefte vertikale Schale, auf der etwa 20 m hohen Felswand.

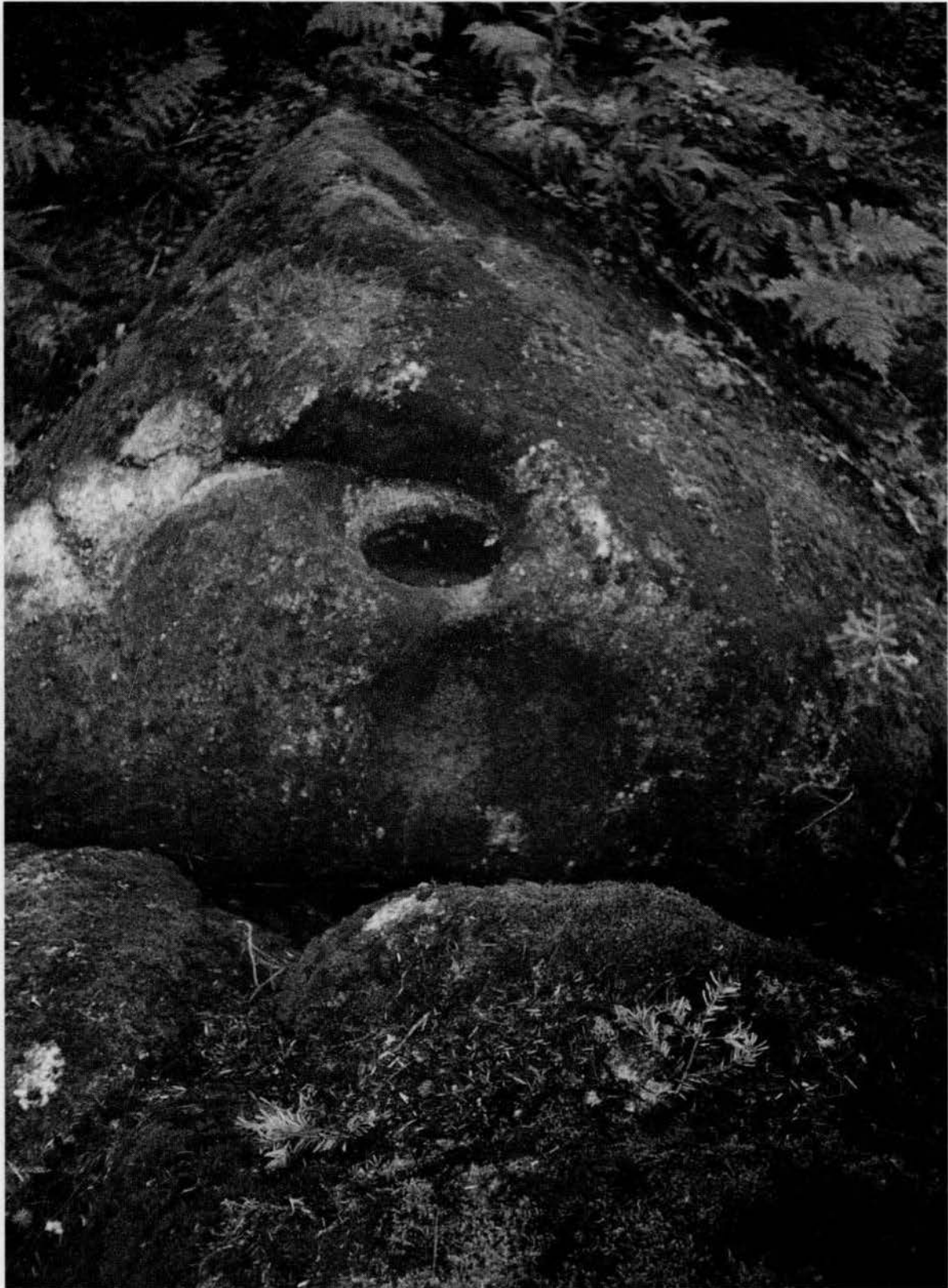


Abb. 11: Dreikantiger Monolith mit einer Schüssel im abgestuften Scheitel. Das Objekt liegt auf dem Kamm über dem Karlsteinfelsen bei Hornberg.



Abb. 12: Drei pyramidenförmige Felsstufen, die auf die Sommersonnenwende ausgerichtet sind, am Martinseck über Hornberg. Foto: Wolfgang Neuß

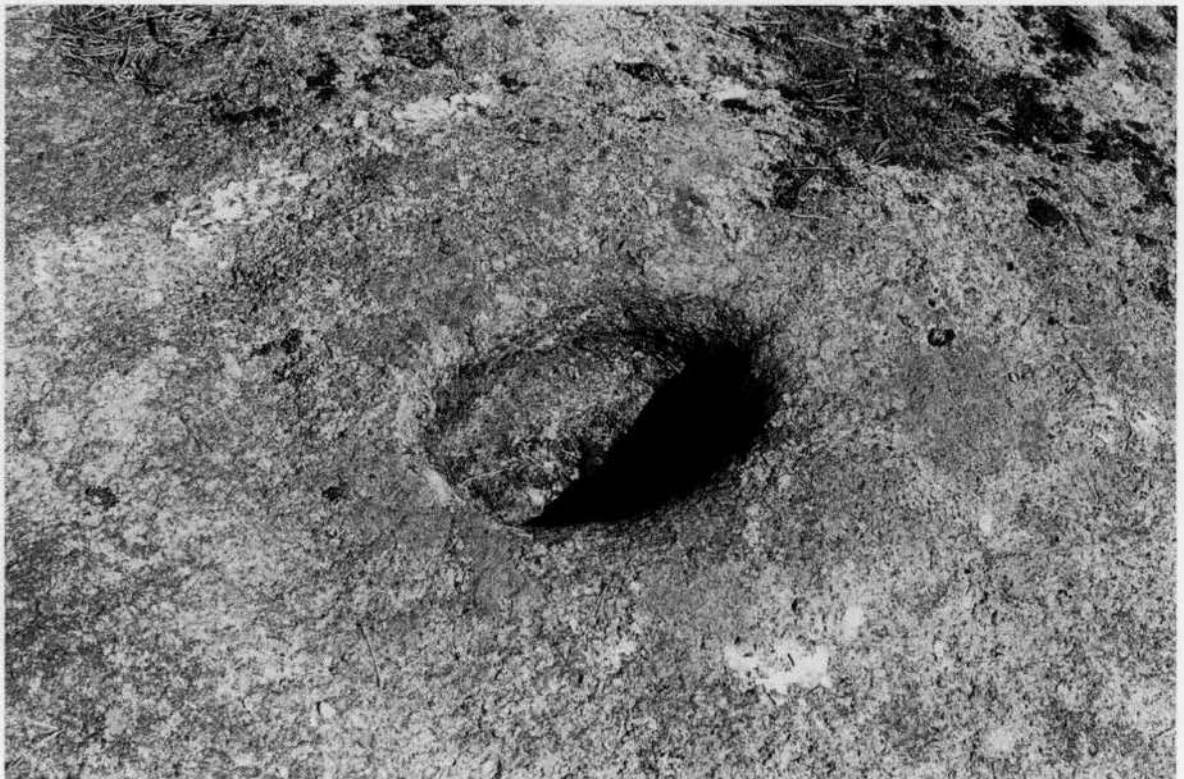


Abb. 13: Der „Teufelstritt“, eine Schüssel vor der vermuteten Steinkiste über der Gutach bei Hornberg. Foto: Brigitte Eisenlohr



Abb. 14: Vermutlich eine zerstörte Steinkiste, unmittelbar beim „Teufelstritt“ über der Gutach bei Hornberg. Unter den stehengebliebenen Megalithplatten befindet sich eine mit ausgefranstem Loch.

Foto: Brigitte Eisenlohr



Abb. 15: Schale auf dem mächtigen Felsen der Kuppe vom Schanzenberg über Niederwasser.



Abb. 16: Dolmenförmiges Objekt aus megalithischen Steinen am Fuß vom Felsen auf dem Schanzenberg über Niederwasser.



Abb. 17: Kleiner abgerundeter Steinklotz mit einer Petroglyphe auf seiner Oberfläche. Er liegt vor einem dolmenförmigen Objekt aus megalithischen Steinen, am Fuß vom Felsen auf dem Schanzenberg über Niederwasser.



Abb. 18: Felsnase mit Schale in der Megalithanlage auf dem Schanzenberg über Niederwasser.

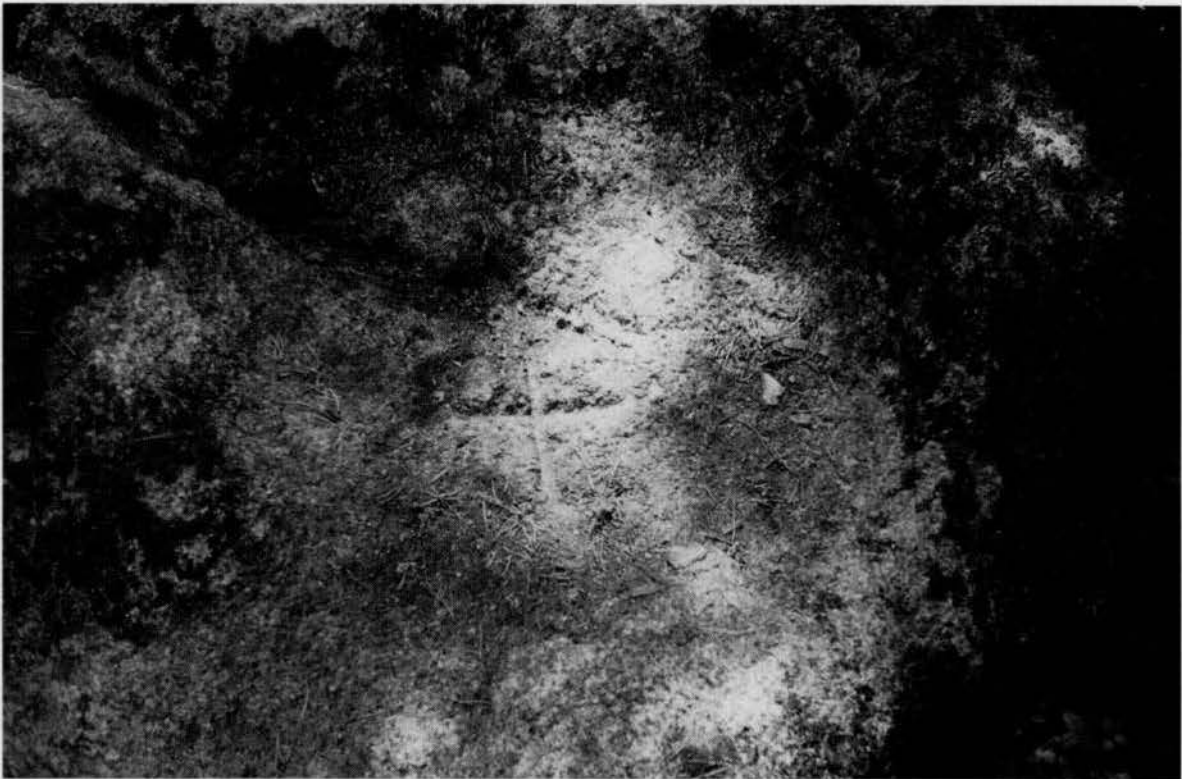


Abb. 19: Bann- oder Weihezeichen in der Schalensohle auf einer Felsnase gegenüber dem Felsen auf der Kuppe vom Schanzenberg.



Abb. 20: Kleine und große Schale mit Auslaufrinnen, auf dem Opfer- oder Herrgottsfelsen am Schanzenberg über Niederwasser.

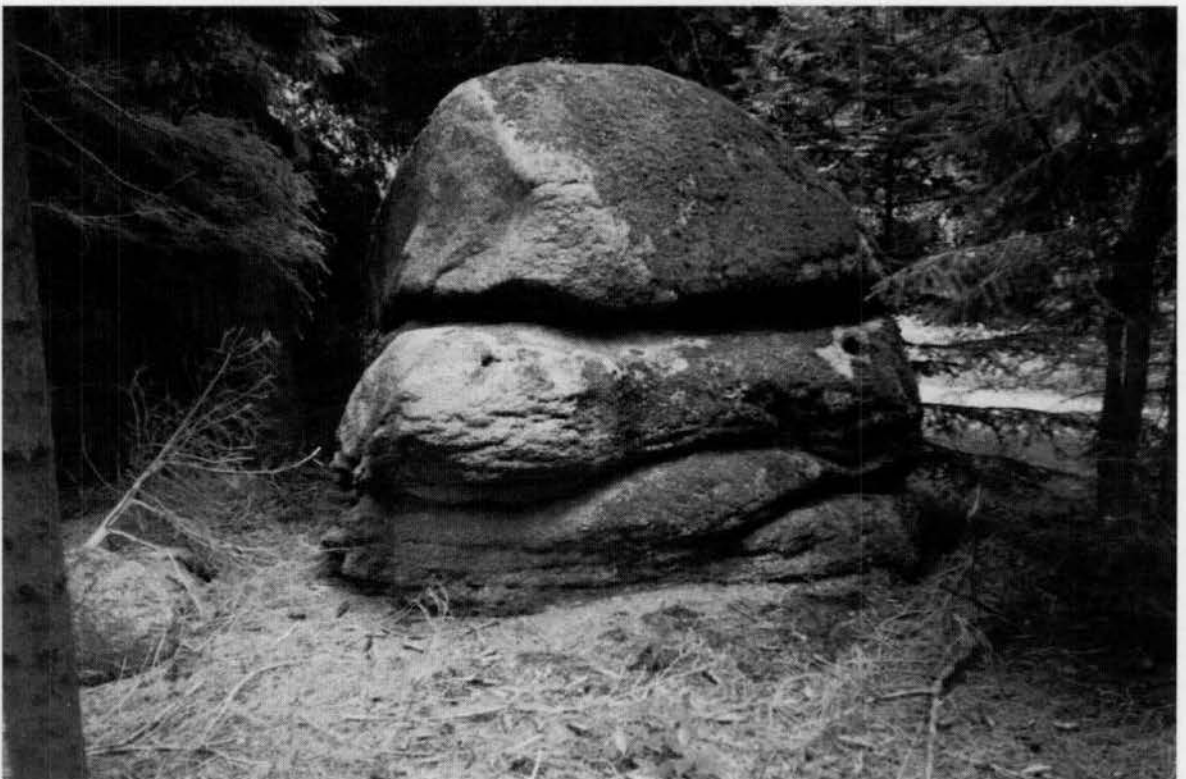


Abb. 21: Schädelähnlicher Megalith auf dem Kapf bei Rensberg/Schonach. Auf seiner Vorderseite ist links und rechts außen je ein vertikales Näpfchen eingetieft.



Abb. 22: Schale in der Spitze von einem Monolith auf dem Kapf bei Rensberg/Schonach. Nur wenige Meter von ihm entfernt steht ein schädelförmiger Monolith mit zwei vertikalen Näpfchen. Foto: Brigitte Eisenlohr



Abb. 23: Rhombisch gewölbter Monolith mit Schüssel in der Megalithanlage auf dem Sturlekapf bei Rensberg/Schonach.

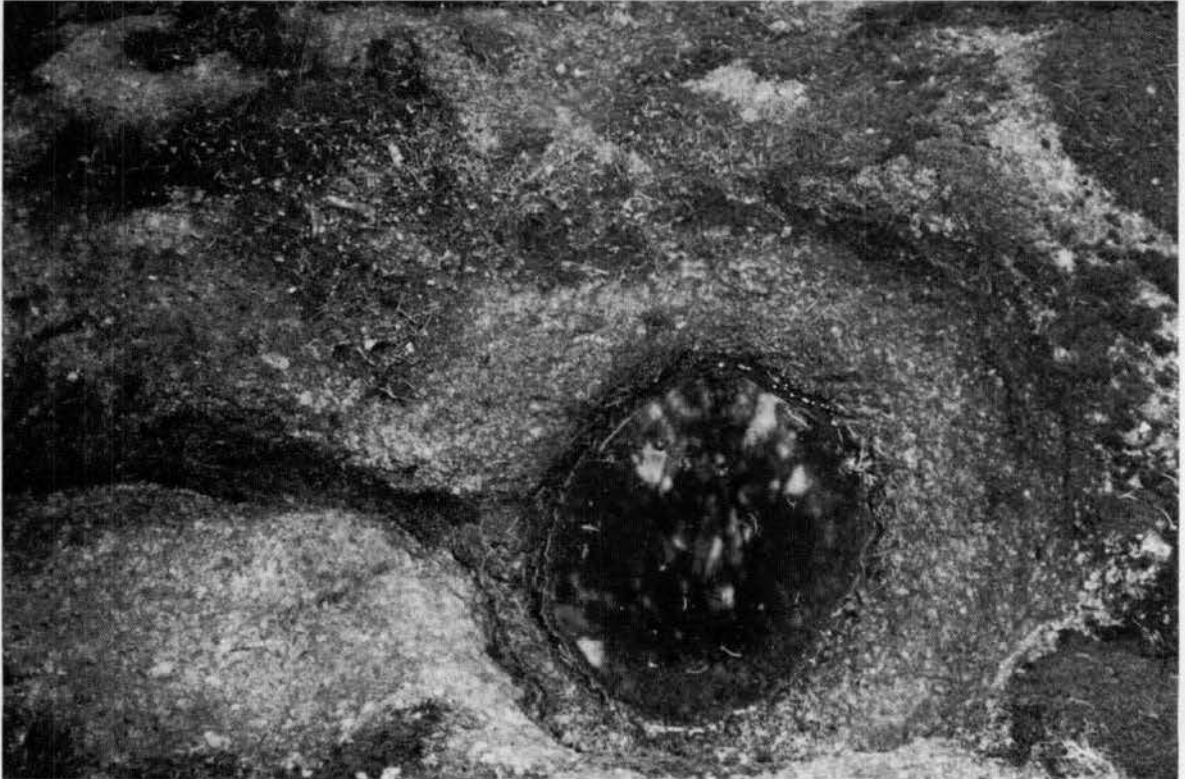


Abb. 24: Schüssel mit Ablauf auf einem rhombischen Monolith in der Megalithanlage auf dem Sturlekapf bei Rensberg/Schonach.



Abb. 25: Schüssel auf einem Monolith am Sturlekapf bei Rensberg/Schonach. Über sie führt eine achsiale breite Rinne. *Foto: Brigitte Eisenlohr*



Abb. 26: Schüssel auf einem abgerutschten Felsen im Belchwald, hoch über dem Yachtal, südwestlich von Schonach.



Abb. 27: Schüssel mit linksseitiger Schleifstelle auf dem „Blindenstein“, einem Felsen beim Watzeck, hoch über dem Yachtal, südwestlich von Schonach.

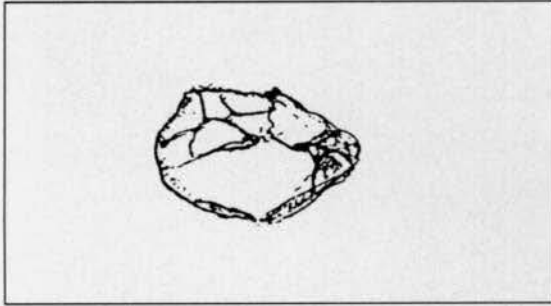


Abb. 28: Maßstab 1 : 1
Abgeschlagener Silex vom Gewann Eck, einem Lößhügel (225,1 m ü. d. M.) über dem Altdorfer Ried bei Ettenheim.

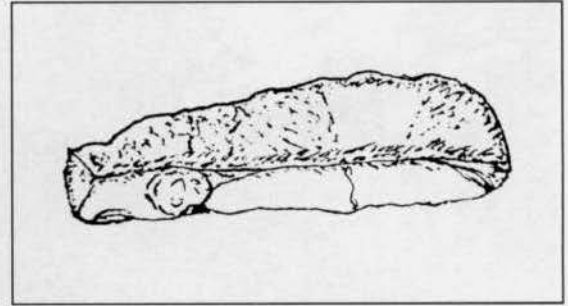


Abb. 29: Maßstab 1 : 1
Gerindeter Klingensabschlag aus Jaspis vom Höhlenbach am Bergloch (968,9 m ü. d. M.) bei Hornberg.

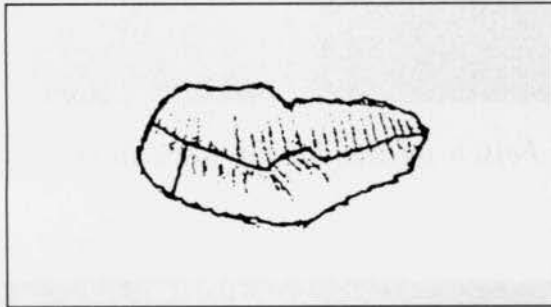


Abb. 30: Maßstab 1 : 1
Zeichnung W. Neuß
Klinge aus dunklem Feuerstein vom Höhlenbach am Bergloch (968,9 m ü. d. M.) bei Hornberg.

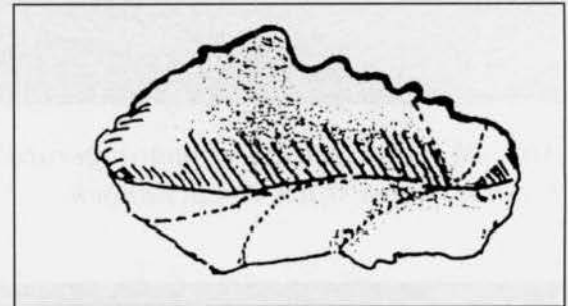


Abb. 31: Maßstab 1 : 1
Zeichnung W. Neuß
Schaber aus Feuerstein aus dem Quellgebiet vom Rohrenbach (812 m ü. d. M.) bei Hornberg.

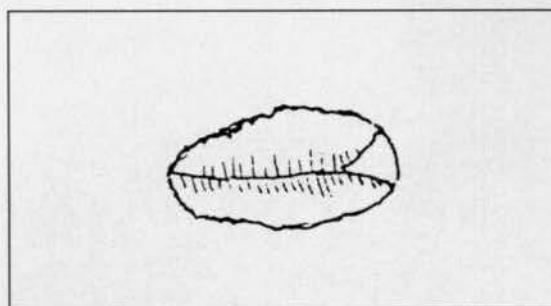


Abb. 32: Maßstab 1 : 1
Zeichnung W. Neuß
Silexklinge vom Schwannenbach (590 m ü. d. M.) bei Hornberg.

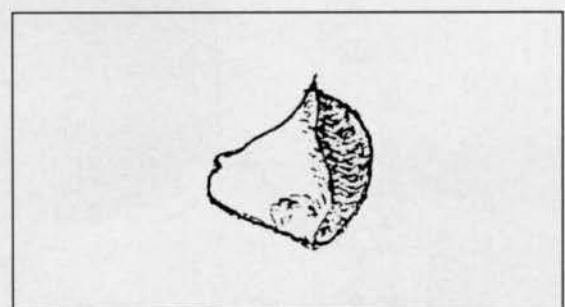


Abb. 33: Maßstab 1 : 1
Silexmikrolith vom Kirchplatz (155 m ü. d. M.) an der Schutter in Hugsweier.

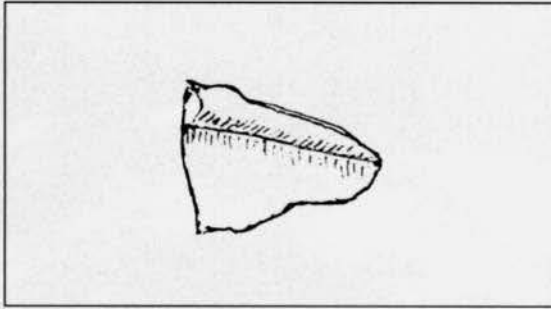


Abb. 34: Maßstab 1 : 1
Sillexspitze vom Flachenberg
(500 m ü. d. M.) bei Mühlenbach.

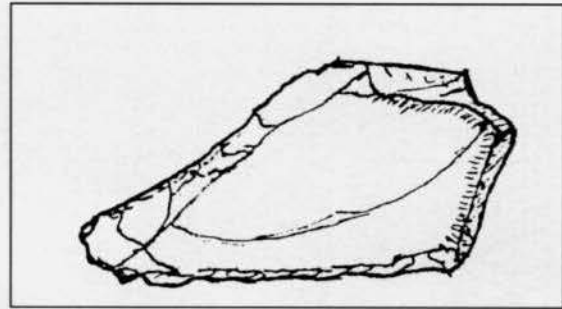


Abb. 35: Maßstab 1 : 1
Schaber aus Jaspis vom Flachenberg
(500 m ü. d. M.) bei Mühlenbach.

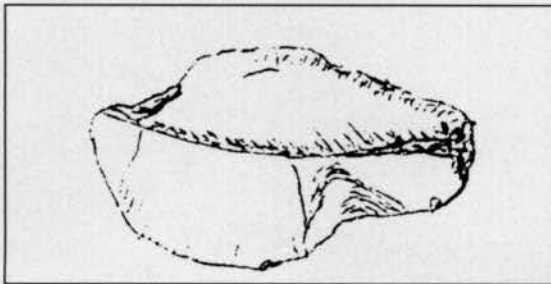


Abb. 36: Maßstab 1 : 1
Sillexschaber von der Römersiedlung
im Hinterfeld (225,3 m ü. d. M.) über
dem Annahäuslebach bei Münchweier.

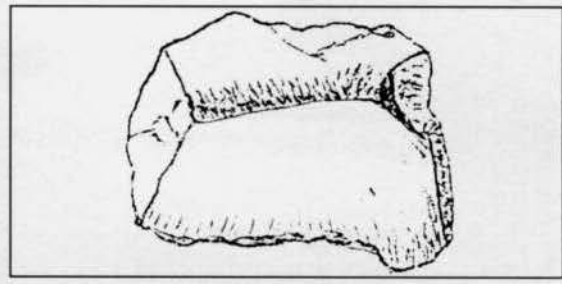


Abb. 37: Maßstab 1 : 1
Sillexschaber vom Gewann Belgen
(170 m ü. d. M.) an der Acher bei
Oberachern.



Abb. 38: Der stark verwitterte Mauzenstein im Hochwald am Hang des Mauzenbergs, zwischen Michelbach/Gaggenau und Bernbach.



Abb. 39: Näpfchen mit Ringen und das eingetiefte Dreieck auf dem Mauzenstein am Mauzenberg. Foto: Brigitte Eisenlohr



Abb. 40: Ein Näpfchen mit Ring von der Markierung des vermuteten Sternbilds „Großer Bär“ auf dem Mauzenstein am Mauzenberg. Foto: Brigitte Eisenlohr



Abb. 41: Zwei Näpfchen (24 und 25) mit Ringen und nach oben gewölbtem Boden auf der nach 45° Nord ausgerichteten Südwestwand. Unter dem Objekt 25 ist zusätzlich eine Petroglyphe eingeritzt. Sie könnte eine stilisierte menschliche Gestalt darstellen.

Foto: Wolfgang Neuß

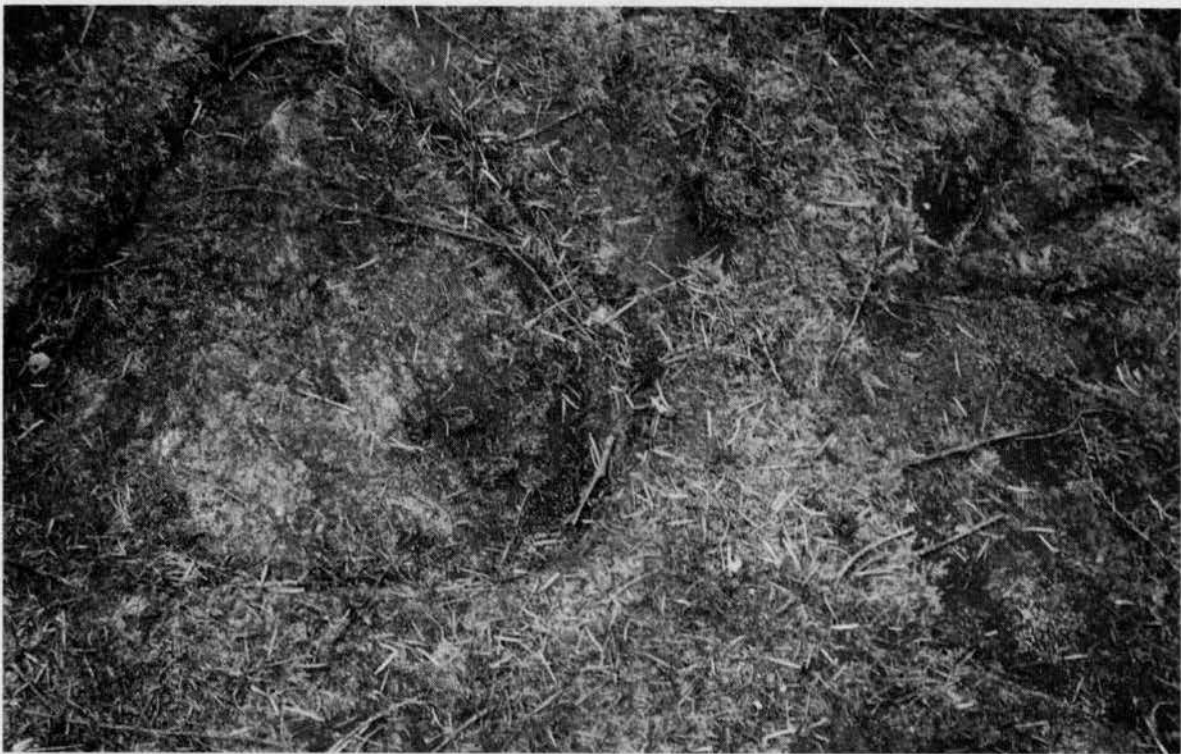


Abb. 42: Eingetieftes Dreieck; vermutlich Markierung der „Haare der Bernike“ in nicht ganz präziser Position, links vom „Großen Bären“ auf dem Mauzenstein am Mauzenberg.



Abb. 43: Der verschnörkelte „Kleine Bär“, in unpräziser Position rechts über dem „Großen Bären“, am Rand des Mauzensteins auf dem Mauzenberg.

Foto: Brigitte Eisenlohr



Abb. 44: Das Bann- oder Weihezeichen auf der stark verwitterten Südwestwand des Mauzensteins am Mauzenberg.

Foto: Brigitte Eisenlohr

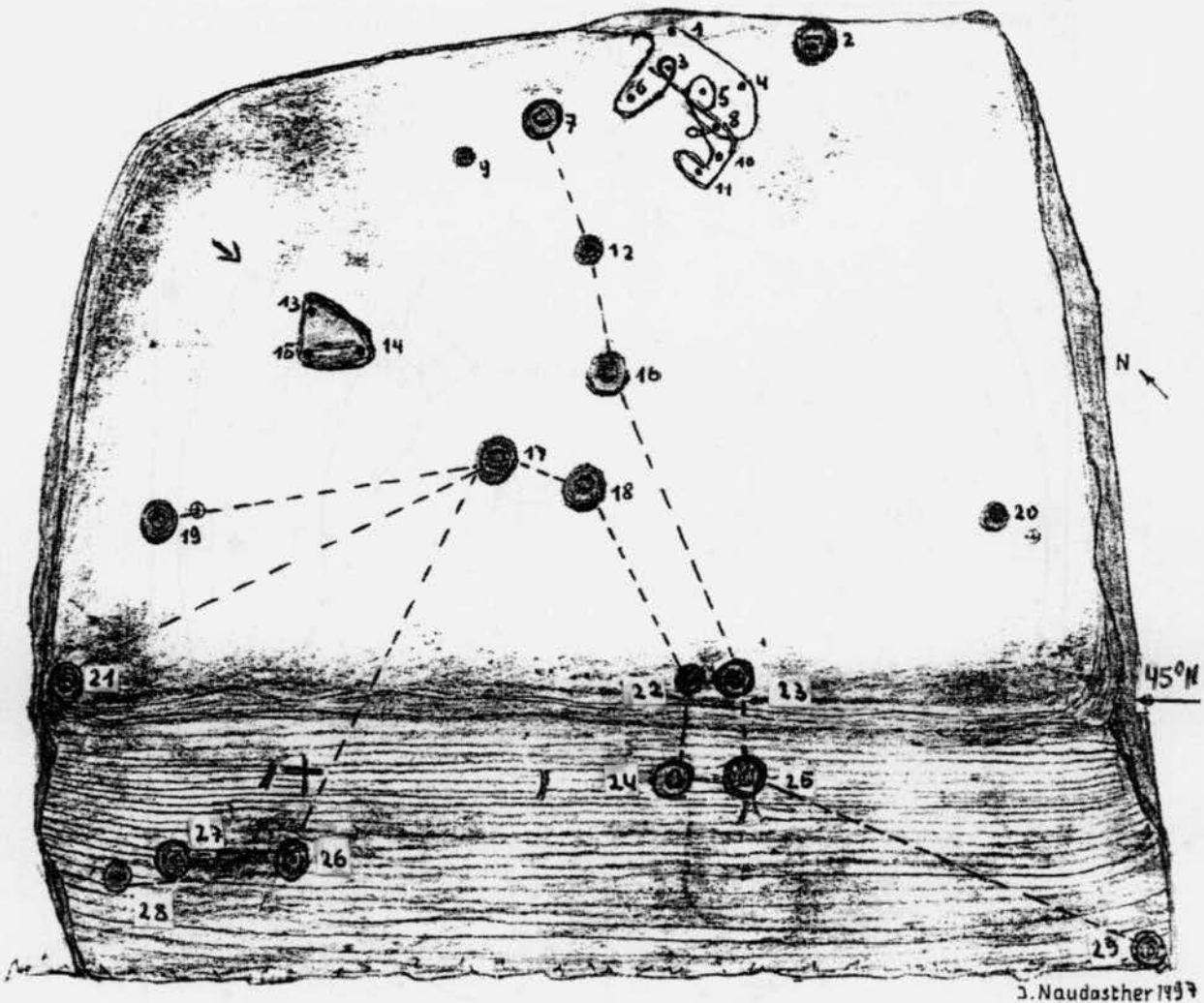
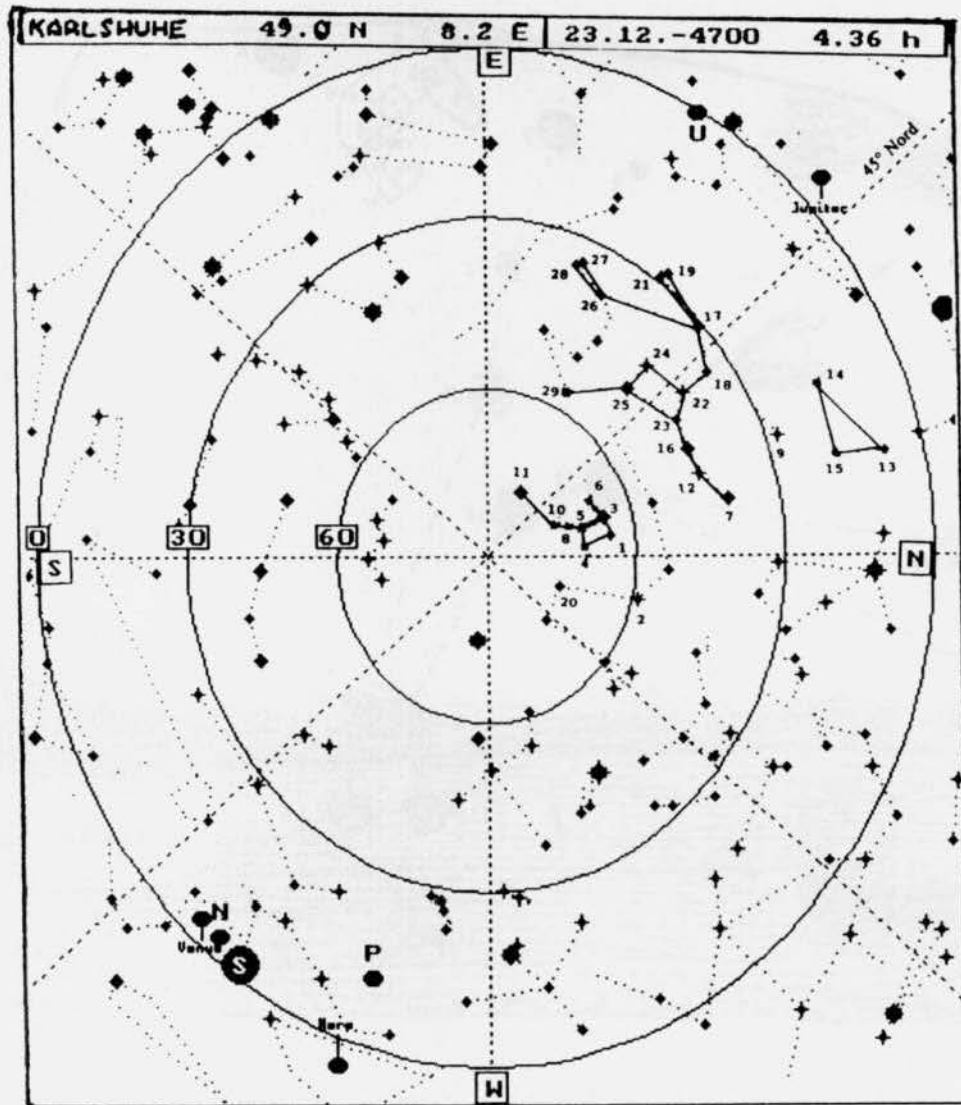


Abb. 45: Zeichen, Markierungen und Näpfcchen von der vermuteten Astralkultanlage „Mauzenstein“ (704,8 m ü. d. M.). Die Südwestwand ist nach $\sim 45^\circ$ Nord ausgerichtet. Sie verläuft zwischen Näpfcchen 22, 23 und 24, 25 vom vermuteten Sternbild „Großer Bär“. Der vermutete „Kleine Bär“ befindet sich oben rechts und die „Haare der Bernike“ links vom „Großen Bär“. Alle Positionen sind astronomisch gesehen unpräzise.



Astro-Graphik aus AstroSoft Starfinder 7.0

1 Pherkad	Gamma	UMI	16 Objekt	Epsil	UMA
2 Objekt	Eta	DRA	17 Objekt	Psi	UMA
3 Kochab	Beta	UMI	18 Objekt	Chi	UMA
4 Objekt	Eta	UMI	19 Objekt	Mue	UMA
5 Objekt	Ceta	UMI	20 Objekt	Chi	DRA
6 Objekt		UMI	21 Objekt	Lambda	UMA
7 Benetnash	Eta	UMA	22 Pheka	Gamma	UMA
8 Objekt	Epsil	UMI	23 Megrez	Delta	UMA
9 Cor Caroli	Alpha	CUN	24 Merak	Beta	UMA
10 Objekt	Delta	UMI	25 Dubhe	Alpha	UMA
11 Polaris	Alpha	UMI	26 Objekt	Theta	UMA
12 Objekt	Ceta	UMI	27 Objekt	Kappa	UMA
13 Diadem	Alpha	COM	28 Objekt	Jota	UMA
14 Objekt	Beta	COM	29 Objekt	24	UMA
15 Objekt	Gamma	COM			

Erklärung:

COM = Coma Berenices = Haare der Bernike

CUN = Canis Venator = Jagdhund

DAR = Draco = Drache

UMA = Ursa maior = Großer Bär (Großer Wagen)

UMI = Ursa minor = Kleiner Bär (Kleiner Wagen)

Abb. 46: Die Graphik zeigt u.a. die Sternbilder „Großer Bär“ (UMA), „Kleiner Bär“ (UMI) und die „Haare der Bernike“ (COM) am steinzeitlichen Winterhimmel im Jahr -4700 (6700 vor heute) über Karlsruhe. Die Linie 45° Nord verlief ab dort über einen längeren Zeitraum mehr oder weniger zwischen den Objekten Pheka (22), Megrez (23) und Merak (24), Dubhe (25).



Abb. 47: Römischer Antonian mit der Büste von Tetricus I. (271–274 n. Chr.). Sie wurde auf einem Hausgrundstück in Oberachern gefunden.



Abb. 48: Ein Grenzmonolith auf dem Areal der vermuteten Grenzstation Wezzi-stein. Er markierte die alte Grenzlinie Breisgau–Ortenau. Daneben ein jüngerer Grenzstein auf der gleichen Linie.



Abb. 49: Einer der beiden Halsgräben über den Kamm der vermuteten Grenzstation Wezzistein auf der Grenze Breisgau–Ortenau.

Anmerkungen

- 1 Entlang dieser Grenze liegen mehrere Grenzsteine, die wahrscheinlich fälschlicherweise als Eid- oder Schwursteine bezeichnet werden. Auf ihnen sind Hände angebracht, die jeweils in die Richtung des Grenzverlaufs zeigen. Sie sind teilweise in die beiden Wappen der Grenzteilnehmer Geroldseck und Straßburg integriert. In diesem Fall zeigen auch die Wappen in Richtung der Grenzlinie. Hände als Richtungszeiger waren im Mittelalter allgemein üblich.
- 2 Vgl. hierzu, Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7713, Schuttertal. Hinweis von Heinrich Singler aus Ettenheimmünster.
- 3 Die Swastika oder das Hakenkreuz ist ein uraltes Symbol für die Sonne. Es wurde in ganz Europa und Asien teilweise bis in die späte Römerzeit (Bertelsmann Lexikothek, Bd. 4, 1977, S. 216, und R. Forrer, Strasbourg-Argenterate, Bd. I., S. 325.) verwendet. Allerdings wurde das Hakenkreuz während dem Dritten Reich (1933–1945) ebenfalls oft auf historischen Denkmälern angebracht.
- 4 Der Überlieferung nach mußten die Töchter von Hörigen des Klosters Ettenheimmünster, bevor sie in die Ehe eintraten, das Kochen und den Haushalt dort bei den Patres erlernen. Dabei sollen der Sage nach einmal drei Mädchen, die schon versprochen waren, von drei Pater verführt worden sein. Das sollen ihre drei Liebhaber bemerkt haben. Als die drei Pater einmal von ihrem befreundeten Kloster Thennenbach auf dem Heimweg waren, sollen sie von den drei Liebhabern an der Stelle, auf der jetzt der Pfaffenstein liegt, ermordet worden sein. Die drei unregelmäßig auf dem Stein angebrachten Kreuze sollen an die drei Pater erinnern (Singler).

- 5 Vgl. hierzu Tätigkeitsbericht der Fachgruppe Archäologie, in: Die Ortenau 1996, 89 ff. und Anmerkung 60.
- 6 Vgl. Josef *Naudascher*, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe Archäologie, in: Die Ortenau 1997, S. 75, Schuttertal. Auf dem Gitterstein „Gierifuß“, einer ebenfalls vermuteten vorchristlichen Kultstätte, sind, wie auch im Elsaß auf Menhiren beobachtet wurde, christliche Bann- und Weihekreuzchen eingraviert.
- 7 Möglicherweise wurden nicht nur die Zeichen, sondern auch der Name für den Stein in späterer Zeit nicht mehr verstanden. So könnte der Name, der von der Sage her als Pfaffenstein bekannt wurde, schon früher einen ähnlich klingenden Namen getragen haben. Dafür käme der gälische und dem Keltischen verwandte Name *fafan*, der Fromme, sehr nahe. Sollte das der Fall sein, dann ließe sich der Pfaffenstein als „Fafanstein“ interpretieren. Als Stein der Frommen käme ihm eine kultische Bedeutung bereits in prähistorischer Zeit zu.
- 8 Vgl. hierzu Jack *Roberts*, *The Stone Circels of Cork & Kerry*, 1990. Dort sind in zahlreichen graphischen Darstellungen zum Teil noch stehende, aber auch umgelegte und ergänzte Steinkreise abgebildet und interpretiert. Darunter befinden sich Kreise, in denen der Menhir als Schattenstein in der Mitte, aber auch außerhalb des Kreises aufgestellt ist oder liegt. Für den entsprechenden Hinweis und für die Literatur sei Herrn Dr. Michael Schneider aus Seelbach gedankt. Vgl. weiter Frank *Teichmann*, *Der Mensch und seine Tempel, Megalithkultur in Irland, England und der Bretagne*.
- 9 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7713, Schuttertal. Hinweis von Hermann Ohnemus, Schuttertal.
- 10 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7815, Triberg. Hinweis von Gerhard Aberle, Hornberg.
- 11 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7815, Triberg. Hinweis von Gerhard Aberle, Hornberg.
- 12 Alexander und Edith *Tollmann*, *und die Sinflut gab es doch*, 1993, s. Anm. 29. Vgl. Josef *Naudascher*, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe Archäologie, Vorgeschichte, in: Die Ortenau 1996, S. 68–72 und Anm. 13–19, sowie S. 82–84 und Anm. 37–40. Vgl. auch Tätigkeitsbericht, *Megalithkultur*, in: Die Ortenau 1997, S. 62–69 und Anmerkungen.
- 13 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 8015, Titisee-Neustadt. Hinweis von Stefan Lehmann, Förster in Hammereisenbach. Der Name Kuckucksweiher wird auf verschiedene Arten erklärt. 1. Die fast das ganze Jahr über mit Wasser gefüllte Schüssel soll als Weiher dem Kuckuck zum Baden dienen. 2. Beim Kuckuck soll es sich in Wirklichkeit um den Teufel handeln. Er verkörpert nach dem Volksmund das Böse und ist danach ein Schmarotzer, der seine Eier in fremde Nester zum Brüten legt. Dies kommt u.a. zum Ausdruck, wenn jemand zum Kuckuck, also zum Teufel gewünscht wird. Dagegen könnte Weiher auch mit Weihe in Zusammenhang stehen. 3. Der Kuckuck wird aber auch mit Geld auf gute und schlechte Weise in Verbindung gebracht. Für den Hinweis sei Herrn Stefan Lehmann gedankt.
- 14 Vgl. Anmerkung 3.
- 15 Wolfhard *Schlosser*/Jan *Ciorny*, *Sterne und Steine, Eine praktische Astronomie der Vorzeit*, 1997, S. 93 f., Die Externsteine, Sitzschalen (Fels XI). Auf der Spitze des Falkensteins befinden sich mehrere Sitzschalen. Bisher ist ihre Orientierung astronomisch nicht untersucht worden. Vgl. auch, *Auf den Spuren der Sonnengötter*, Prof. Marcel F. *Homet*, 1992, S. 250 f. Die Kultur von Marcahuasi, „Der Blickpunkt, von dem aus man (Petroglyphe eines Löwen) am besten betrachten konnte, befand sich bei einem fast 50 m weit entfernten Felsen, aus dem ein bequemer Platz zum Sitzen herausgehauen war.“

- 16 Vgl. Josef *Naudascher*, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe, in: Die Ortenau 1997, Schuttertal, S. 73 ff., und Anmerkung 54. Vgl. auch Bleicheim/Pfaffenstein und Anmerkung 6 und Niederwasser/Schanzenberg, sowie Anmerkung 28.
- 17 Vgl. Josef *Naudascher*, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe, in: Die Ortenau 1996, Ringsheim, S. 82 und Anm. 38. Vgl. Josef *Naudascher*, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe, in: Die Ortenau 1996, Ringsheim, S. 82 und Anm. 38. Sattelsteine haben als Reit- und Rutschsteine dem Fruchtbarkeitskult gedient. Hierzu zählen möglicherweise auch Sitz- und Schalensteine. Sie wurden bei fehlendem Kindersegen von Frauen aufgesucht und berutscht oder beritten. Dieser Brauch wurde im Schwarzwald und in den Vogesen bis in die jüngste Neuzeit beobachtet. Hierzu Hinweise von Maria Siegel aus Reute, E. Kurtz und J.-M. Holderbach aus Straßburg sowie eine Bestätigung vom Landesdenkmalamt, Dr. G. Fingerlin in Freiburg.
- 18 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7815, Triberg. Hinweis von Gerhard Aberle und Thomas Kempf, Hornberg.
- 19 Die genaue Richtung kann an Felsen und Monolithen nur schwer ermittelt werden. Das wäre aber notwendig, um die Felsmale nach astronomischer Methode genau zu datieren. Die ermittelten 54° Nord auf dem Steg zwischen den beiden Schüsseln würde jedoch auf eine Linie der Wintersonnenwende früher prähistorischer Zeit fallen. Da das Felsmal mit der ungefähren Ausrichtung des Felsens übereinstimmt, dürfte er außerdem für seinen Zweck ausgesucht worden sein.
- 20 Der ungefähre Nordpunkt konnte bereits in prähistorischer Zeit ermittelt werden. Es waren die beiden Endpunkte, der südlichste Sonnenaufgang im Winter und der nördlichste Sonnenaufgang im Sommer, zu beobachten, zu markieren und durch eine Linie zu verbinden. Ihre Mitte ergab dann die beiden Sonnengleichen bzw. den Ostpunkt. Das Gleiche mußte für die genau gegenüberliegenden Sonnenuntergänge im Westen beobachtet und markiert werden. Dort lag die Sonnengleiche bzw. der Westpunkt genau in der Mitte zwischen den beiden Markierungen der Sonnenuntergänge von der Sommer- und Wintersonnenwende. Danach war dann nur noch der Ostpunkt mit dem Westpunkt zu verbinden und in deren Mitte eine Senkrechte zu ziehen, um den Nord- bzw. den Südpunkt zu erhalten.
- 21 Duden, Fremdwörter, Aufl. 1990, Abris sind altsteinzeitliche Wohnstätten unter Felsvorsprüngen oder in Felsnischen.
- 22 Vgl. hierzu Josef *Naudascher*, Die Tätigkeitsberichte der Fachgruppe, in: Die Ortenau 1995, 1997 und besonders 1996, S. 68 ff.
- 23 Vgl. Prof. Marcel F. *Homet*, Die Söhne der Sonne, Auf den Spuren vorzeitlicher Kulturen in Amazonas, 1972 S. 162 und Anmerkung, „Was aber am meisten (die ersten Atalantiden oder Urmenschen in Amerika) diese Epoche kennzeichnet, war das berühmte >Treppenzeichen<, das später die Bauweise der alten Welt beherrschte, in Amerika genauso wie in Mesopotamien. Die Stufe dieses >Treppenzeichens< hatte hohe kultische Bedeutung.“ Sie verwirklichten die drei Elemente: „in drei verschiedenen Stufen, Stufen, von denen die Menschen abhingen.“ Nämlich, oben der Himmel, in der Mitte die Erde und schließlich die Unterwelt. Vgl. hierzu, Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7715 Hornberg. Hinweis von Gerhard Aberle, Hornberg.
- 24 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7715, Hornberg. Hinweis von Gerhard Aberle und Thomas Kempf, Hornberg. Vgl. hierzu Josef *Naudascher*, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe, Megalithkultur, in: Die Ortenau 1997, Windeckfelsen, S. 64, Anm. 14 und Abb. 8.
- 25 Vgl. Bertelsmann Lexikothek, Band 9, 1978, S. 239, Steinkisten: „Vorgeschichtliche Grabformen mit Steinplatten, eingefaßte Grabkammern, vom Ende der Jungsteinzeit

- bis in das Frühe Mittelalter.“ Bei der ausgefranstesten Öffnung handelt es sich möglicherweise um das „Seelenloch“. Vgl. hierzu; Wolffhard Schlosser/Jan Cierny, S. 90.
- 26 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7815, Triberg. Hinweis von Gerhard Aberle, Hornberg.
 - 27 Vgl. Anm. 25. Duden, Fremdwörterbuch, 1990, Die Petroglyphe, vorgeschichtliche Felszeichnung.
 - 28 Vgl. Josef *Naudascher*, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe, in: Die Ortenau 1997, Schuttertal, S. 73 ff., und Anmerkung 54. Vgl. auch Bleicheim/Pfaffenstein und Anmerkung 6 und Hammereisenbach/Kuckucksweiher, Anmerkung 16.
 - 29 Der Hinweis ist von Gerhard Aberle, Hornberg. Alexander und Edith *Tollmann*, Und die Sintflut gab es doch, von Mythos und historischer Wahrheit, 1993, S. 451, Opfer, Der Geologe Professor Dr. Tollmann und die Mikropaläontologin Frau Edith Kristan Tollmann haben herausgefunden, daß Opferrituale nach dem Mammut- bzw. Sintflutimpakt im Jahr 9551 vor heute aus Angst und zur Versöhnung der Götter sich weltweit ausgebreitet hat. Über sie, so wird gefolgert, sind die Weltreligionen entstanden. „Die phantasiereichen Orientalen verwendeten neben dem Menschenopfer, das sie sicher für wirkungsvoller hielten, bald Tieropfer als Ersatz. Die grausamen Azteken, die als Indianer letztlich von den ebenso grausamen Mongolen abstammten, schwelgten im Blut unzähliger Menschenopfer und unternahmen zu diesem Zweck sogar Kriegszüge, nur um genügend Opfermaterial an Menschen zur Verfügung zu haben. All dies waren langfristige Folgen des Sintflut-Traumas. – „Welch ungeheuer tiefen Schock das Sintfluterlebnis bewirkt hat, zeigt sich gerade darin, daß man so lange beharrlich an Menschenopfern festgehalten hat, um die Götter umzustimmen. Das geht trotz aller modernen Denkweise so weit, daß noch heute – zehn Jahrtausende später – in der christlichen Religion täglich das Opfer des Gottessohns in der heiligen Messe erneuert wird – wenn auch nur mehr symbolhaft.“
 - 30 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7815 Triberg. Hinweise von Wolfgang Neuß, Gerhard Aberle und Thomas Kempf aus Hornberg.
 - 31 In der Mitte der Oberfläche dieses Blocks ist ein Holzkreuz angebracht und die beiden größeren Schlüsselreste dienen jeweils als Grotte mit einer Heiligenfigur.
 - 32 Vgl. Josef *Naudascher*, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe, in: Die Ortenau 1995, S. 60 und Anmerkung 6, Gesichtssteine.
 - 33 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7815, Triberg. Hinweis von Gerhard Aberle, Wolfgang Neuß, Thomas Kempf, Hornberg. Bei dem Namen Sturlekapf kann die erste Silbe von Storre, alter oder verkrüppelter Baum abgeleitet werden. Dagegen bedeutet Kapf Bergkuppe, -gipfel oder Anhöhe. Es gibt in der Nähe etwa auf gleicher Höhe auch einen Storenwald. Auf beiden Bergen in etwa 900 m Höhe besteht der Wald bereits teilweise aus Krüppelwuchs. Vgl. Vermessungsamt Baden-Württemberg, Flurnamenbuch, 1958, S. 82 und S. 140.
 - 34 Es wurden in der Umgebung des Felsens keine weiteren Ausschleifungen beobachtet. Das verstärkt die These der dort fehlenden Gletscher in den vergangenen Eiszeiten. Es muß aber von einer leichten Firnisdecke ausgegangen werden. Im Mesolithikum der Nacheiszeit wird eine durchschnittlich höhere Temperatur bis 4,5° angegeben. Vgl. hierzu. Alexander *Tollmann* und Edith Kristan *Tollmann*, Und die Sintflut gab es doch, 1993, S. 72.
 - 35 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7814 Elzach. Hinweis von Hubert Mäntele, Elzach. Wieweit Belchwald auf den Gott Bal oder den keltischen Gott Bel zurückzuführen ist, muß dahingestellt bleiben.

- 36 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7814 Elzach. Hinweis von Hubert Mäntele, Elzach, und Georg Schmidt-Abels, Freiburg.
- 37 Vgl. hierzu Anmerkung 73, Bories Schuttertal.
- 38 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7713 Schuttertal. Das Relikt wurde von Brigitte Eisenlohr, Ettenheim, gefunden.
- 39 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7815 Triberg.
- 40 Das Relikt wurde von Brigitte Eisenlohr gefunden. Für die Untersuchung und Bestimmung des Relikts sei dem Geologen Dr. rer. nat. Eisenlohr von Ettenheim gedankt. Vgl. hierzu Stefan *Unser*, Die Feuerstein-Technologie der Steinzeit, 1983, S. 16 ff.
- 41 Das Relikt wurde von Gerhard Aberle, Hornberg, gefunden und bestimmt.
- 42 Zahlreiche Hornsteine wurden vor allem von Gerhard Aberle, Hornberg, gefunden. Aber auch Heinz Stempel und Wolfgang Neuß haben schon früher auf Hornsteine am Höhlenbach beim Bergloch hingewiesen.
- 43 Vgl. hierzu Josef *Naudascher*, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe 1996, S. 68 f. und Anm. 13. Vgl. auch Tätigkeitsbericht der Fachgruppe 1997, Megalithkultur S. 62 ff. und Anmerkungen.
- 44 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7715 Hornberg.
- 45 Das Relikt wurde von Dipl.-Ing. (grad) Wolfgang Neuß, Hornberg, gefunden und bestimmt.
- 46 Vgl. hierzu Josef *Naudascher*, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe, in: Die Ortenau 1996, S. 70 f. Welschensteinach und Anm. 18 u. 19. Vgl. auch Tätigkeitsbericht 1999, Hornberg/Bergloch und Anmerkungen. Für weltweit bevorzugten Aufenthalt der steinzeitlichen Menschen im Quellgebiet der Flüsse sei Jean-Marie Holderbach, Mitarbeiter der Régional Archéologie d'Alsace in Straßburg, gedankt.
- 47 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7815 Triberg.
- 48 Das Relikt wurde von Dagmar Martin, Hornberg, gefunden.
- 49 Das Relikt wurde von Brigitte Eisenlohr gefunden.
- 50 Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7714 Haslach.
- 51 Die beiden Relikte wurden von Alois Schneider, Haslach, gefunden.
- 52 Vgl. hierzu Josef *Naudascher*, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe, in: Die Ortenau 1996, Vorgeschichte, S. 64 bis 72 und Anm.
- 53 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7713 Schuttertal. Das Relikt wurde von Dr. H. Eisenlohr gefunden.
- 54 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7314 Bühl.
- 55 Das Relikt wurde von Franz-Karl Vogt, Oberachern, gefunden.
- 56 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7713 Schuttertal. Hinweis von Hermann Ohnemus, Dörlinbach.
- 57 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7713 Schuttertal. Hinweis von Hermann Ohnemus, Schuttertal.
- 58 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7514 Durbach. Hinweis von Ulrich Burgert aus Bohlsbach.
- 59 Vgl. hierzu Schweighausen-Schuttertal und Anmerkung 71. Der Gebrauch, Steine an Plätzen des Todes niederzulegen, besteht bis heute noch im Orient. Hier erinnert dies auf der einen Seite an den biblischen Absalom, den dritten Sohn Davids, der sich gegen seinen Vater empört hatte und sich auf seiner Flucht mit seinem Haupthaar an dem Ast einer Terebinthe verfangen und danach von Joab erschlagen wurde (2. Sam. 13–18). Auf der andern Seite wurde möglicherweise mit dem niedergelegten Stein unter dem Namen Absalom ein böses Ereignis beschworen. Denn dieser Name steht im Hebräischen für „Vater des Friedens“. (Bertelsmann Lexikothek Bd. 1, 1978, S. 20).

- 60 Für den sehr wertvollen Hinweis auf den Mauzenstein und für seine Unterstützung bei den Untersuchungen sei insbesondere dem Heimatforscher Helmut Rieger aus Michelbach gedankt.
- 61 Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7116 Malsch.
- 62 Für die Untersuchung des Mauzensteins aus geologischer Sicht und für die zahlreichen Hinweise dazu sei dem Geologen Dr. Helmut Eisenlohr an dieser Stelle gedankt.
- 63 Unweit vom Standort des Steins wurden Reste mit ähnlichen Strukturen entdeckt. Sie sind jedoch weniger plastisch, scheinen aber vom gleichen Fels abgetrennt zu sein. Damit ergibt sich der Verdacht einer teilweise natürlichen Entstehung der Struktur des Mauzensteins. Sie ist aber mit großer Wahrscheinlichkeit für ihren Verwendungszweck nachgearbeitet und ergänzt worden.
- 64 Vgl. Dr. G. Drosdowski, Dr. P. Grebe, Dr. R. Röster, Dr. W. Mentrup, Dr. W. Müller, Der Große Duden, 1967, Mutz = mundartlich für: Bär. Vgl. hier. Im alleman. Sprachraum auch Mutzen = Umhang.
- 65 Urs *Schwegler*, Schalen und Zeichensteine der Schweiz, 1992, 7–9. Hierzu folgendes: J. Y. Simpson veröffentlichte 1867 ein Bild vom Monolith von Ballymeanoch, das ähnlich Näpfchen mit Ringen zeigt, wie sie auf dem Mauzenstein zu finden sind. Außerdem wies William *Camdens* in: *Britania 1789* auf den Grabhügel von New Grange hin und veröffentlichte dazu „eine Tafel mit Schälchen und Ringe“. Vgl. hierzu Wolfhard *Schlosser*, Jan *Ciorny*, *Sterne und Steine, Eine praktische Astronomie der Vorzeit*, 1997, S. 86. Danach soll die Anlage nach den Grabungen in den 30er, 60er und 80er Jahren gegen Ende des Neolithikums in die Zeit vor oder um 5000 vor heute zu datieren sein, wobei die Kleinregion noch bis in die Bronzezeit als Nekropole genutzt wurde.
- 66 An dieser Stelle sei Brigitte Eisenlohr für die Unterstützung bei der Dokumentation und der entsprechenden Bilderserie gedankt.
- 67 Für die Untersuchung aus anatomischer Sicht und die zahlreichen Hinweise zur Körperform des kleinen Bären sowie zur entsprechenden Petroglyphe sei an dieser Stelle dem Mediziner Dr. Fridjoff Klarhof gedankt.
- 68 Die Himmelsrichtung, so auch die 45° Nord, konnte bereits in prähistorischer Zeit ermittelt werden (siehe Anmerkung 19). Sie hat sich jedoch innerhalb von Jahrtausenden (Präzession) geringfügig verschoben. Auf dem Mauzenstein verläuft sie zwischen den Näpfchen 22–23 und 24–25, in der Nähe von 22–23. Sind diese Näpfchen identisch mit dem Sternbild Großer Bär (UMA), dann wären sie mit Pheka (22) – Megrez (23) und Merak (24) – Dubhe (25) gleichzusetzen. Nach der Präzession würde dies dann möglicherweise einer steinzeitlichen Position entsprechen. Eine entsprechende Simulation entstand aus der Astro-Graphik für 49.0 N Breite und 8.2 E Länge, sowie nach der AstroSoft Starfinder 7.0. Für das Programm und die zahlreichen technischen Hinweise sei dem Mitarbeiter Régional Archéologie d’Alsace in Straßburg, Jean Marie Holderbach und dem Dipl.-Ing. Ulrich Naudascher in Ettlingen, gedankt.
- 69 *Schwegler*, S. 14 f, Sternbild des Großen Bären vom Schlossbann bei Biel/Bern nach Isidor Bachmann von 1874. Ebenso der Große Bär von Guerande/Bretagne nach C. Flammarion. Vgl. auch *Schlosser/Ciorny* 1997, S. 91 f., der Große Bär von Serse Norditalien. Vgl. auch Johann *Viertler*, Ein Schalensteinfund bei Kadöll im Glantal, in: *Carinthia I*, 1998, S. 65 f., An dieser Stelle sei dem Archäologen Dr.-Ing. Peter Marzoff für den Hinweis und die entsprechende Literatur gedankt.
- 70 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7713, Schuttertal. Hinweis von Hans Dieterle aus Welschensteinach.

- 71 Vgl. hierzu Jean *Markale*, *Die Druiden*, 1989, S. 93. Parkland; *Illustriertes Lexikon der Mythologie*, 1874 (MECO 1993); S. 63 + 323 Bertelsmann Lexikothek, 1978, Band 9, S. 136, Skythen; Walter *Marg*, *Herodot*, 1990, Band I, S. 336, Herodot IV. 62, Die Skyten, ein indogermanischer Volksstamm: Dem Ares aber opferten sie auf folgende Art: „In jeder Herrschaft, Gau für Gau, ist ein Aresheiligtum errichtet, das sieht so aus: Reisigbündel sind aufgehäuft zu einem Hügel, wohl drei Stadien in der Länge und Breite, in der Höhe weniger. Oben auf diesem ist ein ebenes Geviert hergerichtet, und drei Seiten steigen steil an, an einer aber kann man hinaufgehen. Jahr für Jahr schichten sie hundertundfünfzig Wagen Reisig neu dazu, denn bei dem rauhen Wetter setzt sich der Hügel natürlich ständig. Auf diesem Hügel also ist ein uralter eiserner Dolch aufgerichtet, Gau für Gau, und das ist das Bild des Ares. Diesem Dolch bringen sie jährlich Opfer von Vieh und Pferden, und dann sind die Opfer auch größer als die für die übrigen Götter, nämlich darin: Von allen Feinden, die sie fangen, sondern sie je hundert einen aus, und den opfern sie, nicht auf die Art wie das Vieh, sondern anders. Nämlich sie gießen erst Wein auf die Köpfe, und dann schlachten sie die Menschen über einem Gefäß, und das tragen sie dann auf den Reishügel und gießen das Blut über den Dolch. Hinauf tragen sie also das, unten aber neben dem Heiligtum tun sie dies: Den geschlachteten Männern trennen sie die rechte Schulter ab, eine nach der anderen, mitsamt den Armen und werfen die hoch in die Luft, und nachdem sie auch die weiteren Riten vollzogen haben, gehen sie weg. Der Arm liegt aber wo er hinfiel, und die Leiche woanders.“ Vgl. Dr. Bernhard *Bengtron*, Dr. *Vladimir Milojcic*, Prof. Dr. G.H.R. von *Koenigswald*, *Großer Historischer Weltatlas*, I. Teil Erläuterungen, Vorgesichte und Altertum, 1953; „Die Skyten drangen in der älteren Eisenzeit (750–450 v. Chr.) bis Mitteleuropa vor, wurden aber binnen kurzer Zeit von der einheimischen Bevölkerung absorbiert. Trotzdem waren sie für die mitteleuropäischen Kulturen von großer Bedeutung.“ Vgl. hierzu Durbach/Heidenknie und Anmerkung 59.
- 72 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Blatt 7713 Schuttertal. Hinweis von Hans Dieterle aus Welschensteinach. Am einfachsten ließe sich die Bergbezeichnung Rautsch von Raute, einer balsamisch riechenden Pflanze, deren Namen vom althochdeutschen *ruta* kommt ableiten. Da es aber in den angrenzenden Gebieten mehrere romanische Flurnamen gibt, die möglicherweise auf keltische Zeit zurückgehen, ist auch dies bei Rautsch nicht ganz auszuschließen. Vgl. hierzu Josef *Naudascher*, *Urgeschichte der Oberen Ortenau*, in: *Die Ortenau* 1975, S. 75 und Anmerkung 52.
- 73 Bories sind kleine Konstruktionen für Hütten aus gestapelten flachen Feldsteinen. Sie werden meist im Kreis, aber oft auch im Rechteck aufgesetzt und nach oben hin verjüngt. Die oben zusammentreffenden Steine bilden das Dach. Fallen solche Bories zusammen, dann hinterlassen sie einen flachen Trichter. Es ist schwierig, die Bories zu datieren. In Frankreich gab es sie bereits im Neolithikum. Sie kommen besonders noch im Languedoc, in der Provence und in der Gegend von Apt vor. Ihre Entstehung reicht bis in das 16. Jh. und später. Für die entsprechende Literatur „Der Luberon“ sei Frau Dagmar Martin aus Hornberg gedankt.
- 74 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7414 Oberkirch.
- 75 Nach einer alten Sage führte ein unterirdischer Gang hinauf zum Kloster Allerheiligen (Dr. Ilse Haenel). Dabei dürfte es sich um den Felseingang bei der Thermalquelle handeln. Vgl. Carl *Christ*, *Renchtäler Altertümer*, I. Heft, 1911, S. 11, „Der seit dem 13. Jahrhundert auftretende Name Sulzbach, vom altdeutschen *sulza* Salzwasser, Lake zeigt aber, daß schon damals die Eigenschaft der dortigen Quelle bekannt war. Zudem wird das Bestehen eines Sulzbades um 1500 bezeugt durch eine der zum Teil schon damals trefflich gemalten, neuerdings freilich schlecht verrestaurierten Fensterscheiben

- der Kirche von Lautenbach. Dort erscheinen „Bernhart uß dem Sultzbad“ und seine Frau Eva oder Elsa, wohl Wirtsleute, und außerdem eine angebliche Kathrin von Sultzbach als Ehefrau des Ritters „Friedrich von Schowenburg“ samt Wappen (vgl. Wingenroth, S. 205, 207 und 290).
- 76 Der Mantel des Badbergs ist aus brüchigem Granit. Daher könnte sich unter dem Mantel vulkanisches Gestein befinden. Dafür würde auch seine seltsame Form und die Thermalquelle am Fuß des Berges sprechen. Für den Hinweis auf das Thermalbad und den Badberg sowie für die hierzu weiterführende Literatur sei Frau Dr. Haenel aus Oberkirch an dieser Stelle gedankt. Gedankt sei aber auch dem Vizepräsidenten des elsässischen Geschichtsvereins und Beauftragten für Archäologie im Unterelsaß Monsieur Jean-Marie Holderbach für seine Beteiligung bei einer gemeinsamen Begehung und bei der entsprechenden Interpretation.
- 77 Josef *Naudascher*, Fundmeldung an das Landesdenkmalamt, 1985, Zell-Weierbach. Hinweis von Dr. Gernot Kreuz aus Offenburg. Ein ähnliches Objekt wurde u. a. 1985 in einem Schnitt angebaggert und untersucht.
- 78 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7414, Oberkirch. Hinweis von Dr. Ilse Haenel aus Oberkirch.
- 79 Dem Volksmund zufolge soll der Pilatusfelsen seinen Namen vom gleichnamigen Felsen am Vierwaldstätter See in der Schweiz haben. Fromme Pilger nach Einsiedeln am Zürichsee sollen den Namen vom schweizerischen Pilatus am Vierwaldstätter See nach dem Sulzbachbad vor nicht allzulanger Zeit mitgebracht und auf den entsprechenden Felsen beim Schindeleck übertragen haben. Für den Hinweis sei Frau Dr. Ilse Haenel, Oberkirch, gedankt. Der Name Pilatus ist vom lateinischen *pilatus* – mit dem *pilum* (*Wurfspeer des römischen Fußvolks*) bewaffnet, abgeleitet. Für die Namensgebung kann sowohl eine entsprechende Form als auch eine mit dem *pilum* ausgestattete römische Fußvolkeinheit, eine Art einheimische Miliz der spätrömischen Zeit, Pate stehen. Gedankt sei auch dem Vizepräsidenten des elsässischen Geschichtsvereins und Beauftragten für Archäologie in Straßburg, Monsieur Jean-Marie Holderbach, für seine Beteiligung und die Hinweise bei der entsprechenden Begehung.
- 80 Die Münze wurde von Peter Hund in der Poststraße 2 in Oberachern gefunden und von dem Besitzer Lothar Gerber, Kehl, für die zeitliche Bestimmung zur Verfügung gestellt. Für die Bestimmung, Einordnung sowie für den entsprechenden Text sei Herrn Dr. H. Eisenlohr an dieser Stelle gedankt.
- 81 Ein ähnlicher Handmahlstein, vermutlich aus keltischer Zeit, befindet sich im archäologischen Museum „Kolumbischlößchen“ von Freiburg. Die Relikte wurden von Franz-Karl Vogt, Oberachern, gefunden und sichergestellt.
- 82 Für den Hinweis sei Karl Biehler gedankt. Die Gräber wurden durch den Fund eines alamannischen Messers vom Vater von Karl Biehler vor dem 2. Weltkrieg entdeckt und durch den Lehrer Wiwell dem Denkmalamt nach Freiburg gemeldet. Danach begannen Ausgrabungen, bei denen die Gräber festgestellt wurden. Die neue Sondierung erfolgte auf mündliche Genehmigung von Dr. Gerhard Fingerlin vom Denkmalamt Freiburg.
- 83 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7713 Schuttertal. Hinweis von Dieter Lugert aus Mahlberg.
- 84 Hubert *Kewitz*, *Terminalia silvulae*, Die Ettenheimer Grenzbeschreibung von „926“, in: Die Ortenau 1976, S. 158. „Die Grenzlinie (ein Grenzweg) muß zwischen Streitberg und Hünersedel nach Osten ausgebogen sein, und zwar in der Gegend *Pflingstberg/Grubenhof*; hier wäre der Grenzpunkt Wezzistein (Wetzstein) anzusetzen.“ Im Namen „Wezzistein“ steckt wohl das Wort „wetzen“, das in dieser Gegend für schleifen üblich ist. In der Vorsilbe „wet“ verbirgt sich aber auch das uralte Wort für feucht (Vermes-

sungsamt B.-W., Flurnamenbuch, 1958, S. 154). Denn zum Schleifen mußte der Stein angefeuchtet werden. Möglicherweise sind auf dem „Wezzinsein“ Schleifsteine für Schmiede gebrochen oder dort in der Frühzeit sogar Werkzeuge und Waffen, darunter Messer und Schwerter, geschliffen worden. Da dem Schmied, seinen Handlungen und Gegenständen in der Frühzeit kultische Bedeutung zukam, sollte auch dies bedacht werden.

- 85 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7713 Schuttertal. Hinweis von Hans Dieterle, Weltschensteinach.
- 86 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Blatt 7713 Schuttertal. Hinweis von Hermann Ohnemus aus Schuttertal.
- 87 Wieweit der Sattel ein verfüllter Halsgraben darstellt, müßte geklärt werden. Danach wäre auf dem planierten Kegel am ehesten ein Holzturm möglich. Dafür könnte u. a. auch der Name Dornbühl sprechen. Denn neben dem Hinweis auf Dornen steht diese Bezeichnung auch für Turm. Sie wurde im Volksmund in vielerlei Varianten ausgedrückt und reicht über Türm, Türn, Türmle, Türnle, Durn sowie Dorn. Vgl. Flurnamenbuch, Flurnamen in amtlichen Karten, 1958, S. 46 und 141. Aber auch der Name Bühl weist oft auf eine künstliche Erhebung oder Einebnung. Dagegen könnte der Karlsruhgraben auf sehr altem Bergbau zurückgehen. Ein ähnlicher Graben wurde in Sales/Unterelsaß von dem franz. Archäologen Prof. Jean-Jacques Hatt aus keltischer Zeit festgestellt und untersucht. Für den Hinweis, verbunden mit einer Begehung in Sales, sei dem Geologen Dr. Denis Leypold vom geologischen Institut Straßburg und M. Eugène Kurtz, Straßburg, gedankt.
- 88 Vgl. hierzu Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7713 Schuttertal.
- 89 Leider wurden im Laufe dieses Jahrhunderts durch den modernen Wegebau viele Saumpfade beseitigt. Meist wurde die gleiche Linienführung verwendet. Hinweis auf die Steinbrüche, die Hauswüstung und die Pfade besonders von Karl Biehler, Ringsheim, sowie von Klaus Bosch, Ringsheim, sowie Hermann Ohnemus aus Dörleinbach.
- 90 Vgl. Wolfgang *Peter*, Fundmeldung an das Denkmalamt, 1998, Nonnenweier. Hinweis und Sondierung von Fritz Heimburger.

Fachgruppe Bergwesen

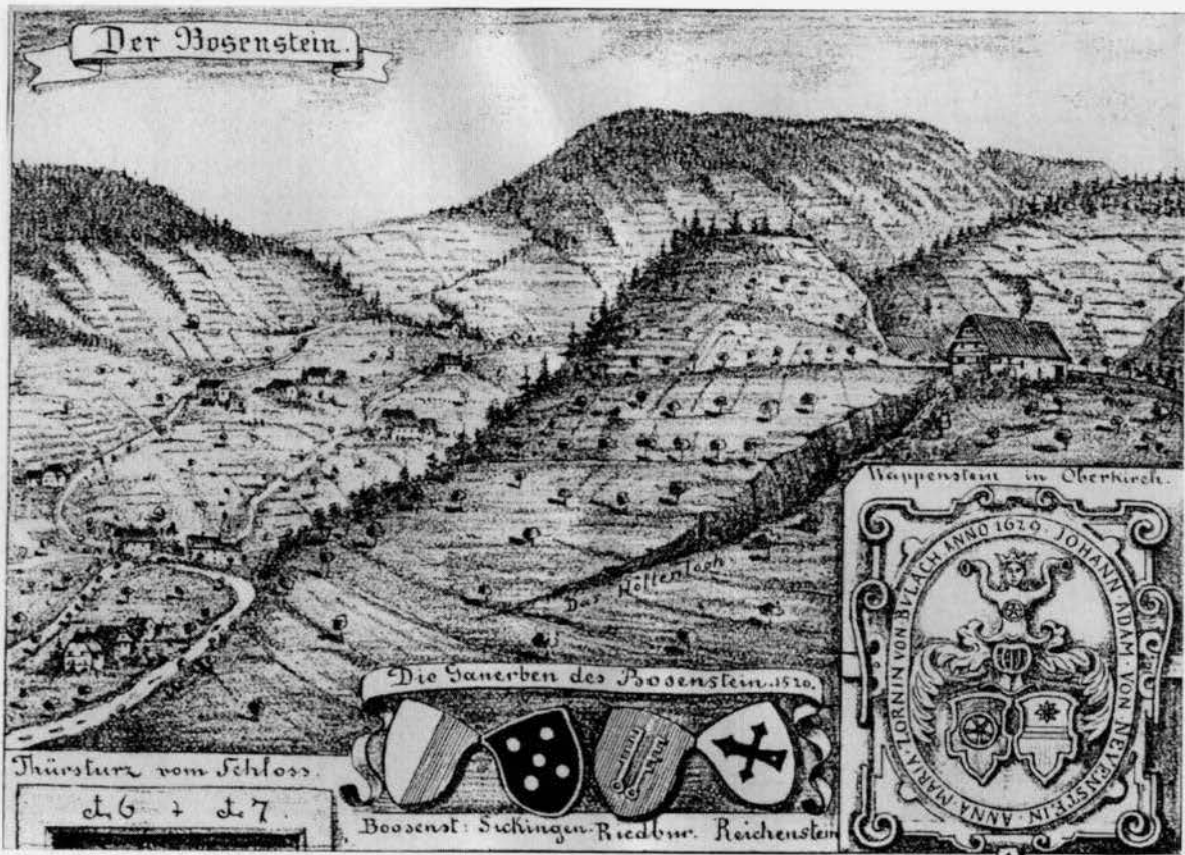
Helmut Decker

Die im vergangenen Jahr angesprochenen mineralogischen Untersuchungen wurden mit der Begutachtung von Mörtelproben eingeleitet.

Diese Proben, die von den Burgen Bosenstein (Achertal), Stollenburg (Durbach), Alt- und Neuwindeck (Bühl/Lauf) sowie von dem Kloster Allerheiligen stammen, wurden, in der Hoffnung, Schlacken sowie Pochmaterial als Zuschlag zum Mörtel und damit die Existenz zeitgleichen Bergbaus nachzuweisen, durchgeführt. Es gelang Dr. Hansjosef Maus, Direktor am Geologischen Landesamt i. R. aus Freiburg, einen sehr kompetenten Fachmann, für diese Aufgabe zu gewinnen. Leider erbrachten diese Untersuchungen nicht den erhofften Nachweis. Diese im ersten Moment enttäuschenden Ergebnisse wurden durch die Mitteilung von Dr. H. Maus relativiert, daß es Prof. Kirchheimer †, ehemals Präsident des Geologischen Landesamtes, erst nach etwa 15 Untersuchungen und Mörtelproben der römischen Badruine von Badenweiler gelang, anhand von Beimischungen bergmännischer Schlacke mindestens zeitgleiche Verhüttung und, daraus folgend, Bergbau nachzuweisen. Aber nicht nur aus diesem Grund werden die Untersuchungen weitergeführt.

Der Schwerpunkt bergbaulicher Prospektionen wurde in das Achertal und sehr stark um das ehemalige Kloster Allerheiligen gelegt. Gerade dort fanden sich Bergstollen und starker Tagebau in großer Zahl. Es ist nicht einzusehen, daß diese Tätigkeit keinen Einfluß auf die Erbauung und Interessen des Klosters Allerheiligen gehabt hat. Diese Fragen, oder auch nur Annahmen, wurden in den vielen Arbeiten über das Kloster Allerheiligen nicht einmal im Ansatz gestellt, obwohl die Bergbauspuren nicht zu übersehen sind.¹

Der in der Allerheiligensage erwähnte Eselsbrunnen bezieht sein Wasser aus einem dahinterliegenden Eingang eines verfallenen Bergwerkstollens. Nicht nur die Geländeformation, sondern auch darüberliegende Pinggen weisen darauf hin. Wenn man nur annähernd einen gewissen Wahrheitsgehalt dieser Sage in Betracht zieht, so muß schon lange vor der Erstellung des Klosters (nicht mehr sichtbarer Eingangstollen) Bergbau stattgefunden haben. Auch im hinteren Achertal häufen sich die Spuren von Tagebauen und Stollen. Bevor diese genauer beschrieben werden, sind Begehungen dieser Plätze mit ausgewiesenen fachkundigen Personen geplant.



J. Näher, Burg Bosenstein



Lautenbach-Sendelbach: deutlich erkennbar Halden und Stollen



Lautenbach-Sendelbach, Luftbild des Stollens, noch nicht ergraben



Lautenbach-Sendelbach: Stollen

Bei einem in der Nähe der ehemaligen Kapelle St. Ursula liegendem Gewann mit dem Namen Wolfsgrube zeigen sich gleichfalls Tagebau sowie viele Pingen.

Es weist doch auf das Alter des dort stattgefundenen Bergbaus hin, daß man sich diese Pingen, die ja auch auf darunter liegende Bergbaustollen hinweisen, nicht mehr in ihrer ursprünglichen Funktion erkennen konnte und sie deshalb einfach auf Wolfsgruben ansprach.²

Auch dürften durch die Tätigkeit einer Gruppe engagierter und tüchtiger Leute, die in Seebach (Achertal) mit der Aufwältigung eines ehemaligen Silberbergwerks – der Flurname Silbergründle weist darauf hin – beschäftigt sind, sich mit der Zeit Hinweise auf das Alter des dortigen Bergbaus finden.

Selbst in Kappelrodeck und Ottenhöfen finden sich Spuren starker ehemaliger bergmännischer Tätigkeit. So zeigen sich in Ottenhöfen (Achertal) im Ortsteil Unterwasser viele Bergbauspureen.³

Und um die ehemalige Burg Bosenstein auf der sogenannten Schloßmatte dürften wenigstens 10 Stollen bzw. Mundlöcher zu finden sein. Abgebaut wurde dort Brauneisenerz.⁴ Unterhalb der Ruine ist das sogenannte Höllenloch, welches nach früherer Literatur⁵ gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufgefüllt wurde. Die Zeichnung von J. Näher zeigt diesen vermeintlichen Höllengraben anschaulich. Ketterer und Knapp beschrieben detailgetreu den hohen Erdwall zur linken Seite. Dieser Graben und der dabei befindliche Erdwall weist den Kundigen eindeutig auf bergmännischen Tagebau hin. Auch befinden sich an dem Schloßberg deutliche Spuren von Tagebau. Überhaupt haben sich bis jetzt in Gewannen mit der Vorsilbe Höll im Namen, z. B. Höllengraben, Höllenbach, Höllenhof, Höllental, In der Höll immer erhebliche Bergbauspureen gefunden.⁶

Im Renchtal finden sich ebenfalls immense Spuren von bergmännischer Tätigkeit, so um die Schauenburg/Oberkirch, die auf eine sehr umfangreiche Arbeit im Tage- und Untertagebau schließen lassen.⁷ Eine Begehung des als Schloßbuckel bezeichneten Gebietes in Lautenbach (Renchtal), die am 7. August 1998 mit Frau Dr. Haenel stattfand, zeigen eine große Pinge mitten auf dem Schloßbuckel, etwas westlich davon gelegen zwei große Tagebauverhaue und ringsherum viele Bergbaustollen.

Auch ganz offenkundlicher jüngerer Tagebau (möglicherweise vor ca. 100 Jahren) auf Brauneisenerze ist dort zu sehen. Ganz erhebliche Bergbauspureen finden sich auf dem Gewann Sendelbach in Lautenbach. Auf dem Gelände um den oberen Hof (Anwesen Franz Oschwald), früher Peterhof genannt, zeigen sich überraschend häufige Bergbauspureen.

Auf den sich bei dem Hof befindlichen und angrenzenden Gelände wurde intensiv Bergbau betrieben. Es sind die gleichen Merkmale, die sich dort wie überall, wo bergmännische Tätigkeit war, zeigen. Daß diese Zeichen zutreffend sind, sieht man an der Oberfläche der Halde hinter dem Anwesen. Als vermeintliche Quelle⁸ angesprochen, wurde zum Zwecke der Erfassung danach gegraben, manuell und maschinell. Dann trat in einer Tiefe von ca. 6–7 Metern überraschend ein Stollen zutage. Durch seine Länge von ca. 15 Meter kann er als Versuchsstollen gewertet werden. Das ist ein Beispiel, daß sich solche Baue, bedingt durch jahrhundertelange Erosion und landwirtschaftliche Bearbeitung, tiefer im Gelände befinden, als bisher angenommen wurde.

Nicht nur unter Tage, sondern auch über Tage fanden sich Spuren bergmännischer Tätigkeit. Anders als vorhin beschrieben, zeigen sie sich wellenförmig im Gelände. Sie sind sehr ausgeprägt und umfangreich, so zum Beispiel nördlich oberhalb Oberkirch. Auch in Sulz bei Lahr⁹ sind diese in großer Zahl vorhanden.

Die gleichen Formationen sieht man auch, allerdings erheblich verflachter, wahrscheinlich durch größeres Alter, am Heideneck¹⁰ und im Heidenbach.¹¹ Inwieweit diese Lagebezeichnungen mit früh- oder gar vorzeitlichem Abbau zusammenhängt, ist derzeit noch nicht zu sagen.

Ein weiterer Schwerpunkt ist die Bearbeitung einer größeren Zahl Schriften und Urkunden, die aus vielfältigen Archiven zusammengetragen wurden. Die doch unerwartet große Menge des Materials berechtigt zu Hoffnungen. So liest man von einer alten Straßburger Grube (um 800 n. Chr.) bei dem heutigen Freudenstadt, die verfallen und im 15. Jahrhundert wieder aufgewältigt wurde.

Da man schon zu Karls des Großen Zeiten Straßburger Silberbergbau auf den Schwarzwaldhöhen betrieben hatte (Silber war unentbehrlich für Straßburger Münzprägungen), ist es denkbar, daß in den näherliegenden Schwarzwaldtälern, ob auf Straßburger oder anderem Gebiet, Bergbau betrieben wurde.

Deshalb ist es auch eine der Hauptaufgaben der Fachgruppe Bergwesen, urkundlich erwähnten Bergbau örtlich zu lokalisieren.

Dabei wäre es wünschenswert, wenn auch die betroffenen Ortsvereine des Historischen Vereins in irgendeiner Art und Weise mitwirken würden.

Anmerkungen

- 1 Die Auskunft von Prof. Hansmartin Schwarzmeier GLA, der sich mit der Geschichte des Klosters Allerheiligen intensiv befaßt hat, auf solche Fragen, lautete lapidar: „Weil wahrscheinlich noch niemand danach gesucht hat.“
- 2 Der Flurname Wolfsgrube läßt doch einige Deutungen zu, die aber immer individuell betrachtet werden müssen:
 - Es könnten Fallgruben für Wölfe sein, die sich jedoch nur im bewohnten Gebiet, wenn überhaupt, finden lassen.
 - Wie oben angeführt, werden oft alte Bergbaugruben, deren Funktion man als solche nicht mehr kennt (oder erklären kann), als Wolfsgruben angesprochen.
 - Es gibt auch den militärischen Begriff Wolfsgruben, welche als Fallgruben, früher vor Befestigungsanlagen einen Angriff erschweren sollten. Auch bei diesen ist es sehr unwahrscheinlich, daß sie heutzutage noch erkennbar sind.
 - Der Name weist auf Erzabbau, der St. Wolfgang als Bergbaupatron hatte und danach benannt war. Wolf ist eine häufige Abkürzung von St. Wolfgang. Er zeigt sich auch bei Kapellen, z.B. Wolfskapelle in Durbach, bei der ein Zusammenhang mit Bergbau unwahrscheinlich ist.
 - Wolf, so wurde in der Bergmannssprache ungehelmtes und ungelochtes Eisen genannt (heutiger Name: Meisel). Dieses Eisen ist aller Wahrscheinlichkeit nach das älteste und ursprünglich gebrauchte, da diese einfache Gestalt der Anwendung zunächst lag. Verwendung bis ins 16. Jahrhundert. (Aus: H. Veith, Deutsches Bergwörterbuch, 1871).
Es ist daher naheliegend, daß man mit solchen Eisen ausgeführte Bergarbeit Wolfsgruben nannte.
- 3 So sieht man u. a. auf der Hauswiese des Anwesens Richard Benz (Benzenmühle) zum Teil sehr deutlich, wo einst Stolleneingänge waren.
- 4 Bestimmung durch bei der Begehung mit Dr. Hansjosef Maus gemachten Funde von Halden und Gangmaterial.
- 5 W. Ketterer und R. Knapp, „Führer durch das Achertal“ 1890, Seite 106. J. Näher, „Die Ortenau“ 1888.
- 6 Hölle kann das keltische Wort Hola beinhalten, das Höhle oder Vertiefung bedeutet, auch bergmännische Höhle, Hölle oder Höle, so wie die Aushöhlung oder Pocherzbehälter genannt wurden (H. Veith, „Deutsches Bergwörterbuch“ 1871).
- 7 Durch diese auffällige Häufung von Bergbauspuren um ehemalige Burgen (Bosenstein, Schauenburg, Neuenstein, Bärenburg, Staufenburg, Stollenburg, Ullenburg) ist es geboten, die bisherige Meinung über die Gründung und den Standort solcher Befestigungsanlagen zu überdenken.
- 8 Die meisten dieser Quellen sind bergbaulichen Ursprungs. Die dahinter liegenden Stollen bilden gleichzeitig eine Drainage, die damit verbundene Wasseransammlung tritt durch das davorliegende Erdreich nach oben zu Tage.
- 9 Hinweis von Franz Gänshirt in Lahr/Sulz.
- 10 Heideneck ist ein Gewann in Ottenhöfen oberhalb des Ortsteils Furschenbach.
- 11 Heidenbach/Sohlberg ist ein Gebiet an der Grenze zwischen Ottenhöfen und Lautenbach.

Fachgruppe Denkmalpflege

Dr. Dieter Kauß

Im vergangenen Jahr fand keine Zusammenkunft statt. Dies hängt teilweise mit den geänderten Bestimmungen zur Organisation und Finanzierung der Denkmalpflege zusammen. Denkmalbesitzer und Denkmalpfleger verhandeln immer mehr direkt miteinander, ohne eine weitere Instanz – wie etwa unsere Fachgruppe – miteinzubeziehen.

Dr. Kauß als Leiter der Fachgruppe stellt daher Überlegungen an, diese aufzulösen und durch eine Fachgruppe „Ortsgeschichte“ zu ersetzen. Dies wird noch Gegenstand von einer Vorstandssitzung sein.

Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation

Dr. Gernot Kreutz

Die dokumentarische Erfassung der historischen Marksteine in unserer Region hat im letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts das erhoffte Ziel nicht erreicht. Die punktuellen Ansätze haben sich zu keinem zunehmend flächendeckenden Ergebnis verdichtet. Bei der Erfassung ist in vielen Einzelfällen ein häufig mühseliger Zeitaufwand mit der Aussicht auf einen ungewissen Erfolg hinderlich. Die auf spektakuläre Ergebnisse gesetzten Erwartungshaltungen müssen zu Enttäuschungen führen. Maßgeblich liegt es wohl am Zeitgeist – oder besser am historischen Zeitgeist –, der schlichtweg anders ausgerichtet ist. Vielleicht werden die Bemühungen um diese kleinen Kulturdenkmale – wenn auch nicht als sinnlos – so doch in einem weiten Sinne als nutzlos angesehen – oder auch vice versa. Ein Resultat solcher Vorstellungen sei dazu nachfolgend angeführt. Historische Marksteine sind eigenständige Kleindenkmale, die es nicht verdienen, als Sockel für andere Gegenstände verwendet zu werden. Sie geben so ein trauriges Bild ab, das dazu verleitet, deren eigentliche Bedeutung aus dem Bewußtsein schwinden zu lassen.

Im Offenburger Tageblatt vom 21. 11. 1998 wurde von einem 400 Jahre alten Grenzstein berichtet, der neu gesetzt bzw. versetzt worden sei. Leider

existiert dieser Stein schon seit einigen Jahren nicht mehr als authentischer historischer Markstein. Das Steinmaterial (Buntsandstein) ist zwar noch vorhanden, jedoch wurde das ursprüngliche teilweise verwitterte Wappen entfernt und ein frei erfundenes Bild eingehauen. Bedauerlicherweise ist es nicht gelungen, diesen ehemaligen Zeugen der Vergangenheit der Nachwelt zu erhalten. Somit gehört auch er unter die Überschrift „Viele sind bereits verschwunden“. Es ist denkmalpflegerisch unredlich, aus einem nicht eindeutig erkennbaren Symbol ein neues Bild zu machen, das nun dem Unbefangenen Echtheit vorgaukelt. Auf jeden Fall dürfen wir nicht auf historische Authentizität verzichten. Vgl. dazu das Foto von 1981, als der historische Markstein noch vorhanden war.

Die ältesten datierten Marksteine in Baden-Württemberg stammen aus dem 15. Jahrhundert, in der Ortenau aus dem 16. Jahrhundert. Es sei daher darauf hingewiesen, daß ältere „Funde“ ganz unwahrscheinlich sind. Falsche Fährten lassen sich aufdecken. Ein Beispiel: Ein durch Verwitterung fehlender Verbindungsstrich beim Buchstaben N (z. B. bei N 29) kann zur leichtfertigen Vermutung einer Ziffernfolge von „1129“ führen.

Wer sich über die Modalitäten der Grenzstein-Dokumentation informieren möchte, kann sich gern an den Autor wenden und auch in den einführenden Arbeiten in diesem Jahrbuch (1990 und 1991) nachlesen.

Fachgruppe Flurnamen und Mundart

Dr. Ewald M. Hall

Fachgruppe Flurnamen

Am 7. Februar 1998 trafen sich die Mitarbeiter der Fachgruppe in Haslach-Schnellingen im Gasthaus „Zur Blume“ zur alljährlichen Besprechung. Im Mittelpunkt dieses Treffens stand die Materialsammlung zum Projekt *Flurnamenatlas des Kinzigtals*. Die Mitarbeiter der Fachgruppe vereinbarten, dem Fachgruppenleiter die Flurnamenlisten der einzelnen Gemarkungen des Kinzigtals zuzusenden, damit so ein kompletter Bestand der Flurnamen auf der Grundlage der badischen Vermessungsaktion gesammelt würde und zur Auswertung bereitstünde. Im Laufe des Jahres trafen die Listen bis auf wenige Ausnahmen beim Fachgruppenleiter ein und wurden als Dateien auf dem Computer abgelegt. Somit konnten die Vorarbeiten zum *Flurnamenatlas des Kinzigtals* weitgehend abgeschlossen werden.

Neben der Betreuung der Fachgruppenmitglieder begann der Fachgruppenleiter mit den mundartlichen Erhebungen zum Flurnamenbuch der Stadt Rheinau. So wurden am 26. November 1998 die Flurnamen in den Stadtteilen Membrechtshofen (1. Teil) und Holzhausen erfragt. Am 27. November folgten die Flurnamen der Stadtteile Helmlingen und Linx (1. Teil). Organisatorin der Erhebungskampagne war Frau Renate Demuth, die 1. Vorsitzende der Mitgliedergruppe Rheinau, in Zusammenarbeit mit den Ortsvorstehern der genannten Stadtteile.

Fortgesetzt wurde auch die schriftliche Ausarbeitung des Flurnamenbuches der Stadt Lichtenau. So konnten die Flurnamen der beiden Stadtteile Lichtenau und Ulm aufbereitet und interpretiert werden. Gegenüber dem Flurnamenbuch der Gemeinde Willstätt soll der gesamte Aufbau des Buches lesbarer und weniger schematisch gestaltet werden, ohne jedoch an den wissenschaftlichen Grundlagen Abstriche machen zu müssen.

Am 30. Oktober 1998 lud die Gruppe Dreisamtal der Muettersproch-Gesellschaft den Fachgruppenleiter als Referenten zu einem namenkundlichen Vortrag über die gallo-keltische Besiedlung des Dreisamtals in das Gasthaus „Sternen-Post“ nach Oberried ein. Ausgehend vom Ortsnamen Zarten, vom Flußnamen Dreisam und vom Flurnamen Gumme wurde Wolfgang Kleibers These von der gallo-alemannischen Besiedlungskontinuität in den westlichen Seitentälern des mittleren Schwarzwaldes diskutiert.

Die Veröffentlichungsreihe *Die Flurnamen der Ortenau* wird herausgegeben von der Fachgruppe *Flurnamen* des Historischen Vereins für Mittelbaden in Zusammenarbeit mit der jeweils beteiligten Mitgliedergruppe des Historischen Vereins bzw. auch anderen Vereinen und Institutionen.

Bisher erschienene Bände der Reihe:

Band 1 Gartner, Suso/Hall, Ewald M. (1994): Kappelwindeck. Beiträge zur Geschichte und zu den Flurnamen. Hrsg. Stadt Bühl/Baden. Bühl/Baden.

Folgende weitere Flurnamenbücher sind bereits fertiggestellt:

Flurnamenbuch der Großen Kreisstadt **Kehl** mit den Ortschaften Auenheim, Bodersweier, Goldscheuer–Marlen–Kittersburg, Hohnhorst, Kork, Leutesheim, Neumühl, Odelshofen, Querbach, Zierolshofen. Bearbeitet und interpretiert von Ewald M. Hall unter Mitarbeit des Kultur- und Verkehrsamts der Stadt Kehl–Stadtarchiv –. [Kehler Druck], Kehl am Rhein, 1990, 232 Seiten mit 6 Karten.

Flurnamenbuch der Gemeinde **Willstätt** mit den Ortsteilen Eckartsweier, Hesselhurst, Legelshurst, Sand. Bearbeitet und interpretiert von Ewald M. Hall unter Mitarbeit des Arbeitskreises ‚Brauchtum und Geschichte‘ der Gemeinde Willstätt unter dem Vorsitz von Alfred Hetzel. Hrsg. Gemeinde Willstätt. [Ried-Druck], Kehl-Goldscheuer, 1995, 182 Seiten mit 5 Karten.

Fachgruppe Mundart

Am 14. Januar 1998 hielt der Fachgruppenleiter in Zusammenarbeit mit der Mitgliedergruppe Rastatt und der Badische Heimat einen Vortrag im Rossihaus in Rastatt mit dem Titel „Die Mundart in und um Rastatt – noch alemannisch oder doch schon fränkisch?“. Die Mundart in und um Rastatt wird von den Mundartforschern zum südfränkisch-oberrhein-alemannischen Übergangsgebiet gerechnet. Der Vortrag versuchte, ausgehend von einem Überblick über die Mundartlandschaft am Oberrhein von Basel bis Karlsruhe, zu klären, was am Dialekt von Rastatt noch zum Alemannischen, was aber auch schon zum Fränkischen zählt. Anhand von Sprachkarten und Wortbeispielen sollte dem Zuhörer ein anschauliches Bild der Mundart in und um Rastatt vermittelt werden.

Als weitere Projekte sind ortsmundartliche Erhebungen zum Spezialwortschatz des Weinbaus und der Winzer in der Ortenau geplant. Hierzu soll auch der Fragebogen des Südwestdeutschen Sprachatlasses ausgewertet bzw. erweitert werden.

Fachgruppe jüdische Geschichte und Kulturgeschichte

Jürgen Stude

Absolutes Schwerpunktthema der Fachgruppe „Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte“ ist z. Zt. die Aufarbeitung der Geschichte der Diersburger Juden. Gemeinsam mit der Mitgliedergruppe Hohberg des Historischen Vereins für Mittelbaden wurde im Frühjahr 1998 die Erarbeitung eines Buches über Geschichte der israelitischen Gemeinde Diersburg vereinbart. Das zehnköpfige Autorenteam setzt sich aus Mitgliedern der Fachgruppe und der Mitgliedergruppe Hohberg zusammen. Als Erscheinungstermin des Buches ist der 9. November 1999 vorgesehen.

Da noch vor der Gründung der israelitischen Gemeinde Diersburg um 1738 immer wieder Juden versuchten in der Nähe Offenburgs Fuß zu fassen, widmet sich das erste Kapitel der Ansiedelung jüdischer Händler in der mittleren Ortenau nach den Pestpogromen des Jahres 1349. Ansonsten orientiert sich die Gliederung an der Chronologie. Besonders hervorzuheben ist dabei ein um 1933 in Diersburg angesiedeltes Auswanderungszentrum, das junge Juden auf ein Leben in Palästina vorbereitete. Auch der 1774 angelegte Judenfriedhof erhält ein eigenes Kapitel. Neben der Auswertung der einschlägigen Archivbestände werden Gespräche mit Zeitzeugen und ehemaligen Diersburger Juden und deren Nachfahren geführt. Um die Hohberger Bevölkerung miteinzubeziehen, sollen in mehreren Vorträgen, die Arbeitsergebnisse des Autorenteam vorgestellt werden. Der Besuch des ersten Vortrags von über hundert Personen im Gemeindesaal der evang. Kirchengemeinde Diersburg kann als ein positives Zeichen gewertet werden.

Auch im Jahr 1998 unterstützte die Fachgruppe den vor drei Jahren gegründeten „Förderverein Ehemaligen Synagoge Kippenheim“ bei seinem Bemühen, die ehemalige Synagoge in eine Gedenkstätte für die Ortenauer Juden umzuwandeln. Der Förderverein hat die Fachgruppe gebeten, eine Konzeption für eine Sammlung zur Geschichte des Ortenauer Landjudentums zu entwickeln. Die Sammlung soll nach der Renovierung des Synagogengebäudes im Obergeschoß untergebracht werden. Die Fachgruppe erhofft sich für dieses Vorhaben die aktive Unterstützung des Historischen Vereins Mittelbaden und seiner Mitgliedsgruppen.

Fachgruppe Museen

Horst Brombacher

Die Frühjahrsveranstaltung der Fachgruppe fand am 28. Mai im Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach statt. Zunächst entwickelte sich ein reger Informationsaustausch über die Aktivitäten der einzelnen Museen. Allgemein wurde ein Besucherrückgang festgestellt, so daß Überlegungen, wie dem entgegenzuwirken wäre, angestellt wurden. Für besonders wichtig wurden Sonderausstellungen angesehen, z. B. von Spielzeug, Puppen oder Krippen. Darüber hinaus wurden verschiedene Möglichkeiten untersucht, über ein fixes Jahresprogramm oder eine breitere Verteilung von Prospekten intensiver zu werben.

Den Schwerpunkt des Nachmittags bildete sodann eine Führung durch den wiederaufgebauten „Falkenhof“, das neueste Gebäude des Freilichtmuseums. Der leitende Architekt Professor Dr. Ulrich Schnitzer, Karlsruhe, erläuterte ausführlich die Probleme bei der Umsetzung eines Gebäudes anhand dieses 9000 cbm großen Hauses von 40 m Länge und 16 m Breite mit 4 Stockwerkebenen. Besonderen Wert legte er auf die vielfältigen Funktionen des Beheizens, des dadurch sich bildenden Rauchs und der damit verbundenen Konservierung des Holzes, die bis heute wirkt. Mit einem abschließenden Rundgang durch die Stallungen wurde die Führung durch den Hausherrn Dr. Dieter Kauß abgerundet.

Bei der Herbstveranstaltung am 17. Oktober war das Stadtgeschichtliche Institut Bühl in Neusatz der Gastgeber. Frau Dipl.-Arch. Bettina Peter machte die Teilnehmer mit dem Gebäude bekannt und führte nach einem kurzen geschichtlichen Abriß der Baugeschichte des früheren Wasserschlosses „Waldsteg“ durch das Gebäude und seine Bestände. Hierbei beeindruckten die Bibliothek und die Nutzmöglichkeiten durch ihre sachgerechte Ausstellung und Organisation. Besonderes Interesse fanden neben der technischen Ausstattung die reichen Archivbestände und die vorbildliche Lagerung der Akten, Fotos und übrigen Sammlungen.

Herr Patrick Götz informierte im Anschluß an den Rundgang durch das Institut über den kommunalen Archiv- und Museumsverbund „Südlicher Landkreis“ (Rastatt). Dabei geht es unter anderem darum, daß die Verbundgemeinden gemeinsam eine Fachkraft angestellt haben, die die Gemeindearchive betreut, aber auch bei Sammlungen hilft und lokale Ausstellungen organisiert. Ein weiterer Vorteil des gemeinsamen Archivars

liegt in der möglichen Abstimmung der kommunalen Sammlungsschwerpunkte untereinander. Aus dem Referat entwickelte sich ein lebhafter Erfahrungsaustausch zu musealen Themen, wobei der Schwerpunkt auf dem Gebiet des Archivierens lag. Auch die Erfahrungen der gemeinsamen Ausstellung von Museen auf der Offenburger Herbstmesse wurden besprochen und kritisch beleuchtet. Schließlich fand auch das Thema „Sponsoring“ und seine Möglichkeiten in den Gemeinden Interesse, wobei sich zeigte, daß die Museumsarbeit von Betrieben und Geschäften wohlwollend unterstützt wird.

Fachgruppe Neuere und Zeitgeschichte

Dr. Wolfgang M. Gall

Die Fachgruppe Neuere und Zeitgeschichte bot im Juni eine Führung durch die Ausstellung „So hoffen wir neben dem materiellen Aufbau dem geistigen dienen zu dürfen . . .“ „Kulturpolitik in (Süd-)Baden 1945– 1952“, die das Staatsarchiv Freiburg anlässlich seines 50jährigen Bestehens zusammengestellt hat. Der Ausstellungsmacher, Dr. Martin Stingl, gab einen Überblick über die Kulturpolitik unter dem badischen Staatspräsidenten und Kultusminister Leo Wohleb. Das Stadtarchiv zeigte in einem besonderen Ausstellungsteil eigene Archivalien zum „Kulturbund Ortenau“. Leider kamen die beiden anderen Angebote (Fahrt nach Frankfurt und Lörrach zu 1848/49er Ausstellungen) mangels Nachfrage nicht zustande.

Der Ortenaukreis – Rückblick 1998

Landrat Günter Fehringer

Die Spielräume für eine gestaltende Kreispolitik sind auch 1998 nicht größer geworden. Ausgabendisziplin und Sparsamkeit haben in allen Bereichen der Verwaltung oberste Priorität. Ein restriktives Personalmanagement, die Umwandlung mehrerer Einrichtungen in Eigenbetriebe sowie eine weitgehende dezentrale Ressourcenverantwortung sind hier zu nennen. Für die Jahre 1999/2000 hat der Ortenaukreis zum zweiten Mal einen Doppelhaushalt verabschiedet. Die Erfahrungen aus dem vergangenen Doppelhaushalt zeigen, daß mit diesem Instrument flexibler auf Entwicklungen reagiert werden kann sowie eine langfristige Finanzplanung möglich ist. Aber Geld ist nicht alles. In einer Situation der leeren Kassen sind vor allem Phantasie und Einfallsreichtum gefragt, um wichtige Weichenstellungen und weitreichende Entscheidungen treffen und umsetzen zu können.

25 Jahre Ortenaukreis

Neben dem umfangreichen Arbeitspensum und der Vielzahl der erbrachten Dienstleistungen war für den Ortenaukreis 1998 vor allem ein Ereignis von herausragender Bedeutung: Das Jubiläum zum 25jährigen Bestehen des Ortenaukreises. Der Ortenaukreis hat in seinem Jubiläumsjahr die Möglichkeit genutzt, mit einer Vielzahl von Veranstaltungen die Bürgerinnen und Bürger über den Ortenaukreis, seine zahlreichen Einrichtungen und sein breites Aufgabenspektrum zu informieren.

Eine der herausragenden Veranstaltungen war dabei der Auftakt unserer Veranstaltungsreihe mit einer Sondersitzung des Kreistages am 17. März 1998. Über 350 Gäste aus Politik, Verwaltung, Justiz sowie aus zahlreichen Institutionen und Verbänden im Ortenaukreis waren gekommen, um das 25jährige Bestehen des Ortenaukreises in einem festlichen Rahmen zu begehen, Rückblick zu nehmen, aber auch einen Ausblick zu wagen auf die zukünftigen Aufgaben und Entwicklungschancen des Ortenaukreises. Darüber hinaus waren mit Günter Oettinger (CDU), Frieder Birzele (SPD), Heinz Kälberer (Freie Wähler), Monika Schnaitmann (GRÜNE) und Ernst Pfister (FDP) führende Landespolitiker der Landtagsfraktionen in den großen Sitzungssaal der Kreisverwaltung gekommen, um über das Thema „Aufgaben und Zukunft der Landkreise in Baden-Württemberg“ zu diskutieren.

In meiner Begrüßungsrede habe ich die damalige Neubildung des Ortenaukreises als einen Glücksfall bezeichnen können. Auch wenn die Neugründung damals nicht ohne Schmerzen abging und noch heute in dem einen oder anderen Kreisgebiet Wehmut aufkommt, wenn an die frühere Selbständigkeit erinnert wird, so kann die Entwicklung in den vergangenen 25 Jahren uneingeschränkt als großer Gewinn für die Bevölkerung im Ortenaukreis bezeichnet werden. Die vor 25 Jahren dringlichste Aufgabe, die Integration der bislang selbständigen Verwaltungen und ihrer Mitarbeiter in eine neue Organisationseinheit ist ebenso gelungen wie zunehmend das Bewußtsein bei den Bürgerinnen und Bürgern gewachsen ist, Ortenauer zu sein. Als flächengrößter Landkreis in Baden-Württemberg, mit inzwischen über 400 000 Einwohnern, hat der Ortenaukreis gegenüber den Räumen Freiburg, Karlsruhe und Straßburg wesentlich an Bedeutung gewonnen. Viele engagierte Bundes- und Landespolitiker, Kreisräte sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kreisverwaltung haben mitgeholfen, daß ich zum 25jährigen Bestehen des Ortenaukreises eine positive Bilanz ziehen durfte.

Vor allem aber konnte ich aus diesem Anlaß meinem verehrten Amtsvorgänger, Landrat Dr. Gerhard Gamber, Dank und Anerkennung für seine Verdienste um den Ortenaukreis aussprechen. Dank für die inneren und äußeren Weichenstellungen, die er für das Zusammenwachsen des damals neuen Kreises gestellt hat, Dank für seine Weitsicht und seine Schaffenskraft, durch die Strukturen im Kreisgebiet entstanden sind, auf denen wir noch heute fortwirkend aufbauen können. Darüber hinaus habe ich den feierlichen Rückblick auf die Kreisgründung zum Anlaß genommen, dem Landtagsabgeordneten und Staatssekretär a. D. Robert Ruder zu danken, der als junger Offenburger Abgeordneter bei den damaligen parlamentarischen Beratungen des Landtages sich intensiv um die erfolgreiche Neugründung des Ortenaukreises bemüht hat.

Wie auch alle weiteren Veranstaltungen des Ortenaukreises im Verlaufe des Jahres 1998 stieß die Kreistags-Sondersitzung auf ein großes Interesse in den Medien sowie der Bevölkerung des Ortenaukreises. Mit den 14 weiteren Veranstaltungen konnten die verschiedensten inhaltlichen Schwerpunkte der Kreisaufgaben und seiner Leistungen aufgegriffen werden. Über 13 000 Besucher haben an den über das ganze Jahr verteilten Veranstaltungen teilgenommen, so daß der Ortenaukreis seine Zielsetzung voll und ganz erreichen konnte.

Erweiterungsbau fertiggestellt und bezogen

Ein weiterer Höhepunkt im Jahr 1998 war der Bezug des Erweiterungsbauwerks in der unmittelbaren Nachbarschaft zum Hauptverwaltungsgebäude in Offenburg. Nach der Einweihung am 27. November 1998 konnte der Umzug der einzelnen Ämter Anfang 1999 abgeschlossen werden. Die Kreisverwaltung kann durch den um mehrere Ämter und Dienststellen erweiterten Standort in der Offenburger Badstraße eine noch effektiver arbeitende Verwaltung schaffen, die ihre Leistungen zentral, bürgernah und unter einem Dach anbieten kann. Mit dem Erweiterungsbau erreicht die Kreisverwaltung vor allem die räumliche Integration ihrer Offenburger Dienststellen. Seit der Rückgabe der gesetzlichen Sozial- und Jugendhilfe von der Stadt Offenburg an den Ortenaukreis zum 1. Januar 1994 sowie seit der Eingliederung der Unteren Staatlichen Sonderbehörden in die Kreisverwaltung zum 1. Juli 1995, waren die Sozialverwaltung für Offenburg als Außenstelle in der Lange Straße, das Gesundheitsamt in den Gebäuden der Wilhelmstraße, das Amt für Wasserwirtschaft und Bodenschutz im Gebäude der Ortenberger Straße und das Veterinäramt in Lahr untergebracht. Mit dem Bezug des Erweiterungsbauwerks sind wir nun in der Lage, Synergieeffekte auch durch räumliche Einheiten zu erreichen und den Bürgern den Zugang zu allen Dienstleistungen des Ortenaukreises zu erleichtern.

Die im Erweiterungsbau geschaffene Fläche von rund 4400 Quadratmetern für Büroräume, Besprechungszimmer, Labor- und Untersuchungsräume ermöglicht auch eine räumliche Neuorganisation im gesamten Landratsamt. Ämter und Dienststellen, die eng zusammenarbeiten müssen, liegen künftig räumlich beieinander. Darüber hinaus ist mit dem Erweiterungsbau ein lange gehegter Wunsch der Kreisverwaltung in Erfüllung gegangen: Die umfangreichen Sammlungen des Kreisarchivs können endlich sachgerecht untergebracht und eingerichtet werden.

Die Entscheidung für den Erweiterungsbau hatte der Kreistag im Juli 1996 einstimmig gefaßt. Er entschied sich dabei unter damals möglichen mehreren Alternativen für eine Zusammenfassung der Dienststellen im Rahmen der Neubaumaßnahmen für die Feuerwache der Stadt Offenburg und die integrierte Leitstelle. Grundlage für diese große Zustimmung des Kreistages war die optimale Nutzung des Nachbargrundstücks zum Landratsamt und damit die Freihaltung unserer Geländereserven in der Badstraße für künftig notwendig werdende Nutzungen, aber auch die günstige Finanzierung für den Ortenaukreis. Die Projektkosten in Höhe von rund 10 Millionen Mark kann der Ortenaukreis durch die eingesparten Mieten finanzieren. Ich bin sicher, daß sich die Vorteile der Zusammenführung aller Offenburger

Dienststellen für die Bürgernähe wie auch auf die Zusammenarbeit innerhalb der Landkreisverwaltung positiv auswirken werden.

Krankenhausplanung mit Kassenverbänden ausgehandelt

Bereits im Rahmen der Fortschreibung des Krankenhausplans III im Frühjahr 1997 wurde von den Kassenverbänden der Wunsch nach weiterführenden Strukturgesprächen auch im Ortenaukreis vorgebracht. Das Kreisstrukturgespräch für die sieben Häuser des Ortenaukreises fand Ende Januar 1998 statt. Im Gespräch mit den Kassenverbänden erzielte der Ortenaukreis folgende Ergebnisse: Die Bettenzahlen in Achern und Oberkirch bleiben unverändert. Das Kreiskrankenhaus Kehl wird durch die Schließung der internistischen Betten am Krankenhaus Kork anstelle eines geplanten Bettenabbaus in Höhe von 20 Betten künftig 5 Betten mehr und damit insgesamt 175 aufweisen. Das Kreiskrankenhaus Wolfach wird künftig mit 95 Betten geführt. Die Kliniken in Offenburg und Lahr reduzieren ihre Gesamtbettenzahl um 16 bzw. 21 Betten. Mit der Anpassung der Bettenzahlen wird insbesondere den stark rückläufigen Verweildauern bei stationären Aufenthalten und dem folglich sinkenden Auslastungsgrad der vorhandenen Planbetten Rechnung getragen.

Diskussionen um Gynäkologie/Geburtshilfe am Kreiskrankenhaus Ettenheim

Ein Schwerpunkt des Gesprächs bildete darüber hinaus die von Krankenkassen und dem Sozialministerium Baden-Württemberg geforderte Schließung der Belegabteilung für Gynäkologie und Geburtshilfe am Kreiskrankenhaus Ettenheim. Das zurückliegende Jahr war deshalb geprägt von Diskussionen um den Erhalt der Belegabteilung für Geburtshilfe und Gynäkologie und damit auch um die Höhe der zukünftigen Gesamtbettenzahl des Kreiskrankenhauses. Nach dem Willen der Krankenkassen soll Ettenheim (jetzt 95 Betten) künftig noch 80 Betten für Chirurgie und Innere Medizin haben, die gynäkologisch/geburtshilfliche Abteilung jedoch geschlossen werden. Zwischen Lahr und Herbolzheim sei diese Abteilung für die stationäre Versorgung der Bevölkerung nicht mehr bedarfsnotwendig und damit unwirtschaftlich. Dagegen stehen stichhaltige Argumente, die letztlich dazu geführt haben, daß der Kreistag des Ortenaukreises einstimmig den Erhalt der Abteilung, den Erhalt der 95 Planbetten, den sofortigen Beginn der Sanierungs- und Erweiterungsmaßnahmen und die Einleitung von Rechtsmitteln gegen die Teil-Kündigung des Versorgungsvertrages gefordert und beschlossen hat.

In Ettenheim und Umgebung kam es zu einer beachtlichen Solidarisierung der Bevölkerung mit dem Krankenhaus. Mehrere Demonstrationen und weitere Aktionen bekundeten die Verbundenheit der Bewohner der Raumschaft mit dem Krankenhaus. Eine Bürgerinitiative legte dem Sozialminister 24 000 Unterschriften vor. Dieser Einsatz zeigt das große Engagement der Ettenheimer Bevölkerung und die Solidarität aller Betroffenen im Kampf gegen die drohende Schließung der Abteilung und für die dringliche Gesamtsanierung des Hauses.

Eng verbunden mit dieser Diskussion ist die Forderung des Ortenaukreises, vom Sozialministerium Fördermittel zur Finanzierung der notwendigen Gesamtsanierung des Hauses genehmigt zu erhalten. In zahlreichen Gesprächen konnten wir erreichen, daß das Haus – selbst wenn eine Schließung der Gynäkologie/Geburtshilfe nicht zu verhindern ist – mit 85 Betten fortgeführt werden kann. Mit den Sanierungsarbeiten kann der Ortenaukreis bereits 1999 beginnen. Das Land hat zugesagt, daß dies „nicht förderschädlich“ sei. Das Land wird die Fördermittel aber erst dann auszahlen, wenn der Rechtsstreit über die Frage der Gynäkologie/Geburtshilfe geklärt ist. Der Ortenaukreis wird deshalb die Sanierung vorfinanzieren.

Außenstelle von Pflege- und Betreuungsheim in Schloß Rodeck aufgegeben

Nach eingehender Beratung und Diskussion hat nach Vorberatung des Sozial- und Verwaltungsausschusses der Kreistag im Juli 1998 beschlossen, Schloß Rodeck als Außenstelle des kreiseigenen Pflege- und Betreuungsheimes Ortenau zu schließen und das Anwesen zu verkaufen. Die Anforderungen an die räumliche Unterbringung von Heimbewohnern haben sich in den letzten Jahren stark verändert. Naßzellen in allen Bewohnerzimmern werden vorausgesetzt. Ein- und Zweibettzimmer sind Standard. Das Schloß in Kappelrodeck konnte diese Voraussetzungen nicht erfüllen. Aufgrund anstehender Sanierungsmaßnahmen wurde eine Untersuchung durch einen Architekten veranlaßt. Diese ergab, daß eine teure Sanierung nur dann sinnvoll wäre, wenn das Heim langfristig die räumlichen Anforderungen erfüllen kann. Hierzu wären sehr hohe Investitionskosten entstanden, die bei der geringen Betriebsgröße nicht mehr zugelassen hätten, das Haus wirtschaftlich zu führen. Die Bewohner von Schloß Rodeck haben die ihnen angebotenen Heimplätze am Standort Fußbach weitgehend angenommen. Die Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter haben Arbeitsplätze im Stammhaus in Fußbach oder in anderen Kreiseinrichtungen erhalten.

Neues Bettenhaus in Fußbach

Nach zweijähriger Bauzeit konnte das neue Bettenhaus unseres Pflege- und Betreuungsheims am 23. September 1998 seiner Bestimmung übergeben werden. Der Neubau entspricht modernstem Standard und bedeutet einen großen Gewinn für das gesamte Heim. Nicht nur die Wohnverhältnisse haben eine deutliche Verbesserung erfahren, sondern auch das Pflegepersonal wird insgesamt in dieser Einrichtung deutlich bessere Arbeitsbedingungen vorfinden. Der Umbau macht deutlich, daß der Ortenaukreis seine Einrichtungen weiterentwickelt und in die Zukunft investiert.

Fit für die Zukunft – Neue Ausbildungsberufe an den beruflichen Schulen

Der Ortenaukreis ist mit seinem dichten Netz an Berufsschulen, beruflichen Gymnasien sowie Sonderschulen der größte Schulträger unter den Landkreisen in Baden-Württemberg. Im Schuljahr 1998/99 besuchen insgesamt 13 219 Schülerinnen und Schüler die Schulen des Ortenaukreises. Das sind 345 Schüler oder 2,7 Prozent mehr als im Schuljahr zuvor.

Die Berufsausbildung steht in den nächsten Jahren vor großen Herausforderungen: Zusätzliche Ausbildungsplätze müssen für die jährlich wachsenden Bewerberzahlen geschaffen werden, neue Ausbildungsberufe müssen kreiert und bestehende rasch aktualisiert werden. Die Berufsbildung muß flexibel, differenziert und schnell den wirtschaftlichen und technischen Wandel aufgreifen. In Baden-Württemberg wurden seit 1996 daher 68 Ausbildungsordnungen „runderneuert“ und 28 neue Berufe geschaffen. Auch der Ortenaukreis als Träger der beruflichen Schulen und die Kreis-schulen selbst stellen sich den Herausforderungen und haben in den letzten Jahren insgesamt 24 neue Schularten eingerichtet. Ein Beispiel sind etwa die neuen Medienberufe, die auch im Mittelpunkt des 1. Lahrer Medientages der Gewerblichen Schulen Lahr am 23. April 1998 standen. Mittels modernster Multimedia-Technik wurden Lehrinhalte praxisnah und öffentlichkeitswirksam präsentiert. So konnten sich interessierte Schüler interaktiv über das Berufsbild des Werbe- und Medientvorlageherstellers informieren.

Drei Schulen feierten Jubiläum

Mit einem zweitägigen Festprogramm feierte die Georg-Wimmer-Schule in Lahr, eine Sonderschule für geistig behinderte Kinder, am 15. und 16. Januar 1998 ihr 30jähriges Bestehen. Wie im Schulalltag, so standen auch beim Festprogramm die Schülerinnen und Schüler im Mittelpunkt. Sie bo-

ten den Jubiläumsgästen am ersten Tag ein kurzweiliges Programm mit Theateraufführung und Gesang. Der zweite Tag war als besonderer Tag für die Schüler gedacht: mit Figurentheater, Zauberei und Disco-Veranstaltung feierten sie den Geburtstag ihrer Schule.

Vor 25 Jahren sind die Gewerblichen Schulen Wolfach in ein neu erbautes, modernes Schulgebäude umgezogen. Heute gehören zum Berufsschulzentrum auch die ehemals selbständigen Haus- und Landwirtschaftlichen Schulen. So hatten die Schulen am 17. Januar 1998 zum Tag der offenen Tür eingeladen, um 25 Jahre Berufsschulzentrum zu feiern. Mit Stolz konnten sie darauf verweisen, daß die beruflichen Schulen Wolfach zu den ältesten im Land gehören: seit 1832 gibt es in Wolfach berufliche Ausbildung, damals auf Beschluß der großherzoglichen Landesregierung Baden eingerichtet.

Das 100jährige Jubiläum der Gewerblichen und Hauswirtschaftlichen Schulen Kehl – so ihr offizieller Name seit 1971 – wurde mit einer Festwoche vom 30. März bis 5. April 1998 gefeiert. Höhepunkt war der offizielle Festakt am 3. April in der vollbesetzten Kehler Stadthalle. Namhafte Gratulanten wie die Kultusministerin des Landes Baden-Württemberg, Dr. Annette Schavan, der damalige Oberbürgermeister der Stadt Kehl, Detlev Pröbldorf, der Präsident der IHK Südlicher Oberrhein, Georg Fröhner, der Präsident der Handwerkskammer Freiburg, Martin Lamm, sowie Vertreter der Partnerschulen aus Frankreich und Rumänien sprachen der Schule ihre Glückwünsche aus. Den Festvortrag zum Thema „Bildung und Berufstätigkeit“ hielt die Kultusministerin.

Heimatpreis für Muettersproch-Gesellschaft

Im Rahmen eines „Alemannischen Tages“ konnte ich am 9. Mai 1998 den Heimatpreis des Ortenaukreises den vier Ortenau-Gruppen der Muettersproch-Gesellschaft „Geroldsecker Land“, „Hanauerland“, „Offenburg“ und „Rund um dr Kahleberg“ im Hof des Landratsamtes in Offenburg verleihen. Nahezu 1000 Besucher aus der Ortenau und dem benachbarten Elsaß feierten mit den Preisträgern ein –„Muettersproch-Fescht“, bei dem alemannisches Kulturgut – Literatur, Dichtung, Lesung, Musik – im Mittelpunkt standen. Mit der Verleihung des Heimatpreises würdigte der Ortenaukreis die beispielhaften Leistungen und die großen Verdienste der Muettersproch-Gesellschaft um die Pflege der alemannischen Sprache als Teil unserer Identität am Oberrhein und als Bindeglied über die Grenzen in den elsässischen Sprachraum, zur Nordschweiz und nach Vorarlberg. Eingebunden in diese Auszeichnung des Ortenaukreises ist auch die große Zahl engagierter Literaten, die in der Ortenau leben und wirken.



Landrat Günter Fehringer verleiht den Heimatpreis an die Vertreter der vier Ortenau-Gruppen der „Muettersproch-Gesellschaft“

Tourismus-GmbH mit privaten Partnern gegründet

Einen entscheidenden Schritt für die Entwicklung der Tourismusförderung haben der Ortenaukreis, der Schwarzwald-Baar-Kreis und der Landkreis Rottweil mit der Gründung einer Tourismus-GmbH im Dezember 1998 vollzogen. Zusammen mit acht privaten Gesellschaftern, dem Europa-Park Rust, der Fürstlich-Fürstenbergischen Brauerei, dem Bad Dürrheimer Mineralbrunnen, den Bad Peterstaler Mineralquellen, der Museumsbahn Wutachtalbahn, den Hotel- und Gaststättenverbänden in den drei Landkreisen sowie den Sparkassen und Volksbanken wurde ein Schulterschuß im Interesse der Tourismuswirtschaft erreicht. Auch die Ortenauer Weinwirtschaft hat inzwischen ihren Willen zur Mitgliedschaft in der Gesellschaft erklärt. Die Tourismus-GmbH, zu deren Verbandsgebiet über 90 Städte und Gemeinden zählen, ist mit einem Stammkapital von 100 000 Mark und einem Jahresbudget von 1,4 Millionen Mark ausgestattet. Ziel der Gesellschaft ist es vor allem, den Leistungsumfang der Tourismusarbeit zu erhöhen und damit auch neue Gäste für die Region zu gewinnen. Die Gesellschaft unterhält zwei gleichberechtigte Geschäftsstellen in Villingen-Schwenningen und in Offenburg. Vor wenigen Wochen konnte die Tourismus-GmbH mit

der Einweihung der neuen Geschäftsstelle in Offenburg zentral erreichbare und kundenfreundliche Räume beziehen und damit das Dienstleistungsangebot wesentlich erhöhen.

Bau der Autobahnausfahrt Rust hat begonnen

Ende April 1999 konnte ich mit dem Minister für Umwelt und Verkehr, Ulrich Müller, dem Regierungspräsidenten Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Bundes- und Landtagsabgeordneten sowie Bürgermeistern der Region den ersten Spatenstich für die Autobahnausfahrt Ringsheim vornehmen. Mit diesem langersehten Projekt wird die seit der Mitte der 80er Jahre bestehende Verkehrsproblematik im Zusammenhang mit dem Besucherverkehr zum Europa-Park Rust in diesem Raum endlich gelöst. Das 40 Millionen Mark Projekt wird eine deutliche Entlastung für die Ortsdurchfahrten von Grafenhausen, Kappel, Rust, Niederhausen und Ringsheim mit sich bringen.

Die Länge der gesamten Baustrecke beträgt 5,7 Kilometer. Das gesamte Projekt erstreckt sich über vier Teilschritte: I. Ausbau der Ortsumfahrung Rust im Zuge der Kreisstraße 5349, II. Neubau der Anschlußstelle Ringsheim an den A 5, III. Nordumfahrung von Ringsheim im Zuge der Kreisstraße 5349, IV. Vierstreifiger Ausbau der Storettenstraße von der Parkplatzanlage des Europa-Parkes Rust zur Landstraße 104 und Neubau der Verbindungsstraße Kenzingen–Herbolzheim–Ringsheim mit Anbindung an die K 5349 alt westlich der Bundesbahnstrecke von Ringsheim. Die Fertigstellung der Baumaßnahme für den Teilabschnitt I und II ist für den Spätsommer 2002 vorgesehen. Beim Teilabschnitt III zum Ausbau der Ortsumfahrung Ringsheim wird mit dem Bauwerk über die Bundesbahnstrecke voraussichtlich im September 2000 begonnen. Die Fertigstellung dieser Maßnahme ist bis zum Dezember 2003 geplant.

Die Gesamtkosten der Baumaßnahmen über dem Teilbereich I bis IV betragen insgesamt 37,9 Millionen Mark. Davon entfallen auf den Bund rund 3,3 Millionen, auf die Gemeinde Rust 3,5 Millionen, auf die Gemeinde Ringsheim rund 100 000 sowie auf den Ortenaukreis 30,8 Millionen Mark. Das Land Baden-Württemberg bezuschußt die Baulastkosten zu 80 Prozent nach dem Gemeindeverkehrsfinanzierungsgesetz (GVFG) mit rund 27,4 Millionen Mark. Der Eigenanteil des Ortenaukreises an der Finanzierung des Bauprojektes liegt damit bei rund 6 Millionen Mark.

Daß es nach vielen Jahren zur Realisierung dieses Projekts kommen konnte, ist dem großen Engagement vieler politisch Verantwortlicher in den Gemeinden und Landkreisen sowie dem unermüdlichen Einsatz der Bundes-



Erster Spatenstich zur Autobahnausfahrt Ringsheim. Bürgermeister Günter Gorecky und Heinrich Dix, Minister Ulrich Müller, Regierungspräsident Sven von Ungern-Sternberg und Landrat Günter Fehring (von links)

und Landtagsabgeordneten unserer Region zu verdanken. Ganz besonders gilt unser Dank dem verstorbenen Bundestagsabgeordneten Rainer Haungs. Er hat unablässig mitgeholfen, in Bonn an den entscheidenden Stellen dieses Vorhaben voranzubringen.

Nahverkehrsplan verabschiedet

Der Kreistag hat im Juli 1998 den Nahverkehrsplan des Ortenaukreises beschlossen. Damit liegt erstmals eine verbindliche Grundlage für die weitere Entwicklung des öffentlichen Personennahverkehrs (ÖPNV) vor. Im Oktober des vergangenen Jahres stellte die Nahverkehrskommission erste Überlegungen zur Umsetzung des Nahverkehrsplanes an. Danach sollen im Rahmen der zur Verfügung stehenden Finanzmittel im investiven Bereich nicht nur neue Haltepunkte, sondern auch Park+Ride- und Bike+Ride-Anlagen als optimale Verknüpfung zum Individualverkehr gebaut werden. Die Planungen liegen bereits für die beiden Haltepunkte Ofenburg–Kreisschulzentrum und Gutach–Schwarzwälder Freilichtmuseum vor. Der Ausschuß



Die Ortenau-S-Bahn: Seit Mai 1998 im Ortenaukreis auf der Schiene

für Umwelt und Technik hat diesen Planungen inzwischen zugestimmt. Bei den betrieblichen Maßnahmen werden zusätzliche Fahrten auf den schwach versorgten Mittelbereichsachsen angestrebt. Daneben soll der Freizeitverkehr angemessen berücksichtigt werden. Es bleibt zu hoffen, daß der immer enger werdende finanzielle Spielraum auch langfristig ausreicht, einen leistungsfähigen ÖPNV zu gewährleisten.

Ortenau-S-Bahn erweitert Nahverkehrsangebot

Am 24. Mai 1998 hat im Schienenpersonennahverkehr (SPNV) des Ortenaukreises ein neues Zeitalter begonnen. Zum Fahrplanwechsel hat die Ortenau-S-Bahn als Tochterunternehmen der Südwestdeutschen Verkehrs-AG (SWEG) den Großteil der SPNV-Leistungen im Ortenaukreis von der Deutschen Bahn AG übernommen. Eingesetzt werden 18 moderne Leichtbautriebwagen vom Typ Regio-Shuttle RS 1. Durch eine Verdichtung des Fahrplanangebotes auf der Renchtalbahn, der Achertalbahn, auf den Strecken Offenburg–Kehl und Offenburg–Hausach sowie eine stärkere Ver-

taktung werden bereits zum großen Teil Voraussetzungen erfüllt, die das Land Baden-Württemberg mit einem Integralen Taktfahrplan anstrebt. Weitere Verbesserungen, zum Beispiel Taktverdichtungen, Spätverbindungen, Anschlußsicherungen und weitere Durchbindungen, sollten schrittweise erfolgen. Der Ortenaukreis verspricht sich durch das deutlich verbesserte Angebot im SPNV eine erhebliche Zunahme des Fahrgastpotentials.

Sozialhilfeaufwendungen rückläufig, aber auf hohem Niveau

Der Rückgang der Sozialhilfeaufwendungen, der bereits seit 1996 zu verzeichnen ist, hat sich auch 1998 fortgesetzt. Dies ist im wesentlichen auf die gegensteuernden Maßnahmen des Ortenaukreises im Rahmen der Hilfe zur Arbeit sowie auf den deutlichen Rückgang der Zahl der hilfebeziehenden Spätaussiedler zurückzuführen. Trotz dieser positiven Entwicklung ist die Sozialhilfebelastrung des Ortenaukreises dennoch nach wie vor sehr hoch. Gründe hierfür sind vor allem die Langzeitarbeitslosigkeit, die allgemein hohe Arbeitslosigkeit, die Hilfebedürftigkeit alleinerziehender und in Scheidung lebender Personen sowie die nach wie vor hohe Zahl an Aussiedlern. Im Ortenaukreis beziehen insgesamt rund 13 000 Personen Leistungen nach dem Bundessozialhilfegesetz.

„Arbeit statt Sozialhilfe“: ein wirksames Programm des Ortenaukreises

Auch 1998 ist es dem Kreissozialamt durch die Vermittlung von arbeitslosen Sozialhilfeempfängern in Maßnahmen der gemeinnützigen und zusätzlichen Arbeit, in sozialversicherungspflichtige Beschäftigungsverhältnisse sowie über Qualifizierungsmaßnahmen gelungen, einen weiteren Rückgang der Zahl der Hilfeempfänger zu erreichen. Über 250 arbeitslose Sozialhilfeempfänger konnten so in Arbeitsverhältnisse bei Firmen, sozialen Einrichtungen und Gemeinden vermittelt werden. Der Ortenaukreis fördert diese Beschäftigungen mit einem Lohnkostenzuschuß. Lediglich 29 Sozialhilfeempfänger haben ihre Beschäftigung frühzeitig abgebrochen, wobei in 10 Fällen die Aufnahme einer anderweitigen Arbeit oder Weiterbildung zugrunde lag.

Der Ortenaukreis erhielt auch 1998, wie in den Jahren zuvor, aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds einen Zuschuß in Höhe von 530 000 Mark für Maßnahmen zur Bekämpfung der Langzeitarbeitslosigkeit und Erleichterung der Eingliederung in das Erwerbsleben. Diese Mittel werden für verschiedene Lehrgänge, insbesondere zur Qualifizierung langzeitarbeitsloser Sozialhilfeempfänger ohne Berufsausbildung eingesetzt. In Koopera-

tion mit dem IHK-Bildungszentrum Offenburg und der Gewerbe Akademie Offenburg/Appenweier konnte der Ortenaukreis damit Sozialhilfeempfänger zur Büroassistentin, IHK-Fertigungsfachkraft Metalltechnik, Fachhelfer in der Haustechnik und Fachhelfer im Landschaftsbau ausbilden. Weitere 48 Personen konnten in Weiterbildungsmaßnahmen des Arbeitssamtes vermittelt werden. Mit Hilfe der Förderung des Wirtschaftsministeriums Baden-Württemberg wurden weitere 15 Personen zum Fachhelfer in den Metallberufen qualifiziert.

Kreisjugendamt stellt sich auf neues Kindschaftsrecht ein

Zum 1. Juli 1998 ist gleichzeitig mit dem Kindschaftsrechtsreformgesetz auch das neue Beistandschaftsgesetz in Kraft getreten. Die gesetzliche Amtspflegschaft des Jugendamtes, die bisher automatisch mit der Geburt eines nichtehelichen Kindes eingetreten ist, wurde abgeschafft. An ihre Stelle ist die freiwillige Beistandschaft des Jugendamtes getreten. Sie kann von jedem Elternteil beantragt werden, dem die elterliche Sorge für das Kind allein zusteht, so daß insoweit nicht mehr zwischen ehelichen und nichtehelichen Kindern unterschieden wird. Mit der Abschaffung der gesetzlichen Amtspflegschaft hat der Gesetzgeber der gesellschaftlichen Entwicklung Rechnung getragen, daß die Zahl der Kinder, die in nichtehelichen Lebensgemeinschaften aufwachsen, in den vergangenen Jahren kontinuierlich gestiegen ist. Im Ortenaukreis liegt der prozentuale Anteil mit knapp 15 Prozent um rund 3 Prozent über dem Landesdurchschnitt. Ende 1997 führte das Kreisjugendamt im Ortenaukreis für rund 4200 Kinder Amtspflegschaften. Die Mütter dieser Kinder wurden im Juni 1998 über die Gesetzesänderung informiert und darauf hingewiesen, daß an die Stelle der gesetzlichen Amtspflegschaft die freiwillige Beistandschaft des Jugendamtes getreten ist. Lediglich neun Prozent der Mütter haben daraufhin dem Jugendamt mitgeteilt, daß sie die Unterstützung des Jugendamtes künftig nicht mehr wünschen.

Zentrales Fest würdigt Engagement der Pflegeeltern

Nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz ist die Jugendhilfe in erster Linie darauf ausgerichtet, Eltern und Familien zu unterstützen, damit sie ihre erzieherische Verantwortung für Kinder und Jugendliche zu deren Wohl wahrnehmen können. Die Fachkräfte der Sozialen Dienste, der Psychologischen Beratungsstellen und des Kreisjugendamtes setzen sich tatkräftig dafür ein, durch vielfältige Hilfen Fremdunterbringungen von Kindern und Jugendlichen zu vermeiden. War aufgrund erzieherischer Probleme ein

Verbleib in der eigenen Familie nicht möglich, konnte meist eine geeignete Pflegefamilie gefunden werden.

Die Unterbringungen von jungen Menschen in Heimen und stationären Einrichtungen sind gegenüber dem Vorjahr erfreulicherweise leicht zurückgegangen. Gegenwärtig werden etwa 320 Kinder und Jugendliche in einer Pflegefamilie in Vollzeitpflege betreut. Darüber hinaus sind rund 430 Kinder in Tagespflegestellen untergebracht. Es sind überwiegend Kinder von alleinerziehenden Elternteilen, denen durch diese Hilfe ermöglicht wird, eine Ausbildung zu absolvieren oder einer Erwerbstätigkeit nachzugehen. In Heimen leben derzeit 57 Kinder, Jugendliche und junge Volljährige. Wegen einer seelischen Behinderung sind 19 junge Menschen im Rahmen der Eingliederungshilfe in stationären Einrichtungen untergebracht. In betreuten Wohnformen erhalten 34 Jugendliche und junge Volljährige Hilfen zur Erziehung und zur Verselbständigung. In Tagesgruppen werden gegenwärtig 59 Kinder teilstationär, d. h. von montags bis freitags, betreut.

Als Dank und Anerkennung für die geleistete Arbeit und das außergewöhnliche Engagement von Pflegeeltern, veranstaltete das Amt für Soziale und Psychologische Dienste im Juli 1998 ein zentrales Pflegefamilienfest. Rund 400 Erwachsene und Kinder aus Pflegefamilien folgten der Einladung. Im Mittelpunkt standen Unterhaltungs- und Spielangebote für Kinder und Jugendliche, aber auch ein Programm für die Erwachsenen selbst. Nicht nur die Reaktion der jungen Gäste machte deutlich, daß es sich bei dem Pflegefamilienfest um einen durch und durch gelungenen Nachmittag handelte. In Zukunft ist geplant, anstelle des zentralen Pflegefamilienfestes – das ebenso wie das Pflegeelternseminar im April im Rahmen der Jubiläumsveranstaltungen „25 Jahre Ortenaukreis“ stattfand – wieder dezentrale Pflegefamilienfeste als regelmäßige Einrichtung anzubieten.

Zahl der Bürgerkriegsflüchtlinge nimmt wieder zu

Mit dem aktuellen Begriff „Bürgerkriegsflüchtlinge“ wird der Blick auf die Bewältigung der Folgen gerichtet, die die kriegerischen Auseinandersetzungen im früheren Jugoslawien mit sich gebracht haben. Unter der heutigen Bezeichnung „Jugoslawien“ ist die 1992 gegründete Bundesrepublik Jugoslawien mit ihren Teilrepubliken Serbien (einschl. der Provinz Kosovo) und Montenegro zu verstehen. Nach der Auflösung des ehemaligen Jugoslawiens erklärten die früheren Teilrepubliken Slowenien, Kroatien, Bosnien, Herzegowina sowie Makedonien ihre Unabhängigkeit.

Die Flüchtlinge aus Kroatien haben inzwischen fast vollständig Deutschland wieder verlassen. Nach Bosnien-Herzegowina sind aus Baden-Würt-

temberg von ursprünglich 54 000 bis Ende Oktober 1998 rund 35 000 Personen oder 65 Prozent zurückgekehrt, nachdem sich ab April 1998 die Rückführung auch auf die Flüchtlinge aus dem serbischen Teil Bosnien-Herzegowinas, der Republik Srpska, ausgedehnt hat. Auch im Ortenaukreis ist ein Großteil dieser Flüchtlinge – bis auf die reiseunfähigen, traumatisierten, weiterwanderungswilligen und in Ausbildung befindlichen Personen – bis zum Jahresende 1998 in ihre Heimat zurückgekehrt.

Durch die Kosovo-Krise kam die Rückführung der Flüchtlinge in die Bundesrepublik Jugoslawien Mitte des Jahres zum Erliegen. Als Folge der feindseligen Handlungen in ihrem Heimatland ist die Zahl der aus Jugoslawien stammenden De-facto-Flüchtlinge sogar wieder angestiegen. Der Ortenaukreis hat bis Ende April 1999 rund 80 Flüchtlinge aus dem Kosovo aufgenommen.

Neues Sachgebiet Flüchtlingsunterbringung

Mit dem neuen Flüchtlingsaufnahmegesetz wurde den Stadt- und Landkreisen in Baden-Württemberg zum 1. April 1998 die vorläufige Unterbringung ausländischer Flüchtlinge und deren Weiterleitung an die Gemeinden als staatliche Aufgabe übertragen. Vor Inkrafttreten des Gesetzes waren hierfür die Regierungspräsidien zuständig. Zur Bewältigung dieser Aufgabe wurde beim Aussiedler- und Flüchtlingsamt das neue Sachgebiet „Flüchtlingsunterbringung“ eingerichtet. Neben einer Koordinierungsstelle im Hause sind 12 Mitarbeiter des Kreises in den vom Land übernommenen staatlichen Gemeinschaftsunterkünften Offenburg und Lahr beschäftigt. Der Ortenaukreis betreibt diese Unterkünfte als gemeinsame Einrichtung – Hauptstelle Offenburg mit Nebenstelle Lahr – weiter. Die dort eingesetzten Mitarbeiter waren zum überwiegenden Teil als Beschäftigte des Regierungspräsidiums Freiburg über Jahre hinweg in gleicher Funktion tätig. In der Zwischenzeit mußte die ursprüngliche Kapazität von rund 830 Plätzen aufgrund stetig steigender Zugänge um eine weitere Einrichtung in Achern und auf etwa 960 Plätze aufgestockt werden. Die Unterkünfte sind derzeit mit rund 1000 Flüchtlingen aus 30 Herkunftsländern bis an ihre Obergrenze ausgelastet. Der Belegungstrend ist steigend. Im Mai 1999 konnte der Ortenaukreis in Renchen mit der Anmietung der ehemaligen Militärkaserne „Cartier“ eine weitere Unterbringungsmöglichkeit für 180 Personen schaffen.

Bestandteile der neuen Aufgabe sind unter anderem die Bereitstellung von Wohnraum und Wohnungsinventar, die Gewährung von Sachleistungen wie Ernährung, Bekleidung und Hygieneartikel, die monatliche Zahlung

von Taschengeldern, das Angebot gemeinnütziger Arbeitsgelegenheit, die Bereitstellung von Schul- u. Kindergartenplätzen, die ärztliche Versorgung, die soziale Beratung und Betreuung der Flüchtlinge sowie die Förderung der Rückkehrbereitschaft. Die beiden letztgenannten Aufgabenbereiche wurden im Rahmen eines Dienstleistungsvertrages im September den Mitgliedsverbänden der Liga der freien Wohlfahrtspflege Ortenaukreis übertragen. Das Land Baden-Württemberg erstattet den Kreisen Pauschalbeträge für den sich hierdurch ergebenden Verwaltungs-, Betreuungs- und Leistungsaufwand. Diese Pauschalen reichen bei Anlage eines strengen Bewirtschaftungsmaßstabes derzeit aus.

Abfallwirtschaft stößt auf großes Interesse der Öffentlichkeit

Bezogen auf Organisation, Aufwand und Wirkung in der Öffentlichkeit waren die beiden herausragenden Ereignisse des Jahres 1998 der Tag der offenen Tür auf der Deponie Vulkan in Haslach i. K. am 5. Juli 1998 und der Tag der offenen Tür auf der Deponie Kahlenberg in Ringsheim am 11. Oktober 1998. Besucher hatten dabei die Gelegenheit, sich ein umfassendes Bild über die Entwicklung und den Stand der Abfallwirtschaft im Ortenaukreis zu machen. Neben allgemeinen Informationen rund um die Abfallwirtschaft konnten sich die Besucherinnen und Besucher mit der Technik und Betriebsführung moderner Deponien vertraut machen. Allein zum Tag der offenen Tür der Deponie Vulkan kamen rund 5000 Besucher. Vor allem die 15 Führungen über die Deponie fanden großen Zuspruch. Wer noch tiefer in technische Details und Dienstleistungsbereiche rund um die Abfallwirtschaft einsteigen wollte, konnte sich bei den 14 anwesenden Fachfirmen ausführlich informieren.

Die Deponie des Zweckverbandes Abfallbeseitigung Kahlenberg nimmt die Abfälle aus dem gesamten Landkreis Emmendingen sowie großen Teilen des Ortenaukreises auf. Es war daher nicht verwunderlich, daß weit über 12 000 Besucher am Tag der offenen Tür die Gelegenheit wahrnahmen, sich mit der Deponietechnik und den Schätzen des Kahlenbergs – einer ehemaligen Erzabbaustätte – vertraut zu machen. Die Bevölkerung hatte die einmalige Gelegenheit, die Deponie mit dem dazugehörigen Blockheizkraftwerk zur Deponiegasverstromung sowie die Kläranlage zu besichtigen. Ganz besonderes Interesse fanden eine Fossilienausstellung mit über 170 Millionen Jahren alten Zeugen der Urzeit sowie die Besichtigung der Bergwerkstollen mit einer bergbaulichen Ausstellung. Auch das Tiergehege mit Reitmöglichkeit für die Kinder sowie ein eigens für die jungen Abfallerzeuger zusammengestelltes Kinderprogramm, das vom Eigenbetrieb Abfallwirtschaft Ortenaukreis gestaltet wurde, fand regen Anklang.



Tag der offenen Tür auf Kreis-Deponien stieß auf großes Interesse

Ein neues Verfahren für die Abfallbeseitigung?

Im Jahr 1998 hat der Zweckverband Abfallbeseitigung Kahlenberg das von ihm entwickelte mechanisch-biologische Vorbehandlungsverfahren für Haus- und Geschäftsmüll (ZAK-Verfahren) weiter vorangebracht. Für dieses Verfahren sprechen sowohl ökologische als auch ökonomische Gründe. Durch mechanische Behandlungsschritte werden Wert- und Störstoffe aussortiert. In der biologischen Stufe wird Gas für das bereits auf dem Kahlenberg bestehende Blockheizkraftwerk gewonnen. Zwischenzeitlich hat die Verbandsversammlung des Zweckverbandes Abfallbeseitigung Kahlenberg den Auftrag für eine 20 000 t-Anlage vergeben, um damit nachweisen zu können, daß die bereits im Pilotprojekt erreichten guten Ergebnisse auch großtechnisch machbar sind.

Zulassungsstellen prüfen Verbleib von Altautos

Seit dem 1. April 1998 gilt die Verordnung über die Beseitigung und umweltverträgliche Entsorgung von Altautos, die auch als „Altauto-Verordnung“ bezeichnet wird. Seitdem muß der Fahrzeughalter, wenn er ein Fahr-

zeug endgültig aus dem Verkehr ziehen oder stilllegen will, der Zulassungsstelle einen Verwertungsnachweis oder eine Verbleibserklärung vorlegen. Die Zulassungsstelle hat die Verwertungsnachweise bzw. Verbleibserklärungen auf Vollständigkeit zu prüfen. Die Prüfung der in der Erklärung gemachten Angaben obliegt dem Landratsamt als Abfallrechtsbehörde. Beim Landratsamt gehen jährlich zwischen 5000 und 10 000 derartige Erklärungen ein. Wegen dieser großen Zahl und den begrenzten Personalressourcen ist die lückenlose Überprüfung sehr schwierig. Altagos dürfen zur Verwertung vom Letztbesitzer nur noch an anerkannte Verwertungsbetriebe oder anerkannte Annahmestellen abgegeben werden.

Ortenaukreis würdigt Beitrag der Landwirtschaft zum Umweltschutz

Seit 1994 verleiht der Ortenaukreis einen Umweltschutzpreis, der besondere Leistungen von Bürgern und Institutionen im Kreis auf dem Gebiet des Umweltschutzes auszeichnet. Der Umweltschutzpreis wird alle zwei Jahre vergeben und ist mit 5000 Mark dotiert. Nachdem beim letzten Kreiswettbewerb 1996 das Bemühen um die innerörtlichen Biotopie gewürdigt wurde, hat der Ausschuß für Umwelt und Technik für den diesjährigen Wettbewerb die Außenbereichsbiotopie in unserer Kulturlandschaft in den Mittelpunkt gestellt. Thema war „Pflege und Entwicklung von Biotopen bei der Landbewirtschaftung“. Damit sollte der wichtige Beitrag der Landwirtschaft, den Artenrückgang aufzuhalten, herausgestellt werden. Darüber hinaus sollte verdeutlicht werden, wie notwendig das Miteinander von Landwirtschaft und Naturschutz zur nachhaltigen Sicherung unserer Lebens- und Ernährungsgrundlagen ist.

Bis zum Bewerbungsschluß am 15. 09. 1998 hatten acht Vollerwerbslandwirte, neun Nebenerwerbslandwirte und drei Bürgerinitiativen bzw. Verbände ihre Beiträge beim Landratsamt eingereicht. Die vorgelegten Arbeiten wurden von einer Jury begutachtet und bewertet. Der Ausschuß für Umwelt und Technik teilte die eingereichten Arbeiten in drei Gruppen (Vollerwerbslandwirte, Nebenerwerbslandwirte, Bürgergemeinschaften/Verbände) ein. Insgesamt vier Vollerwerbslandwirte erhielten zwei Preise von je 1500 Mark und zwei Preise von je 750 Mark. Aus der Gruppe der Nebenerwerbslandwirte wurde ein Preisträger ermittelt, der mit einem Preis von 500 Mark ausgezeichnet wurde. Aus der Gruppe Bürgerinitiativen/Verbände erhielt ein Teilnehmer einen Buchpreis. Die öffentliche Preisverleihung des Umweltschutzpreises 1998 fand im Rahmen einer Kreistagssitzung im Dezember 1998 statt.

Veterinäramt bekämpft Tierseuchen

Im Bereich Tierseuchen mußte sich das Veterinäramt besonders im Frühjahr 1998 in zahlreichen Fällen mit der Faulbrut der Bienen befassen, eine bakteriell bedingte Seuche, die mit erheblichen Verlusten an Bienenvölkern einhergeht. Begünstigt wird die Verbreitung dieser Seuche im Ortenaukreis sicher dadurch, daß hier sehr viele Imker beheimatet sind und damit eine überproportional hohe „Bienendichte“ vorhanden ist. Durch konsequentes Vorgehen des Veterinäramtes konnten die einzelnen Ausbrüche auf den jeweiligen Standort beschränkt bleiben.

Im Herbst erreichte das Veterinäramt dann die Nachricht vom Ausbruch der Wildschweinepest in den Regierungsbezirken Karlsruhe und Stuttgart. Obwohl das Veterinäramt seit Jahren durch Blutuntersuchungen über Informationen zum Gesundheitszustand der Wildschweinpopulation verfügt, erfüllt diese Nachricht das Veterinäramt mit Sorge. Denn ein Ausbruch der Wildschweinepest zieht für eine ganze Region erhebliche Beschränkungen im Handel mit lebenden Schweinen und Fleisch und damit empfindliche finanzielle Verluste nach sich. Die Jäger sind daher aufgerufen, weiterhin dafür zu sorgen, daß Blutproben erlegter Wildschweine zur Untersuchung eingesandt werden.

Sechs neue Wasserschutzgebiete ausgewiesen

Der Grundwasserschutz hatte auch 1998 wieder einen besonderen Stellenwert. Das Landratsamt und das Regierungspräsidium haben zur Festsetzung bzw. Erweiterung von Wasserschutzgebieten eine Zielvereinbarung abgeschlossen. Zur Erreichung des vereinbarten Zieles hat das Landratsamt sechs Wasserschutzgebiete neu ausgewiesen. Mit den Schutzgebieten, für die das Festsetzungsverfahren derzeit noch läuft, sind etwa 170 Quadratkilometer der Kreisfläche unter Schutz gestellt; das Planziel für den Ortenaukreis sind 198 Quadratkilometer, was rund elf Prozent der Kreisfläche entspricht.

Überschwemmungsgebiete für den Hochwasserschutz

Ein wichtiges Ziel des Hochwasserschutzes ist es, die natürlichen Überflutungsflächen an den Flüssen und Bächen zu erhalten. Die Hochwasser in den vergangenen Monaten haben dieses wasserwirtschaftlich notwendige Anliegen anschaulich bekräftigt. Das Landratsamt, die Gewässerdirektion und das Regierungspräsidium haben auch über die Festsetzung von Über-

schwemmungsgebieten eine Zielvereinbarung in Form eines Jahresprogramms abgeschlossen. Zur Erfüllung des vereinbarten Zieles hat das Landratsamt ein Überschwemmungsgebiet an der Gutach durch Rechtsverordnung festgesetzt. Die Ausweisung von weiteren Überschwemmungsgebieten wird in das Jahresprogramm für 1999 aufgenommen.

Integrierte Leitstelle eingeweiht

Nach rund 2jähriger Bauzeit konnte im Juli die neue Rettungsleitstelle Ortenau ihren Dienstbetrieb aufnehmen. Sie vereinigt die bisherigen vier Feuerwehrleitstellen mit der Rettungsleitstelle Offenburg. Die Integrierte Leitstelle ermöglicht, Synergieeffekte zu nutzen, um so zu einer effektiven und kostensparenden Kooperation zwischen Feuerwehr und Rettungsdienst beizutragen. Mit der neuen integrierten Leitstelle von Feuerwehr und Rettungsdiensten verfügt der Ortenaukreis in Zukunft über eine Einrichtung, die beste Voraussetzungen für die Rettung von Menschen und Sachgütern im Schadensfall schafft. Die Zusammenfassung der ehemals vier Feuerwehrleitstellen Achern, Kehl, Lahr und Offenburg sowie des Rettungsdienstes in einer integrierten Leitstelle bringt eine neue Qualität im Rettungs- und Feuerwehrwesen unserer Region.

Modernste Technik ermöglicht es, daß künftig in der integrierten Leitstelle alle Informationen über Brand- und Schadensfälle im Ortenaukreis zusammenlaufen: der telefonische Notruf 112, Meldungen an die örtlichen Feuerwehren sowie der Alarm aller Brandmeldeanlagen von Firmen, Kaufhäusern und Krankenhäusern. Speziell ausgebildetes Personal von Feuerwehr sowie Rettungsdienst kann fachübergreifend Notrufe entgegennehmen und die richtige Hilfe einleiten. Dies macht die neue Leitstelle zu einer wirklichen integrierten Einheit, zu einem zentralen Nervensystem des Ortenauer Feuerwehr- und Rettungswesens. Der Ortenaukreis nimmt mit diesem Pilotprojekt landesweit eine Vorreiterrolle ein. Das Land Baden-Württemberg hat diese Investition von 1,2 Millionen Mark mit 75 Prozent gefördert.

Aufgaben- und Leistungsvielfalt vermitteln

An dieser Stelle kann jeweils nur ein kleiner Ausschnitt über die Arbeit der Kreisverwaltung im vergangenen Jahr gegeben werden. Die Kreisverwaltung ist jedoch stets bemüht, durch eine aktive Öffentlichkeitsarbeit die Bürgerinnen und Bürger aktuell und umfassend über die Arbeit der Verwaltung und der Gremien sowie das Kreisgeschehen zu informieren. Eine Möglichkeit dieser Informationsvermittlung hat der Ortenaukreis im ver-

gangenen Jahr mit der erwähnten Veranstaltungsreihe wahrgenommen. Im Jahr 1999 wollen wir mit einem Tag der offenen Tür am 27. Juni 1999 den Bürgerinnen und Bürgern die Aufgabenvielfalt und das Leistungsspektrum des Ortenaukreises präsentieren. Bei Information, Unterhaltung und Spaß erhalten Besucher des Landratsamtes in Offenburg einen Einblick in die Arbeit der zahlreichen Fachämter der Landkreisverwaltung. Darüber hinaus möchte der Ortenaukreis mit diesem Tag der offenen Tür der Öffentlichkeit den Erweiterungsbau vorstellen.

Die Bedeutung der Offenburger Forderungen von 1847 und 1849 für den modernen Verfassungsstaat

Prof. Dr. Jutta Limbach

Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts

Meine Damen und Herren,

Ihre Vaterstadt Offenburg war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wiederholt Aktionszentrum der Badischen Revolution. Die hier am 12. September 1847 verkündeten Forderungen des Volkes markieren einen Beginn deutscher Demokratietradition. Zwar war der Revolution kein Erfolg beschieden. Doch das mit den Offenburger Forderungen gegebene Signal leuchtete weit über das Ende der blutig niedergeschlagenen Freiheitsbewegung hinaus. Die 13 Artikel vom 12. September 1847 haben die Idee der Bürgerrechte ein für allemal in den Köpfen verankert. Mit ihren Freiheitsrechten und sozialen Forderungen hat das Offenburger Dokument zukunftssträchtige Impulse für das rechts- und sozialstaatliche Verfassungsdenken im vorigen wie in diesem Jahrhundert gesetzt. Gegenüber den konservativen Verfassungen des 19. Jahrhunderts haben die Forderungen als Gegenprogramm gewirkt. Sie waren der Pfahl im Fleische der Reaktion. Für die späteren demokratischen Verfassungen der Weimarer und der Bundesrepublik haben sie als Herausforderung gedient.

Die Autoren des Offenburger Aktionsprogramms waren von dem zentralen Motiv bestimmt, das Verhältnis zwischen der Staatsmacht und dem Volk auf eine neue Ebene zu stellen. Ihr Ziel war eine schriftlich niedergelegte Verfassung, die die Freiheitssphäre der Bürger durch Grundrechte garantiert und die Grenzen der Staatsgewalt festlegt.

In den Offenburger Forderungen ist von den unveräußerlichen Menschenrechten die Rede. Mit diesem Rückgriff auf das Naturrecht wollten Ihre Vorfahren deutlich machen, daß die eingeklagten Rechte – etwa der Geistesfreiheit – nicht der Gnade des Monarchen zu verdanken sind. Sie beanspruchten diese Freiheiten als ein vernunft- oder gottgegebenes Recht.

Das Naturrecht hat bei der geistesgeschichtlichen Entwicklung der Menschenrechte eine große Rolle gespielt. Gleichwohl gilt es zu bedenken, daß die Menschen- und Bürgerrechte dem Verfassungsgeber nicht „von Natur aus“ auf- oder vorgegeben sind. Vielmehr sind sie in politischen Kämpfen erstritten und erst nach wiederholten Startversuchen in die Demokratie durchgesetzt worden. Das Formulieren von Menschen- und Freiheitsrechten war immer eine politische Auseinandersetzung mit einem autoritären

oder totalitären Regime. Das belegen die Freiheitsbewegungen des vorigen Jahrhunderts sowie die an Brüchen reiche deutsche Verfassungsgeschichte.

So ist das Bekenntnis zur Unantastbarkeit der Menschenwürde und der freien Entfaltung der Persönlichkeit in unserem Grundgesetz eine Antwort auf die Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten. Gerade die bittere Erfahrung mit diesem Regime und das vorausgegangene Scheitern der Weimarer Republik haben gelehrt, daß die Demokratie ohne die positive Geltung der Grundrechte nicht bewahrt werden kann. Diese Einsicht hat dazu geführt, die Menschen- und Freiheitsrechte als einklagbare Rechtstitel in das positive Verfassungsgesetz umzusetzen. Damit werden sie zur Grundlage, aber auch zur Schranke staatlicher Macht mit dem Erfolg, daß sich jedermann gegenüber staatlichen Übergriffen auf diese verfassungsmäßig verankerten Rechtssätze berufen und vor Gericht durchsetzen kann. Die Grundrechte sind daher neben dem Staatsorganisationsrecht ein wesentliches Element moderner demokratischer Verfassungen. Das seinerzeit vorausgesehen zu haben, ist ein Verdienst der Demokratiebewegung der Jahre 1847–1849.

Das Formulieren der Freiheitsrechte hier im Salmen vor 152 Jahren war eine Kampfansage an ein bevormundendes, den Bürger zum Untertan degradierendes monarchisches Regime. Das Verlangen nach Gedanken- und Pressefreiheit stand im Zentrum der Forderungen des Volkes. Die Freiheitskämpfer des vorigen Jahrhunderts wußten nur zu gut, was das Bundesverfassungsgericht rund 110 Jahre später zum Grundrecht auf freie Meinungsäußerung gesagt hat, nämlich daß dieses für eine freiheitlich-demokratische Staatsordnung schlechthin konstituierend ist; denn es ermöglicht erst die ständige geistige Auseinandersetzung, den Kampf der Meinung, der Lebenselement der Demokratie ist.

Angriffspunkt der Offenburger Volksversammlung war denn auch konsequenterweise die durch die Karlsbader Beschlüsse eingeführte Vorzensur für Zeitungen und alle Schriften unter 20 Druckbogen. Man verlangte Pressefreiheit, in der Sprache der Forderungen des Volkes „das unveräußerliche Recht des menschlichen Geistes, seine Gedanken unverstümmelt mitzuteilen“. Auch diese Forderung bleibt ein Eckpfeiler des demokratischen Verfassungsstaats. Beide folgenden demokratischen Verfassungen Deutschlands nehmen sie auf. Im Grundgesetz wird die Pressefreiheit – wie die anderen Freiheitsrechte auch – zu einem vor dem Bundesverfassungsgericht einforderbaren Grundrecht. Mit den radikalen Demokraten des vorigen Jahrhunderts waren sich die Mütter und Väter des Grundgesetzes darin einig, daß eine freie Presse der unverzichtbare Nährboden für die Demokratie ist.

Meine Damen und Herren, Sie können nicht zu Ihrem heutigen Fest die Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts einladen, ohne daß sie Ihnen bei dieser Gelegenheit Kernsätze aus einer frühen Entscheidung dieses Gerichts, nämlich aus dem sog. Spiegel-Urteil¹ in Erinnerung ruft. In dieser Entscheidung heißt es zur öffentlichen Aufgabe der Presse:

Eine freie, nicht von der öffentlichen Gewalt gelenkte, keiner Zensur unterworfenen Presse ist ein Wesenselement des freiheitlichen Staates; . . . Soll der Bürger politische Entscheidungen treffen, muß er umfassend informiert sein, aber auch die Meinungen kennen und gegeneinander abwägen können, die andere sich gebildet haben. Die Presse hält diese ständige Diskussion in Gang; sie beschafft die Informationen, nimmt selbst Stellung dazu und wirkt damit als orientierende Kraft der öffentlichen Auseinandersetzung. In ihr artikuliert sich die öffentliche Meinung, die Argumente klären sich in Rede und Gegenrede, gewinnen deutliche Konturen und erleichtern so dem Bürger Urteil und Entscheidung.

Aber auch die übrigen Offenburger Forderungen waren vorbildlich für das spätere Verfassungsdenken. Fast alle in jenem Dokument formulierten Freiheitsrechte kehren in ähnlicher oder verwandter Form zunächst in der Weimarer Verfassung und später im Grundgesetz wieder. Als da sind die Gewissens- und Lehrfreiheit, die Glaubensfreiheit, die Vereins- und die Versammlungsfreiheit. In bewunderungswürdiger Schlichtheit und Dringlichkeit sagt Artikel 5:

Wir verlangen persönliche Freiheit.

Im darauffolgenden Satz heißt es dann ganz konkret:

Die Polizei höre auf, den Bürger zu bevormunden und zu quälen.

Aus diesem Satz spricht die bittere Erfahrung derer, die wegen ihres politischen Engagements von der Polizei und einer dem Monarchen willfährigen Justiz verfolgt worden sind. Man bezichtigte sie demagogischer Umtriebe und verurteilte sie, ohne die mindesten Verfahrensgarantien zu beachten, mitunter ohne jeden Nachweis einer Schuld. Um dieser politischen Strafjustiz das Handwerk zu legen, verlangte man nach Geschworenengerichten, später nach öffentlichen Gerichtsverhandlungen. Als rechtsstaatliche Gegenwehr wurden vor allem im Paulskirchenparlament ins einzelne gehende Justizgrundrechte formuliert, die für alle späteren Verfassungen als Vorbild gedient haben. Hier ist vornan die Unabhängigkeit der Richter, das Verbot von Ausnahmegerichten, die Öffentlichkeit der Gerichtsverfahren und nicht zuletzt die Trennung der Gewalten (von Rechtspflege und Verwaltung) zu nennen.

Freiheitsrechte, so könnte man meinen, seien seit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und der französischen Revolution in aller Munde gewesen. Die in Offenburg im Jahre 1847 zu Papier gebrachten Forderungen mögen daher politisch mutig, doch – abgesehen von der volkstümlichen Sprache – wenig originell gewesen sein. Doch wer sich den Text näher ansieht, wird Eigentümlichkeiten entdecken, die im großen Pathos leicht untergehen und Reformüberlegungen aufscheinen lassen, die uns heute zunehmend beschäftigen. Nehmen wir als Beispiel den kleinen Passus in Art. 5, wo von einem „frischen Gemeindeleben“ die Rede ist. Aus dieser Forderung spricht das Wissen, daß Demokratie vor Ort erfahren, geübt und gelebt werden will. An einer weiteren Stelle atmet das Offenburger Aktionsprogramm einen Geist, den wir heute mit dem Verlangen nach mehr Bürgerpartizipation auf den Begriff zu bringen pflegen. So heißt es im vorletzten Artikel:

Art. 12: Wir verlangen eine volksthümliche Staatsverwaltung. Das frische Leben eines Volkes bedarf freier Organe. Nicht aus der Schreibstube lassen sich seine Kräfte regeln und bestimmen. An die Stelle der Vielregierung der Beamten trete die Selbstregierung des Volkes.

Das könnten die Bürgerinitiativen, die gegenwärtig für mehr demokratische Teilhabe und ziviles Engagement streiten, auch nicht besser formulieren.

Doch was die Offenburger Forderungen vor allem – und zwar noch heute! – auszeichnet, ist ihr Bekenntnis zur sozialen Demokratie. Hier zeigt sich die Handschrift von Friedrich Hecker und Gustav Struve. Sie waren die Initiatoren der Offenburger Volksversammlung und hatten die dort verkündete Grundsatzklärung als erste unterzeichnet. Beide waren Männer mit Gespür für die sozialen Nöte des einfachen Volkes. Hatten sie doch im November 1846 den „Verein zur Beförderung des Wohls der arbeitenden Klassen“ gegründet, der zum Beispiel Suppenküchen zur Bekämpfung des Hungers eröffnet hatte.

Gustav Struve und Friedrich Hecker waren bekanntlich die Führer der Radikalen. Sie nannten das erste Offenburger Treffen eine Versammlung der „Ganzen“, um sich von den Liberalen abzugrenzen, die ihnen als halbherzig erschienen und die sie deshalb als die „Halben“ bezeichneten. Hecker und Struve ging es – im Gegensatz zu den Liberalen – nicht nur um die Garantie politischer Grundrechte wie z. B. die Presse-, Vereinigungs- und Versammlungsfreiheit. Sie verfolgten neben diesen verfassungspolitischen vor allem sozialpolitische Ziele. Sie bekannten sich rückhaltlos zum Gleichheitssatz. Sie verlangten die Abschaffung aller Privilegien, Bildung

für alle und eine gerechte Besteuerung. Vor allem auf Friedrich Hecker ging die Forderung nach dem Ausgleich des Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Kapital zurück. In Art. 10 des Offenburger Aktionsprogramms hieß es: *Die Gesellschaft ist schuldig, die Arbeit zu heben und zu schützen.*

Mit diesem sozialreformativischen Programm waren die radikalen Demokraten ihrer Zeit weit voraus. Die bürgerliche Mehrheit lehnte derart grundlegende gesellschaftliche Veränderungen rundweg ab. Die sozialpolitischen Forderungen schlugen sich daher auch nicht im Verfassungswerk der Paulskirche nieder. Erst in der Weimarer Reichsverfassung und im Grundgesetz fielen diese auf fruchtbaren Boden. In den Spurrillen des Offenburger Aktionsprogramms gewissermaßen bekennt sich die Weimarer Verfassung zur Schutzwürdigkeit der Arbeitskraft. Die Ordnung des Wirtschaftslebens soll sich – laut dieser Verfassung – an den Grundsätzen der Gerechtigkeit orientieren sowie ein menschenwürdiges Dasein für alle gewährleisten.

Gewiß, das Grundgesetz selbst ist hinsichtlich des sozialen Staatsziels wenig beredt. Das Prinzip begegnet uns nur in adjektivischer Form. So wird die Bundesrepublik in Art. 20 GG als ein demokratischer und sozialer Bundesstaat charakterisiert. An späterer Stelle heißt es, daß die verfassungsmäßige Ordnung in den Ländern den Grundsätzen des sozialen Rechtsstaats entsprechen sollte (Art. 28 I GG). Der Sinn des Wortes „sozial“ ist in keiner Phase der Verfassungsberatung inhaltlich erörtert worden. Nur Carlo Schmid widmete diesem Strukturprinzip einige wenige Worte, indem er an das demokratische und soziale Pathos der republikanischen Tradition appellierte und auf den Mut zu den sozialen Konsequenzen verwies, die sich aus dem Demokratieprinzip ergeben².

Eine üppige Rechtsprechung der obersten Bundesgerichte hat dem Prinzip des Sozialstaats Konturen gegeben. In dieser ist vornan klargelegt worden, daß es vorzugsweise die Aufgabe des Gesetzgebers und nicht die der Gerichte ist, das Sozialstaatsziel zu verwirklichen. Doch Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel. Und so hat das Bundesverwaltungsgericht in einer seiner ersten Entscheidungen aus dem Geiste der Sozialstaatsklausel einen unmittelbaren Rechtsanspruch eines Hilfsbedürftigen auf Fürsorge begründet. Das war einer der ganz raren Ausnahmefälle, auf dessen Spuren später der Gesetzgeber des Sozialhilfegesetzes gewandelt ist.

In späteren Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts werden als wichtigste Ziele des Sozialstaats

- die Fürsorge für Hilfsbedürftige, die wir heute Sozialhilfe nennen,
- die Gewähr eines menschenwürdigen Existenzminimums,

- die Rücksichtnahme auf die Interessen der sozial Schwächeren,
- die Daseinsvorsorge in den Fällen der Erwerbs- und Berufsunfähigkeit genannt.

Im Einklang mit diesen Leitlinien hat der Gesetzgeber das Arbeits- und soziale Mietrecht sowie das Verbraucherschutzrecht entwickelt, um nur einige der Rechtsmaterien zu nennen, in denen das Rechtsprinzip des sozialen Ausgleichs das der Privatautonomie ergänzt. Ich denke, daß die Autoren der Offenburger Forderung sich sehr freuen zu sehen, wie ihre sozialen Ideen während der 50jährigen Geltung des Grundgesetzes Gestalt angenommen haben.

Gewiß müssen wir uns stets bewußt sein, daß der Sozialstaat, „je mehr er sich verwirklicht, die Voraussetzungen in Frage“ stellt, „von denen her er konkretisiert wurde“ (Zacher). Genauso beherzigenswert ist die Einsicht, daß sich aus dem Sozialstaatsprinzip nicht für alle Zeiten die einzig richtige Sozialordnung ableiten läßt. Der Wechsel ist das Gesetz des Lebens. Und das heißt auch, daß gewandelte sozio-ökonomische Voraussetzungen neuartige Mittel der Konfliktlösung herausfordern. Angesichts der fast alle westlichen Industriestaaten plagenden Rezession und Arbeitslosigkeit steht die Leistungsfähigkeit der sozialstaatlichen Demokratien auf dem Prüfstand. Wir beobachten eine bis dahin unbekannte Weltläufigkeit des Kapitals, das sich leichtfüßig dem Zugriff der nationalen Regierungen entziehen kann. Multinational organisierte Unternehmen können von einem beliebigen Ort der Welt aus dirigiert und je nach Rücksichten wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit landflüchtig werden. Die Politik steht damit vor Aufgaben, die immer häufiger die nationale Dimension überschreiten. Das sind rauhe Zeiten für das soziale Staatsziel.

Ich kann heute hier weder auf die einander widersprechenden Diagnosen der Ursachen noch auf die empfohlenen Therapien eingehen. Doch festzuhalten bleibt, daß es die Aufgabe des sozialen Staatsziels ist, das Kapital vor seinen selbstzerstörerischen Kräften zu schützen. Trotz der gegenwärtigen Krisenzeichen gilt es zu bedenken, daß es die effektive Sozialpolitik war, die den gesellschaftlichen Frieden und Wohlstand der Bundesrepublik mitbegründet hat. Der Sozialstaat ist ein ökonomischer Eckpfeiler der freiheitlichen Demokratie und kein Luxus. Darum sollten wir uns das Bibelwort zur Maxime wählen: Prüfet alles und behaltet das Gute!

Damit komme ich zum Schluß und zu der Frage: Was können wir aus den historischen Erfahrungen der Freiheitsbewegung des vorigen Jahrhunderts wie auch aus den Ereignissen dieses zu Ende gehenden Jahrhunderts lernen? Ich wiederhole mich in diesem mir wichtigen Punkt:

Ganz banal lehrt uns die Erfahrung aus der achtundvierziger Revolution, daß die Menschen- und Freiheitsrechte dem Verfassungsgeber nicht „von Natur aus“ vor- oder aufgegeben sind. Das heißt nicht, diese ausschließlich über den Staat zu definieren und damit als jederzeit widerrufbare Wohltat eines Souveräns zu begreifen. Es macht einen guten Sinn, daß unser Grundgesetz in seinem Auftaktartikel betont, daß sich das Deutsche Volk zu den unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschenwürdigen Gemeinschaft bekennt (Art. 1 Abs. 2 GG). Dieses Bekenntnis war und ist eine Antwort auf die Schreckensherrschaft der Jahre 1933 bis 1945. Aber gerade die bittereren Erfahrungen mit totalitären Regimen haben uns gelehrt, daß Demokratie ohne die positive Geltung der Grundrechte nicht bewahrt werden kann. Diese Einsicht hat uns – auf den Spuren der Paulskirche – dazu geführt, die Menschen- und Freiheitsrechte als einklagbare Rechtstitel in das positive Verfassungsgesetz umzusetzen. Und das, meine Damen und Herren, ist das geschichtlich Bedeutsame des Verfassungswerks der Paulskirche, daß es als erste geschlossene Verfassung eines deutschen Gesamtstaates nicht nur die Staatsordnung umfassend geregelt, sondern diese mit den Grundrechten zu einer Einheit verbunden hat. Damit sind zukunftssträchtige Maßstäbe für das verfassungspolitische Denken gesetzt worden.

Niemand wird den Beitrag der Lehren des Natur- und Vernunftsrechts für die geistesgeschichtliche Entwicklung der Grundrechte leugnen. Gleichwohl sind sie nicht als gottgegebenes Recht vom Himmel gefallen. Vielmehr haben humanistisch denkende Menschen diese in politischen Kämpfen erstritten und durchgesetzt. Das gleiche gilt für die Demokratie, die uns nicht als ein Produkt der Vernunft in den Schoß gefallen, vielmehr nach dem 2. Weltkrieg von den Alliierten verordnet worden ist. Wir können uns nicht auf deren selbstverständlichen Fortbestand verlassen. Stets müssen wir im Auge behalten, daß die Demokratie keine in sich vollendete politische Lebensform ist, sondern – wie Kurt Lenk es treffend beschrieben hat – „ein zukunftsoffenes und riskantes Projekt“. Riskant deshalb, weil wirtschaftliche oder gesellschaftliche Krisen immer wieder dazu führen können, daß demokratische Strukturen, insbesondere Eckpfeiler unserer Rechtskultur, ausgehöhlt und preisgegeben werden. Nicht nur das Scheitern der Weimarer Republik hat uns diese Lektion erteilt.

Darum genügt es nicht, zufrieden festzustellen, daß in den geschichtlichen Ereignissen vor 150 Jahren die Anfänge deutscher Demokratietradition und Sozialstaatlichkeit zu finden sind. Wir dürfen die Freiheitsbewegung des vorigen Jahrhunderts nicht romantisch verklären. Gefühlseligkeit ist fehl am Platz, wenn man sich der historischen – vermeintlich für alle Zeiten ausgestandenen – Konflikte vergewissert. Erfüllte Hoffnungen, selbst

wenn sie die Gestalt von verbrieften Verfassungsrechten angenommen haben, sind nicht sakrosankt. Die Freiheitskämpfe als ein Vermächtnis anzunehmen, bedeutet für uns zuallererst die Pflicht, die erstrittenen Grundwerte unserer Verfassung mit aller Kraft zu bewahren. Diese Forderung richtet sich gewiß zuerst an alle die, die in unserem Staate öffentliche Verantwortung tragen. Doch Demokratie ist nicht nur Sache einer politischen Elite. Sie richtet ihren Anspruch an jede und an jeden Deutschen. Kritische Bürgerloyalität ist das Lebenselixier der demokratischen Staatsform und zugleich das Unterpfand für die Menschen- und Freiheitsrechte. In dem aktiven Einsatz für diese Grundwerte zollen wir am besten jenen Menschen Respekt, die vor 150 Jahren für ein freiheitliches und menschenwürdiges Deutschland gekämpft haben. Getreu dem Leitspruch der Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen der deutschen Geschichte in Rastatt: Ewige Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit.

(Frau Prof. Dr. Limbach hielt den Vortrag am 12. Mai 1999 im „Salmen“ in Offenburg.)

Anmerkungen:

- 1 BVerfGE 20, 162 <174 f.>.
- 2 Carlo Schmid, in: Parlamentarischer Rat, Stenographische Berichte, Bonn 1948/49, S. 172. Zur Entstehungsgeschichte der Sozialstaatsklausel vgl. im übrigen Klaus Stern, Das Staatsrecht der Bundesrepublik Deutschland, Bd. I, 2. Aufl. 1984, § 21, S. 877–880.

Die Reden der Offenburger Versammlung 1847 – ein Treffen radikaler Liberaler

Bernhard Wien

War die am 12. September 1847 abgehaltene erste Offenburger Versammlung eine Wahlkampfveranstaltung radikaler Liberaler oder der ‚Programmparteitag‘ der südwestdeutschen Demokraten?¹ Die Auseinandersetzung um diese Frage besitzt in der historischen Forschung eine lange Tradition. Nach einem kurzen Abriß derselben wird, ausgehend von der ersten vollständigen Darstellung der Offenburger Volksversammlung 1847, welche aufbaut auf die Auswertung aller bisher bekannten Quellen, eine fundierte Neubewertung dieser Frage vorgestellt.

Für die Zeitgenossen waren die Vorgänge in Offenburg keineswegs dramatisch. Kein anderer als der liberale Heidelberger Professor und Historiker Ludwig Häusser sah noch 1849 in der ‚Salmen‘-Versammlung nichts, was dazu angetan war, *über die Grenzen der constitutionellen Verfassung Badens hinauszugehen* [. . .] *Die Radikalen, die dort zusammentraten, kündigten sich noch als ‚entscheidene Verfassungsfreunde‘ an; von einem Aufgeben der monarchischen Form war noch keine Rede. Allerdings ging durch die Reden Hecker’s und Struve’s ein stürmischer und revolutionärer Geist; allein man wird dies bei einer Versammlung, deren Zweck war, gegen den conservativer werdenden Liberalismus zu agitiren, ganz begreiflich finden.*² 1851 jedoch, also in der Reaktionszeit, prononcierte Häusser seine Kritik an den Radikalen und deren Führern Hecker und Struve, ohne allerdings dezidiert auf die erste Offenburger Versammlung einzugehen. Seiner Meinung nach hatten die Radikalen 1846 und 1847 erkannt, *daß es ihren liberalen Aliirten ernstlich um die monarchische Ordnung zu thun sei und daß sie an ihnen thätige Gegner der revolutionären Tendenzen haben würden; sie erkannten aber auch zum ersten Male ihre Stärke und waren entschlossen, auf eigenen Füßen als besondere Partei ihren Weg zu gehen. Der Unterschied, der bisher über dem gemeinsamen Gegner vergessen worden war, trat nun mit einem Male in allen Richtungen hervor: die Ziele, die Mittel, der Ton und die Haltung, Alles deckte erst den inneren Gegensatz auf, den die Zeiten des Kampfes verhüllt hatten. Die Zwischenzeit zwischen dem Landtag von 1846 und 1847 ward von beiden Seiten rührig benutzt, diese Kluft zu erweitern.*³ Wie Häusser nahm auch der der ‚Donnersbergl‘-Fraktion zugehörige Paulskirchenabgeordnete und Historiker Wilhelm Zimmermann in diesem Zusammenhang das Wort ‚Demokraten‘ nicht in den Mund. Zimmermann war sich mit Häusser darin einig, daß die Offenburger Forderungen, *wenige Punkte ausgenommen*, keine anderen

waren, *als welche der alte Liberalismus auch schon gestellt hatte*⁴. Nicht die Programmatik, sondern die propagandistische Form war in den Augen Zimmermanns das revolutionär Neue: *Der Schritt, den Hecker und Struve gethan hatten, lag darum weit hinaus über den alten Liberalismus, weil sie die Opposition in der Ständekammer aufgaben und diese daraus hinaus unmittelbar in's Volk hinein warfen. Die Volksagitation begann und nahm eine revolutionäre Form an. Hecker und Struve aber standen vorerst mit ihrer werdenden Partei in Deutschland vereinzelt da. Noch kannten die deutschen Staaten nur eine Opposition in der Kammer, aber keine Volksopposition.*⁵ Prägend für das Bild von der ‚Salmen‘-Versammlung wurde für das 19. Jahrhundert jedoch nicht Zimmermanns, sondern Häussers zweite Darstellung (1851), die von dem in der Zeit des Kaiserreiches die nationale Geschichtsschreibung dominierenden Heinrich v. Treitschke übernommen wurde. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgte die interpretatorische Radikalisierung. Hatte Häusser 1851 von einer *besondere[n] Partei*⁶, Zimmermann – noch vorsichtiger – von einer *werdenden Partei*⁷ gesprochen, so wurde die erste Offenburger Versammlung in der Geschichtsschreibung des Kaiserreiches allmählich von einer radikalen Volksversammlung mit „landesüblichen“ und sozialen Forderungen (v. Treitschke 1894)⁸ bzw. das „Programm der radikalen Partei“ beratenden Versammlung (v. Zwiédineck-Südenhorst 1903)⁹ schließlich zur „Offenbacher[!] Versammlung“, welche ein „demokratisches, fast republikanisches Programm zur Umgestaltung des Deutschen Bundes“ aufstellte, worin „weitgehende sozialistische Wünsche berücksichtigt waren“ (Klein-Hattingen 1911)¹⁰. Obwohl bereits 1913 Ludwig Bergsträsser¹¹ zur ursprünglichen Interpretation zurückkehrte und die erste Offenburger Versammlung als Treffen der radikalen Richtung des badischen Liberalismus bezeichnete, fand die von Oskar Klein-Hattingen ausgearbeitete, oben angeführte ‚Demokratie-These‘ 1960 Eingang in das von Ernst Rudolf Huber¹² herausgegebene klassische Werk über die deutsche Verfassungsgeschichte und wurde damit bis heute zur folgenschweren Standardinterpretation der ‚Salmen‘-Versammlung (Wende, Faber, Koch, Siemann, Grab)¹³, wenngleich es nicht an Zwischentönen mangelte. Aus marxistischer Sichtweise heraus betonte Karl Obermann¹⁴ den „bürgerlich-demokratische[n]“ Charakter des Offenburger Programms. Auch Veit Valentin¹⁵ und Norbert Deuchert¹⁶ argumentierten in dieser Frage sehr vorsichtig. Reinhard Rürup¹⁷ wies, ähnlich wie zuvor bereits Theodor Heuss¹⁸, zurecht darauf hin, daß das Offenburger Programm ohne Revolution nicht zu verwirklichen war, auch wenn nicht ausdrücklich eine solche gefordert wurde. Paul Nolte läßt in seiner neuesten Arbeit zur badischen Revolution ebenfalls beide Seiten anklingen, wenn er die Offenburger Forderungen in einem Atemzug „Reformprogramm der badischen Opposition [und] quasi ein vorweggenommenes Manifest der Revolution“¹⁹ nennt.

Massive Kritik mußte sich Huber erstmals von Werner Boldt²⁰ gefallen lassen. Boldt wies (1973) explizit nach, daß Hubers – noch über die Interpretation Klein-Hattingens hinausgehende – Behauptung, in Offenburg sei ein Parlament „auf der Grundlage des gleichen Wahlrechts“ gefordert worden, jeglicher Grundlage entbehrt und nannte Hubers Kapitelüberschrift „Das Offenburger Programm der südwestdeutschen Demokraten“ dementsprechend völlig zurecht „irreführend“. Neuere Forschungsergebnisse haben die Kritik am gängigen Bild von einer Versammlung der Demokraten in Offenburg weiter verstärkt. Paul Nolte nennt die Klein-Hattingen/Huber'sche Interpretation schlichtweg ein „Mißverständnis“²¹. Roland Hoede, welcher die gesamte Interpretationsbandbreite der Offenburger Forderungen, ausführlich darlegt, teilt im übrigen Boldts Standpunkt,²² während Rainer Schimpf sogar so weit geht, zu behaupten, daß das Offenburger Programm kein „offenes demokratisches Bekenntnis“²³ gewagt und nicht einmal „sonderlich sozialrevolutionär“²⁴ gewesen sei. Aufgrund der neuen Quellenlage soll nunmehr geprüft werden, ob sich der Kreis der historischen Interpretation schließt, ob also eine Rückbesinnung nicht allein auf die Arbeit Bergsträssers, sondern auf die ursprüngliche Interpretation Häussers von 1849 vonnöten ist.

Zum 150jährigen Jubiläum der ersten Offenburger Volksversammlung am 12. September 1847 erschien 1997 die bereits zitierte Dissertation Rainer Schimpfs²⁵. Thematisiert wird darin die Geschichte Offenburgs vom Übergang der Stadt an Baden 1802 bis zur ersten Offenburger Versammlung 1847. Rainer Schimpf ist es gelungen, umfangreiches, der Forschung bisher unbekanntes Quellenmaterial zur ersten Offenburger Volksversammlung zu finden und zu sichten.²⁶ Es handelt sich hierbei um eine mehr denn 600 Seiten umfassende Akte der Untersuchung wegen Hochverrats gegen die Redner der ersten Offenburger Versammlung. Die Akte befindet sich im Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe.²⁷ Dieser bedeutende Fund hat die älteren Arbeiten zu diesem Thema (Huber, Kähni, Vögely, Deuchert)²⁸ teilweise oder vollständig entwertet und ist selbst in neuesten Arbeiten zur badischen Revolutionsgeschichte unberücksichtigt.²⁹ Schimpf hat diese Quelle unter stadtgeschichtlichen Aspekten ausgewertet und die Redehalte daher nur cursorisch angeführt.³⁰ Ein systematischer Vergleich aller in der Untersuchungsakte befindlichen Zeugenaussagen zu den einzelnen Reden vermittelt ein wesentlich schärferes Bild von den Vorgängen im ‚Salmen‘, als es in den beiden polaren Zeitungsberichten jener Zeit und dem bekannten Versammlungsbericht Berberichs³¹ – den bis dato zentralen Quellen zur Geschichte der ersten Offenburger Versammlung – zum Ausdruck kommt. Die erste Offenburger Volksversammlung war, wie das Beiwort ‚Volk‘ bereits zum Ausdruck bringt, die außerparlamentarische, wenn man so will, ‚konstituierende‘ Versammlung des radikalen Flügels der ba-

dischen Liberalen. 1843 noch hatten die badischen Liberalen in all' ihren Schattierungen in einer breiten Front gegen die Regierung Blittersdorff zusammengestanden und mit ihrem machtvollen außerparlamentarischen Auftritt anlässlich der Feiern zum Verfassungsjubiläum am 22. August 1843 nicht unwesentlich zu dessen Ende im Herbst 1843 beigetragen. Doch gerade mit dem Ende dieser von dem reaktionären Blittersdorff geleiteten Regierung und dem stufenweisen, wenngleich halbherzigen Einschwenken Großherzog Leopolds auf eine gemäßigt liberale Linie, verkörpert durch die Kabinette Boeckh, Dusch und (seit Dezember 1846) Bekk, waren für die gemäßigten Kammerliberalen die Zeiten der Radikalopposition vorbei. Unter der Führung Mathys und Bassermanns – Itzstein ordnete sich keinem der beiden liberalen Flügel eindeutig zu, sondern blieb die geachtete Integrationsfigur des Gesamtliberalismus – waren die gemäßigten Kammerliberalen grundsätzlich bereit, mit der Regierung zusammenzuarbeiten – selbstverständlich nur bei gebührender Berücksichtigung ihrer liberalen Grundforderungen (v.a. Vertretung des deutschen Volkes bei der deutschen Bundesversammlung, Geschworenengerichte, Gewissens-, Lehr-, Versammlungs-, Rede- und Pressefreiheit). Die politischen Forderungen des radikalen Flügels unter Führung Heckers, der sich in immer größerem Maße die Gedanken des Mannheimer Publizisten (und Nichtparlamentariers!) Gustav v. Struve zu eigen machte, gingen, wie noch ausführlich gezeigt werden wird, deutlich über den Kanon der liberalen Grundforderungen hinaus. Damit drohte der liberalen Bewegung Badens die Spaltung. Ein Versöhnungstreffen, die Durlacher Versammlung vom 29. November 1846, änderte daran nichts. Ganz im Gegenteil regte Gustav v. Struve im Januar 1847 eine Gegenveranstaltung zu diesem Durlacher Parlamentarier-treffen an. Der Versammlung der liberalen badischen Abgeordneten, welche wegen ihrer versöhnlichen Haltung zur gemäßigt-liberalen Regierung Bekk von Struve nunmehr höhnisch ‚Halbe‘ genannt wurden, wollte er mit einer Versammlung radikal-oppositioneller Kräfte, politisch ‚Ganzer‘ begegnen. Diese Versammlung sollte nicht wie die Durlacher von Abgeordneten allein, sondern von Männern aus allen Ständen besucht werden – Struve rechnete im Januar 1847 mit 150–200 Teilnehmern –, sie sollte das politische (Wahlkampf-)Programm, ja, das Glaubensbekenntnis der ‚Ganzen‘ darstellen und sie sollte im Frühjahr 1847 in Offenburg stattfinden.³² Das Netzwerk der radikalen Redakteure lieferte die agitatorische Basis: Fickler (Seebblätter) und Grohé (Mannheimer Abendzeitung) unterstützten Struve (Deutscher Zuschauer), der seine Leser seit Anfang August 1847 in einer Reihe von Artikeln auf die Offenburger Volksversammlung vom 12. September 1847 einstimmte. Die radikalen Organe, die mit der jeweiligen politischen Opposition mitgegangen, also politisch immer weiter nach links gewandert waren, unterstützten die Versammlungsidee Struves ebenso wie sie bereits die Abhaltung des Verfassungsfestes 1843³³ – den

Höhepunkt des badischen Verfassungspatriotismus – publizistisch vorbereitet hatten. Die Verschiebung des Wahltermines für die Ergänzungswahl für die Zweite Kammer, welche unter anderem auch den Wahlbezirk V., Stadt Offenburg, und damit auch dessen Abgeordneten Kapp aus Heidelberg betraf, ließ Struve Zeit, den populären Hecker als Redner zu gewinnen und die Programmatik für die Versammlung auszuarbeiten.³⁴ Offenburg sah „eine in dieser Form im Großherzogtum bislang unbekannt zentrale Wahlkampfveranstaltung“ (Schimpf).³⁵

Das mittels der Presse und als Flugblatt veröffentlichte Einladungsschreiben zur allgemeinen Teilnahme an der ersten Offenburger Versammlung lautete: *An verschiedenen Orten unseres Landes wurde bei Gelegenheit des Jahrestags unserer Verfassung eine Feier gehalten, welche zu mannigfaltigen Erörterungen über die Art und Weise, wie dieselbe in's Leben eingedrungen ist, führte. Die Kreise, in welchen dieses geschah, waren jedoch größtentheils nicht sehr zahlreich, auch umfaßten sie gewöhnlich nur die Einwohner eines oder doch weniger Orte unsers Landes. Von größerer Wichtigkeit für gegenseitige Verständigung würde aber eine Versammlung sein, welche von Bewohnern aller Theile unsers Großherzogthums besucht würde.*³⁶

Die das Datum des 28. August 1847 tragenden Einladungen zur ersten Offenburger Versammlung wurden von Mannheim aus versandt, waren aber neben den Mannheimer Führern der Radikalen, Hecker und Struve, auch von bekannten Offenburgern – Bürgermeister Réé, Rehmann, Stigler, Anton Armbruster und Johann Armbruster – unterzeichnet. Bereits Otto Kähni hat darauf hingewiesen, daß die Bezeichnung *Entschiedene Freunde der Verfassung* ein starker Hinweis auf die verfassungskonformen, nichtrevolutionären Absichten der Versammlungsleiter seien.³⁷ Dies kann, vergleicht man die Geschichte der badischen Verfassungsfeste, nur unterstrichen werden. Diese Bezeichnung fügt dem Aufruf zur Beteiligung an den liberalen Verfassungsfeiern von 1843, gerichtet an die *Freunde der Verfassung*³⁸, entsprechend der Umformung des Verfassungsfestgedankens im radikal-liberalen Sinne nach 1843 das Attribut *entschiedene* bei – entsprechend Struves Differenzierung in ‚Halbe‘ und ‚Ganze‘.

Dieser Einladung zufolge war die erste Offenburger Versammlung eine zentrale Verfassungsbesprechung – im Gegensatz zu den früheren dezentralen Verfassungsfeiern. Die Erfahrungen aus allen badischen Wanderfesten, gleichviel ob es sich nun um Landwirtschafts- oder um Sängereisen handelte, machten es zwingend notwendig, daß die ausrichtende Stadt einigermaßen zentral, also im Mittelrheinkreis, lag. Die Stadt mußte mit der Bahn erreichbar sein, über Erfahrungen in der Ausrichtung größerer Ver-

sammlungen oder Feste verfügen und fest in der Hand der radikalen Opposition sein. Alle diese Kriterien erfüllte allein Offenburg. Die Entscheidung für Offenburg war allerdings nicht vor Ort, sondern von Struve in Mannheim getroffen worden.³⁹

Zum Versammlungsort wurde die Gastwirtschaft ‚Salmen‘ auserkoren. Hier fanden die Gemeindeversammlungen statt und hier waren bereits die Festmähler anlässlich des Verfassungsfestes 1843 und der Bürgermeisterwahl Rées 1845 gehalten worden.⁴⁰ Es handelte sich zwar um eine reine Saalveranstaltung, was jedoch nicht so zu verstehen war, daß sich diese Versammlung in die Tradition früherer Honoratiorentreffen einreihen wollte, sondern in dem Sinne, daß man einzig auf diesem Wege das Versammlungsverbot auszuhebeln imstande war.

Pathetisch erklärte Struve – selbst kein Freund der Weinflasche – in seiner späteren Vernehmung, *daß die Regierungen durch den Bundesbeschluß v. J. 1832 das Associationsrecht beschränkt hätten, und es dem Bürger nicht erlaubt sei, unter freiem Himmel wie das Schweizer Volk sich zu gemeinsamen Besprechungen zusammen zu finden, und daß auch die Versammlung v. 12 d. M. nicht hätte geschehen können, wenn man seine Zuflucht nicht zur Weinflasche genommen haben würde.* (Janson, S. 61 vgl. Berberich, S. 84)⁴¹ Der Eintritt war frei. *Wir wußten, daß Polizeivigilanten nach Offenburg abgeschickt worden waren, zu dem Zwecke, die Versammlung zu bewachen. Einige der Anwesenden sprachen den Wunsch aus, daß diese Spione, wie man sich ausdrückte, entfernt werde möchten, wir waren jedoch so gewiß, daß kein Wort gesprochen werden würde, welches nicht vor Gott und der Welt würde vertheidigt werden können, daß wir nicht nur suchten alle diejenigen zu beruhigen, welche sich gegen jene Polizeivigilanten aussprachen sondern auch dafür Sorge trugen, daß dieselben unangefochten in der Versammlung verweilen konnten. In der eben bezeichneten Weise war die Versammlung öffentlich.*⁴² Allerdings wurde *Vorsorge getroffen, daß keine Kinder und überhaupt keine jüngern Leute teilnahmen.*⁴³ Ob diese Maßnahme konsequent umgesetzt wurde, bleibt umstritten, da Werkmeister Janson (neben Frauen) auch Kinder in der Versammlung gesehen haben wollte.⁴⁴ Das öffentliche Versammlungswesen in Baden, das machte die erste Offenburger Versammlung deutlich, befand sich in einem Übergangsstadium, weg von den kryptopolitischen (Schützen-, Sänger-, Turner-, Bürgermilitärfeste) und politischen Festen (Ehrung der Kammerabgeordneten, Verfassungsfeste) – gleichviel handelte es sich hier ‚offiziell‘ nur um **Feste** –, hin zu Zusammenkünften mit unverhüllt politischem Charakter – bei allgemeiner Partizipation. Die erste Offenburger Versammlung war damit der Endpunkt der radikalen Festkultur, also der bereits erwähnten radikaleren Verfassungsfesttradition, welche sich bereits

1843 von der liberalen Verfassungsfestinterpretation abzulösen begann und letztgenannte Tradition dann von 1844 bis 1847 in ihrem Sinne transformierte.⁴⁵

Die politische Versammlung im ‚Salmen‘ schöpfte aus dem Bestand der badischen Verfassungsfesttradition, die zwar im Jahre 1843 ihren Höhepunkt erlebte, deren Geschichte jedoch wenigstens bis ins Jahr 1828 zurückreicht, als in Engen das zehnjährige Verfassungsjubiläum gefeiert wurde.⁴⁶ Dieser Tradition hatte sie das festliche Äußere entlehnt. Der ‚Salmen‘ war mit Laubgewinden⁴⁷ bzw. -girlanden⁴⁸ geschmückt. Verziert mit Laub⁴⁹ und Kränzen⁵⁰ hingen die lithographierten Bildnisse der *zur linken Kammerseite gehörigen Deputirten* der Zweiten Badischen Kammer, eine Leihgabe des bürgerlichen Lesevereins der Stadt,⁵¹ neben den Büsten der Großherzöge Karl Friedrich (der Staatsgründer) und Karl (der *Verfassungsgeber*, wie es im offiziellen Sprachgebrauch hieß). Zwischen beiden Büsten, unmittelbar hinter der Rednertribüne, hing ein **Bildnis** des regierenden Großherzogs Leopold. Dieser Aufbau war noch nicht der eindeutigste Beweis für die Übernahme der Verfassungsfesttradition: *Wenn ich [der Offenburger Hauptlehrer Kohler, der Verf.] recht gesehen habe war die Verfassungsurkunde in einem rothen Einbände wie ich sie bei dem 25jährigen Verfassungsfeste hier herumtragen gesehen hatte, unter der Büste Carls aufgestellt*⁵². Büsten, Bilder und Verfassungsurkunde bildeten den Hintergrund des eigentlichen Versammlungsmittelpunktes: einer eigens errichteten Rednerbühne.⁵³ Die Gestaltungselemente der Verfassungsfeste formierten sich bei dieser Saalveranstaltung zur Kopie des Ständesaales, Tagungsort der Zweiten Badischen Kammer. Dies war zwar ein festlicher Rahmen, aber doch nur Dekoration.⁵⁴ Die Dekoration war – verglichen mit den Verfassungsfesten – karg und – verglichen mit den vormärzlichen Sänger- und Turnerfesten – nicht provozierend: Es fehlten hier alle verbotenen Abzeichen, als Kokarden und Fahnen in Schwarz-Rot-Gold und auch die Zuhörer erschienen ohne politische Abzeichen zu dieser Versammlung. Damit nahm die erste Offenburger Versammlung eine Sonderstellung in der badischen Fest- und Versammlungsgeschichte der 1840er Jahre ein. Die Zuhörer kamen einzig um zu hören, nicht auch um darzustellen. Das politische Bekenntnis wurde hier in emotionalen Ausbrüchen geäußert, nicht im Bekenntnis zu radikaler politischer Symbolik.

Den politischen Reden voraus ging ein um 13.30 Uhr begonnenes⁵⁵ Mittagmahl im Salmen. Abgehalten im abgeschlossenen Raum, unter Teilnahme auch gemäßigt denkender Bürger, war dieses gemeinsame Mahl bürgerlicher Provenienz Relikt der vormärzlichen Honoratiorentafeln, deren Tradition wiederum dem Erbe höfischer Festkultur entstammte. Erst nach dem Schlusse der Tafel wurde der Versammlungsort dem Publikum

geöffnet,⁵⁶ jetzt erst wurde aus der bürgerlichen Versammlung eine Volksversammlung,⁵⁷ die schnell auf mehrere hundert Teilnehmer anwuchs⁵⁸ und sich auf den Saal und die Galerie verteilte:⁵⁹ *Es war an der Tafel nicht Platz genug um alle Bürger unterzubringen, auch mochte nicht jeder die Ausgaben der Tafel machen u. Überdies kamen aus den Nachbarstädten viele Bürger erst während und nach der Tafel und auf der Gallerie des Saales waren wie in dem Raume desselben Personen anwesend.*⁶⁰

Versammlungszeitpunkt war Sonntagnachmittag, *wo gewöhnlich die Bauersleute die hiesige Stadt besuchen*⁶¹. Die Zuhörer verteilten sich an den Tischen der sechs Speisetafeln⁶² und unter dem Säulengang.⁶³ Zwar fehlten mit Mathy, Bassermann und vor allen Dingen Itzstein, dem Nestor der Zweiten Badischen Kammer, überaus bliebte Kammer- und Versammlungsredner, jedoch weckten bereits die angekündigten Redner die Neugier. Zugnummer der Versammlung war unzweifelhaft Hecker. Schnell war der Festsaal *so dicht als möglich mit Männern aus allen Theilen des Landes angefüllt. Die Galerien waren von den Frauen*⁶⁴ unterschiedlicher Standeszugehörigkeit eingenommen.⁶⁵ Auch *Kinder, Mädchen, und Putsche aus dem Bauernstand*⁶⁶ sollen sich unter das Publikum gemischt haben. Für eine politische vormärzliche Saalveranstaltung war dies allerdings ungewöhnlich.

Im übervollen und stickigen Raum herrschte eine lockerere Atmosphäre als bei den Festen im Freien. Während Heckers erster Rede herrschte eine große Unruhe im ‚Salmen‘. Joseph Kohler beispielsweise verließ mitten in der Rede den Versammlungssaal.⁶⁷ Konservative Besucher waren der Rede bald über. Stiftungsverwalter Strobel und die Manheimer Schaaf⁶⁸, Berberich und Adrian⁶⁹ verließen vorzeitig das Lokal. Die Mehrzahl der Versammelten harrete jedoch bis zu Rées Schlußworten aus und zollte fast allen Rednern lauten Beifall.⁷⁰

Der Offenburger Apotheker Rehmann begrüßte die Anwesenden⁷¹ und brachte ein Hoch auf die versammelten *entschiedenen Freunde der Verfassung* aus.⁷² Dies tat er nicht ohne Ironie. Wie alle Redner wußte er natürlich um die Präsenz von Spitzeln. Die Anwesenheit seiner lokalpolitischen Gegner Plank, Braun, Janson sowie der Honoratioren Strobel, Schuck, Brückner und Kiefer dürfte ihm schwerlich entgangen sein. Es waren jedoch die Mannheimer Richard-Janillon, Schaaf und Bissinger, denen schon bei den ersten Worten der Versammlung unangenehm zumute wurde: *In seiner kurzen Rede glaubten wir drei eine Sticheley auf uns zu finden, indem er ausdrücklich nur diejenigen begrüßte, welche die Versammlung als wirkliche und entschiedene Verfassungsfreunde beehrten. Er bediente sich dabei noch eines Ausdrucks, den ich nicht mehr mit Bestimmtheit angeben*

kann, er deutete aber nach dem damaligen Eindruck seiner Rede darauf hin, als ob möglicherweise nicht alle anwesende Verfassungsfreunde in seinem, des Sprechers, Sinne seien.⁷³ Eine bestimmte Geschäftsordnung war nicht verabredet worden.⁷⁴ Wenn bei einer größeren Versammlung alle durcheinander reden wollten, was übrigens Jedermann freistand, so hätte keiner den anderen verstanden und wie es bei der kleinsten Versammlung der Gebrauch ist, wurde hier zur Handhabung der Ordnung durch Acclamation Herr Bürgermeister Ree ersucht, den Vorsitz einzunehmen u. Jeder, der sprechen oder einen Trinkspruch ausbringen wollte, wendete sich an ihn.⁷⁵ Der Mannheimer Obergerichtsadvokat Eller war es, der per Akklamation Offenburgs Bürgermeister Rée zum Vorsitzenden der Versammlung erklärte.⁷⁶ Sprecher mußten sich also bei Rée melden, durften auch nur von der Tribüne aus sprechen.⁷⁷ 1832 hatten auf der Hambacher Schloßruine Sprecher an verschiedenen Punkten gleichzeitig das Wort ergriffen. Die Offenburger Versammlungsleitung und die Redner, vor allem Mannheimer, spielten sich nun gegenseitig die Bälle zu. Aufgrund der Tatsache, daß die Rednerliste neben Struve nur radikale Abgeordnete und einflußreiche – vermeintlich radikale – Lokalgrößen wie den Heidelberger Bürgermeister ‚Vater‘ Winter und den radikalen Vormann Ettlingens, Gemeinderat Thibauth, aufwies, die Reden nicht zusammenhanglos aufeinanderfolgten und die teilweise mehrfach wiederholten Forderungen von Hecker in seiner zweiten Rede als fertiger Forderungskatalog dem geneigten Publikum zur Abstimmung präsentiert wurden, wird die Ankündigung der Redefreiheit als demokratische Floskel enttarnt. Daß Winter entgegen allen anderen Rednern dem liberalen Ministerium Bekk das Wort redete, dürfte bei seinen Mitrednern für Verwunderung gesorgt haben. Offene Kritik am Struve-Heckerschen Forderungskatalog wagte aber auch er nicht zu äußern.

Struve sprach zuerst.⁷⁸ *Der Anfang seiner Rede war folgender: ‚Es sind 32 Jahre verflossen, seit die Fürsten beim Congreß zu Wien beisammensaßen, und da es aber nur Fürsten waren, die dort saßen, so gab es einen Bund für die Fürsten und nichts für die Völker; denn diese sind dort nicht vertreten gewesen. Da erscholl die Kunde, daß Napoleon von Elba zurückgekehrt, und wie im Triumphzug nach Paris gekommen sei; und schnell die Gefahr einsehend, faßten die Fürsten wieder edlere Beschlüsse, um das Volk zum Kampfe fürs Vaterland nochmals aufzumuntern. Er sprach dann weiters davon, daß bald die Zeit gekommen sei, wo die deutschen Fürsten wieder andere Beschlüsse gegen das Volk, oder um dasselbe zu unterdrücken gefaßt hätten, und nannte als solche die Carlsbader, dann die Wiener und Frankfurter Beschlüsse, welche er im Verlauf seiner Rede noch öfters nannte. Er bedauerte, daß das deutsche Volk statt Preßfreiheit Censur, statt Handelsfreiheit Beschränkung, statt Glaubensfreiheit Verfolgung und Rechtsbeschränkung der Deutschkatholiken und Lichtfreunde habe, und*

beklagte, daß der deutsche Bund im tiefsten Frieden ohne Schwertstreich die Hälfte von Luxemburg an Belgien habe übergehen lassen, und daß auch, wenn das Volk nicht gewesen wäre, Schleswig Holstein sicher vom deutschen Gesamtvaterland losgetrennt worden sein würde. Er erinnerte daran, daß im Jahre 1828 Frankreich mit Rußland einen Vertrag zur Theilung Deutschlands eingegangen hätte, der zum Projecte hatte, daß Frankreich das linke Rheinufer, und Rußland die deutschen Provinzen mit der alten deutschen Stadt Cönigsberg nehmen sollten.⁷⁹ Er erinnerte daran, daß vor 29 Jahren die Verfassung gegeben worden sei und daß das Volk an verschiedenen Landtagen seit dieser Zeit unisono auf Gewährung seiner Versprechungen petitionirt habe. Er machte nun darauf aufmerksam, daß das Volk, weil es auf seine vielen Bitten nicht zum Ziele habe gelangen können, alle verfassungsmäßigen Mittel in Anwendung bringen müsse, um endlich die Regierung zu zwingen, daß sie endlich das Versprechen in Erfüllung gehen lasse.⁸⁰ Es müßten die Regierungen aufgefordert werden, sich von diesen Nebenbeschlüssen loszusagen, damit die Verfassung endlich eine Wahrheit werde, und nicht ein Scheinding, eine Komödie, wie bisher [...]. Das Volk sei seit langer Zeit geduldig gewesen, es wäre an der Zeit, daß es seine Langmuth breche, und mit der That seinem Willen Geltung verschaffe [...]. Aus seinem Vortrage konnte ich [der Verf.: gemeint ist Kohler], wenn ich den Zusammenhang recht aufgegriffen habe, nur folgern, daß diese Mittel durch die Vertreter des Volkes in der Kammer und nicht unmittelbar durch das Volk selbst in Anwendung gebracht werden sollen.⁸¹ Kohlers Fazit der Rede Struves, welches sich mit den anderen Zeugenaussagen deckt, ist: Überhaupt muß ich wiederholen, daß die Tendenz von Struve's Rede nach meiner Auffassung und Beurtheilung im Wesentlichen dahin ging, das badische Volk aufzurufen, daß es für den nächsten Landtag solche thatkräftige Männer in die Kammer schicke, welche muthig genug wären, um, wenn die Regierung das dem Volk verheißene nicht gewähren wolle, oder könne, die Minister derselben in den Anklagestand zu erheben, und die Steuern zu verweigern, weil beides das einzige Mittel wäre, um den Zweck zu erreichen [...].⁸² Struve wolle nicht rohe Gewalt, sondern das verfassungsmäßige Mittel der Steuerverweigerung und der Versezung der Minister in Anklagestand⁸³ damit endlich unsere Verfassung eine Wahrheit werde, und nicht ein Scheinding bleibe.⁸⁴ Struve, der als Vorbilder England und die USA – wo die wahre Freiheit herrsche⁸⁵ – nannte, fragte mehrfach und mit Erfolg, ob die Versammlung ihm zustimme.⁸⁶ Durch seine erbittert geführte Dauerfehde mit dem Mannheimer Zensor v. Uria-Sarachaga gewitzigt, vermied es Struve in seiner langen und ruhig vorgetragenen Rede,⁸⁷ den Untersuchungsbehörden unnötige Angriffsflächen zu bieten. Er wiederholte zwar mehrfach, daß das Volk mit seinen gerechten Forderungen nicht länger hingehalten werden könne, betonte aber, daß nur mit verfassungsmäßigen Mitteln zur Tat geschritten

werden solle. Er, der vorsichtigste aller Redner dieses Tages,⁸⁸ betonte, daß das Volk nicht von sich aus die Steuern verweigern solle, sondern mittels entsprechender Wahlmänner solche Deputierte in die Zweite Kammer entsenden solle, welche dort zum Mittel der Steuerverweigerung greifen sollten. Keiner der Belastungszeugen, selbst Berberich nicht, gab in seiner ersten Aussage oder auf Vorhalt zu Protokoll, daß Struve dem Volk die Steuerverweigerung als direktes politisches Mittel empfohlen hätte. Entlastet durch nahezu alle Belastungszeugen, war Struve nicht beizukommen. *Über das Staatsoberhaupt hat er meines Wissens durchaus nichts berührt, und auch nicht gleichgiltig über das Bestehen der gegenwärtigen Ordnung in unserem Lande sich geäußert, im Gegentheil hörte ich ihn einmal sagen, daß man im badischen Lande noch glücklicher daran sei, als in den übrigen deutschen Bundesstaaten.*⁸⁹

Zweiter Redner war Thibauth. Dieser erklärte, daß er mit Allem, was v. Struve gesagt, vollkommen einverstanden sei, und daß er die Versammlung aufforderte, an dem vorgeschlagenen Mittel der Steuerverweigerung⁹⁰ und der Ministeranklage⁹¹ festzuhalten, man müsse aber auch dahin wirken, daß der aus der Kammer freiwillig ausgetretene Advocat Hecker wieder in dieselbe eintrete, weil man diesen ausgezeichneten Volksvertreter nicht wohl entbehren könne. Er sei von 300 seiner Mitbürger beauftragt, dies zu verlangen,⁹² denn Hecker sei ein Mann des Volkes.⁹³ Auf diesen kurzen Vortrag Thibauts folgte stürmischer Applaus und Thibaut überließ die Rednerbühne [. . .] Hecker, der sich in einem langen Vortrage über alles dasjenige verbreitete, was v. Struve und Thibaut vorher gesagt hatten und zwar in gleichem Sinne.⁹⁴ Thibauts Ansinnen wies er zurück, indem es nicht an der Zeit sei, von seiner Person zu sprechen man müsse vorzugsweise für die Sache selbst wirken, und dies könne der Mann [jeder Mann, der Verf.]⁹⁵ auch recht gut ausser der Kammer.⁹⁶ Hecker berief sich in seiner mehr denn halbstündigen Rede⁹⁷ förmlich auf Struve,⁹⁸ wiederholte dessen Vorschläge der Ministeranklage⁹⁹ und Steuerverweigerung¹⁰⁰ (*Nehmet der Regierung die Mittel, und das regiert werden hört von selber auf*)¹⁰¹ und schloß in der Besprechung der deutschen Verhältnisse direkt an Struves Ausführungen an:¹⁰² *Er ging in seiner Rede aber noch viel weiter als dieser [Struve, der Verf.], indem er sagte, auch eine Verfassung sei unzureichend für die Volksfreiheit,¹⁰³ denn was das Volk durch seine Vertreter beschließe, könne von 17 Diplomaten in Frankfurt wieder aufgehoben werden¹⁰⁴ – die Volksmeinung werde durch einen rothen gedankenlosen Strich vernichtet, der Policeistaat, die Vielregiererei laste auf der freien Bewegung des Volks wie ein Alp – und die Policei mische sich in Alles¹⁰⁵ Ergo: Das Beamtenregiment taue nichts,¹⁰⁶ das Volk müßte die Männer aus sich selber wählen, die seine Angelegenheiten zu leiten haben – das Volk sei zu einer Maschine des Gehorsams herabgewürdigt. Wenn er z. B. aufgefordert*

würde, zu sagen, wie die Wiesen von Renchen am besten zu bewässern seien, so müßte er antworten: ‚ihr lieben Leute, das müßt ihr beßer verstehen, als ich, darin kann ich euch keinen Rath ertheilen‘ – wenn aber der Herr Beamte kommt, so sagt er, so oder so muß es sein, und damit Punktum, wenn die Bauern auch einsehen, daß die Anordnung falsch ist. So ginge es im Policeistaat her,¹⁰⁷ Wenn zwei oder drei Bürger sich Zusammenfinden stünde gleich die Policei hinter ihnen.¹⁰⁸ Überhaupt hatte Hecker mit dem Beamtenheer viel zu schaffen, und machte sie auch in einzelnen Stellen seiner Rede lächerlich. So erinnere ich mich [gemeint ist Janson, der Verf.] ganz deutlich, wie er von den Bestechungen in Frankreich gesprochen hatte, wo er hervorhob, daß dort noble Betrüger seien, die sich mit 400,000–450,000 Frcs. bestechen ließen, und daß dies nach seiner Ansicht Betrügereien par excellence – während es in Deutschland blos Betrügereien und Niederträchtigkeit gäbe, während man sich hier mit 200 fl.] Zulage und dem Hofrathstitel begnüge.¹⁰⁹ Des weiteren beklagte Hecker die Massenauswanderungen in die Vereinigten Staaten von Amerika,¹¹⁰ was er auf die dort gewährten Freiheitsrechte¹¹¹ und die hiesige drückende Abgabenlast zurückführte¹¹² und also für die Gemeinden die Selbstverwaltung vorschlug: Zwei Kreisregierungen aufzuheben, bedeute nicht mehr, als zwei Tropfen Wein in den Rhein zu schütten, ihn homeopatisch zu machen.¹¹³ Wie eine Familie sich von ihrem Nachbar nicht vorschreiben lasse, was sie zu Mittag essen solle, so müsse es auch die Gemeinde, der Canton, der Staat machen, so auch Baden den übrigen Staaten Deutschlands gegenüber.¹¹⁴ Er ging dann über auf die Schilderung der materiellen Verhältnisse und sprach davon, wie das Capital die Arbeit beherrsche, wie die reichen Administratoren und Capitalisten das Grundeigenthum an sich ziehen und den Landmann zum Slaven des Reichen machten; wie die Fabrikanten mit geringen Ausnahmen die Arbeiter ohne hinlänglichen Lohn benützten; wie die Fabriken den Geschäftsmann benachtheiligten, der mit ihnen in den Preisen nicht concurriren könne,¹¹⁵ und erklärte sodann, daß, so lange nicht ein gewisses Maas von Grundeigenthum und nun ein bestimmter Grad¹¹⁶ von Capital in einer¹¹⁷ Hand vereinigt sein dürfe, solange dieses nicht ausgesprochen sei, sei kein Heil für die arbeitende Classe; der Mensch müsse sich ferner natürlicher Rechte erfreuen können.¹¹⁸

Wie er die Vorteile des amerikanischen und englischen Staatswesens schilderte, so machte Hecker auch nachdrücklich auf den Vorbildcharakter der englischen und französischen Revolution aufmerksam: *Es ist mir* [gemeint ist Strobel, der Verf.] *ebenfalls noch ganz fest in meinem Gedächtnisse eingepägt, daß Hecker gegen Ende seiner Rede, und zwar mit einer gewissen Feierlichkeit in Mine und Ausdruk wörtlich sagte: ‚Von allen diesen Übeln kann sich das Volk frei machen, wenn es den ernstlichen Willen dazu hat. Meine Herrn es giebt hiezu einen einzigen unfehlbaren Weg. Was ich in di-*

ser Beziehung denke, es drängt mich es offen auszusprechen – obgleich es Manchem ein Grausen erregen wird, weil er ein Paar alte Hosen hat, und fürchtet, sie morgen zu verlieren – –/: Pause, und dann mit gedämpfter Stimme:/ „Wir haben den Zehnten abgelöst, die Frohnden abgeschafft, und so manche andere Lasten von dem Volke genommen, – Es kostete viele Mühe und lange Zeit ist darauf gegangen (:Pause:) ,–‘ den 5 August 1789 wurden sie mit einem Striche weggewischt.¹¹⁹ Er spielte auch auf die englische Revolution durch Olivier Cromwell an, indem er erzählte, daß den 3 Auswanderern auf der Themse von der englischen Regierung :/unter Carl I:/ das Auswandern untersagt worden, daß Cromwell dabei gewesen, und das Volk sodann zu seiner Befreiung geschritten sei.¹²⁰ Er sprach auch vom Brennen der Zollstöcke in Deutschland, und daß dabei Baden ruhig geblieben sei, und daß Badens Bürger zugesehen hätten, wie sich in andern Ländern die Völker zur Freiheit erhoben.¹²¹ Heckers Rede, ausgezeichnet durch eine große Lebhaftigkeit und eine sprudelnde [. . .] Wortfülle,¹²² wurde des öfteren von Beifall unterbrochen, obgleich er weniger verständlich sprach als Struve.¹²³ Dies mochte an der Hecker eigenen Schnelligkeit des Vortrages liegen. Manchen Zuhörern im ‚Salmen‘ mochte es mit seiner Rede gehen wie den Stenographen der Zweiten Badischen Kammer, die oft genug vor Heckers Sprechgeschwindigkeit kapitulieren mußten.¹²⁴

Hecker folgte der Abgeordnete Hofrat Kapp auf die Rednertribüne. Wie zuvor Thibauth forderte auch er Heckers Rückkehr in die Zweite Kammer.¹²⁵ Kapp sprach im gleichen Sinne, wie seine beiden Vorgänger v. Struve und Hecker und insbesondere noch für Religionsfreiheit.¹²⁶ Genauer: Er sagte unter Anderem, es könne jetzt Niemand mehr bestehen, die Steuern und Abgaben drückten das Volk nieder, davon sei die große Zahl der Beamten, die Geistlichen und das stehende Heer schuld, die Beamten selbst könnten nicht gut bestehen, weil ihre Anzahl zu groß sei, man solle die Regierungsgeschäfte vereinfachen, das stehende Heer vermindern, dagegen das Volk bewaffnen.¹²⁷ Kapp forderte gleichfalls die Steuerverweigerung¹²⁸, das heißt ebenfalls die Wahl solcher Deputierter, welche die Steuern verweigern würden¹²⁹ und als Konsequenz aus dem bereits angeführten die Selbstregierung des Volkes¹³⁰ sowie Pressefreiheit.¹³¹ Die Forderung nach freier Religionsausübung verband Kapp mit einem scharfen Angriff auf die katholische Geistlichkeit: Christus hatte nichts, wo er sein Haupt hinlegen konnte, wie ist es aber mit unsern Bischöfen beschaffen? – Wenn es rein nach dem Buchstaben des Evangeliums ging, so müßten diese auch nichts haben, und ihren Überfluß den Armen mittheilen. Sie müßten mit dem Beispiel vorgehen und zuerst selber fasten, ehe sie haben wollten, daß das Volk faste.‘ – So sagte er auch noch weiter: es heißt in dem Evangelium: giebt dir einer einen Streich auf die Wange, so reiche ihm die andre auch hin –.¹³² So viel Jesuiten, so viel Teufel.¹³³ Nach Auf-

fassung der konservativen Zuhörer hielt Kapp eine durchweg verworrene und undeutliche Rede.¹³⁴ *Es war barokkes, selbst für die Bauern langweiliges Zeug.*¹³⁵

Wie alle Vorredner, so sprach auch Eller von Pressefreiheit¹³⁶ und Steuer-
verweigerung. *Auch er forderte zur Steuerverweigerung auf mit dem Anfü-
gen, daß es Pflicht eines jeden rechtlichen Bürgers sei, keine Steuern
mehr zu zahlen, wenn einmal die Kammer solche verweigert habe – wobei
er die Bürger hierüber in der Art beruhigte, daß er ausrief: ‚um die Steu-
ern beizutreiben, und um eine, speziell den Jesuiten. Million Bürger aus-
zupfänden, brauche man 100,000 Exequenten, der Bürger könne sich des-
halb ruhig zu Bette legen, und auch ins Wirtshaus gehen.*¹³⁷ Eller nannte
die belastenden Aussagen betreffend des Vorwurfes des Aufrufes zur
Steuerverweigerung ein *Complot*¹³⁸. Er habe, so ließ er verlauten, ledig-
lich *allgemeine Fragen theoretisch erörtert, was zu thun oder zu lassen,
habe ich nicht aufgefordert.*¹³⁹ So wies er also seine Hörer auf die theore-
tische Möglichkeit hin, daß *gegenüber einem offenen Verfaßungsbruch,
wenn es dazu kommt, und wir wollen wünschen und hoffen, daß es bei uns
nie dazu kommen werde, können die Bürger Recht und Verfaßung wahren,
ohne jede Gewalthandlung. Sie können in ihren Häusern bleiben, sich in's
Bett legen, auch sogar in's Wirtshaus gehen, sie brauchen nichts zu thun
und können doch ihre Rechte wirksam vertheidigen, indem sie ruhig sitzen
bleiben.*¹⁴⁰ Eller, der leidenschaftlichste Redner dieses Tages, fand durch-
weg eingängige und einfache, aber *kräftige*¹⁴¹ Formulierungen, so nannte
er die Beamten *Blutsauger*¹⁴², welche *den Schweiß des Bauers und Hand-
werkers*¹⁴³ verzehren würden und *plerte am meisten über die Regie-
rung.*¹⁴⁴ Er führte beispielsweise aus, *daß wenn man ihm vom jezigen Mi-
nisterium spreche, es ihm gerade so vorkomme, als wie der im vorigen
Jahre gefallene Schnee.*¹⁴⁵ Er ließ sich auch von einem Zwischenruf, dem
Ministerium Bekk Zeit zu lassen, nicht unterbrechen. Der Zwischenruf
machte deutlich, daß das Publikum verschiedenen politischen Richtungen
angehörte und divergierende politische Meinungen auch laut geäußert
wurden. Die Mehrheit war mit Ellers Rede jedoch zufrieden. Er erhielt
großen Beifall.¹⁴⁶

Die Veranstaltung war in politischer wie sozialer Hinsicht heterogen zu-
sammengesetzt. Dieser Gegenströmung innerhalb der Versammlung trug
nun auch ein Redner Rechnung. Es war der Heidelberger Bürgermeister
Winter. Er artikulierte die Hoffnungen, die das liberale Ministerium Bekk
in breiten Kreisen erzeugt hatte. Er war der lebende Beweis dafür, daß
durch das seit dem Sturz Blittersdorffs 1843 erfolgte stufenweise Ein-
schwenken der Regierungspolitik auf die Linie des politischen Liberalis-
mus sich diese Regierung der Duldung, wenn nicht Unterstützung der kon-

servativen wie ‚rechts‘-liberalen Badener sicher sein konnte. Alle Anhänger der Kammerliberalen, alle Verfassungspatrioten, die wie Winter anlässlich des Verfassungsjubiläums 1843 als Verteidiger der liberalen Verfassung gegen die reaktionäre Regierung Blittersdorff auf die Straße gegangen waren, standen 1847 nicht in Radikalopposition zur liberalen Regierung Bekk. Winter relativierte die harten Angriffe seiner Vorredner auf die Regierung, indem er versicherte, daß es *nicht am Platze sei, von vornen herein dem jezigen Ministerium alles Zutrauen zu entziehen, man müßte ihm vorerst alle Gelegenheit bieten, sich wirklich liberal zeigen zu können, man solle in 100 und in 1000 Petitionen das Streben der Deputirten zur Erringung der Preßfreiheit, Gewißensfreiheit p. p. unterstützen, wenn dann das liberale Ministerium durch diese Petitionen den Willen des Volkes erfahren, so müße es entweder liberal sein, oder abtreten.*¹⁴⁷ Brückner war sich sogar sicher, daß Winter *Preßfreiheit als das einzige Heilmittel bezeichnete mit dem Beisaze, daß dies die Fürsten wohl wüßten, und deshalb die Preßfreiheit dem Volke verweigerten.*¹⁴⁸ Winter bekannte sich zu den alten, noch unerfüllten liberalen Forderungen, voran natürlich zur Pressefreiheit, von Steuerverweigerung, auch nur als politischem Kampfmittel der Kammerabgeordneten hörte man ihn nicht reden. Allerdings war auch seine Rede vornehmlich auf die Wahlen gerichtet. Er machte auf die nützliche Rolle seiner Bürgermeisterkollegen hierbei aufmerksam, mit der Einschränkung, daß es aber keine Amtsbürgermeister sein dürfen, wahrscheinlich unter diesen solche meinend, die sich vom Amt abhängig gemacht haben.¹⁴⁹

Hecker redete nun zum zweiten Mal. Er zog das Resümee der Versammlung, bemerkte, *wie der Hauptzweck der heutigen Versammlung dahin gehe, solche Wahlmänner anzuempfehlen, welche hinwiederum Deputirte wählen würden, die Steuerverweigerung als vorgestecktes Ziel im Auge behielten.* Als Antwort auf Winters Rede äusserte er über das gegenwärtige Ministerium, daß die Meinung verbreitet sei, als sei es ein liberales, allein mit verblichener Ruhme und mit liberalen Phrasen dürfe man sich nicht einlullen lassen¹⁵⁰ und verglich letztere, so Adrian, mit den französischen Regierungen unter dem reaktionären Polignac und dem konservativen Guizot.¹⁵¹ *Im Laufe der Rede zog Hecker ein Papier hervor, bemerkend, daß hierauf diejenigen Punkte bezeichnet seien, welche für die wahre Volksfreiheit unentbehrlich sind. Er verlas sofort diese Punkte, und es sind dies dieselben, welche in mehreren öffentlichen Blättern wahrscheinlich wörtlich abgedruckt sind. Nach dem Verlesen bemerkte er, daß es zu wünschen sei, in wie fern die Versammlung diesen Punkten ihre Zustimmung gebe, sich Gewißheit zu verschaffen, und forderte hierauf alle jene, welche mit Überzeugung ihre Beistimmung kund geben wollen, dies durch ein lautes Ja auszusprechen, worauf dann ein großer Theil der Versammlung das Ja wiederholte.*¹⁵² *Sofort verließen die Meisten den Saal.*¹⁵³

Dabei war die Versammlung noch nicht beendet. Erst Rée, welcher sich während der einzelnen Reden kurze Bleistiftnotizen gemacht hatte,¹⁵⁴ schloß diese in einer kurzen Ansprache förmlich und frohgemut.¹⁵⁵ Er meinte, den Vorsitz der Versammlung innegehabt zu haben, sei leicht, kinderleicht gewesen¹⁵⁶, und bekräftigte noch einmal den Standpunkt aller Redner – mit Ausnahme Winters –, daß nämlich auch er von der Regierung Bekk nichts erwarte,¹⁵⁷ bzw., wie es in Rées verklausulierter Aussage heißt: *Auch ich gehöre zu denjenigen, welche in die Persönlichkeit Bekks das größte Vertrauen hätten, allein ich sei der Ueberzeugung, daß dieses Ministerium mit dem besten Willen hinsichtlich der vielfach berührten Rechte des Volkes nichts thun werde und thun könne, wenn nicht das Volk selbst, sich seiner Rechte bewußt, solche auch mit allen gesetzlichen Mitteln zu wahren suche. Die damalige Versammlung habe den Werth nach verschiedener Anschauungsweise diese Rechte des Volkes auseinandergesetzt und die Mittel bezeichnet, zu hören, welche dem Volke zur Erhaltung dieser Rechte zustünden; nur in der Thatkraft des Volkes hiernach liege seine bessere Zukunft.*¹⁵⁸

Neben Rée soll auch Winter noch ein Schlußwort gesprochen haben.¹⁵⁹ Struve gab im Verhör an, daß der Ettlinger(?)¹⁶⁰ Gemeinderat Rasp, auch Fickler Reden gehalten hätten.¹⁶¹ Diese Behauptung Struves wird von keinem Augenzeugen bestätigt. Es scheint unwahrscheinlich, daß mehr als ein Dutzend Zeugen von beider Reden nichts gehört haben sollten, völlig auszuschließen aber ist es nicht. Schließlich hatten die ersten Zuhörer bereits nach Struves Rede den Versammlungssaal verlassen. Selbst der Zeuge mit dem besten Gedächtnis, Berberich, konnte sich beispielsweise an eine Rede Winters nicht erinnern¹⁶², und auf Berberichs und Adrians Gedächtnis beruhten die Zeitungsartikel des ‚Bürgerfreundes‘, dessen Herausgeber Adrian war und der Mannheimer Morgenzeitung.¹⁶³ Sie waren verantwortlich für die negative Berichterstattung der konservativen Zeitungen Badens und unmittelbarer Anlaß für die gerichtliche Untersuchung gegen die Redner des 12. September 1847. Berberich hatte einen anonym gehaltenen Bericht an den Mannheimer Regierungsrat Wallau gehen lassen. Wallau hatte selbigen an seine vorgesetzte Behörde weitergeleitet und das Innenministerium hatte unverzüglich (14. 9. 1847) das Oberamt Offenburg mit der Untersuchung des Falles beauftragt, da sie Berberichs Beschreibung im Falle ihrer Verifizierung für eine juristische Untersuchung als geeignet erachtete.¹⁶⁴ Originellerweise blieb Berberichs Bericht, vom Innenministerium archiviert in der Akte 236: 8195, 150 Jahre lang, bis zu Schimpfs Veröffentlichung, auch für die Forschung die einzige bekannte ungedruckte Versammlungsbeschreibung. Berberich und Adrian hatten so gut zusammengearbeitet, daß sich auch ihre Aussagen vor dem Stadtamt Mannheim fast völlig deckten. Berberich selbst nannte ein Beispiel, wie die bis ins

Jahr 1997 maßgebliche Beschreibung der ersten Offenburger Versammlung willkürliche Auslassungen erfuhr: *An einer andern Stelle hatte er [Hecker, der Verf.] auch ein Beispiel aus der englischen Geschichte aus Jacobs I Zeiten citirt; von einem Minister Namens Hamilton gesprochen welcher nach Spanien flüchten mußte, die Erzählung wurde mir jedoch nicht ganz klar, und somit in unserm Bericht in dem Bürgerfreund weggelassen.*¹⁶⁵ Die Redner der ersten Offenburger Versammlung wußten übrigens um ihre Gegner. Struve, Hecker und Eller verklagten Adrian wegen Ehrenkränkung. Struve, der gegen den Ausschluß ihrer Gegner von der Versammlung gewesen war,¹⁶⁶ unterrichtete den sicherlich staunenden Mannheimer Oberamtman bei seiner Befragung genau über Personen (Adrian, Berberich, Wallau) und Vorgeschichte der nun gegen ihn laufenden Untersuchung.¹⁶⁷

*Unter der Versammlung bemerkte ich [Strobel, der Verf.] viele Landleute, die, wie ich nachher erfahren, die Sache so aufgefaßt haben sollen, als dürften sie jetzt keine Steuern mehr bezalen, weshalb auch tüchtig in der Versammlung während den Reden geklatscht wurde, wenn von der Steuer-
verweigerung geredet worden ist.*¹⁶⁸ Die Landleute erlagen einem ‚Mißverständnis‘. Die Reden waren *darauf berechnet, bei der Versammlung dahin zu wirken, daß solche Deputirte in der Kammer gewählt werden, die den Muth haben, der Regierung die Steuer zu verweigern, wenn sie sich nicht von den Ausnahmsgesezen lossagen könnte, die in den Carlsbader, Wiener und Frankfurter Beschlüssen lägen, und die freie Bewegung des deutschen Volkes hemmten. Struve sowohl als Hecker, wie auch Thibauth bezeichneten, besonders die beiden ersteren, die Steuerverweigerung als das sicherste und unabwendbare Mittel zu diesem Zweck.*¹⁶⁹ Auf Nachfrage gingen die Zeugenaussagen dahin, daß die Redner nicht die Anwesenden zur Steuer-
erweigerung aufgefordert hätten, sondern lediglich angemahnt hätten, Deputierte zu wählen, die dazu bereit seien.¹⁷⁰ Mit dieser Auslegung erhielten die Reden den Charakter von Wahlkampfauftritten, nicht jenen des Hochverrates. Schließlich ging es hier um gerichtlich verwertbare Aussagen vor einem Untersuchungsbeamten. Der Versuch, die Versammlungsredner staatlicherseits zu kriminalisieren, schlug fehl.

*Die ganze Versammlung, mit Ausnahme nur weniger, hat wie vom Revolutionsfieber ergriffen vibriert – es war eine Wiederholung des Hambacher Festes im kleinen Maßstabe*¹⁷¹ – so eine vielzitierte Wertung der Versammlung, aus der Feder Adrians oder Berberichs. Jedoch lagen die Teilnehmerzahlen in Offenburg bei mehreren Hundert, in Hambach zwischen 20 000 und 30 000. Gleichwohl war die Stimmung auf beiden Versammlungen eine revolutionäre zu nennen. Niemand, so hieß es in der pathetischen Einleitung des Offenburger Programms, der *Forderungen des Volkes in Baden*¹⁷² (siehe Abbildung), *niemand kann derselben beigewohnt haben, ohne*

auf das Tiefste ergriffen und angeregt worden zu sein. Feierlich hatten die Männer der Tat ihren politischen Willen erklärt. *Es war ein Fest männlicher Entschlossenheit, eine Versammlung, welche zu Resultaten führen muß. Jedes Wort, was gesprochen wurde, enthält den Vorsatz und die Aufforderung zu thatkräftigem Handeln.* Zu welchem Tun die gesprochenen Worte genau aufforderten, wurde vor den badischen Untersuchungsbeamten geklärt. *Genug, die Versammlung, welche den weiten Festsaal füllte, eignete sich einstimmig die in folgenden Worten zusammengefaßten Besprechungen des Tages an.* Der oder die Autoren des Offenburger Programms, vermutlich Struve, betonten nicht allein die Berechtigung der aus allen sozialen Schichten zusammengesetzten Versammlung des Volkes, politische Forderungen zu beraten und zu beschließen, sondern – nebenbei – auch den Festcharakter bzw. den festlichen Rahmen, der dieser unverhüllten politischen Versammlung zukam. Beide Arten politischer Zusammenkünfte des Volkes, hier die politische Volksversammlung, dort das politische Fest, wie sie Struve, wohl mit Blick auf das eidgenössische Vorbild, theoretisch ausarbeitete,¹⁷³ wurden in Offenburg idealiter verbunden: die politische Willensbildung des Volkes im festlichen Rahmen.

Die *Forderungen des Volkes in Baden* selbst, die 13 Artikel¹⁷⁴, waren in zwei Abteilungen gegliedert, welche wiederum explizit auf die Verfassung, die badische Verfassung verwiesen. Die ersten fünf Artikel rubrizierten unter der Überschrift: *Wiederherstellung unserer verletzten Verfassung*, die letzten acht Artikel galten der *Entwicklung unserer Verfassung*. Was die ‚Wiederherstellung der verletzten badischen Verfassung‘ betraf, so stand an der Spitze aller Forderungen das *Verlangen, daß sich unsere Staatsregierung lossage von den Karlsbader Beschlüssen vom Jahr 1819, von den Frankfurter Beschlüssen von 1831 und 1832 und von den Wiener Beschlüssen von 1834* (Art. 1). Es war eine im Spätsommer 1847 noch utopisch anmutende Vorstellung, zu erwarten, daß sich die badische Regierung einseitig über Beschlüsse der Bundesversammlung hinwegsetzen und infolge der Nichtanerkennung obiger Beschlüsse die im Jahre 1819 in Karlsbad beschlossene Knebelung der Lehrfreiheit (Art. 3) aufkündigen, die 1832 wenige Monate geltende bedingte badische Pressefreiheit wieder einführen (Art. 2) oder das in Frankfurt 1832 und Wien 1834 vereinbarte Verbot politischer Vereine, Versammlungen und Reden (Art. 5) außer Kraft setzen würde. Durch den ganzen Vormärz hindurch hatte es eine öffentliche Diskussion über das Verhältnis der bewaffneten Macht zum Staatsganzen gegeben. Ziel der Liberalen war es, das Militärwesen in den Verfassungsbau einzugliedern, sei es, daß dem Aufbau eines dem stehenden Heere angegliederten Milizwesens – nach preußischem Vorbild – oder doch wenigstens einer Beeidigung des stehenden Heeres auf die Verfassung (Art. 4) das Wort geredet wurde. Die Forderung nach Gewissens-, sprich Reli-

Die Forderungen des Volkes.

Unsere Versammlung von entschiedenen Freunden der Verfassung hat stattgefunden. Niemand kann derselben beigewohnt haben, ohne auf das Tiefste ergriffen und angeregt worden zu sein. Es war ein Fest männlicher Entschlossenheit, eine Versammlung, welche zu Resultaten führen muß. Jedes Wort, was gesprochen wurde, enthält den Vorsatz und die Aufforderung zu thatkräftigem Handeln. Wir nennen keine Namen und keine Zahlen. Diese thun wenig zur Sache. Genug, die Versammlung, welche den weiten Festsaal füllte, eignete sich einstimmig die in folgenden Worten zusammengefaßten Besprechungen des Tages an:

• Die Forderungen des Volkes in Baden:

I. Wiederherstellung unserer verletzten Verfassung.

Art. 1. Wir verlangen, daß sich unsere Staatsregierung lossage von den Karlsbader Beschlüssen vom Jahr 1819, von den Frankfurter Beschlüssen von 1831 und 1832 und von den Wiener Beschlüssen von 1834. Diese Beschlüsse verletzen gleichmäßig unsere unüberäußerlichen Menschenrechte wie die deutsche Bundesakte und unsere Landesverfassung.

Art. 2. Wir verlangen Pressfreiheit; das unüberäußerliche Recht des menschlichen Geistes, seine Gedanken unverstümmelt mitzutheilen, darf uns nicht länger vorenthalten werden.

Art. 3. Wir verlangen Gewissens- und Lehrfreiheit. Die Beziehungen des Menschen zu seinem Gotte gehören seinem innersten Wesen an, und keine äußere Gewalt darf sich anmaßen, sie nach ihrem Gutdünken zu bestimmen. Jedes Glaubensbekenntniß hat daher Anspruch auf gleiche Berechtigung im Staate.

Keine Gewalt dränge sich mehr zwischen Lehrer und Lernende. Den Unterricht scheide keine Confession.

Art. 4. Wir verlangen Vereidigung des Militärs auf die Verfassung.

Der Bürger, welchem der Staat die Waffen in die Hand gibt, bekräftige gleich den übrigen Bürgern durch einen Eid seine Verfassungstreue.

Art. 5. Wir verlangen persönliche Freiheit.

Die Polizei höre auf, den Bürger zu bedröckern und zu quälen. Das Vereinsrecht, ein frisches Gemeinleben, das Recht des Volkes sich zu versammeln und zu reden, das Recht des Einzelnen sich zu ernähren, sich zu bewegen und auf dem Boden des deutschen Vaterlandes frei zu verkehren — seien hinfürto ungestört.

II. Entwicklung unserer Verfassung.

Art. 6. Wir verlangen Vertretung des Volks beim deutschen Bunde.

Dem Deutschen werde ein Vaterland und eine Stimme in dessen Angelegenheiten. Gerechtigkeit und Freiheit im Innern, eine feste Stellung dem Auslande gegenüber gebühren uns als Nation.

Art. 7. Wir verlangen eine volksthümliche Wehrverfassung. Der waffengeübte und bewaffnete Bürger kann allein den Staat schützen.

Man gebe dem Volke Waffen und nehme von ihm die unerschwingliche Last, welche die stehenden Heere ihm auferlegen.

Art. 8. Wir verlangen eine gerechte Besteuerung.

Jeder trage zu den Lasten des Staats nach Kräften bei. An die Stelle der bisherigen Besteuerung trete eine progressive Einkommensteuer.

Art. 9. Wir verlangen, daß die Bildung durch Unterricht Allen gleich zugänglich werde.

Die Mittel dazu hat die Gesamtheit in gerechter Vertheilung aufzubringen.

Art. 10. Wir verlangen Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Capital.

Die Gesellschaft ist schuldig die Arbeit zu heben und zu schützen.

Art. 11. Wir verlangen Gesetze, welche freier Bürger würdig sind und deren Anwendung durch Geschwornengerichte.

Der Bürger werde von dem Bürger gerichtet. Die Gerechtigkeitspflege sei Sache des Volkes.

Art. 12. Wir verlangen eine volksthümliche Staatsverwaltung.

Das frische Leben eines Volkes bedarf freier Organe. Nicht aus der Schreibstube lassen sich seine Kräfte regeln und bestimmen. An die Stelle der Vielregierung der Beamten trete die Selbstregierung des Volkes.

Art. 13. Wir verlangen Abschaffung aller Vorrechte.

Jedem sei die Achtung freier Ratsbürger einziger Vorzug und Lohn.

Offenburg, 12. September 1847.

gionsfreiheit (Art. 3) war keine Reaktion auf den Verbotskatalog obiger Beschlüsse de Jahre 1819–1834, sondern Antwort auf die Diskriminierung der Deutschkatholiken in den 1840er Jahren. *Ein frisches Gemeindeleben* [. . .] *das Recht des Einzelnen sich zu ernähren* und die Forderung nach Freizügigkeit innerhalb Deutschlands (Art. 5), wie die obigen Forderungen des Art. 5 Spezifikationen der Generalforderung nach persönlicher Freiheit, waren wie Art. 4 keine durch Bundesbeschlüsse aufgehobenen gesetzlichen Bestimmungen Badens, sondern in der badischen Verfassung schlichtweg nicht enthalten. Sie konnten unter diesen Gesichtspunkten also nicht ‚wiederhergestellt‘ werden.

Die Art. 6–13 sollten die ‚Entwicklung der badischen Verfassung‘ in volkstümlicher Richtung voranbringen. So wurde Art. 1 (Einseitige Aufkündigung der Bundesbeschlüsse von 1819, 1831/32 und 1834 durch Baden), generalisiert man ihn als den Artikel, der Badens Stellung zum Deutschen Bund definierte, erweitert durch das Verlangen einer Volksvertretung *beim deutschen Bunde*. In ‚volkstümlicher‘ Weise erweitert wurden auch die anderen vier Artikel der Forderungen nach Verfassungs-Wiederherstellung – mit Ausnahme des Art. 2 (Pressefreiheit). Art. 3 (Gewissens- und Lehrfreiheit) trat Art. 9 an die Seite (Zugang aller zur Bildung). Art. 4 (Verfassungseid des regulären Militärs) wurde ergänzt durch die Forderung nach einer *volksthümlichen Wehrverfassung*, also der Einführung einer Bürgermiliz (Art. 7). Gleiches galt für Art. 5 (*frisches Gemeindeleben*) und deren Spezifizierung durch Art. 12 (*volksthümliche Staatsverwaltung*), worunter eine *Selbstregierung des Volkes* verstanden wurde. Abgesehen von der liberalen Urforderung nach Einführung von Geschworenengerichten (Art. 11) waren die restlichen drei Forderungen gleichfalls im Sinne einer weitgehenden ‚Volkstümlichkeit‘ zu verstehen: progressive Einkommenssteuer (Art. 8), *Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Capital* (Art. 10) und *Abschaffung aller Vorrechte* (Art. 13). Volkstümlich war hier nicht mehr als Gleichsetzung von Gemeindebürgertum mit ‚Volk‘ zu verstehen, sondern als Erweiterung des (Gemeinde-)bürgerbegriffs hin zum **Staatsbürgerideal** des friedlichen Miteinanders sozial gesicherter mittlerer Existenzen.¹⁷⁵ Das Bemühen nach sozialer Gerechtigkeit, das aus allen Artikeln sprach, atmete nicht den Geist des Klassenkampfes, sondern den des freiwilligen (vernünftigen) Verzichtes aller privilegierter Klassen. Die in Art. 13 geforderte Abschaffung aller Vorrechte bezog sich wohl in erster Linie auf die uralten Privilegien, Feudal- und Reservatrechte des Adels. Jedoch griff diese Forderung viel weiter: Wie die Art. 8–10 zweifelsfrei belegen, ging es um die Abschaffung des adeligen wie bürgerlichen Besteuerungsprivilegs (Art. 8), des adeligen wie bürgerlichen Bildungsprivilegs (Art. 9) und die Einschränkung des Profits der Kapitalisten (Art. 10). Kurzum: An die traditionellen Privilegien des Adels wurde ebenso die Axt an-

gelegt wie an die neueren materiellen wie immateriellen Privilegien des Besitz- und Bildungsbürgertums.

Dem Ideal des freien Staatsbürgers, gleichviel, welcher sozialen Schicht er angehörte, galt die – sehr moderne – Vorstellungswelt des Offenburger Programms. Der letzte Satz der *Forderungen des Volkes* brachte das Ideal auf den Punkt: *Jedem sei die Achtung freier Mitbürger einziger Vorzug und Lohn.*

Die politische Stoßrichtung ging in Offenburg vornehmlich nach innen, nicht nach außen. Die Erweiterung der Verfassung um demokratisch-soziale Säulen und Wahl radikaler Abgeordneter waren die zentralen Anliegen. Dementsprechend war auch die Sprache ‚volkstümlich‘. Kapp führte scharfe und einprägsame Angriffe gegen die Amtskirche, Hecker argumentierte schlagfertig, wenngleich unruhiger als Struve. Er sprach vielen aus der Seele und appellierte an ihren Stolz: *Der badische Bürger*, sagte Hecker wie selbstverständlich, *ist seiner politischen Mündigkeit nach berufen, in Allem den anderen Deutschen voranzugehen*¹⁷⁶ – auf allen Gebieten, auf dem der politischen Festkultur 1843, auf jenem der Verfassungsentwicklung 1847, dem Jahr des Zusammentritts des preußischen Vereinigten Landtags.

Ebenso wie bei den landesweiten Feiern des Verfassungsjubiläums 1843 handelte es sich auch vier Jahre später in Offenburg um eine Wahlversammlung mit vornehmlich innenpolitischer Richtung, gegen die Regierung und die sie unterstützenden ‚rechts‘-liberalen Kammerabgeordneten.¹⁷⁷ Nach wie vor stand man auf dem festen Grund der Verfassung, welche man vor vier Jahren noch gefeiert hatte und die man auch jetzt gründlich ändern, aber nicht abschaffen mochte. Hecker wies wiederholt in seiner Vernehmung auf diesen ihm besonders wichtigen Punkt hin.¹⁷⁸ Er und die anderen ‚Salmen‘-Redner wollten *lediglich die Aufrechterhaltung unserer Verfassung und Verbesserung unserer Zustände auf verfassungsmäßigem Wege*.¹⁷⁹ Und ein solcher verfassungsmäßiger Weg stellten die Kammerwahlen und also auch der Kammerwahlkampf dar.

Die badische Republik wurde in Offenburg nicht gefordert: noch standen die Büsten der Herrscher im Verhandlungssaal. Nur waren ihnen jetzt die Bildnisse der Volksvertreter beigeordnet, auf symbolisch gleicher Stufe. Das ganze erinnerte viel weniger an Hambach als an eine Sitzung der Zweiten Badischen Kammer. Der Flügel der radikalen liberalen Abgeordneten innerhalb der Kammer sollte durch die bevorstehenden Ergänzungswahlen gestärkt, die Kammer damit insgesamt radikalisiert werden.

Die vorliegende Arbeit evaluiert die auch in der neuesten Literatur zu diesem Thema unberücksichtigten Aspekte dieser Versammlung,

... so die brüchige Homogenität sowohl der Versammlungsführer **wie auch** der Zuhörerschaft (die radikalen Thesen der Mehrheit der Redner und – wie bekannt –¹⁸⁰ die damit in Opposition stehende regierungsfreundliche Haltung des ‚radikalen‘ Heidelberger Bürgermeisters Winter **wie auch** die in der Zuhörerschaft bemerk- und hörbare Gegenströmung zur radikalen Mehrheitsmeinung),

... so die Herausarbeitung der spezifisch festgeschichtlichen Aspekte dieser Versammlung.

Ergebnis dieser weitergehenden Analyse ist die Untermauerung der in jüngeren Forschungsarbeiten (Nolte, Schimpf, Hoede) artikulierten neuerlichen, in der Tradition der Arbeiten Bergsträssers und Boldts stehenden Kritik an dem gängigen Bild von dem demokratischen Radikalismus, dem durch das Offenburger Programm vollzogenen ‚partei‘-politischen Bruch zwischen Liberalen und Demokraten. Dieses Geschichtsbild fußt letztendlich auf der von Häusser 1851 vorgenommenen Änderung seiner ursprünglichen, 1849 geschriebenen Interpretation dieser Versammlung. Es bedarf der Revision. Der Bruch, von dem die Rede war, geschah nicht im September 1847, sondern im Frühjahr 1848. In Offenburg wurde weder ein gleiches Wahlrecht noch die Republik gefordert. Es trafen sich, um dies zu wiederholen, die *entschiedenen Freunde der Verfassung*, die radikalen Liberalen, vereint vor Herrscherbild und Verfassungsurkunde.

Anmerkungen

- 1 Vgl. z. B. die Einleitung: „Am Vorabend der Revolution von 1848“ der jüngsten Publikation von Ulrike Rödling und Heinz Siebold, *Der Münstergeneral: Menschen und Ereignisse. Freiburg in der Badischen Revolution 1848/49*, Lahr 1998, S. 10.
- 2 [Ludwig Häusser], *Baden im Frühjahr 1848*. In: *Die Gegenwart*, Bd. 3, Leipzig 1849, S. 443–486, hier: S. 446.
- 3 Ludwig Häusser, *Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution*, Heidelberg 1851, S. 85.
- 4 Wilhelm Zimmermann, *Deutsche Geschichte von 1830 bis 1848*, Karlsruhe 1853, S. 944.
- 5 Ebd.
- 6 (Wie Anm. 3).
- 7 (Wie Anm. 4).
- 8 Heinrich v. Treitschke, *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert*, Bd. 5, Leipzig 1894, S. 680.
- 9 Hans v. Zwiédineck-Südenhorst, *Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaisersreiches (1806–1871)*, Bd. 2, Stuttgart/Berlin 1903, S. 361.

- 10 Oskar *Klein-Hattingen*, Geschichte des deutschen Liberalismus, Bd. 1, Berlin 1911, S. 116.
- 11 Ludwig *Bergsträsser*, Die parteipolitische Lage beim Zusammentritt des Vorparlaments. In: Zeitschrift für Politik 6 (1913), Heft 4, S. 594–620, bes. S. 595 f.
- 12 Ernst Rudolf *Huber* (Hg.), Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 2, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1960, S. 448 ff.
- 13 Peter *Wende*, Der Revolutionsbegriff der radikalen Demokraten. In: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 54 (1974), S. 57–68, bes. S. 59; Karl-Georg *Faber*, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Restauration und Revolution von 1815 bis 1851, Wiesbaden 1979, S. 176; Rainer *Koch*, Deutsche Geschichte 1815–1848. Restauration oder Vormärz? Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1985, S. 263; Wolfram *Siemann*, Die deutsche Revolution von 1848/49, Frankfurt am Main 1985, S. 29; Walter *Grab* (Hg.), Die Revolution von 1848/49. Eine Dokumentation, Stuttgart 1998, S. 25.
- 14 Karl *Obermann*, Deutschland von 1815 bis 1849. Von der Gründung des Deutschen Bundes bis zur bürgerlich-demokratischen Revolution, Berlin 1961, S. 195.
- 15 Veit *Valentin*, Geschichte der deutschen Revolution, Bd. 1, Berlin 1930, S. 161.
- 16 Norbert *Deuchert*, Vom Hambacher Fest zur badischen Revolution. Politische Presse und Anfänge deutscher Demokratie 1832–1848/49, Stuttgart 1983, S. 247 ff.
- 17 Reinhard *Rürup*, Deutschland im 19. Jahrhundert 1815–1871. In: Deutsche Geschichte, Bd. 3, hgg. v. Reinhard Rürup, Hans-Ulrich Wehler und Gerhard Schulz, Göttingen 1985, S. 1–200, hier: S. 146.
- 18 Theodor *Heuss*, 1848; die gescheiterte Revolution, Stuttgart 1948, Neuausgabe Stuttgart 1998, S. 80.
- 19 Paul *Nolte*, Baden. In: 1848. Revolution in Deutschland, hgg. v. Christof Dipper und Ulrich Speck, Frankfurt am Main und Leipzig 1998, S. 53–68, hier: S. 60; vgl. *Ders.*, Radikalisierung und Republik: Die Revolution in Baden 1847–1849. In: Die großen Revolutionen im deutschen Südwesten, hgg. v. Hans-Georg Wehling und Angelika Hauser-Hauswirth, Stuttgart/Berlin/Köln 1998, S. 34–52, hier: S. 34–38.
- 20 Werner *Boldt*, Konstitutionelle Monarchie oder parlamentarische Demokratie. Die Auseinandersetzung um die Deutsche Nationalversammlung in der Revolution von 1848/49. In: Historische Zeitschrift 216 (1973), S. 553–622, hier: S. 562.
- 21 Paul *Nolte*, Gemeindebürgertum und Liberalismus in Baden 1800–1850. Tradition – Radikalismus – Republik, Göttingen 1994, S. 297.
- 22 Roland *Hoede*, Die Heppenheimer Versammlung vom 10. Oktober 1847, Frankfurt am Main 1997, S. 44 ff.
- 23 Rainer *Schimpf*, Offenburg 1802–1847: zwischen Reichsstadt und Revolution, Karlsruhe 1997, S. 274.
- 24 Ebd.
- 25 Rainer *Schimpf*, Offenburg 1802–1847 (wie Anm. 23). Zur ersten Offenburger Versammlung siehe bes. S. 263–288. Vgl. *Ders.*, Die 13 Offenburger Forderungen. In: 1848/49. Revolution der deutschen Demokraten in Baden, hrsg. v. Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Baden-Baden 1998, S. 182–184; *Ders.*, Die Offenburger Versammlung der Entschiedenen Freunde der Verfassung vom 12. September 1847 im Gasthaus ‚Salmen‘. In: Ortenau 78 (1998), S. 85–89.
- 26 Vgl. auch den Hinweis auf die neue Forschungssituation zur ersten Offenburger Versammlung in Franz X. *Vollmers* – inhaltlich an *Schimpfs* Arbeit anschließende – Publikation zur Geschichte Offenburgs in der Revolutionszeit (*Ders.*, Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution, Karlsruhe 1997, S. 52, Anm. 5; zur ersten Offenburger Versammlung: S. 17 ff.).
- 27 Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe (= GLA) 213: 3784.

- 28 Als Quellenedition: Franz *Huber*, Offenburg in der Zeit des Vormärz und die Revolutionsjahre 1848/49. Verteidigungsschrift des Bürgermeisters Rée für sich und die Gemeinderäte [. . .] gegen die Anklage wegen Hochverrats vor dem Hofgericht Bruchsal. In: Adreßbuch der Stadt Offenburg 1927. Literatur: *Ders.*, Der 47er Ruf aus Offenburg. Die Versammlung entschiedener Verfassungsfreunde am 12. Sept. 1847 in Offenburg (Baden), Offenburg 1931; Otto *Kähni*, Offenburg und die demokratische Volksbewegung 1848/49, Offenburg 1947; Ludwig *Vögely*, Aus Offenburgs großer Zeit. Die Offenburger Versammlungen von 1847–1849. In: *Badische Heimat* 60 (1980), S. 379–397, hier: S. 382–385; Norbert *Deuchert*, Vom Hambacher Fest zur badischen Revolution. Politische Presse und Anfänge deutscher Demokratie 1832–1848/49, Stuttgart 1983, S. 244 ff.
- 29 *Nolte* (wie Anm. 19).
- 30 Ich behandle die erste Offenburger Versammlung im Rahmen meiner Studien zur Geschichte der Feste Badens 1800–1850. Die von Prof. Dr. Bernd *Wunder*, Universität Konstanz, betreute Dissertation soll noch in diesem Jahr abgeschlossen werden.
- 31 Die beiden Zeitungsberichte sind: *Der Bürgerfreund* Nr. 25, 19. 9. 1847, S. 101 f.; *Deutscher Zuschauer* Nr. 39, 24. 9. 1847, S. 309 ff.; die Akte: GLA 236: 8195, Bericht Berberichs, o.D.
- 32 Die Darstellung hier folgt: *Schimpf*, Offenburg 1802–1847 (wie Anm. 23), S. 263 ff.
- 33 Zum Verfassungsfest 1843 siehe: als Quellensammlung: Karl *Mathy* (Hrsg.), Die Verfassungsfeier am 22. August 1843, Mannheim 1843. Als Literatur zu den Verfassungsfesten: Paul *Nolte*, Die badischen Verfassungsfeste im Vormärz. Liberalismus, Verfassungskultur und soziale Ordnung in den Gemeinden. In: *Bürgerliche Feste: symbolische Formen politischen Handelns im 19. Jahrhundert*, hgg. v. Manfred *Hettling* und Paul *Nolte*, Göttingen 1993, S. 63–94; vgl. *Ders.*, Zwischen Liberalismus und Revolution. Verfassung und soziale Bewegung in Baden 1830–1848/49. In: *Die Badische Verfassung von 1818. Südwestdeutschland auf dem Weg zur Demokratie*, hgg. v. Ernst Otto *Bräunche* und Thomas *Schnabel*, Ubstadt-Weiher 1996, S. 25–50, bes. S. 36 ff. Wie der zweite Titel bereits andeutet, sieht Paul *Nolte* den badischen Verfassungspatriotismus, Teil dessen die Verfassungsfestbewegung ist, erst nach dem Jahre 1830 im Entstehen begriffen. Diese zeitliche Begrenzung greift jedoch zu kurz, vgl. Bernhard *Wien*, Politische Feste und Feiern in Baden 1800–1850 (erscheint demnächst).
- 34 *Schimpf*, Offenburg 1802–1847 (wie Anm. 23), S. 265 ff.
- 35 Ebd., S. 266.
- 36 Das Einladungsschreiben (Flugblatt) ist u. a. abgedruckt in: *Kähni*, Offenburg (wie Anm. 27), S. 23; Franz X. *Vollmer*, Der Traum von der Freiheit. Vormärz und 48er Revolution in Süddeutschland in zeitgenössischen Bildern, Stuttgart 1983, S. 28; *Schimpf*, Offenburg 1802–1847 (wie Anm. 23), S. 267.
- 37 *Kähni*, Offenburg (wie Anm. 28), S. 21.
- 38 Die in 32 badischen Blättern veröffentlichte Einladung der gastgebenden Renchtalgemeinden zu der am 21. 6. 1843 abgehaltenen ersten öffentlichen Vorbesprechung über die Abhaltung einer zentralen Feier des 25-jährigen Verfassungsjubiläums (22. 8. 1843) war gerichtet an die „Freunde der Verfassung“ Badens (siehe z. B. *Konstanzer Z.* Nr. 75, 23. 6. 1843, S. 527).
- 39 Vgl. *Schimpf*, Offenburg 1802–1847 (wie Anm. 23), S. 265 f.
- 40 Ebd., S. 221, 246.
- 41 GLA 213: 3784. Auf dem Bezirksamt Offenburg wurden die Aussagen folgender Belastungszeugen – mit Ausnahme des Friesenheimers Kohler alles Offenburger Bürger – protokolliert: am 17. 9. 1847: Hauptlehrer Kohler (S. 19–27) und Stiftungsverwalter

Strobel (S. 28–34); am 19. 9. 1847: Buchhändler Braun (S. 35–43) und Färbermeister Plank (S. 43–45); am 20. 9. 1847: der Frankensteinische Rentamtman Jakob Schuck (S. 46–58); am 24. 9. 1847: Werkmeister Janson (S. 59–66), Finanzrat Brückner (S. 66–74) und Gemeinderat Kiefer (S. 74–78). Auf dem Stadtamt Mannheim wurden die Aussagen folgender Belastungszeugen, alles Mannheimer Bürger, protokolliert: am 27. 9. 1847: Bäckermeister Berberich (S. 81–96); am 28. 9. 1847: Tapezierer Adrian (S. 97–107); am 29. 9. 1847: Wirt Richard-Janillon (S. 108–110); am 30. 9. 1847: Küfermeister Schaaf (S. 111) und Wirt Bissinger (S. 111–117). Hier wurden auch die Angeklagten befragt: Struve am 24. 11. 1847 (S. 143–170) und 4. 12. 1847 (S. 297–303), Hecker am 25./27. und 29. 11. 1847 (171–254); Eller am 1./2. 12. 1847 (S. 255–287). Wiederum auf dem Offenburger Amt wurden die Angeklagten Rehmann und Rée vernommen: Rehmann am 9./10. 12. 1847 (S. 304–326) und Rée am 11./12. 12. 1847 (S. 326–362).

- 42 Ebd., Struve, S. 147 f. (Hervorheb. i. Orig.); vgl. Hecker, S. 176 f.; Eller, S. 258.
- 43 Ebd., Rée, S. 327.
- 44 Ebd., Janson, S. 59.
- 45 Zur Einordnung der ersten Offenburger Versammlung in die badische Festgeschichte siehe ausführlich: *Wien*, Politische Feste (wie Anm. 33), Kap. VI: „Politische Feste und Feiern in der revolutionären und Revolutionszeit 1847–1849“.
- 46 Carl *Eckhard*, Erinnerungen aus meinem Leben, Mannheim 1908, S. 7.
- 47 (Wie Anm. 41). Vgl. Braun, S. 36 und Brückner, S. 66.
- 48 GLA, 236: 8195, Bericht des Mannheimer Bäckermeisters Berberich, o.D.
- 49 (Wie Anm. 41), Kohler, S. 20; Braun, S. 36; vgl. Schuck, S. 47.
- 50 Ebd., Plank, S. 44.
- 51 Ebd., Rée, S. 329; vgl. GLA 236: 8195, Bericht des Mannheimer Bäckermeisters Berberich, o.D.
- 52 (Wie Anm. 41), Kohler, S. 20.
- 53 Ebd., Brückner, S. 67.
- 54 Vgl. zur Saaldekoration: Jutta *Dresch*, Inszenierung: Das Gasthaus „Salmen“ in Offenburg. In: 1848/49. Revolution der deutschen Demokraten in Baden, hgg. v. Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Baden-Baden 1998, S. 184.
- 55 (Wie Anm. 41), Richard-Janillon, S. 108.
- 56 Ebd., Janson, S. 59, vgl. Braun, S. 36.
- 57 GLA, 236: 8195, Offenburger Oberamtman Lichtenauer an MdI, 13. 9. 1847.
- 58 (Wie Anm. 41), Janson, S. 67. In dem von Berberich und/oder Adrian geschriebenen Versammlungsbericht im ‚Bürgerfreund‘ (Nr. 25, 19. 9. 1847, S. 101) ist von 250 Teilnehmern die Rede, Struve dagegen (wie Anm. 41, S. 252) wollte 800–900 Anwesende ausgemacht haben. *Etwa 800 Menschen* hieß das Fazit des Offenburger Oberamtmanes Lichtenauer in seinem Schreiben an das MdI vom 13. 9. 1847 (GLA 236: 8195), die Oberrh. Z. nannte die Zahl von 900 (Nr. 257, 14. 9. 1847). *Schimpf* hält letztere Zahl (900) für die realistischste (*Ders.*, Offenburg 1802–1847 – wie Anm. 21 –, S. 264). Da die Organisatoren wie Sympathisanten der Volksversammlungen, wie es sich am Beispiel der Volksversammlungen der Jahre 1848/49 zeigen sollte, in der Frage der Teilnehmerzahlen großzügig verfahren, halte ich Lichtenauers Zahl von etwa 800 Beteiligten für die glaubwürdigste.
- 59 (Wie Anm. 41), Berberich, S. 81.
- 60 Ebd., Hecker, S. 177; vgl. Eller, S. 258.
- 61 Ebd., Strobel, S. 34.
- 62 Der Brügerfreund Nr. 25, 19. 9. 1847, S. 101.

- 63 (Wie Anm. 41), Schuck, S. 47.
- 64 Amalie *Struve*, Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen, Hamburg 1850, S. 15.
- 65 (Wie Anm. 41), Braun, S. 35 f.
- 66 Ebd., Janson, S. 59. Daß die Versammlung, was ihre soziale Zusammensetzung anging, „von allen Ständen“ besucht wurde, wurde von anderen Zeugen bestätigt: Braun, S. 35; Plank, S. 43; Schuck, S. 47.
- 67 Ebd., Bissinger, S. 115.
- 68 Ebd., Strobel, S. 34; Schaaf, S. 114.
- 69 Ebd., Plank, S. 45; Berberich, S. 95; Adrian, S. 106.
- 70 Ebd., Brückner, S. 74.
- 71 Ebd., Rehmann, S. 304 f.
- 72 Ebd., Schuck, S. 47; Janson, S. 59; Brückner, S. 67; Berberich, S. 82.
- 73 Ebd., Richard-Janillon, S. 109.
- 74 Ebd., Struve, S. 149.
- 75 Ebd., Hecker, S. 178; vgl. Rée, S. 327–330.
- 76 Ebd., Janson, S. 60; vgl. Braun, S. 36; Brückner, S. 67; Kiefer, S. 74; Berberich, S. 82; Adrian, S. 97; Schaaf, S. 111; Bissinger, S. 112; Rehmann, S. 305.
- 77 Ebd., Schuck, S. 49.
- 78 Zu Struves Rede siehe als gedruckte Quelle besonders: Deutscher Zuschauer Nr. 39, 24. 9. 1847, S. 309 ff.; auch: Der Bürgerfreund Nr. 25, 19. 9. 1847, S. 101 f. Mit diesen beiden Zeitungsartikeln sind die beiden Interpretations-Pole der Rede Struves genannt, zwischen denen sich die öffentliche Diskussion und auch die gerichtliche Untersuchung gegen Struve bewegen sollte. Die folgende Zusammenfassung der einzelnen Reden basiert vornehmlich – wie schon die Beschreibung des äußeren Rahmens der Versammlung – auf den in der Akte des GLA 213: 3784 enthaltenen Zeugenaussagen, d. h. vor allem auf den Aussagen von **Belastungszeugen** in einer gerichtlichen Untersuchung. Daß nichts Gerichtsverwertbares übrigblieb, lag an den unangreifbaren Aussagen der Angeklagten – die von unisono gehaltenen Aussagen der Entlastungszeugen untermauert wurden – ebenso wie am Rückzieher aller Belastungszeugen außer Adrian und Berberich. Nach dem 19. 9. 1847 konnten sich diese Belastungszeugen auf die im ‚Bürgerfreund‘ abgedruckte Versammlungsbeschreibung von Adrian/Berberich stützen. Deswegen mißt *Schimpf* (*Ders.*, Offenburg 1802–1847 – wie Anm. 21 –, S. 282 ff.) den Aussagen Jansons, Brückners und Kiefers (wie auch den späteren) kein allzu-großes Gewicht bei. Bis zum 19. 9. 1847 lagen neben den Zeugnissen Adrians und Berberichs bereits die Zeugenaussagen Kohlers, Stobels, Brauns und Planks vor (Schuck sagte am 20. 9. 1847 aus, vermutlich in Unkenntnis des vortägigen ‚Bürgerfreund‘-Artikels). Als den zeitlich frühesten Darstellungen der ‚Salmen‘-Versammlung, freilich vom Standpunkte des politischen Gegners aus gesehen, kommt ihnen ein hoher Quellenwert zu. *Schimpf* wertet den von Adrian/Berberich verfaßten ‚Bürgerfreund‘-Artikel als „eine Ansammlung von aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten, die in der neuen Fassung den gewünschten aufrührerischen Effekt ergaben“ (*Ders.*, Offenburg 1802–1847, S. 284). Diesem Verriß des ‚Belastungsmaterials‘ kann man natürlich anfügen, daß die vom ‚Deutschen Zuschauer‘ am 24. 9. 1847 veröffentlichte Versammlungsbeschreibung, auf deren Text sich die Angeklagten und deren Entlastungszeugen beriefen, herausgegeben von dem in Sachen Gerichtsverwertbarkeit ausgefuchsten Struve, zwangsläufig harmlos ausfiel. Auch wenn im ‚Salmen‘ nicht zur sofortigen Revolution aufgerufen wurde, (hierin stimme ich mit *Schimpf* überein) so heißt dies nicht auch, daß dort keine revolutionäre Stimmung geherrscht haben sollte.

- 79 (Wie Anm. 41), Janson, S. 60 f.; vgl. zu diesem Komplex der Struve'schen Rede: Ebd., Kohler, S. 21; Strobel, S. 28; Schuck, S. 48; Brückner, S. 67 f.; Berberich, S. 82 f.; Adrian, S. 97 f.; Schaaf, S. 112.
- 80 Ebd., Kohler, S. 21.
- 81 Ebd., Kohler, S. 22 f.
- 82 Ebd., Kohler, S. 23.
- 83 Ebd., Janson, S. 62. Daß Struve gefordert habe, die Steuerverweigerung als verfassungsmäßiges Mittel einzusetzen, wird bestätigt von Berberich (S. 83), Adrian (S. 99), Bissinger (S. 112), Struve selbst (S. 163, 165 f.) und dessen Entlastungszeugen Hecker (S. 181, 183) und Rehmann (S. 307).
- 84 Ebd., Janson, S. 62; vgl. Adrian, S. 99.
- 85 Ebd., Janson, S. 62.
- 86 Ebd., Janson, S. 62 f.; vgl. Brückner, S. 69.
- 87 Ebd., Adrian, S. 99; Kiefer, S. 76.
- 88 Ebd., Berberich, S. 85.
- 89 Ebd., Strobel, S. 30 f.
- 90 Ebd.; vgl. zu dieser Stelle bei Brückner, S. 69, auch: Berberich, S. 86; Adrian, S. 100; Schaaf, S. 113. Daß Thibauth dazu aufgefordert habe, Deputierte zu wählen, welche die Steuerverweigerung in der Kammer beschließen sollten, bezeugten: Rehmann, S. 318; Réé, S. 335.
- 91 Ebd., Réé, S. 336.
- 92 Ebd., Brückner, S. 69; vgl. zu Thibauts Aufforderung an Hecker die nahezu wörtliche Übereinstimmung bei: Kohler, S. 24; Schuck, S. 57; Janson, S. 63; Berberich, S. 85; Adrian, S. 100; Bissinger, S. 113.
- 93 Ebd., Kohler, S. 24; vgl. Réé, S. 334.
- 94 Ebd., Janson, S. 63 (Hervorheb. v. Verf.); vgl. Brückner, S. 69.
- 95 Ebd., Kohler, S. 24 (Hervorheb. v. Verf.).
- 96 Ebd., Brückner, S. 69; wiederum ist eine beinahe wörtliche Übereinstimmung bei Schuck, S. 57, Janson, S. 63 und Berberich, S. 86 zu konstatieren.
- 97 Ebd., Hecker, S. 237.
- 98 Ebd., Strobel, S. 31.
- 99 Ministeranklage: Hecker verteidigte sich in seiner Vernehmung (Ebd., S. 186 f.) mit dem Rückzug auf die sichere Position, daß Abgeordnete einen die Verfassung verletzenden Minister anklagen könnten.
- 100 Steuerverweigerung: Ebd., Berberich, S. 91; Adrian, S. 102; Bissinger, S. 113; Réé, S. 339. Kohler (S. 24) ist der einzige Augenzeuge, der gehört haben will, daß auch Hecker zwecks Unterstützung der die Steuer verweigernden Abgeordneten zu Massenpetitionen der badischen Bevölkerung aufforderte. Hecker selbst (Ebd., S. 186 ff., bes. S. 189) zieht sich auch hier auf den verfassungskonformen Standpunkt zurück, daß das Volk in Petitionen seine Abgeordneten zu Steuerverweigerungen auffordern und infolgedessen letztere den Etat ablehnen könnten. Von eigenmächtigen Steuerverweigerungen durch das Volk spricht er hier (selbstverständlich) nicht.
- 101 Ebd., Braun, S. 41; Janson, S. 66; Brückner, S. 71; Berberich, S. 91.
- 102 Ebd., Berberich, S. 87.
- 103 Ebd., Strobel, S. 31. Bei Berberich (S. 86) heißt es: *Unsere Verfassung, sagte er, sei unzureichend für wahre Volksfreiheit [. . .],* bei Schuck (S. 52): *Unsere Verfassung biete keine Garantie der Selbständigkeit und der Volksfreiheit.*
- 104 Vgl. ebd., Réé, S. 340.
- 105 Ebd., Strobel, S. 31; vgl. Kohler, S. 25; Braun, S. 38; Janson, S. 64; Berberich, S. 86 f.
- 106 Ebd., bei Schuck (S. 52): *Ein großer Theil des Beamtenheeres sei überflüssig.*

- 107 Ebd., Strobel, S. 31 f., vgl. wörtlich bei: Kohler, S. 26, Braun, S. 39.
- 108 Ebd., Braun, S. 38; vgl. wörtlich bei: Berberich, S. 87 f.
- 109 Ebd., Janson, S. 64 f. Vgl. wörtlich bei: Kohler, S. 26 f.; Strobel, S. 31 B [nichtnummeriertes Blatt zwischen den Seiten 31 und 32] f.; Braun, S. 40; Schuck, S. 54; Brückner, S. 70; Kohler, S. 77; Berberich, S. 89; Adrian, S. 102; Schaaf, S. 116. Hecker bestritt nicht, solches gesagt zu haben, wollte damit aber die Korruption als solche gebrandmarkt haben (S. 218, 227–232).
- 110 Ebd., Kohler, S. 26; Berberich, S. 87; Adrian, S. 101; vgl. Rehmann, S. 313. Hecker äußerte sich ausführlich zu diesem Punkt (S. 219, 223–226).
- 111 Ebd., Braun, S. 39; Plank, S. 44; Janson, S. 64. Berberich (S. 96) und Adrian (S. 101) wollten gehört haben: *Im freien Amerika hat der Bürger mehr Rechte, als bei uns der Minister kaum einem Fürsten gönnt*. Vorbild für Hecker war auch England, in seinen Augen ein *Musterstaat* (Strobel, S. 32; vgl. Plank, S. 44).
- 112 Ebd., Strobel, S. 31 A; Janson, S. 64; Brückner, S. 70.
- 113 Ebd., Kohler, S. 26; Strobel, S. 31 A; Janson, S. 64; Brückner, S. 70; Berberich, S. 87 f.; Adrian, S. 101. Zwei Kreisregierungen aufheben: Kohler, S. 26; Berberich, S. 87, Adrian, S. 101. In Adrians Aussage fehlt der Zusatz: *ihn homoeopatisch zu machen*. Dieses gesagt und die Streichung von Besoldungen gefordert zu haben, gab Hecker zu (S. 195), wollte sie jedoch nur als Anregungen zur Straffung der Administration – nach englischem und belgischem Vorbild – verstanden wissen.
- 114 Vgl. ebd., Rée, S. 341.
- 115 Hecker sprach laut eigenen Angaben dezidiert vom *Versinken der Gewerbe, gegenüber dem fabrikmäßigen Betriebe*. Die (wirtschaftliche) Potenz eines Staates glaubte er in einem starken Mittelstand begründet. Den Gewerben aufzuhelfen, sah er das Mittel der Assoziation als das gegebene an (Ebd., Hecker, S. 214).
- 116 Hecker bestritt heftig, von einem **bestimmten Grad** von Kapital gesprochen zu haben (Ebd., S. 216), nannte es aber einen „Uebelstand“, daß sich große Liegenschaftsmassen in toter Hand ansammeln würden (Ebd., S. 215).
- 117 Hecker wiederholte, daß er in diesem Zusammenhang nicht von **einer** sondern von **to-ter** Hand gesprochen habe (Ebd., S. 221).
- 118 Ebd., Berberich, S. 88 f. Dies ist die ausführlichste Stelle zu diesem Punkt. Kurze Erwähnungen findet man bei: Strobel, S. 13 A f.; Braun, S. 39; Schuck, S. 52 f.; Janson, S. 65; Brückner, S. 71; Kiefer, S. 77; Adrian, S. 101 f.; Schaaf, S. 113, 115 f.; Rehmann, S. 312.
- 119 Ebd., Strobel, S. 32 f. (Hervorheb. i. Orig.). Beinahe wörtlich identisch ist der Passus bei: Berberich S. 89 f.; vgl. Braun, S. 40; Schuck, S. 53; Janson, S. 65; Brückner, S. 70; Adrian, S. 102; Bissinger, S. 115. Inhaltlich nahm Hecker nichts zurück. Eine kurzentschlossene Aufhebung der Feudallasten fand er allemal vorbildlich. Er widersprach jedoch dem Vorwurf, damit zur Revolution aufgerufen zu haben (S. 217, 230 f.).
- 120 Daß er diesen historischen Vergleich angestellt habe, bestritt Hecker mitnichten. Er sah es als Beispiel, wie sich eine Regierung durch Willkürmaßnahmen selbst den Boden der Revolution bereite (Ebd., S. 219).
- 121 Ebd., Janson, S. 64 f. Betreffend der Passage zur angeblichen Vorgeschichte der englischen Revolution vgl.; Kohler, S. 27; Strobel, S. 32; Braun, S. 40; Schuck, S. 54; Brückner, S. 71; Berberich, S. 90; Adrian, S. 102. Betr. des Zitates von den ‚brennenden Zollstöcken und den ruhigen Badenern‘ vgl.: Braun, S. 41; Schuck, S. 54; Brückner, S. 71; Kiefer, S. 77; Berberich, S. 91; Adrian, S. 102 f.; Bissinger, S. 115. Hecker bekannte sich zu diesem Punkt, wollte seine Äußerung aber so verstanden wissen, als sei Baden Fortschritten in der Verfassungsentwicklung wegen (Gesetze betreffend Pressefreiheit und Gemeindeordnung) ruhig geblieben (S. 239).

- 122 Ebd., Rée, S. 337.
- 123 Ebd., Strobel, S. 30 ff.; vgl. Rehmann, S. 314.
- 124 Ebd., Hecker, S. 222.
- 125 Ebd., Adrian, S. 103.
- 126 Ebd., Brückner, S. 71; vgl. Schuck, S. 55; Rée zufolge wies Kapp besonders auf die Bewegung des Deutschkatholizismus hin und auf den Protestantismus der preußischen Kirche (Ebd., Rée, S. 360).
- 127 Ebd., Berberich, S. 91 f.; ebenso Schuck, S. 55; Adrian, S. 103; vgl. Brückner, S. 71 f.
- 128 Ebd., Brückner, S. 72; Berberich, S. 93.
- 129 Ebd., Berberich, S. 93.
- 130 Ebd., Adrian, S. 103.
- 131 Ebd., Schuck, S. 55; vgl. Rehmann, S. 323.
- 132 Ebd., Strobel, S. 33 f.; vgl. Braun, S. 42; Schuck, S. 55; Berberich, S. 92 f.; Adrian, S. 104; Schaaf, S. 113, 116; Rehmann, S. 323.
- 133 Diese scharfe Äußerung wurde nur von drei Zeugen wahrgenommen: Ebd., Strobel, S. 34; Braun, S. 42; Brückner, S. 71 f.
- 134 Ebd., Strobel, S. 33, Brückner, S. 72.
- 135 Ebd., Berberich, S. 91.
- 136 Ebd., Adrian, S. 105. Eller hatte keine Schwierigkeiten damit, sich zu diesem „Vergehen“ zu bekennen (S. 260, 262). Für ihn war die Pressefreiheit – neben den Verfassungen – die materielle Hauptfrage des 19. Jahrhunderts (Ebd., Eller, S. 260). Die Lösung der Verfassungsfrage – um dies anzuführen – sah er begründet in der Einführung:
- a) einer volkstümlichen Wehrverfassung nach preußischem Vorbild,
 - b) eines einfachen Steuersystems, dessen Hauptmerkmal die progressive Einkommenssteuer sein sollte und
 - c) unentgeltlichen Unterrichts, um eine *Verbreitung der Bildung in allen Klassen* zu gewährleisten (Ebd., Eller, S. 261). Ob Eller, der in seiner Vernehmung auch einer Volksvertretung beim Bundestag das Wort redete (Ebd., S. 262), diese vier Forderungen des Offenburger Programms, die er zur Stützung seiner Verteidigung anführte, auch im ‚Salmen‘ propagierte, ist unbekannt.
- 137 Ebd., Brückner, S. 73; vgl. Braun, S. 38; Berberich, S. 93 f.; Adrian, S. 104 f.; Schaaf, S. 114, Rehmann, S. 319; Rée, S. 353.
- 138 Ebd., Eller, S. 265.
- 139 Ebd., Eller, S. 272 f.
- 140 Ebd., Eller, S. 274.
- 141 Ebd., Braun, S. 42.
- 142 Ebd., Braun, S. 42; Schuck, S. 56; Adrian, S. 105.
- 143 Ebd., Schuck, S. 56. Eller sprach von Blutsaugern, aber, wie er in seiner Vernehmung betonte, allein im Zusammenhang mit seinen Vorschlägen (Steuerverweigerung durch die Kammer, Wehrverfassung u.s.w.): *Durch Einführung einer direkten Einkommenssteuer wird ein Heer von Beamten erspart, von Blutsaugern, welche von jedem Bissen und von jedem Trunk einen Theil [. . .] wegnehmen.* (Ebd., Eller, S. 284).
- 144 Ebd., Berberich, S. 93.
- 145 Ebd., Brückner, S. 72 f.
- 146 Ebd., Rehmann, S. 318.
- 147 Ebd., Schuck, S. 57 f.
- 148 Ebd., Brückner, S. 74.
- 149 Ebd., Braun, S. 43 (Hervorheb. i. Orig.); vgl. Schuck, S. 58.
- 150 Ebd., Schuck, S. 56.

- 151 Ebd., Adrian, S. 106. Hecker fand an der Äußerung selbst für den Fall, daß „sie gefallen wäre“, nichts auszusetzen (Ebd., Hecker, S. 251).
- 152 Ebd., Schuck, S. 57; vgl. Brückner, S. 73; Braun (S. 41) spricht von den „13 Artikeln“, Berberich (S. 95 f.) und Adrian (S. 106) von einer „Magna Charta“ – Hecker selbst habe sein Papier so genannt.
- 153 Ebd., Berberich, S. 95 f.
- 154 Ebd., Rée, S. 331.
- 155 Ebd., Schuck, S. 58.
- 156 Ebd., Brückner, S. 74.
- 157 Ebd., Braun, S. 43; Brückner, S. 74.
- 158 Ebd., Rée, S. 361 f.
- 159 Ebd., Struve, S. 152.
- 160 Struve meinte vermutlich den **Heidelberger** Gemeinderat Rasp.
- 161 Ebd., Struve, S. 150.
- 162 Ebd., Berberich, S. 96.
- 163 Ebd., vgl. Struve, S. 156 f., Hecker, S. 191; Eller, S. 264 f.
- 164 Eine ausführlichere Beschreibung des Verlaufes der Untersuchung bietet: *Schimpf*, Offenburg 1802–1847 (wie Anm. 23), S. 280 ff.
- 165 (Wie Anm. 41), Berberich, S. 90 f.
- 166 Ebd., Struve, S. 147.
- 167 Ebd., Struve, S. 156 f.
- 168 Ebd., Strobel, S. 34; vgl. Janson, S. 62.
- 169 Ebd., Kiefer, S. 75; vgl. Berberich, S. 83 f.
- 170 Ebd., Braun, S. 37 f.; Plank, S. 44; Janson, S. 66; Brückner, S. 69 f.; Berberich, S. 83 ff.; Schaaf, S. 112 ff.; Bissinger, S. 115; eher zweideutig äußerten sich Kohler (S. 25, 27), Strobel (S. 31 A ff.) und Schuck (S. 50), vgl. Hecker, S. 242 f.; Rehmann, S. 308; Rée, S. 345.
- 171 GLA 236: 8195, Versammlungsbeschreibung Berberichs. o.D.; desgl.: Mannh. Morgenbl. Nr. 218, 14. 9. 1847, S. 1237. Dieser Artikel wurde von Adrian oder gleichfalls von Berberich geschrieben.
- 172 Karl *Obermann*, Flugblätter der Revolution. Eine Flugblattsammlung zur Geschichte der Revolution von 1848/49 in Deutschland, Ost-Berlin 1970, S. 47–49; abgedruckt u.a. in: *Schimpf*, Offenburg 1802–1847 (wie Anm. 23), S. 287; *Vollmer*, Offenburg, 1848/49 (wie Anm. 26), S. 21.
- 173 Gustav *Struve*, Grundzüge der Staatswissenschaft, 4 Bde., Frankfurt am Main 1848, Bd. 1, S. 192 ff.; Bd. 4, S. 223 ff. Ausführlicher dazu: Bernhard *Wien*, Politische Feste (wie Anm. 33), Kap. VI. 1.1.: „Die erste Offenburger Versammlung 1847“.
- 174 Die intensivste wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem historischen Hintergrund der 13 Offenburger Forderungen ist nach wie vor: Franz *Huber*, Der 47er Ruf aus Offenburg (wie Anm. 28). Zumal angesichts der angeführten großen Diskussion um den historischen Stellenwert der ersten Offenburger Versammlung wäre eine neuerliche umfassende Aufarbeitung dieses Themas lohnenswert.
- 175 In Anlehnung an: Lothar *Gall*, Liberalismus und ‚bürgerliche Gesellschaft‘. Zu Charakter und Entwicklung der liberalen Bewegung in Deutschland. In: Historische Zeitschrift 220 (1975), S. 324–356, hier: S. 353.
- 176 GLA 236: 8195, Versammlungsbeschreibung Berberichs, o.D.
- 177 Vgl. *Schimpf*, Offenburg 1802–1847 (wie Anm. 23), S. 274 ff.
- 178 (Wie Anm. 41), Hecker, S. 202, 240, 248 f.; vgl. ebd., Eller, S. 277 ff.
- 179 Ebd., Hecker, S. 249.
- 180 *Schimpf*, Offenburg 1802–1847, (wie Anm. 23), S. 276 f.

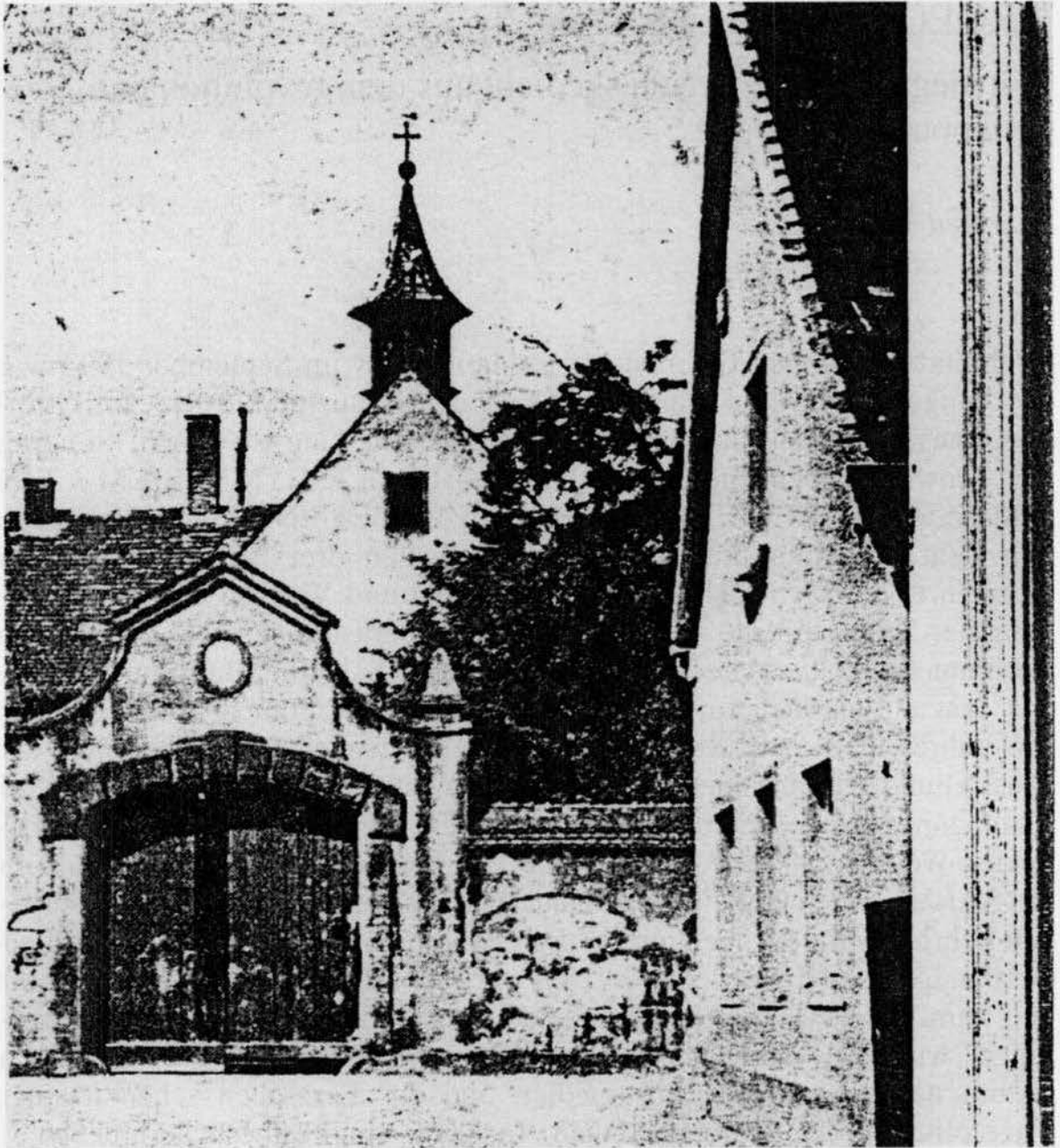
PROPOSITIQUE TENAX

Ein elegisches Geburtstagsgedicht aus dem revolutionären
Offenburger Vormärz

Manfred Merker

Während des großen Offenburger Freiheitsfestes im September 1997 war für einige Wochen im alten Musiksaal des Kapuzinerklosters am Grimelshausen-Gymnasium eine besondere Ausstellung zu sehen. Sie trug den provozierenden Titel: „DAS OFFENBURGER GYMNASIUM – EIN GROSSHERZOGGLICH-BADISCHES DEMAGOGENNEST“. Zusammen mit dem Schulmuseum Zell-Weierbach hatten drei Historiker und ein Turnlehrer des Gymnasiums mit Schautafeln und Vitrinen auf die Bedeutung der Schule für die 48er-Revolution aufmerksam gemacht. Neben den berühmten revolutionären Gymnasiasten Volk, Schaible, Barth und Nerlinger sowie Lehrbüchern, Schulordnungen und vergilbten Bildtafeln des 19. Jahrhunderts standen besonders zwei Personen im Mittelpunkt der Ausstellung: Gymnasiumsdirektor Franz Weißgerber und Turnlehrer Karl Baumann. Dazu wurde der vollständige Text der Rede präsentiert, die Direktor Weißgerber 1843 zum 25-jährigen badischen Verfassungsjubiläum im SALMEN gehalten hat, Baumann war mit den von ihm damals benutzten Lehrbüchern, Turngeräten für die von ihm an der Schule geleiteten Leibesübungen und Turntafeln von 1834 vertreten. Die darin abgebildeten, für uns zum Teil sehr erheiternd wirkenden Zeichnungen der „Gymnastikzöglinge“ wurden während eines Schulfestes und erneut zum Freiheitsfest in natura nachgeturnt. Die Printmedien und das Fernsehen schenken der Ausstellung große Aufmerksamkeit, Tausende von Festbesuchern ließen es sich nicht nehmen, auf alten Schulbänken mit Schiefertafel, Griffel und anschließenden Fleißkärtchen genüßlich die Schule im Stile der „guten alten Zeit“ nachzuerleben (Abb. 1).

Bei den wissenschaftlichen Vorbereitungen zu dieser Ausstellung stieß ich im Stadtarchiv der Stadt Offenburg auf ein kleines lateinisches Geburtstagsgedicht, das vor einem ernsten biographisch-politischen Hintergrund eine scheinbar heiter besinnliche, noch im humanistischen Sinne des 19. Jahrhunderts klassisch gebildete Biedermeierwelt präsentiert, – eine archivalische Lesefrucht, die aber sowohl durch die Person des Verfassers und des Adressaten als auch durch den vorrevolutionären Zeithintergrund des Jahres 1844 mehr als eine amüsante Miscelle bietet und darum Anlaß zu weiterem Nachforschen wurde.



Das barocke Schultor des alten Gymnasiums

Als Verfasser des im Offenburger Wochenblatt vom 9. 2. 1844 abgedruckten Geburtstagsgedichtes (nur auf Latein – ohne hilfreiche Übersetzung!) erwies sich der bescheiden mit „F. Wgbr., g.d.“ unterzeichnende Direktor des damals einzigen Offenburger Gymnasiums, Franz Weißgerber¹. Der Adressat, ein „frischbebackener“ glücklicher Vater, ist dessen Kollege im kleinen zehnköpfigen Lehrerkollegium an der Gymnasiumstraße, der Gymnasialprofessor und Turnlehrer Karl Baumann. Datiert ist das Gedicht in guter Gelehrtenmanier nach lateinischem Muster auf den *prid.Kalend.Febr.MDCCCXLIII*, d. h. „am Vortage der Kalenden des Mo-

Wochenblatt

für die Amtsbezirke

Offenburg, Oberkirch, Achern, Rheinbischofsheim,
Kork, Gengenbach, Saslach und Wolfach.

Nr. 6.

Offenburg, den 9. Februar

1844.

Ad
CAROLUM BAUMANNUM,
gymn. prof.,
percarum mihi collegam.

Quam precibus favet alma piis Lucina! *parentem*
Pulchra prole uxor Te facit atque valet.
„*Pupule, ¹⁾ fac venias*“ — quotiens es, amice, precatus?
Venit, io, magna voce, triumphe, canas!
Venit, — spirat, agit ²⁾ puer en formosus, et est nunc
Matris quantus amor deliciæque patris!
Di Tibi fortunent natum (Tua præmia laudis),
Ut, nisi signa patris, nulla sequenda putet.
Sit pius in divos, pius in patriam atque parentes,
Iusti æquique colens propositique tenax.
Lucifugos fugiat: nam fons lucis deus ipse
Summus; eam spernens spernit et huncce deum.
Ac si Romulidum linguam et Grajum colet unquam,
Teutonicum servet corque fidemque — patris.
Offonisburgi, prid. Kalend. Febr. MDCCCXLIII.

F. Wgbr., g. d.

¹⁾ Catull. 56, 5. ²⁾ Cf. Tac. A., 3, 19.

Die lateinische Geburtstagslegie Weißgerbers von 1844

nats Februar 1844“ und meint den 31. Januar des Jahres 1844. Der Abfassungsort *Offonisburgi* bedeutet „in Offenburg“ (Abb. 2).

Weißgerber stellt sich im Jahresbericht der Schule von 1840/41 wie folgt vor: *Franz Weißgerber, Großh. Professor, Mitglied der geschichtsforschenden Gesellschaft zu Freiburg i.B., als philol. Lehramtskandidat recipirt am 10. Jan. 1822; am 17. Mai 1823 provisorisch und am 25. Febr. 1825 (in*



Ein Porträt Direktor Weißgerbers
aus dem Jahre 1837

Folge höchster Entschliebung in der Staatsrathssitzung vom 28. Septbr. 1824) definitiv mit landesherrlicher Signatur zum Professor ernannt. Als sechster von seinen damals zehn Kollegen im „Personalstand des Lehrer-Collegiums“ wird auch schon der Adressat des Gedichtes aufgeführt: Karl Baumann, als philol. Lehramts-candidat recipirt am 19. August 1839 und von dort an als Lehramtspraktikant verwendet.²

Der Jahresbericht vom 12. September 1841 schließt mit den bemerkenswerten Sätzen, die gerade mit Blick auf den damals eingeführten und von Baumann erteilten Sportunterricht eine besondere Bedeutung gewinnen: *Durch des Himmels Huld ist uns auch in diesem Schuljahre kein Zögling durch den Tod entrissen worden; selbst eigentliche Krankheiten waren unter unserer Jugend eine sehr seltene Erscheinung. Die Turnübungen haben ihre Einwirkung auf die Gesundheit entschieden bewährt.³* In der Schulchronik des gleichen Jahres verzeichnet Weißgeber mit einem gewissen Stolz, daß *durch hohe Verfügung des Großh. Oberstudienrathes v. 26. October, bestätigt durch den Erlaß des hochpreislichen Ministeriums des Innern vom 21. Nov. v. J.... die erledigte Direction des Gymnasiums und der höheren Bürgerschule dahier dem „dienstältesten Professor“ Weiß-*

gerber, der fast 19 Jahre lang schon im Amte ist, provisorisch übertragen worden (ist).⁴

Anlaß war der Tod seines Vorgängers, Prof. I. Scharpf, der seit 1832 die Schule geleitet hatte und dessen Kollege F. Weißgeber seit seiner Strafversetzung von Konstanz an die Kinzig im Jahre 1834 war. Der neue Schulleiter kann durch Stundenplanumschichtungen 14 Stunden wöchentlich gewinnen und sie *der hier an der Grenze so wichtigen französischen Sprache . . . assignieren*⁵. In diesem Zusammenhang äußert sich der Direktor lobend über das gute Schulklima, *sowie überhaupt der Geist der Ordnung, der Arbeitsamkeit, der collegialischen Liebe und Eintracht, welcher diesen Lehrkörper beseelt und auf die Zöglinge natürlich einen sehr günstigen, ja segensreichen Einfluß übet, dem Vorsteher der Anstalt sein Amt zu einer reichen Quelle von Seelenfreuden macht*.⁶ Auch das buntgemischte und niveauvolle Programm der Jahresabschlußfeier vom 19. September 1841, die wie immer im nahen Bankettsaal des „Gasthauses zum Salmen“ stattfand, zeugt vom guten Geist der Schule unter ihrem neuen Leiter (Abb. 3).

Wenn uns auch durch diese Details der tüchtige Schulmann über die Distanz von über 150 Jahren schon einigermaßen lebendig vor Augen tritt, soll doch noch eine weitere Seite der Persönlichkeit Weißgerbers ergänzt werden. In seiner *Wissenschaftlichen Beigabe* zum Jahresprogramm qualifiziert sich der neue Schuldirektor zusätzlich als ausgewiesener Altphilologe, Historiker, Archäologe und Epigraphiker. Er hat bei einem Spaziergang vom Gymnasium zum Salmen im Sommer des Jahres 1840 Baustellenbeobachtung betrieben und dabei am Ende der Langestraße einen bedeutenden Fund gemacht, der noch heute eines der wichtigsten Zeugnisse der Römerzeit am Oberrhein darstellt. Weißgerber stellt dieses archäologische Dokument in einer gelehrten achtseitigen Abhandlung seinen Lesern vor. Es handelt sich um die römische Meilensäule an der Kinzigtalstraße, die der frühere Straßburger Legionskommandant und Nachfolger Neros in der Kaiserherrschaft, Vespasian, im Jahre 73/74 von Straßburg nach Rottweil und weiter in die Donauprovinzen anlegen ließ.⁷ Obwohl Weißgerber mit seiner zu späten und heute nicht mehr vertretbaren Ergänzung und Datierung der fragmentarischen Inschrift falsche Schlußfolgerungen gezogen hat, findet er doch im folgenden Jahr seine Vermutungen über ein castrum munita in Offenburg durch den Fund einer zweiten Meilensäule und römischer Münzen bestätigt.⁸ Stolz und froh beschreibt der fündige Direktor das stolze Gefühl, *auf altklassischem Boden* zu stehen. Weißgerber ist damit einer der Väter der Offenburger Stadtarchäologie geworden und hat ein überaus wichtiges Relikt provinzialrömischer Kultur der Ortenau und damit gleichzeitig die erste urkundliche Erwähnung Straßburgs für spätere Generationen gesichert (Abb. 4).

[Imp. Caes. L. Sept. Severo Pio Aug.
 Arab. Adiab. Parthico Max.
 Pont. Max. Trib. Potest. X.
 Cos. III. Patri Patriæ et] 7)
CAESAR. [Imp. M. Aurel. Antoni] **NO**
COS. [victori Parthorum]
CN. COR [nelio trib. mil. curan] **TE**
LEG. [VIII. Aug. faciens]
ITER DE [lim. transrhen. Arge] **NTORATE**
IN R [ipa Quinciæ flum. p.]
A [h Aquis leug.]
XVIII.

Weißgerbers Ergänzung der römischen Meilensäule von 1841



Am 1. Oktober 1842 wird Weißgerber mit einer Besoldung von 1300 Gulden (einschließlich Wohnung) endgültig zum Direktor ernannt, nur knapp drei Jahre leitete er dann beide Schulen. Die Professoren Gagg, Weißgerbers Nachfolger, Kuhn, Joachim und Schwemmlin erhalten ihre landesherrlichen Signaturen – eine erfolgreiche Bilanz für das Offenburger Gymnasium und seine höhere Bürgerschule. Mit 86 Schülern erreicht man den höchsten Stand seit 1826.⁹ Für den bereits in diesem Jahr ausscheidenden Schreib- und Zeichenlehrer Franz Klehe, der ja die in der oben erwähnten Ausstellung gezeigten ersten und recht abenteuerlichen Turngeräte für Turnlehrer Baumann und das Gymnasium gezeichnet hatte, übernimmt der Stadtprediger Professor Kuhn und der Schulpraktikant Baumann den Zeichen- und Turnunterricht, *im Sommersemester viermal wöchentl., von 6 bis 7 Uhr Abends.*¹⁰ Weißgerber kann noch einen schulpolitischen und gleichzeitig auch kommunalpolitischen Erfolg verbuchen. *Durch die vom Großherzoglichen Physikate dahier aus sanitarischen Gründen angerathene und vom Lehrercollegium aus pädagogischen Rücksichten, besonders der Zeitersparnis wegen, lebhaft gewünschte Verlegung der Turnanstalt von dem zu weit entfernten Platze in den Gymnasiumsgarten* ist durchgesetzt worden, der Gemeinderat hat einen Zuschuß bewilligt.¹¹

Als weitblickender Schulleiter erweist sich Weißgerber mit seinem Votum für den Ausbau des Gymnasiums zu einer Vollanstalt.¹² Bisher mußten die Gymnasiasten nach fünf Jahren noch zwei weitere Jahre das Lyzeum in Rastatt besuchen, um dann mit der Hochschulreife an die Universitäten, damals meist Heidelberg oder Freiburg, überzuwechseln. Weißgerbers Forderung wurde erst 40 Jahre später realisiert. Auch andere weitreichende Pläne konnte der Direktor des Offenburger Gymnasiums, Professor Franz Weißgerber, nicht mehr realisieren.

Zunächst war sicher die große Namensfeier für den verdienten und hochgeschätzten Pädagogen und prominenten Schuldirektor am 24. 4. 1843 noch einmal ein Höhepunkt im Leben des nunmehr 66-Jährigen, – gefeiert ganz im Stil der damaligen Zeit wahrscheinlich im vertrauten nahen Salmen. Ein vielstimmiger Männerchor warf sich antikebegeistert in die Brust und sang:

*Voll heiliger Wut, im Arm Apollos Leyer,
Jauchzt zum Olymp empor
und bittet zu der schönsten Namensfeier
der Musen ganzes (sic!) Chor.*

Man sang einem *Biedermanne*, mitbesungen wurde auch die Gemahlin Ida als *Ein Ideal der Hohen Frauenwürde.*¹³ Aber das Jahr sollte einen völlig

überraschenden Verlauf nehmen. Im *Programm des Großherzoglichen Gymnasiums und für die höhere Bürgerschule zu Offenburg für das Schuljahr 1843/44* findet sich nicht mehr wie bisher die vertraute Unterschrift *Großherzogl. Direction des Gymnasiums u.d. höh. Bürgerschule. Weißgerber*, sondern ein schlichtes *Offenburg, im September 1844. Gagg*.¹⁴

Was war geschehen? Die Chronik meldet dazu in lapidarer Sachlichkeit: *Durch allerhöchste EntschlieÙung aus Grossherzogl. Höchstpreislichem Staatsministerium hat Sein Königliche Hoheit der Grossherzog den bisherigen Vorstand der Anstalt, Prof. Weissgerber, an das Lyzeum nach Rastatt zu versetzen geruht. In diesem Lehrer gewann die Anstalt von Rastatt einen Mann von anerkannter Gelehrsamkeit und ausgezeichnete Lehrgabe, die er dem Gymnasium zu Offenburg während beinahe 10 Jahren mit rühmlichem Eifer gewidmet hat.* Gagg, der dann als Direktor das Gymnasium durch die stürmischen Zeiten der Offenburger Revolution geleitet hat und wegen couragierten Eintretens für liberale Ideen später als *Rebell und Gauer* empfindlich bestraft wurde, übernimmt zusammen mit Baumann und anderen Kollegen die nunmehr vakanten Deputate Weißgerbers in Latein, Griechisch und Französisch.¹⁵

Die Ursachen dieser tiefgreifenden Veränderungen sind vielschichtig und erklären sich aus der politischen Persönlichkeit Weißgerbers einerseits und aus der vorrevolutionären Gesamtsituation in Baden und im Besonderen in Offenburg andererseits.¹⁶ Der 1777 geborene gelehrte Altphilologe und Romanist war 1834 aus dem radikalliberalen Seekreis von Konstanz nach Offenburg strafversetzt worden, ein Mann von *vorzüglichen Leistungen und regem Eifer und vorzüglicher Lehrgabe* als Schulmann, politisch aber ein überzeugter und entschiedener Liberaler.¹⁷ Als enger Freund und Korrespondent Rottecks versuchte er dessen fortschrittlich liberale Ideen jeweils vor Ort umzusetzen, ja er strebte einen Abgeordnetensitz in der II. Kammer in Karlsruhe an. Für den 22. 8. 1843 hatte Weißgerber als Vorsitzender des städtischen Festkomitees ein großartiges Stadtfest zur **Feier des 25. Jahrestages der badischen Verfassung** organisiert: Leuchtfeuer auf den Bergen ringsum, 8.00 Uhr Festumzug unter Geschützdonner vom Rathaus zum Gottesdienst, nach dem Hochamt ein eindrucksvoller Festakt im Salmen mit Bürgermilitär, Zünften, Gemeinderat, den *hiesigen staatsbürgerlichen Einwohnern*, Gästen aus der Umgebung und der Schuljugend, die von der Stadt als Geschenk Bilder des Großherzogs Karl und Exemplare der Verfassung erhielt. *Die Dürftigen* wurden auf Kosten der Stadt im Andreashospital gespeist, am Abend fand für 200 geladene Gäste ein Festmahl im „Gasthaus zur Post“ statt, das mit Tanz und Musik bis zum frühen Morgen ging. Weißgerber war nicht nur der Organisator, er hielt auch die zentrale Festrede im Salmen. Dabei bezog er sich zwar als guter Historiker

auf die republikanischen Ideale der Antike, bekannte sich aber mit seinem Eintreten für den konstitutionellen Liberalismus und ein politisch selbständiges Bürgertum indirekt zu den Zielen der liberalen Opposition im Lande.¹⁸ Er selbst ließ den ungekürzten Wortlaut seiner Rede in mehreren Folgen im Offenburger Wochenblatt und in der „Oberrheinischen Zeitung“ abdrucken, was wohl auch auf seine guten Beziehungen zur örtlichen und überregionalen Presse schließen läßt.¹⁹ Die mit Hochrufen auf den Landesfürsten ausgebrachten Toasts im Salmensaal faßt er als Hauptredner und –berichterstatte so zusammen –, und das könnte man als sein politisches Credo anno 1843 bezeichnen! *Hoch lebe die Verfassung, die in ihrem wahren Wesen und ihrer Bestimmung nach kein feindlicher Zügel der Macht, sondern zwischen Fürst und Volk ein freundliches Band sein soll, wodurch die Herrschergewalt zwar eingeschränkt, aber ebendadurch zugleich desto mehr befestigt wird, indem ein aufgeklärtes, sich selbst fühlendes und achtendes Volk die Rechte seines Fürsten eben so, wie seine eigenen, zu schützen zu wahren im Stande und entschlossen ist.*

Das war mehr als deutlich, und das wurde gehört, bejubelt und gelesen, – auch von den Vertretern des Großherzogs vor Ort, z.B. Oberamtmann Kern. 1843 durfte man so etwas im Salmen noch nicht sagen; noch 1847 im gleichen Lokal am 12. September war das gefährlich! Weißgerber wurde einbestellt, eine lächerlich nebensächliche Disziplinarsache diente als Vorwand, den *radikalen Vordenker des Gymnasiums* und *radikalen Jakobiner*²⁰ näher an die großherzoglich badische Landeshauptstadt zu holen, dorthin, wo in der modernsten Festung des Landes eine starke Garnison über Recht und Ordnung wachte, nach Rastatt. Es nützte auch nichts, daß man sich überall in Offenburg mit dem erfolgreichen Schulleiter solidarisierte und eine Delegation nach Karlsruhe beschloß²¹, die Stadt verlor unwiederbringlich einen ihrer besten Männer, und für die Entwicklung der folgenden Jahre fehlte er bei den wichtigen Entscheidungen der Revolutionszeit (Abb. 5).

Zum Adressaten des kleinen Geburtstagsgedichtes nur wenig. Karl Baumann war nicht nur Kollege von Weißgerber am Gymnasium, sondern auch Freund und Mitstreiter im Kampf um die Verwirklichung liberaler Ideen in Offenburg. Er zählte zu den *prominenten Oppositionellen der Stadt*.²² Baumann war 1846 bei der Gründung des Offenburger Turnvereins dabei, dessen geistiges Gedankengut nicht gerade obrigkeitshörig zu nennen war. Anfangs nur Schulpraktikant am Offenburger Gymnasium, wurde er zum Schuljahr 1842/43 zum Gymnasiallehrer ernannt und als vorzüglicher Lehrer beurteilt.²³ Er zählte dann nach dem Abgang Weißgerbers im folgenden Schuljahr zusammen mit dem nachfolgenden Direktor Gagg, der seinerseits als *einer der besten inländischen Lehrer* beurteilt worden war,

N^o. 164. Herrnschafft Grosse d. Ruzuljars
 Gymnasiallehrer. Examinum, wird dem Grosse
 Mosthof. Verwaltungsrath mit dem Auftrag
 zugewiesen, daß zur Disposition gegen die
 leiste Aufhebung & sind Abgabebauern
 und die - mit einem Gulden betragend -
 der Prüfung der den Abgaben rückgebliebenen
 Bestand zu stellen werden muß, da die
 selbst darüber gefördert und die
 Verwaltungsrath wird. Die selben
 gegen Laug der landesmäßigen
 nicht halten verfahren würde, so kann
 die Befugnisse der Verwaltung
 und die Befugnisse der Verwaltung
 ca 19 Gulden an der Landesverwaltung
 beizubringen. Die selben werden, wenn
 der Verwaltung selbst obliegt, für
 die, welche die Verwaltung der
 Verwaltung, zu stellen.

Offenburg, 17. April 1844.

Grosse Direction d. Gymnasial
 d. der ersten Verwaltung.

(Signature)

Nach dem Auftrage der Verwaltung. Verwaltungsrath soll die
 darüber der Verwaltung eingesehen werden, ob der
 Auftrag für die Verwaltung in der Verwaltung vom 17/56
 nicht zu sein.

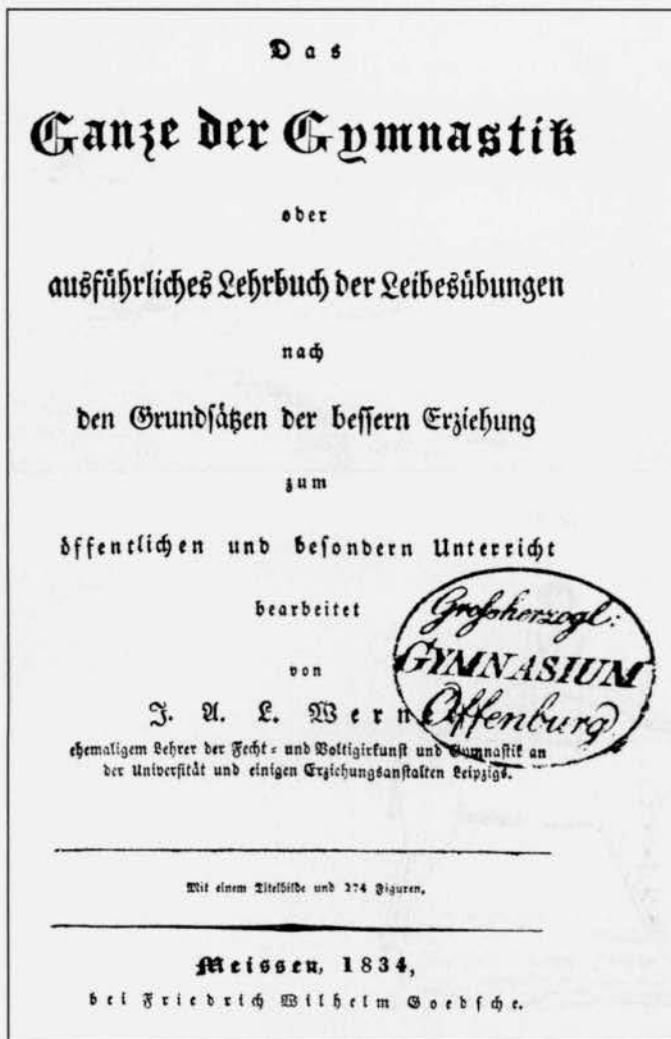
Dieser Auftrag ist genehmigt worden die 18. Mai 1844

Offenburg d. 18. Mai 1844.

Handwritten notes and signatures at the bottom left, including the name "Weißgerbers" and the date "1844".

Handwritten notes and signatures at the bottom right, including the name "Weißgerbers" and the date "1844".

Weißgerbers letzte amtliche Unterschrift (1844)



*Das offizielle Turnbuch
Karl Baumanns von 1834
(mit Schulstempel)*

zu den *beiden besten Lehrern der Anstalt*.²⁴ Immerhin war Baumann nicht nur Gymnastiklehrer, sondern konnte auch nach Weißgerbers Entlassung 1844 sofort dessen gesamtes Griechischdeputat übernehmen. In der „Wissenschaftlichen Beilage“ zum Schulprogramm des Jahres 1844/45 qualifiziert sich der Gräzist Karl Baumann durch eine vierzigseitige gelehrte Abhandlung über *Pindars Dichtungen als Ausdruck des Dorischen Stammescharakters, nachgewiesen an dem ersten Pythischen Siegesgesange*. Aus dem zitierten Schulprogramm des Jahres 1842/43 erhalten wir als interessantes Detail einen Hinweis auf die von Baumann benutzten Lehrbücher. Die *Gymnastischen Uebungen* fanden statt unter Leitung des Gymnasiallehrers *Baumann mit Einhaltung des in den Lehrbüchern von Gutmuths und Werner vorgezeichneten Ganges*.²⁵ Das letztgenannte Werk (Abb. 6) war Teil der oben erwähnten Schulausstellung zum Offenburger Freiheitsfest 1997 und enthält neben den genauen Übungsanweisungen auch Detailzeichnungen, die heute eher ein Schmunzeln hervorlocken: Die Gymnastikzöglinge turnten im vollen Ornat, z. T. mit Kopfbedeckung (Abb. 7). Die zeichnerischen Entwürfe für die neuanzuschaffenden Turngeräte hatte

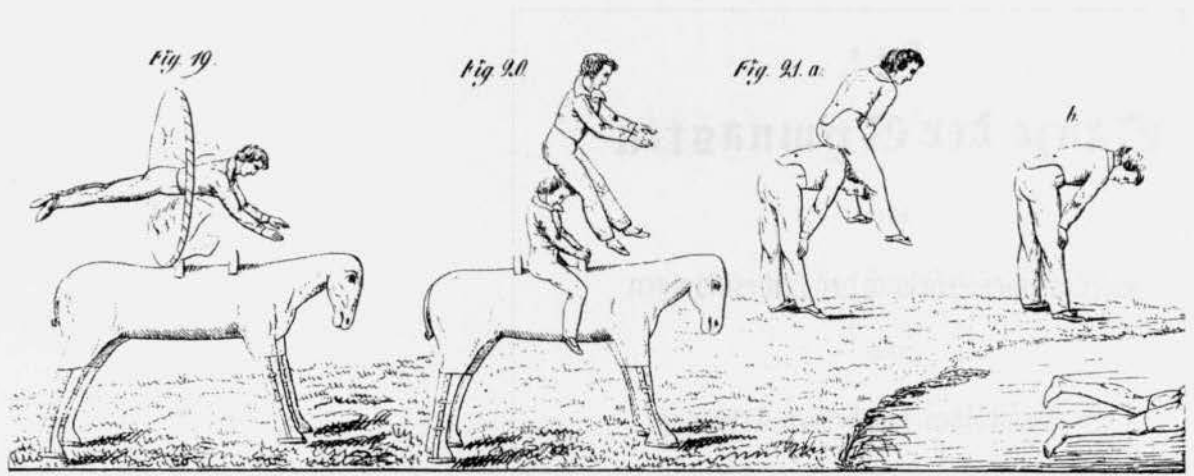
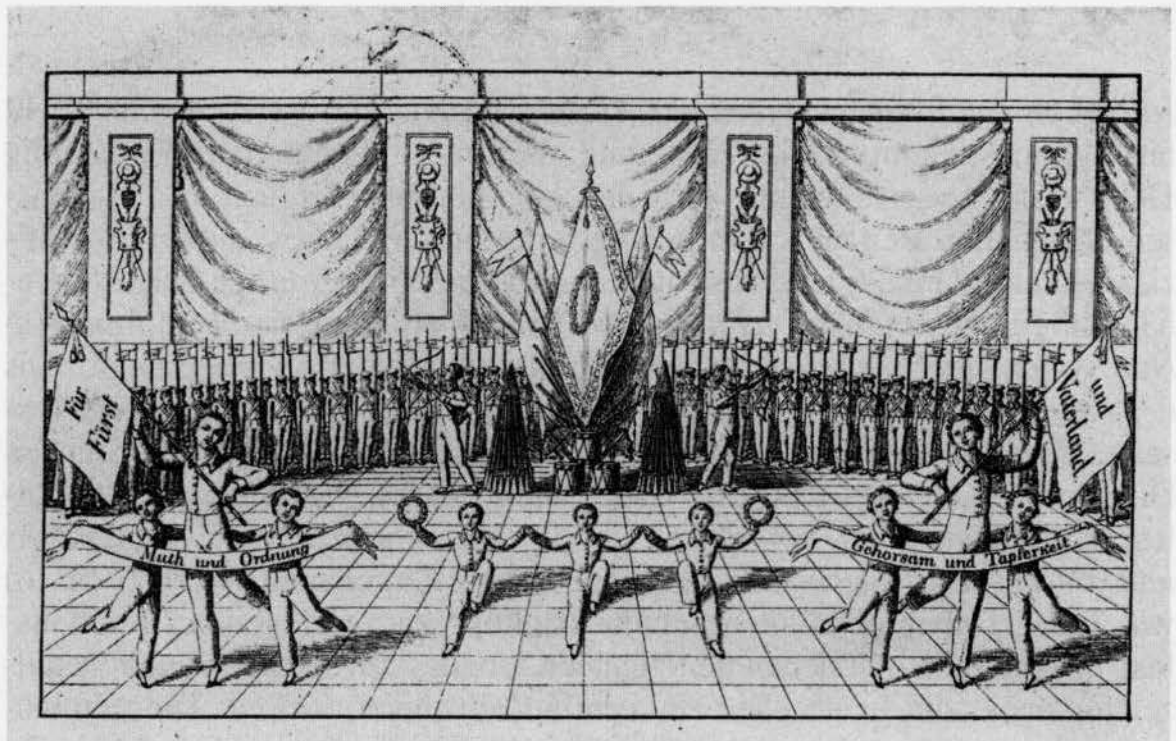
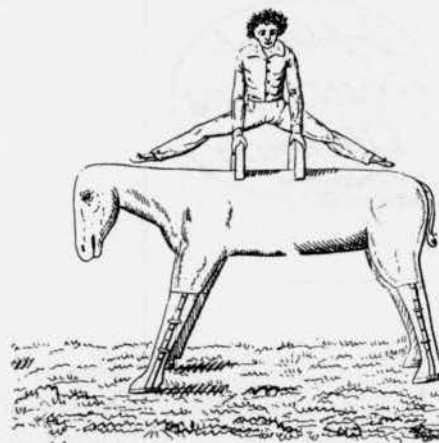


Fig. 15.



Zeichnungen von Turngeräten und Turnübungen aus dem Vormärz

Baumanns Kollege und Amtsvorgänger im Zeichenunterricht, Franz Klehe, geliefert.²⁶

Wie bei Weißgerber muß auch bei Baumann auf die politische Seite im Charakter dieses Schulmannes hingewiesen werden. Als Turner und engagierter Bürger warb Baumann offen für die Ziele der radikalen Liberalen und zählte zu den stadtbekanntesten prominenten Oppositionellen Offenburgs. Bei den Wahlen der Jahre 1845 und 1846 trat Baumann aktiv in Erscheinung, das stille, doch revolutionäre Gymnasiumsviertel gab bei den Abgeordnetenwahlen den entscheidenden Ausschlag für den liberalen Kandidaten. Im Sommer des Jahres 1846, ehe mit dem Salmentreffen und den Märzversammlungen die Revolution erst richtig losging, wurde Baumann auf Empfehlung des Innenministeriums wegen seiner *politischen Tendenzen* in das offenbar ungefährlichere Freiburg versetzt.²⁷

Es gibt m.E. bisher keine deutsche Übersetzung des kleinen lateinischen Geburtstagsgedichtes des Offenburger Gymnasiumsleiters Franz Weißgerber für seinen Kollegensohn Baumann aus dem Jahre 1844.

Zum Schluß sei daher eine metrische deutsche Übersetzung des lateinischen Geburtstagsgedichtes vorgelegt. Auch Weißgerber hatte in ähnlicher Weise zwischen beiden Sprachen gewirkt.²⁸ Im Offenburger Wochenblatt vom 15. 12. 1843, also gut einen Monat vor unserem Gedicht, ist für seine lateinisch abgefaßte Grabschrift für Professor Joseph Schwemmlein, seinen Ende des Jahres verstorbenen hochverehrten Kollegen, eine deutsche Übersetzung *im nächsten Blatte* angekündigt.²⁹ Umgekehrt setzte er bereits viele Jahre vorher, am 28. August 1835, zum Namensfest des Herrn geistl. Rathes Ludwig Mersy die „Gefühle und Wünsche der hiesigen Schulkinder“ des Herrn Pfarrers in ein wacker gereimtes Liedgedicht unter Hinzufügung seiner lateinisch verfaßten eigenen guten Wünsche *an den rüstigen Kämpfer im Felde der Aufklärung*.³⁰

Die vorgelegte freie, doch metrische Übersetzung versucht die Weißgerberische Form der klassischen Elegie mit ihren Distichen von alternierendem Hexameter und Pentameter mit seiner typischen Zäsur in der Versmitte nachzubilden. Etwaige Unstimmigkeiten wie mangelnde Eignung der deutschen Sprache für daktylische Metrisierung, beabsichtigte Reimlosigkeit, Wechsel in der Anrede von heidnisch antiken Gottheiten (Lucina, „die ans Licht Bringende“, wurde als göttliche Geburtshelferin angerufen!) und dem einen christlichen Gott und die wechselnde Ansprache von Sohn und Vater folgen dem Original und gehen nicht zu Lasten des Übersetzers. Weiterführende Ausführungen zu Form, Aufbau und Interpretation gehören in eine didaktische Fachzeitschrift für den altsprachlichen Unter-

Für
KARL BAUMANN,
Professor am Gymnasium,
meinen hochgeschätzten Kollegen.

Fromme Bitten erhört die sanfte Lucina: Zum Vater
macht Dich die Gattin, gesund mit einem prächtigen Kind!
"Bübchen 1), mach, daß Du kommst!"-wie oft, Freund, hast Du's erbeten?
Er kam! Hurra! Im Triumph laut nun sing uns Dein Lied!
Kam, und atmet und lebt 2), ein recht hübscher Bursche, und ist nun
Mutters Liebling, zugleich Vaters herziges Glück!
Mögen die Götter nun segnen das Kind (ein Lohn Deines Ruhmes),
daß er des Vaters Spur, sonst keiner anderen folgt.
Er achte die Götter, die Heimat, das Land, und liebe die Eltern,
suche nach Ausgleich und Recht, fest in dem, was er will.
Weiche den Lichtscheuen aus: Denn Gott ist die Quelle des Lichtes,
wer diesen Ursprung nicht kennt, findet niemals zu Gott.
Wenn er einmal Latein und Griechisch gründlich erlernt,
Soll er bewahren sein Deutsch in Liebe und Treue zu Dir!

Offenburg, den 31. Januar 1844

Franz Weißgerber, Gymnasiumsdirektor

1) Catull. 56,5 2) Vergleiche Tacitus, Annalen, Buch III, 19

Die deutsche Übersetzung des Gedichtes

richt. Für Kenner sei aber hingewiesen auf die spielerisch-kunstvolle Anwendung von Anapher, Alliteration, Hyperbaton, Enjambement, Archaismus, Prolepsis, Enallage und das Monosyllabon. Weißgerber hat das ganze Instrumentarium sprachlicher Stilistik virtuos vorgeführt und sich hier als Meister der klassischen Kleinform erwiesen. Besonders amüsant waren die Nachforschungen zu den von Weißgerber angefügten Zitaten, die im Stile der humanistischen Bildung Belesenheit und legitimierende Zitierfähigkeit unter Beweis stellen sollte. Der Hinweis auf den gravierenden Gewährsmann Tacitus als dem größten lateinischen Geschichtsschreiber ist unverfänglich und betrifft eine Episode zum Abschluß der Rachemaßnahmen für den Tod des Gernanikus im dritten Tiberiusbuch der Annalen. Weniger harmlos und für den Gebildeten sicher humorvoll gemeint ist die Absicherung des „pupulus“ im ersten Zitat durch eine eindeutig obszöne Stelle in den „nugae“ des Dichters Catull, – sicher kein schmeichelhafter Segenswunsch für den Stammhalter des Ehepaares Baumann!³¹ Vielleicht ist es aber auch ein Beispiel für den hintergründigen Humor, den die Schüler an

ihrem Professor so sehr schätzten, und für seine sympathische Menschlichkeit, die Einverständnis schafft und mit einem ironischen Lächeln die harten Realitäten der Welt für sich und andere relativiert und etwas erträglicher macht. Diese zeitverwurzelte persönliche Humanität zusammen mit dem souverän gemeisterten Spiel mit der Form bestimmt die zitierten lyrischen Veröffentlichungen Weißgerbers im Offenburger Wochenblatt genauso wie unser kleines Gelegenheitsgedicht (Abb. 8).

Einfühlsam nimmt hier der Dichter Weißgerber Anteil an der Freude des hochgeschätzten Kollegen Baumann und seiner frommen Gattin über die etwas verspätete Geburt des kleinen Georg Baumann. Er spricht ihn, praktisch über den Rand seiner Wiege, persönlich an und geleitet ihn mit liebevollen Segenswünschen ins Leben. Dabei spart er nicht mit religiösen und ethischen Maximen neben treuherzigen Wegweisungen, die einen leichten Patriotismus nicht verleugnen und auch politische Ausrichtungen erkennen lassen. Denn daß ihn mit seinem Kollegen und Mitstreiter Baumann auch eine außerberufliche Schicksalsgemeinschaft verband, konnte aus den zeitgenössischen Quellen nachgewiesen werden. Zur moralisch-politischen Grundhaltung der beiden Lehrerpersönlichkeiten wird auch aus dieser eher privaten kleinen Geburtstagslegie aus dem Vormärz einiges deutlicher. Weißgerbers Gedicht enthält nämlich noch zwei weitere versteckte, aber ernstere Zitate. Einmal ein wortwörtliches Eigenzitat, zum anderen eine hochberühmte klassische Sequenz. Mit dem Wort *Lucifugos* (Zeile 11), d. h. „lichtscheu, menschenscheu“ hatte Weißgerber, im gleichen Kasus und in der gleichen Anfangsstellung im Vers bereits 1835 in seiner oben erwähnten Geburtstagswidmung seinen lateinischen Abschlußvers begonnen.³⁰ Der lebensfrohe und kämpferische, sicher nicht öffentlichkeits-scheue Direktor fordert Mersy zu seinem Namensfest ausdrücklich auf, diese damaligen licht- und menschenscheuen Zeitgenossen (*Lucifugos*) zu *vellere*, d. h. zu zupfen oder gar zu rupfen, was soviel bedeutet, wie ihnen etwas am Zeuge zu flicken. Das war sicher auch eine Selbstermutigung des politisch engagierten Professors und eine Art moralische Maxime, auch als Warnung für Baumann.³²

In diese Richtung zielt auch das zweite, nicht ausdrücklich vom Verfasser gekennzeichnete und daher damals bei den klassisch gebildeten Lesern als bekannt vorausgesetzte Zitat, das auch heute einem Kenner Horazischer Oden nicht verborgen bleiben kann. Im Pentameter des fünften Distichons zitiert Weißgerber mit

IUSTI AEQUIQUE COLENS PROPOSITIQUE TENAX

die erste Zeile der berühmten dritten Römerode des großen augustaeischen Dichters Horaz mit leichter Umstellung und Erweiterung, nämlich *IUSTUM ET TENACEM PROPOSITI VIRUM*³³.

propositique tenax-fest in dem, was man will, – Weißgerber hat für diese Zeile an anderer Stelle eine eigene eingängige Übersetzung angeboten, und zwar in dem schon zitierten, von ihm selbst verfaßten Schulkinderlied für seinen Kollegen, den Geistlichen Rat L. Mersy (Zeile 11, 2. Strophe): „Das Gute erkennen, es wollen mit Kraft.“ propositique tenax – ein Lebensmotto für den hier begückwünschten kleinen Erdenbürger Baumann, sicher aber auch beherzigenswert für jeden anderen und nicht zuletzt für Weißgerber selbst: Fest zu dem stehen, was man sich vorgenommen hat und was einem bestimmt ist; festhalten an dem, was man einmal für richtig und wesentlich erkannt hat; sich selbst treu bleiben; hartnäckig (tenax) für seine Überzeugung eintreten, auch öffentlich und couragiert selbst unter Gefahr für die eigene soziale Stellung – das hat Weißgerber unter Beweis gestellt, mit allen nachteiligen Folgen für seine berufliche Karriere gerade in diesem Vor-revolutionsjahr 1844.

Wenige Wochen nach Entstehung und Veröffentlichung des Gedichtes wurde er als Direktor des Offenburger Gymnasiums entlassen und auf höchste Weisung zum zweiten Mal strafversetzt. Die kleine lateinische Geburtstagslegie des Direktors Weißgerber für seinen Kollegen, den Turnlehrer Baumann, ist damit auch ein sympathisches persönliches Zeugnis eines Mannes, der mit 67 Jahren bereits den Zenit seines Lebens und seines beruflichen Schaffens überschritten hatte. Mit ungebrochener Tatkraft hatte er sich hinausgewagt aus dem beschaulichen klösterlichen Gelehrtenstübchen des Gymnasiums zu den Schauplätzen politischer Entscheidungen, bereits das Scheitern seiner Ideen und seines Wirkens als engagierter Bürger und prominenter Offenburger Vormärzliberaler vor Augen. Gleichzeitig gibt aber dieses hier vorgelegte und in den Rahmen der biographischen und politischen Zusammenhänge gestellte literarische Zeugnis noch einmal den Blick frei in eine Zeit, in der trotz dröhnender Dampfmaschinen und rauchender Eisenbahnen die beschaulich biedermeierliche Idylle einer ländlich geprägten badischen Kleinstadt lebendig wird mit einer gepflegten bürgerlichen Festkultur, Liedertafeln, gelehrten Grußadressen und gebildeter Konversation.³⁴

Weißgerbers und Baumanns Spuren verlieren sich in der Revolution in Freiburg und Rastatt, das wenige Jahre später Symbol für den vergeblichen Traum von der Freiheit werden sollte. Hier wären weitere Nachforschungen für die Zeit nach 1844 wünschenswert. Der ehemalige Direktor könnte seinen alten Kollegen Baumann in Freiburg noch einmal getroffen haben, denn sein letztes Lebenszeugnis stammt von dort. Es ist das oben im Text abgebildete Porträt des 60-Jährigen, das ihm seine *Freunde und vormaligen und jetzigen Schüler in aufrichtiger Verehrung* gewidmet hatten und das er jetzt seinem immer noch im Londoner Exil lebenden Schüler mit ei-

Herrn Hofrath u. Professor Franz Weißgerber

in dankbarer Verbindung von seinen Schülern, die er
vermaligen und jetzigen Schülern gewidmet

Freiburg im Breisgau im Juli 1857.

Mein Liebbling meiner Seele,
dem hochberühmten Professor, Dr. phil. et med.
Herrn Karl Heinrich Schaible, in London
meinem ehemaligen geliebten und vortrefflichen Schüler in Offenburg.
Freudlich gewidmet.
F. Weißgerber
80 Jahre alt.

Weißgerbers letztes privates Lebenszeugnis

ner handgeschriebenen Widmung zuschickt, die einer Liebeserklärung gleichkommt. *Dem Liebbling meiner Seele, dem hochberühmten Professor Dr. phil. et med., Herrn Karl Heinrich Schaible, in London meinem ehemaligen und vortrefflichen Schüler in Offenburg i.B. herzlichst gewidmet. F. Weissgerber. 80 Jahre alt.* Damit hatte der hochbetagte ehemalige Direktor des Offenburger Gymnasiums (kurz vor seinem Tode im gleichen Jahr?) 1857 noch einmal eine letzte Verbindung zu Offenburg hergestellt, wenn er nicht doch irgendwann einmal der Versuchung nachgegeben hat, seinem inzwischen „preußenfreien“ Revolutionsstädtchen einen Besuch abzustatten und vom neuen toskanischgestylten Offenburger Bahnhof über die Hauptstraße nach Süden zu schlendern zu seinem lieben alten Gymnasium (Abb. 9).³⁵

Anmerkungen

- 1 Offenburger Wochenblatt vom 9. 2. 1844, Stadtarchiv Offenburg, Zeitgeschichtliche Sammlung 9/332.
- 2 Beide Angaben im „Programm des Großh. Gymnasiums und der höhern Bürgerschule zu Offenburg für das Schuljahr 1840/41“, pag. XV, StAO 12/315.
- 3 a. a. O., pag. XIV.
- 4 a. a. O., pag. XII
- 5 ebenda.
- 6 Vergleiche demgegenüber die „Seelenfreuden“, die Weißgerber selbst zu bereiten vermochte aus der Sicht seines Lieblingsschülers: *Unser tüchtiger Professor Weißgerber, dem ich eine dankbare Erinnerung bewahre, gab einmal den Schülern meiner Klasse als Aufsatz auf, ihre eigene Biographie zu verfassen. Der witzige, zum Spaß aufgelegte*

Mann wollte sich wohl Stoff zum Lachen verschaffen. War solches sein Wunsch, so ward er reichlich erfüllt . . . K. H. Schaible, 37 Jahre aus dem Leben eines Exilierten. Ein flüchtiges Lebensbild, Stuttgart/London 1895, S. 1.

- 7 a. a. O., pag. III-X, „Die Wissenschaftliche Beigabe betreffend“ mit Ergänzungen im Schulprogramm des Folgejahres. Vergleiche die Erwähnung bei *Zangemeister*, Drei obergermanische Meilensteine aus dem ersten Jahrhundert, 1884 und neuerdings auch in B. *Jenisch/U. Schmidt*, Archäologischer Stadtkataster Offenburg, Februar 1998, Fundstelle 4, S. 31.
- 8 Programm für das Schuljahr 1841/42, pag. VI, „Alterthumsfreunden zur Nachricht.“ StAO 12/317
- 9 ebenda pag. III.
- 10 Im gleichen Schulprogramm unter „Lehrgegenstände Musik und gymnastische Uebungen für die Zöglinge beider Anstalten betreffend.“, S. 14
- 11 ebenda pag. V. Ein Plan des neuen Turnplatzes findet sich in der unter Anmerkung 15 erwähnten Turnakte des Stadtarchivs.
- 12 Programm für das Schuljahr 1842/43, S. 23, StAO 12/318.
- 13 *Drum sing, o Lied! im sanften Ton der Flöten:
Auch Sie sei hochverehrt,
Sie, die Ihr Lob durch schüchternes Erröthen
Rechtfertigt und verwehrt!*
So wörtlich abgedruckt in der damals einzigen Offenburgers Zeitung. Offenburgers Wochenblatt vom 31. 03. 1843. StAO, ZGS 073, Nr. 13. Die Jahresfeier fand statt am 2. 4. 1843 zum Namenstag des Heiligen Franz von Paula (Francesco de Paola), Liturgie nach GK g am 2. April. Siehe *O. Wimmer – H. Melzer*, Lexikon der Namen und Heiligen, Innsbruck 1984, S. 291–292.
- 14 Schulprogramm 1843/44, S. 4. StAO 12/319. Die Vakanz trat laut Schulprogramm von 1844/45 am 15. 4. 1844 ein, die Neubesetzung erfolgte mit Erlaß vom 10. 9. 1844.
- 15 ebenda. Die letzte amtliche Unterschrift Weißgerbers als Direktor des Gymnasiums fand ich in einer bislang nicht veröffentlichten Akte des Offenburgers Stadtarchivs unter dem Datum des 17. April 1844, also acht Wochen nach der Veröffentlichung unseres Gedichtes: StAO, Turnen und Schwimmen, 1837 bis 1859, Fach III, Fasc. 106. Es handelt sich dabei um eine umfangreiche Korrespondenz zwischen Gymnasiumsdirektion und Bürgermeisteramt in Offenburg sowie dem „Großherzoglichen Oberstudienrath“ in Karlsruhe wegen der Einrichtung eines Turnplatzes für die gymnastischen Übungen der „Zöglinge“ des Gymnasiums. Wenige Zeilen später unterzeichnet unter dem Datum des 10. Mai 1844 bereits der neue Direktionsvertreter Gagg. (Abb. 5)
- 16 Der integre Charakter des in Offenburg hochangesehenen Pädagogen und gelehrten Direktors des Gymnasiums, der sich in einer Zeit großer politischer Umbrüche in seiner Stadt für die Durchsetzung liberaler Ideen eingesetzt hat, verbietet es m. E., bei Weißgerber von einem „politisch so zwielichtigen Pädagogen“ oder einem „wahren Doppelleben“ zu sprechen, wie es R. Schimpf in seinem neuesten sonst so verdienstvollen Buch über die Vorgänge dieser Zeit tut: *Rainer Schimpf*, Offenburg 1802–1847, Karlsruhe 1997, S. 227 und 232. Auch heutzutage kann beruflich bedingte Loyalität durchaus einhergehen mit couragiertem politischem Engagement.
- 17 In seinem langerwarteten und rechtzeitig zum Jubiläumsjahr 1997 erschienenen Buch – Summe jahrelanger intensiver neuer Recherchen und Krönung seiner zahlreichen früheren Arbeiten zur 48er Revolution – legt der nach wie vor profundeste Kenner der Offenburgers Revolutionsereignisse ein fundiertes und spannendes Standardwerk vor, das die Rolle Weißgerbers und anderer Wegbereiter nationaler und liberaler Ideen im

„badischen Demagogennest“ zum ersten Mal angemessen herausarbeitet: Franz X. Vollmer, Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution, 532 S., Karlsruhe 1997, besonders im Kapitel „Schüler und Studenten in Berührung mit neuen Ideen“. Er nennt Weißgerber „die prägende Gestalt“ am „Offenburger Gymnasium . . . als Brutstätte neuer Ideen“.

R. Schimpf, der in seinem oben erwähnten Buch mit der differenzierten Bearbeitung der spannungsreichen Vorgeschichte der Offenburger Ereignisse von 1802 bis 1847 Vollmers Arbeit umfassend und kenntnisreich ergänzt, nennt Weißgerber einen „radikalen Vordenker des Gymnasiums“ (S. 258). Vergleiche jetzt auch die inzwischen seit der großen badischen Landesausstellung zur 48er Revolution in Karlsruhe vorliegende CD-Rom von Heinrich Raab: Revolutionäre in Baden 1848/49 mit biographischen Daten von 38 500 Revolutionären, Stuttgart 1998.

- 18 Eine grundlegende Charakterisierung seiner geistig-politischen Standortbestimmung findet sich bei R. Schimpf, a. a. O., S. 325, Anmerkung 98.
- 19 Offenburger Wochenblatt 1843 in verschiedenen Folgen: 15. September, Seite 329–30; 22. September, Seite 338–40 und 6. October, Seite 357–59. In gekürzter Fassung in der „Oberrheinischen Zeitung“ Nro. 245. Vom sprachlich-stilistischen Tenor her zu urteilen stammt auch das auf der ersten Seite abgedruckte ganzseitige Neujahrs Gedicht „Zum neuen Jahre“ vom 6. Januar 1843 mit all seinen guten Wünschen und Hoffnungen von Weißgerber.
- 20 R. Schimpf, a. a. O., S. 258 und 227.
- 21 R. Schimpf in seinem spannenden Kapitel „Der Direktor und, der Oberamtmann – der Kampf um das Gymnasium“, a. a. O., S. 226–232.
- 22 Schimpf, S. 210.
- 23 Programm für das Schuljahr 1842/43, S. 24, StAO 12/318.
- 24 Schimpf, S. 259.
- 25 Programm für das Schuljahr 1842/43, S. 16. Der Titel des noch heute in Privatbesitz fast vollständig erhaltenen Werkes lautet. „Das Ganze der Gymnastik oder ausführliches Lehrbuch der Leibesübungen nach den Grundsätzen der besseren Erziehung zum öffentlichen und besonderen Unterricht bearbeitet von I.A.L. Werner, ehemaligem Lehrer der Fecht- und Voltigirkunst und Gymnastik an der Universität und einigen Erziehungsanstalten Leipzigs. Mit einem Titelbilde und 274 Figuren. Meissen, 1834, bei Friedrich Wilhelm Goedsche“.
- 26 Vergleiche die beiden Abbildungen bei Schimpf, a. a. O., S. 217 (hier allerdings drei Jahre zu spät datiert, da Klehe das Gymnasium bereits 1842 verlassen hatte). Sie zeigen ein von Baumanns Kollegen, Franz Klehe, für den praktischen Sportunterricht entworfenen Barren und ein Voltigierpferd aus dem Fotoarchiv des Stadtarchivs Offenburg. Die bei Werner nach dem Vorbild des berühmten „Urpferdes“ von Turnvater Jahn (heute im Jahnmuseum in Freiberg/Sachsen) abgebildeten Turnpferde Baumanns weisen noch leibhaftige Glasaugen und einen Lederschwanz auf!
- 27 Die Vorgänge sind lebendig nachzuerleben bei Schimpf (a. a. O.) im Kapitel „Für Zittel gegen Zittel – der Wandel zur Oppositionsstadt, S. 246–263, für Baumann besonders die Passagen auf der Seite 259. In der oben erwähnten „Turnakte“ taucht Baumann zum letzten Mal mit einem Antrag (Brief mit Siegellackresten) am 9. 2. 1845, also genau ein Jahr nach der Veröffentlichung von Weißgerbers Geburtstagsgedicht für Baumanns Stammhalter im Wochenblatt, auf, der Bezug nimmt auf einen „langersehnten Schwebebaum“ und einen „Springbock“ (Entgegnung des neuen Direktors Gagg auf derselben Seite und erneut Stellungnahme Baumanns vom 4. März 1845). Im Schulprogramm taucht Baumanns Name zum letzten Mal in der Lehrerstatistik des Schul-

- jahres 1845–46 auf (StAO 12/321, S. 4). Seine Versetzung nach Freiburg ist auf den 10. August 1846 datiert (StAO 12/322, S. 3).
- 28 Weißgerber hatte einen eigenen Übersetzungsversuch in der „Wissenschaftlichen Beigabe“ für das Schulprogramm 1841/42 (pag II) angekündigt, nämlich „Theokrits I. Idylle, metrisch übersetzt vom Direktor und Prof. Weißgerber“. (Im Stadtarchiv leider nicht auffindbar!)
- 29 Offenburger Wochenblatt vom 5. 12. 1843, SAO, ZGS9/332, Nummer 50: „Sta, viator! Siste gradum . . . Mitte preces pro illo ad Deum et abi!“
 O Wand’rer stehe still und
 hemme deinen Schritt! . . .
 O schicke noch zum Höchsten
 ein Gebet für ihn,
 dann magst getrost und still
 du wieder weiter zieh’n.
 (Frei übersetzt von dem Verfasser derselben.) Offenburger Wochenblatt vom 22. 12. 1843, StAO 9/332 Nr. 51
- 30 Offenburger Wochenblatt vom 28. August 1835, StAO, 9/472/322, Nr. 35.
 Intellektuell besonders reizvoll ist dabei das verschlüsselte lateinische Onomatogramm zu lesen, dessen fettgedruckte Anfangsbuchstaben den Satz *LUDOVICO LAUS*; d.h. „Ruhm für Ludwig“, sc. Mersy, ergeben. (Dabei muß das **V** als **U** gelesen werden!)
*Lucifugos Vellens, Disturbans Omnia Vana
 iam Complebis Opus, Laus Ampla Virumque Sequetur.*
 Lichtscheue behelligen, alle Eitelkeiten zerreißen,
 – so vollende das Werk, und großer Ruhm folgt dem Mann. Zu den Schwierigkeiten metrischer Übersetzungen ins Deutsche vergleiche F. Schillers Übersetzungsversuch des griechischen Gedenkspruches für die bei den Thermophylen gefallenen Spartiaten: „Wanderer, kommst Du nach Sparta . . .“.
- 31 Weißgerbers erste eigene Anmerkung bezieht sich auf Tacitus, Annalen, Buch III, Kapitel 19: „non modo apud eos homines, qui tunc **agebant**“ (= nicht nur bei den Menschen, die damals „**ihr Leben führten**“), agebant steht hier also in ungewöhnlicher Verwendung statt vivebant und ist eine begründete Abweichung vom allgemeinen Sprachgebrauch. Nicht ganz so unverfänglich ist das zweite Anmerkungs zitat. Weißgerber nimmt hier allen Ernstes Bezug auf Catull, carmen 56, 5. Dort heißt es:
 res est ridicula et nimis iocosa!
 deprensi modo **pupulum** puellae
 trusantem: hunc ego . . .
 (= ein spaßige Sache, allzu lustig! Eben traf ich ein Bürschchen meines Mädchens, tüchtig stoßend: Den hab ich . . .). Im Taufregister fanden sich als Vornamen für den am 31. 1. 1844 geborenen Baumannsohn Georg Peter Adalbert. Die Eltern, Gymn. Prof. Karl Baumann und die Pfarrerstochter Henriette Eva Jeanette Wagner, hatten am 26. 4. 1843 in Aglasterhausen bei Neckargmünd den Bund fürs Leben geschlossen und, schon damals ganz im Sinne gelebter Ökumene, als Taufpaten den katholischen Pfarrer Georg Adalbert Buchmann und den evangelischen Pfarrer Peter Mayer eingesetzt.
- 32 lucifugus, -a, -um wird laut K.E. *Georges*, Ausführliches Handwörterbuch Lateinisch-Deutsch (Basel 1962, 11. Auflage), Bd. II, S. 710 in Verbindung gebracht bei Colum. 9, 7, 5 und Vergil, georg. 4, 243 mit der blatta (= Küchenschabe), die wie eine Drohne ohne eigene Arbeit von den Tischen anderer zehrt. Bei Cicero, ebenfalls verächtlich, werden – auf den Menschen übertragen – die Lichtscheuen in einem Atemzug genannt

mit den Engstirnigen und Intriganten, Menschen, die ihre Prinzipien preisgeben (*Cicero*, Über die Grenzen ethischen Handelns 1, 161). Vielleicht ist in unserem Zusammenhang auch eine Anspielung Weißgerbers auf die „Lichtfreunde“ nicht ausgeschlossen, eine rationalistische freireligiöse Gruppierung, die in seiner Zeit auch in Offenburg ihre Anhänger fand.

- 33 Horaz, *Carmen* II, 3, 1: „ein gerechter Mann, der festhält an seinem Entschluß“. Vergleiche die vorgelegte Übersetzung der Parallelstelle in der Weißgerberschen Elegie! Auf seine weitere klassische Anspielung mit „favet . . . Lucina“ auf Vergils bekanntes viertes Hirtengedicht, die sogenannte „Weihnachtsekloge“ sei nur am Rande hingewiesen: „fave, Lucina . . .“, Vergil, *ecl.* IV, 10).
- 34 Welcher Schulleiter eines heutigen Gymnasiums würde schon und könnte auch einem Kollegen ein sprachlich gut gestaltetes Geburtstagsgedicht aus eigener Feder vorlegen, – und das noch in fehlerfreiem Vergillatein mit Horazvariationen? Und welche Tageszeitung und welche gebildete Öffentlichkeit würde davon, wie damals auf der ersten Seite der Lokalpresse, überhaupt Notiz nehmen? – *tempora mutantur, et quatumquidque manebit*?
- 35 Damals, ab Sommerfahrplan 1846, fünfmal täglich ab Freiburg Hauptbahnhof, mit der berühmten „Crompton-Maschine“ auf der flachen Rheintalstrecke zum Teil sogar mit 100 km/h, direkt bis zum Offenburger Bahnhof, der im Jahr der Abfassung unserer lateinischen Geburtstagselegie, nämlich 1844, eingeweiht worden war.

Abbildungen

1. Das barocke Schultor des alten Gymnasiums
2. Die lateinische Geburtstagselegie Weißgerbers von 1844
3. Ein Porträt Direktor Weißgerbers aus dem Jahre 1837
4. Weißgerbers Ergänzung der römischen Meilensäule von 1841
5. Weißgerbers letzte amtliche Unterschrift (1844)
6. Das offizielle Turnbuch Karl Baumanns von 1834 (mit Schulstempel)
7. Zeichnungen von Turngeräten und Turnübungen aus dem Vormärz
8. Die deutsche Übersetzung des Gedichtes
9. Weissgerbers letztes privates Lebenszeugnis

(Abbildungen 1, 2, 3, 4, 5, 9: StAO; 6, 7, 8: Privat)

Zwei Mosaiksteinchen zur Geschichte der Offenburger 48er: Der Geburtsort von Gustav Rée und der spätere Lebensweg von Theodor Nerlinger

Franz X. Vollmer

So beeindruckend die anlässlich des 150. Revolutionsjubiläums gerade in Mittelbaden allenthalben entfachte Forschungs- und Publikationswelle und der daraus folgernde Erkenntniszuwachs im einzelnen auch sind, so ist sich der Forschende doch immer bewußt, daß jedes neu erreichte Ergebnis nur unvollkommen oder unvollständig sein kann und damit zu weiterem Fragen und Nachforschen geradezu herausfordert.

So sollen hier zwei neu gefundene Mosaiksteinchen vorgestellt werden, die noch bestehende Lücken der Geschichte der Offenburger Revolutionsbeteiligten von 1848/49 zu einem – bescheidenen – Teil füllen können. Es handelt sich um das bislang offene Problem des Geburtsortes des Offenburger Revolutionsbürgermeisters und Paulskirchenabgeordneten Gustav Rée und den bisher unbekanntem nachrevolutionären Lebensweg des Offenburger Jungrevolutionärs Theodor Nerlinger.

Die Herkunft des Offenburger Revolutionsbürgermeisters und Paulskirchenabgeordneten Gustav Rée

Über Gustav Rée, den Offenburger Bürgermeister und Paulskirchenabgeordneten der Revolutionszeit, ist schon viel geschrieben worden¹. In der Frage seiner Ecklebensdaten jedoch besteht bislang noch Unsicherheit. Noch ein neues Sammelwerk gibt an: „*16. 11. 1810, Offenburg; † 07. 08. 1869, Bruchsal.“² Als Sterbeort ist indessen eindeutig Freiburg bewiesen³. Die Frage der Geburt dagegen ist immer noch offen geblieben. Nachdem das für einen katholischen Offenburger damals allein zuständige Pfarramt Heiligkreuz unter Rée's traditionell angegebenem Geburtsdatum keinen Taufbucheintrag aufweist, ist sogar vermutet worden, Rée sei evangelisch gewesen⁴. Oder war aus der überlieferten Bemerkung, daß ihn Franz Bernhard Rehe/Rée „als seinen Sohn anerkannt hat“⁵, zu schließen, daß Gustav Rée vorehelich unter dem Mutternamen „Tritschler“ geboren worden und als solcher bislang noch nicht identifiziert worden sei? Wie aber kann man in der Frage nach Datum, Ort und Umständen der Geburt sicheren Boden unter die Füße gewinnen? Sucht man die für Rée vorliegenden Dokumente nach weiterführenden Hinweisen ab, so fällt ins Auge,

Im Buchholz wurde im Jahre 1810 d. 16^{ten} Novemb^{er} im 9^{ten}
Mittag geboren und selbst getauft

Gustav Adolf Rée

Antwan hiel Rühl sein Onkel
Rauheit von Offenburg
und Gmünder Amtshaus von Offenburg

Alte Jungfer stand bei mit Maria Feuchter als Wittin
Gieses Hristen Frauen und Bürgermeister
und Mathias Rühl in oben
von Lohndorf

Aufgewachsen und erzogen zu Buchholz d. 16^{ten} Novemb^{er}
1810

Gletschler Rée

daß dieser sich 1827 in Buchholz⁶ bei Waldkirch aufgehalten hat, von wo aus er damals beim Oberamt Offenburg schriftlich um Zulassung zum Incipientenexamen, also zur Zulassungsprüfung für den Staatsdienst, einkam. Wie aber kam Gustav Rée nach Buchholz? Da fällt auf, daß im Raume Waldkirch-Buchholz der Familienname Tritschler, der Mädchennamen seiner leiblichen Mutter, noch heute sehr verbreitet ist und auch in der Revolution von 1848/49 ein „Dritschler“ von Buchholz als kompromittiert aktenkundig geworden ist. Stammt etwa seine Mutter Genovefa Tritschler aus Buchholz? Hatte sie hier noch Verwandtschaft, zu der sie und später ihr Sohn sich in Zeiten einer Notlage zurückziehen konnten? Ist sie womöglich im heimatlichen Buchholz mit Gustav niedergekommen?

Tatsächlich beseitigt ein Blick in das Buchholzer Taufbuch jeden Zweifel. Es vermeldet unter dem 16. Nov. 1810, dem altbekannten Geburtsdatum von Gustav Rée:⁷

„In Buchholz wurde im Jahre 1810 den 16ten November um 9 Uhr vormittag gebohren und daselbst getauft

Gustav Adolf Rhee.

Aeltern dieses Kindes sind Herr Bernard Rhee beyder Rechte Kandidat von Offenburg
und Genovefa Tritschler von Offenburg.

Als Zeugen standen bey mit Maria Tritschler als Pathin Xaver Pfeifer Gerber und Bürgersohn von Waldkirch und Mathäus Reich . . .“

Damit steht zweifelsfrei fest, daß Gustav Rée am 16. November 1810 in Buchholz, dem heutigen Stadtteil von Waldkirch, geboren wurde und daß er von Anfang an den Namen seines Vaters trug.

Seine Lebensdaten lauten also:

Gustav Adolf Rée, geb. 16. November 1810 in Buchholz (heute Waldkirch-Buchholz), Kreis Emmendingen, gest. 7. August 1869 in Freiburg i.Br.

Der nachrevolutionäre Lebensweg des Offenburger Jungrevolutionärs Theodor Nerlinger

In der Revolution von 1848/49 hat der 1821 geborene, damalige Kandidat der Medizin Theodor Nerlinger eine überdurchschnittliche Rolle gespielt und war so z.B. sowohl in den Erinnerungen des gemäßigten Ludwig Häusser wie auch des radikalen Amand Goegg als besonders aktiv genannt worden⁸. Ihm ist auch in den neuesten Veröffentlichungen ein relativ breiter Raum eingeräumt worden⁹.

Das bisherige Wissen endete aber mit seinen nachrevolutionären Straftaten, die mit seinem Exil in Frankreich, mit der Aberkennung der Staatsbürgerrechte, hohen Schadensersatzforderungen und einer Verurteilung zu einer 10jährigen Zuchthausstrafe abbrachen.

Wie aber verlief der weitere Lebensweg des so Geächteten? Verdarb er in der Fremde oder hat er dort irgendwo Fuß gefaßt oder gab es für ihn eine Rückkehr ins Vaterland? – Fragen, die angesichts fehlender weiterer Nachrichten anscheinend nicht mehr beantwortet werden konnten.

Indessen hat die Aufmerksamkeit einer noch lebenden Enkelin von Theodor Nerlinger¹⁰ neues Licht in dieses vermeintliche Dunkel gebracht: der „böse Bube“ von 1848/49 ist nach Jahren des Exils heimgekehrt, wurde

Bürgerrechtantritts-Schein.



Dem Bürger Theodor Nerlinger von Offenburg
wird anmit in Gemäßheit des § 6 der hohen Ministerial-Berordnung vom
2. December 1836 (Regierungsblatt Nro 55) bescheinigt, daß er in dies-
seitiger Gemeinde zum Antritt des Bürgerrechts zugelassen und unter
Nro. 624 am 31^{ten} Mai 1866 in das Bürgerbuch einge-
tragen worden sei.

Zur Beurkundung:

Offenburg am 31^{ten} Mai 1866



Der Gemeinderath.

Müller

Schumann

treusorgender Familienvater und sogar Leiter der Großherzoglichen Obst-
bauschule ausgerechnet in der Residenzstadt Karlsruhe.

Wie vollzog sich solches im einzelnen? Frau Margarete Goffin, die Enkelin
von Joseph Theodor Nerlinger, berichtet: „Er floh nach dem Scheitern des
Volksaufstandes 1849 . . . nachts bei Kehl über den Rhein. Etwa 10 Jahre
blieb er in Frankreich, in der Normandie, wo er auf einem landwirtschaftli-
chen Gut tätig war. Nach seiner Rückkehr, nach der Amnestie 1862, wurde
er Teilnehmer am ‚landwirtschaftlichen Fabrikgeschäfte‘ des Herrn von
Gallau zu Wallerfangen, Bezirks Saarlouis,“ also im damals preußischen
Saarland.



Dieser auf mündlicher Familientradition basierende Bericht wird gestützt durch Dokumente: einmal durch einen vom Offenburger Gemeinderat am 31. Mai 1869 ausgestellten Bürgerrechtsantrittschein, der von Theodor Nerlinger wohl im Zuge seiner Heiratsvorbereitung beantragt worden ist. Damit war Nerlinger wieder ins Offenburger Bürgerbuch aufgenommen. Auf seiner Visitenkarte nannte er nun Offenburg als seinen Sitz und als seinen Beruf französisch „agronome“. Die kirchliche Trauung wurde – wie der Auszug aus dem Ehebuch der katholischen Pfarrei in Karlsruhe dokumentiert, am 6. Juli 1869 in Karlsruhe vollzogen. Er dürfte aber weiterhin in Wallerfangen bei Saarlouis gewohnt haben, jedenfalls ist ein Photo mit seinem 1872 geborenen Söhnchen etwa um 1874 in Saarlouis aufgenommen. Aus dem „kompromißlosen Revolutionär“ war inzwischen – so bezeugt dieses Photo – ein „liebvoller Familienvater“ geworden, wie seine Enkelin dazu bemerkt. Und Frau Goffin fährt fort: „Um das Jahr 1874 zog er nach Offenburg, nachdem er infolge von Mißernten und durch eine Schnapsbrennerei, die er mit Herrn von Gallau unternommen hatte, große Verluste erlitten hatte. 1878 übernahm er die Stelle eines Landwirtschaftslehrers in Eppingen an der landwirtschaftlichen Winterschule und 1880 die eines Vorstandes der Großherzoglichen Obstbauschule in Karlsruhe.“ Damit war auch die berufliche Heimkehr perfekt. Einst einer der Motoren der revolutionären Volksbewaffnung im Unterrheinkreis, war Nerlinger nun Leiter der Großherzoglichen Obstbauschule mit Dienstwohnung in der Residenzstadt Karlsruhe.

Daß er trotzdem gewissen Prinzipien bis zu seinem Tode treu blieb, kann aus seinem problematischen Verhältnis zur katholischen Kirche geschlossen werden. Wie viele entschiedene Demokraten scheint er seit 1848 sich

in Leipzig: Leipzig, Band XXIII. Unter 94. Jäger 1869
N^o 56, 4ten Jahrgang. Diebst und nichte beidwärts
Leipzig: Pinguin Verlag.
Leipzig am 6. Juli 1869.
Leipzig'sches Buchverlag.
L. G. G.



Theater Stuttgart



Todesanzeige.

D.218. Karlsruhe.
Freunden und Bekannten
widmen wir die traurige
Nachricht von dem heute Vormit-
tag 8 Uhr nach nur kurzer Krank-
heit erfolgten Ablebens unseres lie-
ben Gatten, Vaters, Bruders,
Schwagers und Onkels, des.

Großh. Landwirtschaftsinspektors
Theodor Nerlinger,
Vorstand der Großh. Obstbauschule.

Die Beerdigung findet Dienstag
Vormittags 11 Uhr vor: Traue-
hause, Obstbauschule, aus statt.
Blumenspenden werden im Sinne
des Dahingeshiedenen dankend ab-
gelehnt.

Dieses statt jeder besonderen An-
zeige.

Karlsruhe, den 10. Juni 1888.

Namens der Hinterbliebenen:
Die tieftrauernde Witwe
mit 3 Kindern.

D.280. Freiburg. Unter-
fertigter C. C. erfüllt hiermit die
traurige Pflicht, seine lieben a. H.
a. H. und r. a. C.B. i. a. C.B. von
dem am 10. d. M. in Karlsruhe
erfolgten Ableben seines lieben a. H.

Theodor Nerlinger,

Nassoviae Heidelberg, Rhenaniae
Heidelberg,

Landwirtschaftsinspektor,
Vorstand der Gr. Obstbauschule,
geziemend in Kenntniß zu setzen.
Freiburg, den 13. Juni 1888.

Der C. C. der Suevia
i. A.

Ernst X X X a. i.

von sich verstärkenden „ultramontanen“ Tendenzen distanziert zu haben. Aus dieser kirchenkritischen Haltung heraus ist wohl die Tatsache zu erklären, daß Nerlinger sich nach 1870 der altkatholischen Bewegung anschloß. Und da es in der Residenzstadt Karlsruhe, seinem neuen Wohnort, keine eigene altkatholische Gemeinde gab, ließ er sich, als er am 10. Juni 1888 an „Herzlähmung“ starb, protestantisch beerdigen.

Und wer sich vergegenwärtigt, welch' starke politische Prägekraft ein Amand Goegg den Heidelberger Studentenjahren der Vorrevolutionszeit zuschrieb¹¹, der wird auch die Todesanzeige der Studentenverbindung für Theodor Nerlinger als Alten Herrn der Nassovia Heidelberg und Rhenania Heidelberg mit anderen Augen lesen: In Heidelberg hatte der Offenburger Medizinstudent einst seine politische und weltanschauliche Prägung erfahren, die ihn – wie viele seiner Kommilitonen – zum Jungrevolutionär gemacht hatte. Und mindestens die persönliche Verbindung zu den alten Heidelberger Kommilitonen scheint also bis zum Tode 1888 nicht ganz abgerissen zu sein.

Nerlinger war und blieb nach der Schilderung seiner Tochter – der Mutter von Frau Goffin – „ein Feuergeist, der sich für alles Neue begeisterte.“ Nachdem ihn die Revolution aus der Bahn des ursprünglichen Medizinstudiums geworfen hatte, habe er das „Cameralfach“ studiert, sich in der französischen Landwirtschaft betätigt und die traditionelle Agrarbewirtschaftung mit industriellen Methoden zu modernisieren versucht. Nachdem er damit Verluste und Rückschläge erlitten hatte, mußte er sich mit der Stelle eines Landwirtschaftsinspektors begnügen. Daß er als beamteter Leiter der Karlsruher Großherzoglichen Obstbauschule endete, zeigt aber, daß auch für einst schwer kompromittierte Jungrevolutionäre der Weg in den Staatsdienst nicht für immer versperrt war, – ein weiteres Zeugnis für den im Grunde liberalen, nicht unversöhnlich nachtragenden Geist, der im Großherzogtum der Zeit nach 1862 herrschte.

Anmerkungen

- 1 Franz X. Vollmer, Offenburg 1848/49, S. 108–115, 125–129, 274–284, 294–296, 303–304, 395–396 u. v. a. m. (Vgl. dortiges Register S. 528).
Wolfgang M. Gall, Gustav Rée: Ein Bürgermeister zwischen Barrikaden und Parlament. In: „Die Ortenau“ Jg. 78 (1998), S. 102–114.
Portraits von Rée: 1) Ölbild Stadtarchiv Offenburg (Druck: Franz X. Vollmer, (wie oben) S. 24 und ausschnittsweise in „Die Ortenau“ Jg. (1998) S. 105).
2) Photographie als Landtagsabgeordneter um 1887 im Stadtarchiv Pforzheim (Druck im Katalog der Landesausstellung „1848/49. Revolution der deutschen Demokraten in Baden.“ Baden-Baden 1998, S. 470 f., Abb. 679 l.).
- 2 Heinrich Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49. Bearb. von Alexander Mohr. Stuttgart 1998. S. 722.
- 3 Franz X. Vollmer (wie Anm. 1), S. 283.
- 4 Handschrift. Notiz i. Sammelmappe Rée im Stadtarchiv Offenburg.
- 5 Franz X. Vollmer (wie Anm. 3), S. 275 nach STAO 10/30/93 GRP von 1827, Nr. 199, 212.
- 6 heute Stadtteil von Waldkirch.
- 7 Pfarramt Buchholz, II. Familienbuch (Tauf-, Ehe-, Totenb. 1810–1841) fol. 3 r. Dem kathol. Pfarrbüro Waldkirch-Buchholz Dank für die freundlich gewährte Einsichtnahme.
- 8 Ludwig Häusser, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution. Heidelberg 1851.
Amand Goegg, Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die Badische Revolution von 1849 . . ., Zürich 1876, S. 57.
- 9 Franz X. Vollmer, (wie Anm. 1), S. 355–362; vgl. auch Register. Heinrich Raab (wie Anm. 2), S. 672.
- 10 Frau Margarete Goffin, 67227 Frankenthal, Karolinenstr. 2, gebührt für ihre Berichte und für die Überlassung der hier abgebildeten Dokumente und Photos und deren Weitergabe an das Stadtarchiv Offenburg größter Dank.
- 11 Amand Goegg, (wie Anm. 8), S. 13 Anm.

Friedrich Hecker und Achern

Betrachtungen am Ende des Gedenkjahres 1998

Vortrag am 21. Januar 1999 vor dem Historischen Verein
Achern

Gerhard Lötsch

Friedrich Hecker wurde am 23. September 1811 in Eichtersheim bei Sinsheim an der Elsenz geboren, ältester Sohn des Freiherrlich v. Vennig'schen Rentamtmanns und Königl. Bayrischen Hofrats Georg Josef Hecker. Wilhelm August von Lüder, der Großvater seiner Mutter Wilhelmine von Lüder, war Erbherr auf Diedendorf bei Saarwerden. (Die Urenkelin einer anderen Enkelin dieses Wilhelm August von Lüder war Johanna von Puttkammer, die 1847 sich mit Otto von Bismarck vermählte.) Friedrich Hecker stammte aus großbürgerlichen Verhältnissen.

Sein jüngerer Bruder Karl (1812–1878) studierte Medizin in Heidelberg und promovierte dort 1835. 1839 begann er seine akademische Laufbahn als a. o. Professor für Augenheilkunde in Freiburg. – Die Ehe der Schwester Henriette (geb. 1814) blieb kinderlos; die Schwester Charlotte (geb. 1817) heiratete den Arzt Dr. Heinrich Josef Leopold Tiedemann, mit dem sie später nach Amerika emigrierte. Er war Bruder des Gouverneurs der Festung Rastatt, Gustav Nikolaus Tiedemann, der am 11. August 1849 standrechtlich erschossen wurde.

Als Neunjähriger verließ Friedrich Hecker sein Elternhaus und trat in das Karl-Friedrich-Lyzeum in Mannheim ein. Im August 1830 gab ihm die Direktion ein glänzendes Abgangszeugnis. Drei Monate später, am 30. November 1830, ließ er sich als Student der Rechtswissenschaft in Heidelberg immatrikulieren. Bei Professor Karl Josef Anton Mittermaier promovierte er im Mai 1834 „summa cum laude“. Nach zweijähriger Tätigkeit als Rechtspraktikant in Karlsruhe weilte er von September 1835 bis Februar 1836 in Paris und schied dann, nach Abschluß seiner Vorbereitungszeit, aus dem Staatsdienst. Am 28. Dezember 1838 wurde er, noch nicht 28 Jahre alt, als freier Advokat beim Oberhofgericht des Unterrheinkreises zugelassen. Im Oktober 1839 heiratete er Marie Josefine Eisenhardt, die Tochter eines wohlhabenden Mannheimer Handelsmanns. Im Alter von 31 Jahren wurde er 1842 in den Mannheimer Gemeinderat gewählt.

Wie bei vielen in das politische Geschehen der Zeit Verwickelten gingen auch die Friedrich Hecker betreffenden Urteile weit auseinander. Wilhelm

Zimmermann¹, schwäbischer Pfarrer und Literat, Mitglied der Nationalversammlung und dort der linken Fraktion „Donnersberg“ zugehörend, urteilte². *Die Natur hatte ihn äußerlich zum Volksmann ausgestattet, kräftig, schön in Fülle der Gesundheit, und die langen braunen Haare, die seelenvolle Kernstimme, der jugendliche, poetische Anstrich des ganzen Mannes, an dem kein Stäubchen der Gelehrtenstube hängt und der doch so geschickt zu reden weiß – das mußte gewinnen, hinreißen. Dieser Rechtsanwalt aus Mannheim, dem seine persönlichen und politischen Feinde die tiefere Kenntnis der Dinge und der Menschen, wie den Kopf des Staatsmanns absprachen, war jedenfalls eine Macht. Sie ruhte, mehr noch als in dem bisher Gerühmten, in dem Adel und der Positivität seines Charakters, in seiner selbstvergessenen Hingabe an die Sache des Volkes und der Freiheit. Fantastisches war in ihm und an ihm, denn er hatte viel Fantasie.*

Christian Gottlob Abt³, ein Wegbereiter der Mairevolution 1849, Redakteur der Heidelberger „Republik“, urteilte anders⁴: *Ein Mann, der das glückliche Talent hat, ohne tiefer in die Natur der Dinge, der Verhältnisse und der Personen einzudringen, über alles geläufig zu sprechen; ein Mann, dem die Redensarten der parlamentarischen Debatte zu Gebote stehen wie keinem; ein Mann, der vermöge seiner Persönlichkeit, seines legeren, jugendlich brausenden Wesens, wie keiner die Gnade hat, den großen Haufen zum Applaus zu bringen; ein Mann, der kein höheres Ideal kennt, als ein Redner zu sein; ein Mann, der in den Rednertribünen der Demagogie seine Paukplätze erblickt, auf welchen er mit großer Bravour jeden Tag sich herumtummelt, um seine Gegner mit dem leichten Schläger begeisterungsvoller Redensarten leicht zu verwunden, ohne sie aber mit dem schneidenden Schwert der Sachkenntnis zu vernichten; Hecker, der vollendetste Repräsentant jener oberflächlichen, glänzenden, renomistischen Demagogie, die leicht eine Rolle spielt, weil sie Leuten, die nicht zu denken verstehen, imponiert.*

Der folgende Aufsatz versucht, die Beziehungen Friedrich Heckers zu Achern darzustellen. Sie sind nicht besonderer, wohl aber paradigmatischer Art. Seine offene Art verschaffte ihm Freunde überall in Baden und darüber hinaus; in Achern waren es vor anderen Josef Ignaz Peter und Franz Josef Richter. Nicht oft, doch mindestens einmal, war Hecker persönlich in der kleinen Stadt am Fuß der Hornisgrinde. Wichtigstes Ereignis in den Beziehungen Heckers zu Achern aber ist die Volksversammlung vom 2. April 1848, deren unmittelbare Folgen über sein weiteres Schicksal entschieden.

Die bemessene Zeit verbietet, Lebenslauf und Wesenszüge anderer in diesem Vortrag genannter Menschen darzustellen, etwa Adam von Itzsteins⁵,

des Feldherrn der badischen Opposition. Immer auf der Suche nach politischen Talenten lud er die, welche er fand, auf sein Gut Hallgarten bei Bingen. „1839 oder 1840 auf Itzsteins Gut“ lernte der Mannheimer Kaufmann Daniel Friedrich Bassermann⁶ den aus Achern gebürtigen Hofgerichtsrat Josef Ignaz Peter näher kennen und urteilte: *Peter lebte bei aller persönlichen Weichheit und Liebenswürdigkeit des Gemüts schon damals nur in den Ideen der französischen Revolutionsmänner des vorigen Jahrhunderts.*⁷

Am 17. April 1841 wurde der 10. Landtag eröffnet. Unter den Abgeordneten waren Daniel Friedrich Bassermann als einer der drei Mandatsträger des Stadtwahlkreises 12 (Mannheim) und Josef Ignaz Peter für den Wahlkreis 16 (Endingen-Kenzingen). Als Staatsminister Landolin v. Blittersdorf dem Hofgerichtsrat Peter den zur Teilnahme an den Sitzungen notwendigen Urlaub versagte, kam es zum *Urlaubskrieg*. Peter wurde am 2. Februar 1842 in das entlegene Adelsheim verbannt. Zwei Tage später warf Bassermann der Regierung vor, Staatsdiener zu zerbrechen, *die ihre Gesinnung nicht um Besoldungszulagen verkaufen wollen*. Am 19. Februar 1842 löste Großherzog Leopold den Landtag auf.

Ein Wahlkampf, wie ihn Baden noch nicht erlebt hatte, führte zum hohen Sieg der freiheitlichen Kräfte. In den 11. Landtag entsandte der Wahlkreis 23 (Achern–Bühl) den Rastatter Advokaten Franz Josef Richter, der nach Achern zog und fortan mit seiner Familie „im Franz-Josef-Peter’schen Eckhaus gegenüber der Nikolauskapelle“ wohnte⁸. Auch er war Itzsteins politischer Ziehsohn. Auf Hallgarten waren sich Anfang der 40er Jahre Richter und der elf Jahre jüngere Hecker begegnet. Persönlicher Art waren die ersten Beziehungen Heckers zu Achern⁹.

Friedrich Hecker wurde für den 35. Wahlbezirk (Weinheim–Ladenburg) nachgewählt, nachdem auf Betreiben Itzsteins die Wahl eines konservativen Mannes für ungültig erkannt worden war¹⁰. Zwischen dem 31jährigen Hecker und dem 67jährigen Itzstein entstand eine Beziehung wie die eines Sohnes zu seinem Vater. Itzstein wurde Pate bei den drei Hecker-Kindern Artur (geb. im November 1842), Henriette Malvine (geb. 1845) und Erwin (geb. 1846).¹¹

Am 23. Mai 1842 trat der neugewählte Landtag zusammen. Am 19. August hielt Friedrich Hecker als nachgewählter Abgeordneter seine erste Rede, in welcher er die Regierung beschuldigte, sie wolle dem Volk das Recht freier Vertretung rauben. *Das Volk ist nur dann wahrhaft vertreten, wenn nicht stumme Ja-Herren und Figuranten auf dem Staatstheater nach dem System und Belieben der Regierung gewählt werden, wenn vielmehr das Volk frei die Männer suchen kann, die seine Interessen vertreten sollen.*

– Cantus firmus aller Hecker-Reden war „das Volk“, gestimmt waren sie auf den Ton der Anklage.

Hecker war *ein junger Mann von blendender Beredsamkeit*, schrieb ein badischer Historiker, *der aber ganz wesentlich dazu beitrug, daß in den Kammerverhandlungen immer mehr ein lärmender, verletzender Ton angeschlagen wurde*¹². In den Debatten spielten sich Hecker und Richter die Bälle zu. Ein anderer Historiker nannte letzteren einen „frivolen Rabulisten“, der „den formlosen, burschikosen Wirtshauston“ in die Zweite Badische Kammer hineingetragen habe¹³.

Großherzog Leopold löste den 11. Landtag am 9. September 1842 auf. – Der 12. Landtag währte vom 23. November 1843 bis zum 22. Februar 1845. – Anfang Juni 1844 brach der Aufstand der schlesischen Weber aus. Ratlos, hilflos standen Staat und Kirche vor der Massenarmut, dem „Pauperismus“¹⁴. – In der Debatte über die Einführung einer Kapitalsteuer betonte Karl Hecker am 12. Juli 1844: *Wenn wir nicht durch eine neue Gattung von Besteuerung wenigstens zeigen, daß es uns ernst ist, dem heranwachsenden Pauperismus entgegenzuwirken, so wird dieser Pauperismus uns einst mit blutigen Lettern lehren ihm aufzuhelfen*¹⁵.

Der 12. Landtag kam am 22. Februar 1845 zu Ende. Im Mai 1845 reisten von Hallgarten aus Itzstein und Hecker nach Leipzig, von dort weiter nach Norden. Itzstein sollte Taufpate sein beim jüngsten Kind des aus Baden nach Stettin „verbannten“ Regierungsrats Karl Georg Hoffmann. Am 23. Mai, um 5 Uhr morgens, weckte ein Berliner Polizeirat die schlafenden Badener und befahl ihnen, mit dem nächsten Zug Berlin und Preußen zu verlassen. Diese *Verletzung der persönlichen und bürgerlichen Freiheit der Deutschen, ein Angriff, der in den Einzelnen dem ganzen Volk widerfahren ist*¹⁶, führte zu einem Sturm der Entrüstung. Friedrich Hecker aber wurde durch den Vorgang *zur europäischen Zelebrität erhoben*¹⁷. Um seine Wiederwahl für den badischen Landtag mußte er nicht mehr bangen.

Als Wahlkämpfer für Franz Josef Richter kamen am 17. August 1845 Adam von Itzstein und Friedrich Hecker nach Achern¹⁸. Ihnen zu Ehren feierten die Acherner Freisinnigen im Gasthaus „Adler“ ein Festmahl; dann fuhr man zur Hub und beratschlagte dort mit den Wahlmännern aus Bühl und Ottersweier die Wahl des Abgeordneten¹⁹ für den Wahlkreis Achern–Bühl²⁰. Itzstein mahnte: *Den Advokaten Richter, seitherigen Deputierten, müßt ihr wieder wählen, dieser ist ein Mann fürs Volk und Vaterland*. Man sang Freiheitslieder, brachte Trinksprüche aus. Am späten Nachmittag kehrten die Acherner zurück. Itzstein und Hecker machten bei Richter noch eine Visite und reisten um $\frac{3}{4}$ 8 Uhr mit der Eisenbahn wieder ab.

Am 24. November 1845 wurde der 13. Landtag eröffnet; schon am 9. Februar 1846 löste Großherzog Leopold ihn wieder auf. Die Wahlen im April 1846 führten zu einem überwältigenden Sieg der Oppositionellen. Einstimmig wählten die Heidelberger Wahlmänner Josef Ignaz Peter zu einem von zwei Abgeordneten des Stadtwahlkreises 13 (Heidelberg). Der neue, der 14. Landtag trat am 3. Mai 1846 zusammen. Auch er dauerte nur wenige Monate, bis zum 17. September 1846²¹. Am 22. Mai brachte Josef Ignaz Peter eine „Motion auf Herstellung der Pressefreiheit“ ein²². Mit dem Bemerkten, nicht nur die *gelehrte Welt*, sondern *ein großer Teil der Bürger* verlange Pressefreiheit, übergab Franz Josef Richter Petitionen zur selben Sache aus Gemeinden des Oberlandes²³.

Das Bemühen um Reform stieß auf hinhaltenden Widerstand der Regierung. Was Wunder, wenn der auf Veränderung drängende Friedrich Hecker des parlamentarischen Spiels überdrüssig wurde. Am 8. März 1847 ließ er wissen, er werde nach Algier reisen. Ruhe und Erholung sollten ihm helfen, sein *zerrüttetes Nervensystem wieder in Ordnung zu bringen*²⁴. Nach zweimonatiger Abwesenheit kehrte er zurück, todmüde aber tatendurstig.

Viel von dem, was in der Folge geschah, liegt im Dunkel und wird dort bleiben. Struves (unveröffentlichte) „Denkwürdigkeiten“²⁵ lassen konspiratives Wirken ahnen. Er und seine politischen Freunde hatten sich entschlossen, auf den 12. September 1847 eine Volksversammlung in Offenburg auszuschreiben. *Die Vorbereitungen zu derselben machte ich bei Gelegenheit des Verfassungsfestes*²⁶, *zu dessen Feier ich Ende August 1847 nach Achern eingeladen worden war*. Struve besprach sich mit Richter und anderen Achernern am 22. August, am Tag darauf reisten er und Richter nach Oberkirch. Dort trafen sie Abmachungen mit Männern aus Oberkirch und Offenburg. – Die Einladung zur „Versammlung von entschiedenen Freunden der Verfassung“ trug neben Struves auch die Unterschrift Heckers.

Der 15. Landtag²⁷ stand im Zeichen bevorstehender Umwälzungen. Am 28. Januar 1848 wehrte Friedrich Hecker sich gegen staatliche Unterstützung für zahlungsunfähig gewordene Großbetriebe. Am 12. Februar rief Friedrich Daniel Bassermann die Abgeordneten auf, dahin zu wirken, *daß durch Vertretung der deutschen Ständekammern am Bundestag ein sicheres Mittel zur Erzielung gemeinsamer Gesetzgebung und einheitlicher Nationaleinrichtungen geschaffen werde*.²⁸

Am 23. Februar 1848 legte der französische „Bürgerkönig“ Louis Philippe die Krone nieder. Die Nachricht hiervon versetzte die Badener in unbe-

schreibliche Erregung. Am 27. Februar versammelten sich in Mannheim unter dem Vorsitz Adam von Itzsteins an 3000 Menschen und traten für Struves „Märzforderungen“ ein: deutsches Parlament, allgemeine Volksbewaffnung, Freiheit der Presse, Einführung von Schwurgerichten. In der Landtagssitzung am 1. März nahm Friedrich Hecker unter tosendem Beifall der Tribünen die Forderungen entgegen und sagte²⁹: *Im Namen des Volkes, das die Boten gesendet hat aus allen Teilen unseres Landes, lege ich hier die Wünsche des Volkes nieder. Ich danke dem Volk, daß es gefühlt hat, daß das Volk Volk geworden ist. Meinen Dank dem Volke, dem Volke, das seine Freiheit zu erringen weiß, dem Volke, das seine Freiheit auch wird mit Gut und Blut zu behaupten wissen.*

Am 5. März trafen sich *durch schnelle Verständigung*³⁰ in Heidelberg 51 zumeist süddeutsche Männer und berieten unter Itzsteins Leitung „Schritte, die jetzt in Sachen deutscher Nation zu tun seien.“³¹ Sie wählten aus ihrer Mitte einen „Siebener-Ausschuß“, dem sie auftrugen, „Männer des Vertrauens aller deutscher Volksstämme“ nach Frankfurt zu laden, die dort als *Vorparlament der deutschen Nation* eine *konstituierende Nationalversammlung* vorzubereiten hätten.

Am 9. März 1848 erließen Friedrich Hecker und elf andere „Volksmänner“, unter ihnen Josef Ignaz Peter und Franz Josef Richter, einen *Aufruf an das badische Volk*³². Sie luden alle badischen Staatsbürger im wahlfähigen Alter zu einer allgemeinen Versammlung nach Offenburg auf Sonntag, den 19. März.

Am 13. März kam aus Konstanz die Meldung, man habe im Seekreis die Republik ausgerufen. Innenminister Bekk ernannte den damals 59jährigen Josef Ignaz Peter zum Regierungsdirektor des Seekreises und erhoffte davon *wohltätige Folgen*³³. – Peters Reden würden in der Residenz *nicht vollkommene Billigung* finden, schrieb Karl Mathy nach Karlsruhe³⁴, *allein nur diese Sprache kann im Seekreis Vertrauen herstellen und der Bewegung ein geregeltes Bett anweisen.*

Mehr als 20 000 Menschen aus ganz Baden trafen sich in Offenburg zu einem *großen Volksfest, ohne Haß, ohne Fanatismus, voll der freudigen Hoffnung, daß eine bessere und glücklichere Zeit kommen müsse*³⁵. Nichtenden-wollender Jubel empfing Friedrich Hecker. Ein Acherner Komitee überreichte ihm, dem *Helden der Kammerverhandlungen*, eine „Bürgerkrone“. Er, wie alle Redner warnten vor Umsturzversuchen. Hecker soll bei der Vorberatung Josef Fickler sogar damit gedroht haben, ihn auf der Stelle niederzuschießen, würde er die Republik ausrufen³⁶. Praktische Bedeutung hatten die organisatorischen Vorschläge der Versammlung. Sie be-

trafen die Organisation von *Volkvereinen*, deren Aufgabe es war, für die politischen und sozialen Rechte des Volkes einzutreten.

Um die in Offenburg getroffenen Beschlüsse in die Wege zu leiten, wurde für den Mittelrheinkreis eine neuerliche Volksversammlung anberaumt. Am 2. April 1848 kamen in Achern 12 000 bis 15 000 Menschen zusammen. Doch wichtiger als die weitere Organisation der „Volkvereine“ waren für die Versammelten Gustav Struves „15 Punkte“, am 31. März dem Frankfurter „Vorparlament“ vorgelegt, von diesem mit großer Mehrheit zurückgewiesen, in Achern aber mit einer Mehrheit von 19/20 angenommen³⁷. Josef Fickler forderte in leidenschaftlicher Rede, die Monarchie in eine Republik umzuwandeln, notfalls mit Waffengewalt. – Der 2. April 1848 bildete den Auftakt der nun folgenden, sich überschlagenden Ereignisse³⁸.

Am 3. April schrieb ein Teilnehmer der Acherner Volksversammlung³⁹ an Karl Mathy, *daß etwas Entscheidendes gegen dieses Treiben geschehen muß, wenn nicht Verderben über uns kommen soll*. Am 8. April ließ Karl Mathy auf dem Karlsruher Bahnhof Josef Fickler ohne Haftbefehl verhaften. August von Willich⁴⁰ und Karl Bruhn⁴¹, zwei Berufsrevolutionäre, die Fickler begleiteten, trafen in Offenburg mit Gustav Struve und dem Berufsrevolutionär Friedrich Doll⁴² zusammen. Gemeinsam reisten sie selbigentags nach Konstanz, *um im Oberland die Volkserhebung zu organisieren*⁴³. Daß Friedrich Hecker nicht mit von der Partie war, mutet merkwürdig an. Vielleicht war er in die Putschpläne gar nicht eingeweiht.

Die Verschwörer hatten Josef Fickler die Rolle eines das Volk mitreißen- den Führers zgedacht. Seine Verhaftung machte diesen Plan zunichte. An die Stelle Ficklers sollte nun Friedrich Hecker treten. Hals über Kopf reiste er auf dem Umweg über das Elsaß und die Schweiz nach Konstanz und rief dort, als Revolutionär kostümiert, am 12. April 1848 die Republik aus. *Eine Reihe von Personen, welche bisher stets von der Freiheit des Volkes hochtrabend geredet, mahnten von dem Unternehmen ab*. Eine der Personen war Josef Ignaz Peter, der Hecker mit Tränen in den Augen beschwor, von dem Unternehmen zu lassen. Wenig mehr als 50 Freischärler zogen in der Frühe des 13. April mit Hecker aus Konstanz hinaus, unter ihnen der Gymnasiast Franz Xaver Lender.

Trotz dieses bescheidenen Anfangs hegte Friedrich Hecker nicht die mindesten Zweifel, daß sein Unternehmen *ein wahrer Festzug* sein werde, ganz Deutschland würde dem Beispiel Badens folgen⁴⁴. Von Stockach aus verfügte er die Absetzung der großherzoglichen Beamten im Seekreis und ernannte Josef Ignaz Peter zum Statthalter der revolutionären Regierung.

Peter wollte sich dieser „Statthalterschaft“ verschließen, aber sie wurde ihm am 17. April „vermitteltst Beschlusses vom Volk“ geradezu aufgezungen⁴⁵. Peter übte sie nur einen Tag aus. Als bayrische Truppen in Konstanz einrückten, floh er auf Bürgermeister Hüetlins Anraten in die Schweiz.

Am 18. April erreichten Hecker und seine ermatteten Mitstreiter Schopfheim im Wiesental. Bürgermeister Ernst Friedrich Gottschalk beschwor ihn und seine Offiziere, ihr Vorhaben aufzugeben – vergeblich. Anderntags beim Abmarsch betonte Hecker, ein Mißlingen seines Unternehmens sei *nicht mehr denkbar*. – Am 20. April 1848, dem Gründonnerstag, kam es auf der Scheidegg zum Gefecht. Die Freischärler stoben auseinander, viele retteten sich in die Schweiz.

Aus der Schweiz schrieb Josef Ignaz Peter am 21. April, am Karfreitag, an seine Frau: *Ich habe die Stelle eines Statthalters angenommen, weil ich dazu in aller Wahrheit gezwungen war. Ich bin ganz und gar unschuldig, obgleich ich es bei denen, welche über den Verlauf der Sache noch keine nähere Aufklärung haben, keineswegs scheine*⁴⁶. – Unter Führung des Arztes Dr. Karl Ludwig Habich brach am Ostermontag, den 24. April, aus Achern eine Freischar zur Unterstützung Heckers auf. Bei ihrer Ankunft in Oberkirch zählte sie an 200 Männer, die aber in Lautenbach von Heckers Niederlage und Flucht erfuhren und daraufhin auseinanderliefen. Die Anführer flohen nach Straßburg⁴⁷.

Am 6. Mai 1848 schilderte Bürgermeister Ernst Friedrich Gottschalk in einem Brief an Karl Mathy die Schopfheimer Ereignisse⁴⁸: *Denken magst Du dir meinen Gemütszustand, als der schwärmende alte Freund Hecker mit seinen Oberen nebst 24 Sensenmännern bei mir in meinem Hause wohnte, ohne daß es mir gelang, den Verirrten auf anderen Weg zu leiten. Verfluchen hätte ich all jene mögen, welche diesen überreizten Geist, statt zur rechten Zeit abzuwehren, durch unsinnige Bestimmung wahrscheinlich noch mehr aufregten und sozusagen halb wahnsinnig gemacht haben*.

Am 16. Mai 1848 bat Friedrich Hecker seinen väterlichen Freund Adam von Itzstein um Hilfe⁴⁹. *Warst Du auch unserem Unternehmen abhold und mißbilligst Du es entschieden, als Du davon Kenntnis erhieltest, so hast Du doch immer ein Herz für Unglückliche gehabt. Es sitzen hier in der Schweiz und in Frankreich eine Reihe unglücklicher, von dem Allernotwendigsten entblößter Flüchtlinge. Darum bitte ich dich bei all der Liebe, mit der ich an Dir hing, wirke für die Freilassung und den Heimlaß der Schuldlosen, welche bloß mir nachfolgten*.

Am 22. Mai leitete das Hofgericht des Seekreises die Untersuchung gegen Peter ein. Am 17. Juni hob die Kammer seine Immunität auf. Am 16. Juni aber hatte er bei den Wahlen für die Frankfurter Nationalversammlung das Mandat für den Stadtwahlkreis 1 (Überlingen) und damit neuerliche Immunität errungen. – Der Wahlkreis 6 (Tiengen/Waldshut) wählte am 7. Juni 1848 Friedrich Hecker zum Abgeordneten der Nationalversammlung. Eduard Simson, Königsberger Abgeordneter der Nationalversammlung und Berichterstatter in Sachen Tiengen, urteilte: *Ich kann nicht ohne tiefe Wehmut denken, daß ein Mann, der, wenn nicht alle Berichte über ihn trügen, durch alle Gaben des Geistes und des Herzens vor vielen berufen war, an den Wiederaufbau des Vaterlandes seine Hand mit anzulegen, in unseliger Verblendung sich selbst von dieser edelsten Arbeit ausgeschlossen hat*⁵⁰. Am 10. August hob die Nationalversammlung in namentlicher Abstimmung mit 350 zu 116 Stimmen die Tiengener Wahl auf⁵¹.

Am 19. Juli fügte Hecker einem Brief an Itzstein einen „Freundesgruß an den edlen Peter“ an: *Sag ihm, daß es mir manche schwere Stunde schon brachte, daß er in mein Schicksal verflochten wurde. Er soll mir nicht zürnen, ich hab's ja treu und gut gemeint.* – Am 29. Juli antwortete Itzstein: *Deine Worte an Peter habe ich ihm vorgelesen. Er antwortete, gut wie er ist: ich weiß dieses, Hecker hat es gut gemeint. Er wollte mich schonen und mich nicht unglücklich machen.*

Anfang August schrieb Hecker in den „Seeblättern“: *Weder Peter noch meinen anderen Freunden aus der badischen Kammer hatte ich von meinem Vorhaben, die Fahne der Republik aufzupflanzen, das Mindeste mitgeteilt. Als ich Peter in Konstanz besuchte, beschwor er mich auf das Dringendste, von dem Vorhaben abzustehen, und wurde dabei auf das eifrigste von Dekan Kuenzer unterstützt. Lebhaft steht die Szene noch vor meinen Augen, wie die beiden, insbesondere Peter, durch alle erdenklichen Gründe sich bemühten, meinen Entschluß zu ändern, ich blieb unerschütterlich.*

Anfang September 1848 nahm Itzstein in Muttenz von Hecker Abschied. Am 5. September traf Hecker in Straßburg ein.⁵² In seinem *Wort an das deutsche Volk*⁵³ sagte er: *Wir standen auf, wir unterlagen, weil dem Volke der Mut der Tat nicht dem Mut des Wortes gleich kam.* Noch einmal beschwor Hecker das Wort *Volk*, noch einmal klagte er an, diesmal das Volk. – Ob er auch an sich die Frage richtete, wie bei ihm selbst das Verhältnis des „Mutes der Tat“ zu dem „Mut des Wortes“ sich darstellte? – Heckers Tadel, auf Flugblättern verbreitet, hielt das badische Volk nicht ab, zu Tausenden nach Straßburg zu wallfahren, um von ihm wie von einem Helden oder einem Heiligen Abschied zu nehmen.

Am 10. September 1848 kamen 2000 bis 3000 Menschen zu einer zweiten Volksversammlung nach Achern. Vom Balkon des „Engel“ herunter sprachen Abgeordnete der Nationalversammlung: Richter aus Achern, Fehrenbach aus Säckingen, der Österreicher Wiesner, Dekan Kuenzer aus Konstanz, der Schlesier Rösler und zuletzt die Mannheimer Brentano und Mördes. Jubel brandete auf, als der Acherner Abgeordnete Franz Josef Richter Hecker seinen Freund nannte, *ja unser aller Freund!* Brentano, von Straßburg kommend, forderte, *daß eine Deputation heute noch zum Hecker nach Straßburg gehen und demselben im Namen der hiesigen Versammlung den Abschiedsgruß bringen solle*⁵⁴.

Ernst Fink merkte an⁵⁵: *Zum Schluß wird eine Gesandtschaft an Hecker beschlossen, die unsere Beistimmung ihm aussprechen soll. Franz Peter aus Achern ist auch dabei, der Gemeinderat. Und dennoch die Klage über mangelnde Freiheit! Gott erbarme sich der Menschen! Hecker soll in diesen Tagen abreisen, sehr unwillig über seine maulstarken und tatenschwachen Freunde. Möge er seine Fehler im Meer versenken!* – Brigadier Beyerstettel schrieb: *Um 3 Uhr ist das 2. Bataillon des 4. Infanterie Regiments hier eingerückt und einquartiert worden, welches beim Einmarsch fortwährend mit dem bekannten „Hecker Hoch!“ empfangen wurde. – Hecker Hoch!* riefen auch die Oberkircher, die am Abend auf geschmückten Wagen von Achern heimkehrten⁵⁶.

Von Straßburg reiste Hecker nach Le Havre, setzte nach Southampton über und bestieg dort am 20. September das Dampfschiff „Hermann“ mit Kurs auf New York, wo er am 5. Oktober ankam. 20 000 Menschen bereiteten ihm einen Empfang, der so überwältigend war wie der Abschied von den badischen Freunden in Straßburg.

Zu Beginn des Jahres 1850 wurde Adam von Itzstein zur Fahndung ausgeschrieben, sein Vermögen mit Beschlag belegt⁵⁷. Die Sieger machten keinen Unterschied mehr zwischen Reformern und Revolutionären. Am 6. Januar schloß der Offenburger Bürgermeister Réé, des Hochverrats angeklagt, seine Verteidigungsschrift mit den Worten: *Wenn Hecker und seine Genossen die Lehre predigten, im Wege der Revolution und durch solche allein solle Deutschland sich regenerieren und ohne alle weitere Beratung zur Republik gestalten, so gehören wir zu jenen, welche den Weg der Reformation durch das Parlament einschlagen wollten*⁵⁸. – Was wäre geworden, hätte nicht die Ungeduld der Revolutionäre das geduldige Werk der Reformen zunichte gemacht?

Am 10. Juni 1850 gelangte ein Oberleutnant Kamm *in den bekannten Bierkeller in Achern*. Was er dort sah und hörte, veranlaßte ihn zu einer Anzei-

ge beim „Großherzoglichen Kommando der Gendarmerie“⁵⁹: *Wenn auch in einem öffentlichen, jedermann zugänglichen Garten keine Ordnung, wie man sie in Rastatt gewohnt, zu erwarten ist, so glaubte ich doch durch die Handhabung des Kriegszustandes so viel Sicherheit zu finden, daß wenigstens keine revolutionären Lieder ungestraft am hellen Tage abgelesen werden können. Umsomehr aber war ich erstaunt, am gestrigen Pfingsttage niemand zu sehen, der Ordnung und Gesetz zu erhalten berufen ist, so daß es mir ohne großes Aufsehen zu erwecken nicht einmal möglich war, einen jungen gutgekleideten Menschen festzunehmen, der sich nicht entblödete, anliegende Liedersammlung einem anderen Burschen vorzulesen*⁶⁰. Eines der mehr als 30 in der Sammlung aufgezeichneten Lieder war das „Heckerlied“. Der Bierkeller wurde am 17. Juni 1848 geschlossen.

Kamm ergänzte: *Im allgemeinen kann ich gehorsamst melden, daß nach Angabe verschiedener Leute die Porträts von Hecker und Itzstein, sowie deren Gesinnungsgenossen, vielfach in der Gegend von Achern anzutreffen sind.* – Am 2. April 1851 wandte sich das Amt Achern an sämtliche Bürgermeister des Bezirks, weil das Tragen von Abzeichen, nämlich Mützen, Hüten, Halsbinden und dergleichen, welche offensichtlich als Abzeichen der Partei des Umsturzes gelten, wieder zunehme. Im Einvernehmen mit dem preußischen Befehlshaber des Polizeidistrikts Rastatt werde das Tragen jener Abzeichen neuerdings aufs strengste untersagt⁶¹.

Das Geschehen jener Jahre ist dem Gedächtnis der heute Lebenden so gut wie entschwunden: die Reformbewegung, die Nationalversammlung, die Revolution. Die Frage, ob Pop und Pep den Blick auf die Geschichte mehr erhellen oder eher verstellen, harret noch der Antwort. Die meisten der damals handelnden (und leidenden) Personen sind dem Vergessen anheim gefallen. Wer weiß noch etwas von Josef Fickler, Franz Josef Richter, Josef Ignaz Peter, Adam von Itzstein, Daniel Friedrich Bassermann, Ernst Friedrich Gottschalk, Karl Mathy? Von den in diesem Vortrag genannten Namen überdauerte nur ein einziger, der Friedrich Hecker. Doch er hat, zum Mythos geworden, mit dem historischen Menschen Friedrich Hecker wenig gemein. – Nur sechs Jahre, von August 1842 bis September 1848, war Friedrich Hecker politisch tätig. Was war, was ist das für eine Strahlkraft, welche von diesem Mann ausging und ausgeht, die kurze Zeit seines politischen Wirkens und Wirrens und sein Scheitern überstrahlt und bis heute viele Badener fasziniert? Wofür steht der Mythos Friedrich Hecker?

Anmerkungen

- 1 Balthasar Friedrich Wilhelm Zimmermann (1807–1878), schwäbischer Pfarrer und Literat, Abgeordneter der Nationalversammlung, Fraktion Donnersberg.
- 2 Wilhelm Zimmermann, Die deutsche Revolution (Karlsruhe 1851), S. 391.
- 3 Christian Gottlob Abt (1820–1869), Pfarrerssohn vom Dobel, von Kind an körperbehindert, Chefredakteur der revolutionären „Republik“. Er floh nach Niederwerfung der Revolution in die Schweiz, kehrte 1852 nach Württemberg zurück und führte fortan ein unstetes Journalistenleben.
- 4 Christian Gottlob Abt, Die Revolution in Baden und die Demokratie – vom revolutionären Standpunkt aus beleuchtet (Herisau 1849), S. 112.
- 5 Johann Adam von Itzstein (1775–1855), seit 1822 Abgeordneter der II. Badischen Kammer. Ursprünglich Beamter; wegen oppositioneller Haltung strafversetzt, verließ er den Staatsdienst und widmete sich fortan nur noch der Politik.
- 6 Friedrich Daniel Bassermann (1811–1855), Kaufmann, lokalpolitisch in Mannheim tätig. Am 12. 2. 1848 rief er in der II. Badischen Kammer dazu auf, eine „wahre und wirkliche, freie Vertretung der Nation“, eine Nationalversammlung, zu schaffen.
- 7 Denkwürdigkeiten von Friedrich Daniel Bassermann, hg. von E. und F. v. Bassermann (Frankfurt 1905), S. 5. Zu Josef Ignaz Peter vgl. a. Eugen Beck, Die Revolution 1848/49 und das Acherner Geschlecht Peter. In: Die Ortenau 35/1955, S. 9–17; Hugo Schneider, Josef Ignaz Peter, ein Achtundvierziger aus Achern. In: Die Ortenau 66/1986, S. 427; Hans-Martin Pillin, Die Acherner Volksversammlung vom 2. April 1848. In: Die Ortenau 65/1985, S. 216.
- 8 Karl Schriever, Zur Geschichte der Familie Peter (Achern o. J.), S. 10. – Das Haus wurde beim Bombenangriff im Januar 1945 zerstört.
- 9 Brief Itzsteins an Franz Peter Buhl vom 26. 4. 1845, abgedruckt bei: Wolfgang Klötzer, Um Freiheit und deutsche Einheit; unbekannte Briefe aus dem Vormärz (1957), S. 144 ff. – Neben Hecker und Richter nannte Itzstein namentlich Gottschalk, Bassermann, Mathy, Welker und Winter von Heidelberg.
- 10 Auch der am 23. 5. 1842 beginnende 11. Landtag war nur von kurzer Dauer. Er wurde am 9. 9. 1842 aufgelöst.
- 11 Paul Strack, Friedrich Heckers Herkunft (Grafenhausen 1959), S. 10. – Friedrich und Marie Josefine Hecker hatten bis 1848 fünf lebende Kinder. Das älteste war tot geboren; zwei Mädchen starben im Kleinkindalter.
- 12 Friedrich von Weech, Badische Geschichte (Karlsruhe 1889), S. 560.
- 13 Ludwig Häusser, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution (1851), S. 55.
- 14 Pauperismus (vom lt. „pauper“ = „arm“), die Verarmung ganzer Volksschichten, bedingt durch die rasch zunehmende Bevölkerung.
- 15 V. St. K. 1843/45, 8. Protokollheft, S. 323.
- 16 Anonym (Friedrich Weiske), Ein freies Wort über die Ausweisung der badischen Abgeordneten v. Itzstein und Hecker aus Preußen (Leipzig 1845), S. 7.
- 17 Anonym (Gustav Pfizer), Die Glorie Heckers (Stuttgart 1848), S. 4.
- 18 Bericht des Brigadiers Eschbach vom 18. 8. 1845 in GLA 236/2243.
- 19 Am 22. 2. 1845 war der 12. Landtag zu Ende gegangen. Der 13. Landtag begann am 24. 11. 1845 und dauerte bis zum 8. 2. 1846.
- 20 „Extra-Meldung“ des Bühler Brigadiers Braun vom 17. 8. 1845 in GLA 236/2243.
- 21 Die Angaben über die Dauer der einzelnen Landtage sind entnommen dem Werk von Hans-Peter Becht, Die badische zweite Kammer und ihre Mitglieder (Diss. Heidelberg 1985), S. 509.

- 22 V. St. K. 1845/46, 7. Beilagenheft, S. 11 ff., Beilage Nr. 1 zum Protokoll der 11. öffentlichen Sitzung. – Eine „Motion“ entspricht einem heutigen „Antrag“.
- 23 V. St. K. im Jahr 1846, 3. Protokollheft, Sitzung vom 22. 5. 1846, S. 252 ff.
- 24 Zitiert bei Sabine Freitag, Friedrich Hecker: der republikanische Souverän in: Die Achtundvierziger, hg. von Sabine Freitag (München 1998), S. 53.
- 25 Handschrift im Bundesarchiv Frankfurt „Nachlaß Gustav Struve“; Signatur FN 17/11.
- 26 Vom 22. 8. 1843 an, dem 25. Jahrestag der Unterzeichnung der badischen Verfassung, feierte man in Achern zu diesem Termin das „Verfassungsfest“.
- 27 Der 15. Landtag dauerte vom 9. 12. 1847 bis zum Ausbruch der Revolution am 14. 5. 1849.
- 28 V. St. K. 1847/48, 2. Protokollheft, S. 116 ff.
- 29 V. St. K. 1848, 32. öffentliche Sitzung, 3. Protokollheft, S. 59.
- 30 Wilhelm Zimmermann, Die deutsche Revolution (Karlsruhe 1851), S. 364 ff.
- 31 Ulrich Freyer, Das Vorparlament zu Frankfurt am Main im Jahre 1848 (Greifswald 1913), S. 18 ff.
- 32 Veröffentlicht auch im „Wochenblatt für die Amtsbezirke“ Nr. 11/1848 vom 17. 3.
- 33 Johann Baptist Bekk, Die Bewegung in Baden (Mannheim 1850), S. 119 ff.
- 34 Aus dem Nachlaß Karl Mathy, hg. von Ludwig Mathy, S. 136 ff.
- 35 So berichtete ein Gegner der revolutionären Bewegung, der Heidelberger Historiker Ludwig Häusser, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution (Karlsruhe 1851), S. 120.
- 36 Wilhelm Zimmermann, Die deutsche Revolution (Karlsruhe 1851), S. 373.
- 37 Bericht in der Heidelberger „Republik“ Nr. 3/1848 vom 4. 4.
- 38 Ausführliche Darstellung bei Gerhard Lötsch, Bis daß die Freiheit aufersteht. Vormärz und Revolution in Stadt und Amt Achern (Achern 1998). Vgl. a. Hans-Martin Pillin, Die Revolutionsjahre 1848/49 in der großherzoglich-badischen Amtsstadt Achern. In: Die Ortenau 73/1993, S. 342. Ders., Achern – Eine Stadt und ihre Geschichte, Bd. I, Achern 1997, S. 145.
- 39 Theodor Eimer, der in jungen Jahren selbst der Freiheits- und Einheitsbewegung zuneigte; jetzt Staatsanwalt in Freiburg.
- 40 August von Willich (1810–1878). Preußischer Offizier, verließ aus politischer Überzeugung das Militär. Mitglied des Bundes der Kommunisten. 1849 Freikorpsführer in der badischen Revolution; Friedrich Engels war sein Adjutant. Emigrierte in die USA.
- 41 Karl Ballduin von Bruhn (1803–1869). Aus der preußischen Armee entlassen. Teilnehmer am „Bund der Geächteten, in Abwesenheit zum Tod verurteilt. Mitglied des Kölner „Bundes der Kommunisten“.
- 42 Friedrich Doll stammte aus dem Rheinland. Er beteiligte sich am Hecker- und am Struve-Putsch. Sonst ist wenig von ihm bekannt.
- 43 Gustav Struve in seinen „Denkwürdigkeiten“.
- 44 Friedrich Hecker, Die Erhebung des Volkes in Baden (Straßburg 1848), S. 14.
- 45 „Seebblätter“ Nr. 93/1848 vom 8. 4.
- 46 Brief in Privatbesitz.
- 47 GLA 237/4227. Zum Hilfszug für Hecker vgl. a. Hans-Martin Pillin, Oberkirch. Die Geschichte der Stadt in großherzoglicher Zeit, 1803–1918, Oberkirch 1978, S. 64 f.
- 48 Ludwig Mathy, Aus dem Nachlaß von Karl Mathy – Briefe aus den Jahren 1846–1848 (Leipzig 1898), S. 249.
- 49 Gerhard Lötsch, Unbekannte Hecker-Briefe aus einem Itzstein-Nachlaß“ in: Die Ortenau 1998.
- 50 Leonhard Müller, Die politische Sturm- und Drangperiode Badens, Teil II, S. 64.

- 51 Andreas *Lück*, Friedrich Hecker (Diss. Berlin 1979), S. 225. – Von den Badenern stimmten für Hecker Brentano, Richter, Hagen, Itzstein, Mez, Sachs, Kuenzer; gegen ihn Bassermann, Mathy, Welcker, Mittermaier, v. Soiron und Zittel.
- 52 Andreas *Lück* a. a. O., S. 226.
- 53 Das Flugblatt ist im Faksimile abgedruckt bei Hans *Blum*, Die deutsche Revolution 1848/49 (Leipzig 1897), hinter S. 240.
- 54 Aus dem Bericht des Brigadiers Beyerstettel in GLA 236/2247.
- 55 In einem ausführlichen Brief an Christian Roller, – Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Nachlaß Theodor Roller. – Abgedruckt bei Gerhard *Lötsch*, Christian *Roller* und Ernst *Fink*. Die Anfänge von Illenau. (Achern 1996).
- 56 Bericht des Oberkircher Brigadiers Dewerth vom 12. 9. 1848 über „Aufrührerische Demonstrationen allhier“. GLA 236/2245.
- 57 Gr. Bad. Anzeigeblatt für den Mittelrhein-Kreis vom 5. 1. 1850.
- 58 StAF A 27/3 Nr. 340: Untersuchung gegen Bgm. Réé, S. 32 der Verteidigungsschrift.
- 59 GLA 236/8214.
- 60 Kamm zählte die Titel der Lieder auf. – Der junge Mann, Karl Otto Weber, 17 Jahre alt, Gymnasiast in Rastatt, war ein Sohn des schon nach dem Hecker-Putsch nach Amerika ausgewanderten Ottersweierer Bürgermeisters Josef Weber.
- 61 Stadtarchiv Achern XI. 2/68: Treiben der revolutionären Propaganda.

Der „innere Feind“. Die Entwicklung der Lahrer Bürgerwehr 1848/49 und die Spaltung des Bürgertums

Thorsten Mietzner

Wer sich noch bis vor kurzem für die Revolution von 1848/49 in Lahr interessierte, mußte zwangsläufig den Eindruck gewinnen, daß überall in Baden Aufruhr herrschte, die ehemals bedeutendste Handelsstadt Südbadens jedoch „fortschrittlich, aber nicht revolutionär“¹ gewesen sei. Diese Vorstellung war jedoch selbst schon ein Resultat der verlorenen Revolution. Sie tauchte stereotyp in den Verteidigungsschriften der Angeklagten auf, wurde dann mit der Exekution der Revolutionsregierung gegen Lahr Ende Juni 1849 verknüpft und fand so Eingang in das kollektive Bewußtsein Lahrs und seiner Geschichtsschreibung.²

Tatsächlich zeigt jedoch ein Blick in die Quellen der Zeit, daß gerade Lahr 1849 eine sehr konfliktreiche Epoche beendete, die jedoch aufgrund der besonderen ökonomischen und sozialen Struktur der Stadt komplex und differenziert war und dementsprechend mühsam zu rekonstruieren ist.³

Liberalismus und Großbürgertum

Ogleich die Zeit des Vormärz' von der Revolution nicht zu trennen ist, muß auf eine ausführlichere Darstellung der 30er und 40er Jahre hier verzichtet werden.⁴ Nur wenige Vorbemerkungen sollen den besonderen Charakter dieser Epoche in Lahr deutlich machen. Seit Lothar Galls Liberalismus-Aufsatz⁵ ist es in Westdeutschland üblich gewesen, die soziale Basis des Frühliberalismus vor 1848 in der Handwerkerschaft und kleinen Kaufmannschaft zu suchen und seine wirtschaftlichen und politischen Konzepte als eine Utopie selbständiger mittelständischer Existenzen zu beschreiben. Paul Nolte griff jüngst diese These auf, reduzierte sie verschärfend auf den lokalen Bereich⁶ und deutete den Liberalismus geistesgeschichtlich als Bestandteil einer „westlichen“ und frühneuzeitlichen republikanischen Tradition.⁷ Daran ist durchaus Kritik geübt worden, die hier nicht zu interessieren braucht, doch ist gerade dieser historiographische Strang besonders geeignet, das „Problem Lahr“ zu verdeutlichen: Die Identifizierung der liberalen Bewegung mit vorindustriellen sozialen Schichten und tendenziell antikapitalistischen Trägern muß geradezu die Frage aufwerfen, wie denn der Liberalismus in einer der frühen „Fabrikstädte“ Badens aussah, wer ihn

trug und wie der moderne Konflikt von Arbeit und Kapital auf Vormärz- und Revolutionsereignisse in der Stadt einwirkte. Die „Großbourgeoisie“ als Gegner der liberalen Bewegung ist häufig beschrieben worden, wird jedoch „vor 1848 in Süddeutschland (als) ein untergeordneter Faktor“⁸ betrachtet, was das Lahrer Beispiel umso interessanter macht.

Um die Dimensionen zu verdeutlichen: 1848 versteuerten die vier großen Fabrik- und Handelshäuser Hugo, Trampler, Lotzbeck und Voelker annähernd 500 000 Gulden, was bei einem Gesamtsteuerkapital Lahrs von rund 3,8 Millionen Gulden⁹ fast 15 Prozent ausmachte. Neun größere Fabriken beschäftigten zu diesem Zeitpunkt mindestens 800 Menschen, wobei man sich hüten sollte, diese umstandslos als „Proletariat“ zu bezeichnen. Ein Viertel und mehr von ihnen waren Frauen, ein beträchtlicher Teil kam von außerhalb¹⁰. Immerhin bestanden nach Ausweis der Steuerkataster 1848 rund 30 Prozent der Lahrer Steuerzahler aus Fabrikarbeitern (12,5 Prozent) und Tagelöhnern (18,8 Prozent), was die Untergrenze sein durfte.¹¹

Unterschichten und Republikanismus

Wo diese Menschen – nennen wir sie mal etwas undifferenziert Unterschichten – politisch standen, ist kaum auszumachen. In den Konflikten tauchten sie höchstens als Adressaten auf, die gängigen Methoden, Träger politischer Bewegungen zu bestimmen, versagen bei ihnen. Weder in Unterschriftenlisten noch in Mitglieder- oder Vereinsvorstandsverzeichnissen stehen ihre Namen, nur ganz selten finden wir hier einen Gesellen oder Tagelöhner. Freilich ist auch dies schon ein Befund, der sich deuten läßt: Initiatoren liberaler Reformen oder Subjekte lokaler Konflikte waren sie nicht. Auch Hungerkrawalle sind nicht überliefert, zumindest dies konnte die Armenpolitik der reichen Stadt Lahr verhindern.

Läßt man jedoch die Unterschichten bei der Rekonstruktion vormärzlicher Verhältnisse außer Betracht, bekommt man notwendig ein schiefes Bild. Schon aufgrund ihrer schieren Zahl waren sie ein wichtiger Faktor der Lahrer Innenpolitik, spätestens die Gemeindereform von 1831 mit ihrem weiten Wahlrecht machte sie zu einem Machtfaktor. Als Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen waren sie zudem sozioökonomischer Gegenpol zur großen Bourgeoisie, Verkörperung des Gegensatzes Arbeit-Kapital, der die weitere Geschichte nach 1849 bestimmen sollte. Das Lahrer Bürgertum hatte seit den frühen dreißiger Jahren ein Bewußtsein dieses Gegensatzes, die Furcht vor drohendem „Communismus“ war eine einflußreiche Konstante seiner Ideologie.¹²

Aber nicht nur das Lahrer Großbürgertum wurde dadurch zunehmend konservativer und geneigter, sich mit den herrschenden Kräften zu arrangieren. Auch die eigentlichen Liberalen Lahrs waren in ihrem Verhältnis zu den „Massen“ vorsichtig, sahen in ihnen aber zumindest Verbündete. Diese „eigentlichen Liberalen“ waren mit Ablauf des Jahres 1847 vollends gespalten. Wenn der Kürschner Leonhard Roos im November 1847 seine Unterschrift für die Sympathieadresse zum Schweizer Sonderbundkrieg mit dem Zusatz versieht: *Nicht wegen Taback & Cichorien, nicht wegen Leder & Leinwand, Nur wegen der Freiheit allein, biet ich den Schweizern die Hand*¹³, dann war dies symptomatisch.

Roos, ein führender Republikaner der Stadt, 1849 Abgeordneter der Konstituierenden Versammlung in Karlsruhe, distanziert sich damit nicht nur von den ökonomischen Interessen der Lahrer Großkaufleute (mit traditionell starken Schweizer Beziehungen), sondern auch von den gemäßigten Liberalen der Stadt, die auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen im Juli 1847 öffentlich ein vehementes Plädoyer für die Industrie der Stadt abgelegt hatten: *Man hat Euch gesagt, es wäre besser, die Fabrikanten würden nicht existieren, es stände ohne sie besser in unserem Orte, wir sagen Euch, solche Reden sind eitel Unverstand. Wir kennen sehr wohl die Nachteile, welche durch die Fortschritte der Industrie, die Anhäufung von Macht und Geld in einzelnen Händen für den Bestand der Gesellschaft und eines guten Volkslebens mit sich bringen, indem sie den überwiegenden Theil des Volkes zuletzt zu willenlosen Maschinen in den Händen von einigen Wenigen zu machen im Stande sind, haben aber in den kommunistischen Lehren bis jetzt, und so lange sich die Menschheit nicht auf eine höhere Stufe der Gesittung erhoben, noch nicht die Heilmittel dieser Übel finden können, und müssen es für einen großen Leichtsinns erklären, derartigen Brandstoff unter unsere friedlichen und im Vergleich mit vielen noch sehr glücklichen socialen Verhältnisse zu werfen.*¹⁴

103 Männer haben diesen Brief unterschrieben, 89 lassen sich eindeutig identifizieren. Unter ihnen befinden sich 54 Handwerker, neun Kaufleute, elf Großkaufleute und Fabrikanten (jedoch kaum die ganz großen) und fünf Arbeiter oder Gehilfen. Betrachtet man sich ihr Steuerkapital, stellt man fest, daß man hier nicht die Verelendeten, aber auch nicht die absoluten Spitzenleute der jeweiligen Branche vor sich hat.¹⁵

Leider verfügen wir nicht über ähnliche Listen, was die radikalen Liberalen angeht. Soweit es ihr Führungspersonal angeht, unterscheiden sie sich nicht von den gemäßigten: Wilhelm Schubert, Kaufmann; Johann Hofer, Anwalt; Leonhard Roos; Kürschner, Friedrich Leser, Wirt. Auch hier finden wir keinen Arbeiter oder Gesellen.

Mit diesem Hintergrund nun ist es möglich, in die Lahrer Revolutionsgeschichte einzutauchen. Immer wieder wird man auf die drei großen Gruppierungen – konservative Fabrikanten, gemäßigte und radikale Liberale – stoßen, aber sie beginnt grell und jäh mit einer Szene, mit der man nach dem bisher Gesagten nicht gerechnet hatte.

Der Ausbruch der Revolution

*In Bezug der gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich haben sich gestern abend bei eingetretener Nacht im Bierhause zum Falken dahier etwa 100 Personen in zwei Zimmern versammelt und zwar meistens von der schlechtesten Masse der Bürger, Einwohner und Handwerkspurschen von hier. Der Lahrer Brigadier Häusler, der dies am 29. Februar 1848 nach Karlsruhe meldete,¹⁶ sollte in dem *tollen Jahr* noch häufiger zur Feder greifen müssen, um seiner vorgesetzten Dienststelle von Vorfällen in Lahr zu berichten. Jener vom 28. Februar, einen Tag nach der berühmten Mannheimer Volksversammlung, war jedoch der erste. Verschiedenes ist an ihm bemerkenswert. Gleich zu Beginn der Revolution tritt uns jene Schicht entgegen, von der wir eben noch behauptet haben, sie sei in den Quellen schlecht zu fassen. Und obgleich der Hauptredner des Abends, Frech¹⁷, ein Anwalt ist, treten uns diese Menschen durchaus als eigenständige politische Subjekte entgegen: *Es wurden [. . ., unleserlich] Freiheitslieder gesungen und allenthalben geschah ein Ruf, Freiheit und Gleichheit, auch Freiheit oder Tod.* An der radikalen Gesinnung dieser Menschen kann kein Zweifel sein, und deshalb können wir dem Polizeibeamten auch für seine weiteren Beobachtungen dankbar sein. Der Bürgermeister Ferdinand Groß begab sich in das Bierhaus und stellte die Ordnung wieder her. Die Mehrzahl der Lahrer Bürger aber nahm keinen Anteil an der Versammlung, sondern *mehrere lachten und fügten bei, man muß diese Narren nur machen lassen.* Ende Juni 1849 war ihnen das Lachen vergangen, doch bis dahin war es noch ein weiter Weg.*

Die Versammlung vom 28. Februar 1848 im Lahrer Falken (heute: Kaiserstraße 5) gehört zu jener Handlungsebene, die in der Literatur „Basisrevolution“ genannt wurde¹⁸, jene Welt der Volksversammlungen, Aufläufe und Protestversammlungen mit häufig radikaler, sozialrevolutionärer Tendenz. Auf dieser Ebene stößt man in Lahr immer wieder auf die Konfliktlinie zwischen Radikalen und Republikanern einerseits und „Gutgesinnten“ oder „besseren Bürgern“ andererseits. Latent war sie schon seit den frühen vierziger Jahren da, offenbar wurde sie im Verlaufe des Jahres 1847.

Schon gut drei Wochen darauf stoßen wir schon wieder auf diesen Konflikt, freilich mit einer interessanten Erweiterung. Am Vormittag des 22.

März ging in der Stadt das Gerücht um, daß das Amtshaus gestürmt werden solle und der Amtmann Geheimrat Frenzinger zur Stadt hinausgeworfen werden soll.¹⁹ Erneut griff Groß ein, stellte sich schützend vor den Vertreter des Staates und vereitelte das Vorhaben. Als „Unruhestifter“ galt diesmal Johann Hofer, seit 1842 als Anwalt in Lahr tätig. *Die gutgesinnten ordentlichen Bürger und Einwohner, welche aus der Mehrzahl bestehen, beharren darauf, daß wenn am Amtshause ein Auflauf und Unfug gegen den Beamten zugefügt werden, [. . .] Hofer [. . .] statt des Geheimrath zur hiesigen Stadt hinausgeführt werde.*

Besonders mit Blick auf diese Basisrevolution kann von einer „Märzeuphorie“, die das liberale Lager geeint hätte, nicht geredet werden.

Republikanische Revolutionsgeschichte

Der Gegensatz zwischen Fabrikarbeiterschaft und Großbürgertum wirkte eher „subkutan“, obgleich sich im April 1848 der erste, kurzlebige, Arbeiterverein Lahrs bildete.²⁰ Die politische Öffentlichkeit in der Stadt wurde eindeutig von dem Gegensatz Radikale-Gemäßigte bestimmt, in welchen die moderne „soziale Frage“ jedoch insofern hineinspielte, als das gemäßigte Bürgertum, wie schon gezeigt, in den Republikanern häufig und zu Unrecht verkappte Sozialisten sah und befürchtete, mit einem Nachgeben einen „communistischen“ Dammbbruch einzuleiten.

Die führenden Republikaner der Stadt waren neben Wilhelm Schubert der Anwalt Johann Hofer, der Kürschner Leonhard Roos und der Pflugwirt Friedrich Leser. Wichtige Rollen spielten auch der Drucker Johann Friedrich Rost, der Turnlehrer Wilhelm Bischoff oder der Schneider Philipp Kattrein. Schon die Biographie dieser Männer macht die Spannweite der Lahrer Republikaner deutlich. Neben dem reichen Handwerker Roos finden wir den verarmten Kattrein, der Intellektuelle Hofer steht neben dem Humanisten und Philanthropen Schubert, und während Rost, ein Vetter Philipp Jakob Siebenpfeiffers, schon im Vorfeld des Hambacher Festes aktiv war, spielten beim Pflugwirt Leser besonders die Erfahrungen seiner Wanderschaft in Frankreich und der Schweiz, aber auch der Wirtschaftskrise von 1847 eine wichtige Rolle.

Wie anderswo auch organisierten sie sich in Vaterländischen bzw. später in Volksvereinen. Der erste Volksverein in Lahr wurde von Johann Hofer geleitet.²¹ Dieser Verein fiel den Verfolgungen im Zuge des Heckerzuges zum Opfer. Auf den 28. Juni 1848 wurden deshalb die Mitglieder des 1846 von Rudolf Baum gegründeten Bürgervereins in den „Falken“ geladen, *zur Besprechung und Berathung wegen Gründung eines demokratischen Ver-*

eins im wahren Sinne des Wortes, nicht eines Vereins der Bourgeoisie gegen die Demokraten als Vorspann des Polizeistaates, wie es im republikanischen „Schutterboten“ hieß.²² Schubert war schon Nachfolger Baums im Vorsitz des Bürgervereins gewesen und wurde auch erster Vorsitzender des Volksvereins. Leider wissen wir nicht, wieviele Mitglieder er hatte.

Seine Organisationskraft aber war beeindruckend, wie er am 29. August 1848 bewies. Der Tag – Geburtstag des Großherzogs –, der traditioneller Weise mit einem Gottesdienst von Gemeinderat, Staatsdienern und Honoratioren begangen wurde, sah eine bis dahin beispiellose Demonstration von Teilen der Bürgerschaft gegen die staatlichen Beamten und letztlich auch den Großherzog selbst. Morgens um halb zehn traten die Beamten und Teile des Gemeinderats – der komplette Gemeinderat war zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr für geschlossene Aktionen zu gewinnen – vor die Tür des Rathauses und wurden dort schon erwartet. *Auf der Straße vor dem Rathaus versammelten sich eine Menge hiesiger Bürger und Einwohner von der Republikanischen Gesellschaft, unter diesen befanden sich sehr viele, die sich in einem Klupp versammelt mit brennenden kellnischen Tapackspfeifen im Munde.²³ Natürlich war in Lahr das Rauchen mit ungedeckten Pfeifen auf offener Straße ebenso verboten wie in zahlreichen anderen Städten des Vormärz. Und natürlich wurde dieses Verbot, das regelmäßig wiederholt werden mußte, hier ebenso als polizeistaatliche Gängelung betrachtet wie anderswo. Gleichzeitig bekam die Aktion eine besondere Note dadurch, daß sie just am Tage des großherzoglichen Geburtstags veranstaltet wurde. Auch der weitere Verlauf machte die republikanische Grundtendenz der Demonstration deutlich: *Wie der kirchliche Zug an den Ruhestörern vorüber, schloßen sich dieselben ebenfalls an und erschollen sogleich die Rufe es lebe der Hecker hoch. Diese Ruhestörer folgtem dem Zuge bis zur Kirche, es ergingen der Rufe noch allenthalben der Hecker hoch. Zuweilen ließen sich auch kleine Pfeifen hören. Die Ruhestörer gingen hierauf bei der Kirche in ein Bierhaus.²⁴**

Die Reaktion der gemäßigten Liberalen auf diesen bis dahin in Lahr einmaligen Vorfall wird noch erörtert. Sowohl der Vorfall vom 29. August 1848 als auch das Gezerre um die Bürgerwehr verweisen noch einmal auf das zentrale Problem der Lahrer Revolutionsgeschichte: Die Spaltung zwischen Groß- und Kleinbürgertum, die zunehmend von der Spaltung Besitzende-Nichtbesitzende überlagert wurde. Wäre Lahr keine badische Stadt, sondern läge im nordrheinländischen, hätte seine Sozialstruktur wohl ausgereicht, jegliche republikanische Tendenz in der Stadt zu unterdrücken. So aber waren die Besuche Itzsteins, Welckers oder Hoffmann von Fallerslebens im Lahrer Vormärz genauso häufig wie in jeder anderen badischen Stadt. Auch Lahr war fest eingebunden in jenes enge Netz engster persön-

licher Beziehungen liberaler Koryphäen. Brentano war in der Stadt gut bekannt, nicht nur durch seine Verteidigung des Anwalts und Schutterbotenredakteurs Johann Hofer. Obwohl Lahr zu klein war, um ein radikales „Millieu“ zu entwickeln, reichte es doch, eine lebhafte und starke radikale „Szene“ ins Leben zu rufen, am Leben erhalten durch die Impulse und Einflüsse des badischen Radikalismus. Nicht zufällig entschied sich deshalb Lahrs Wende zum offenen Republikanismus an der Frage, wie mit der Brentano-Regierung umzugehen sei. Der 14. Mai 1849 war die letzte Niederlage des gemäßigten (National)Liberalismus in Lahr und die Voraussetzung für seinen späteren Siegeszug. Doch bevor wir den Strang der Revolutionsgeschichte wieder aufnehmen, soll die Entwicklung der Bürgerwehr betrachtet werden.

Die Bürgerwehr

Die Forderung nach Reduzierung des stehenden Heeres und Einführung einer Bürgerwehr kann spätestens seit Rottecks „Nationalmiliz und stehendes Heer“ (1817) als ein zentrales liberales Anliegen bezeichnet werden. Schon der zweite Landtag führte 1822/23 zu scharfen Auseinandersetzungen um den Militäretat, das Thema ließ die Kammer nicht ruhen. Noch vor der Revolution schließlich hatte die Regierung einen Gesetzentwurf über die Einführung von Bürgerwehren eingebracht. Während hier noch der Aspekt der „inneren Sicherheit“ ganz im Vordergrund stand, ließ die Kammer nach Ausbruch der Revolution Friedrich Hecker eine andere Stoßrichtung vortragen: gegen äußere und innere Feinde ging es nun, *wir haben das bewaffnete Volk nicht als eine Art Sicherheitswache, als Polizei- oder Fronleichnamssoldaten angesehen wissen wollen. Der Regierungsentwurf hat die Wehrmannschaft für örtliche Zwecke isoliert, wir haben den Wehrbann für's ganze Land gefaßt.*²⁵

In Lahr gab es ebenso wie in zahlreichen anderen Städten Vorläuferorganisationen der Bürgerwehr. 1810/11 war je eine Abteilung Dragoner und Jäger als Wiederbegründung des in den Jahren nach 1803 aufgelösten Bürgermilitärs aufgestellt worden.²⁶ Es wird in der Regel übersehen, daß schon bei dieser Gründung keineswegs nur Repräsentationsaufgaben Pate standen. Uniformierung und Bewaffnung zur *Abschreckung des Gesindels* empfahl das Polizei-Departement beim Innenministerium, als es mit dem Anliegen der Lahrer befaßt wurde und daß die *ärmeren Klassen* keinen Zugang haben dürften.²⁷ 1822 kam es zu einer Teilauflösung der Bürgermiliz, der 1830 die Gründung des Jäger-Corps folgte. Nach Beginn der Revolution Ende Februar 1848 und den ersten Reformen bekam die Einrichtung von Bürgerwehren auf lokaler Ebene eine Eigendynamik. Noch bevor das Bürgerwehrgesetz am 1. April verabschiedet wurde, forderte in Lahr am

10. März 1848 eine vom Gemeinderat eingesetzte Kommission alle Bürger zwischen 20 und 45 Jahren, die nicht Mitglied der Bürgerkorps waren, zur Einschreibung und zum Waffenempfang auf.²⁸ Einen Tag darauf bedauerte ein Beitrag im Lahrer Wochenblatt das Desinteresse der *Mehrzahl der Bürger* an der Bürgerwehr und machte darauf aufmerksam, daß der Geld- und Zeitverlust aufgewogen werde durch die Möglichkeit, sich verteidigen zu können *gegen jeden Angriff, woher er auch komme*.

Da die Angelegenheit sich aber wohl verzögerte, andererseits die Stimmung in Lahr, wie gezeigt, durchaus kritisch war, forderte der Kommandant des Jägercorps Freiwillige auf, in seine Einheit einzutreten und sich dessen *Statuten und Kommando* zu unterwerfen.²⁹ Auch er sprach im Lahrer Wochenblatt von der Möglichkeit, die kürzlich errungenen Freiheiten *gegen äußere oder innere Feinde* verteidigen zu müssen. Waffen für die Freiwilligen gebe es gratis, solange der Vorrat des Korps reiche, Uniformen seien nicht nötig.

Unmittelbar unter diesem Aufruf jedoch forderte der Tierarzt Meinhard Schmager³⁰ die Lahrer auf, für die *weniger oder ganz Unbemittelten* die Anschaffung von Waffen und Ausrüstung zu spenden, damit auch diese in die Bürgerwehr eintreten können. Kurz darauf gab es den ersten Vorfall: Eine Schildwache der Bürgerwehr vor dem Rathaus (!) wurde nachts angegriffen. Der oder die Angreifer versuchten erfolglos, das Gewehr zu entreißen.³¹ Die Volksversammlung vom 19. März in Offenburg versuchte dann bekanntlich noch einmal, die Volksbewaffnung in revolutionäre Bahnen zu lenken. Sie rief zur Gründung von Volksvereinen auf, deren Sache unter anderem die Bewaffnung des Volkes sei. Es ist kaum anzunehmen, daß die Männer, die bis zum 23. März über 1600 Gulden für die Lahrer Bürgerwehr spendeten, gewillt waren, derartige „Nebenregierungen“ zu unterstützen.³²

Am 1. April wurden im Wochenblatt die Offizierswahlen der Bürgerwehr angekündigt. Gleichzeitig gab man bekannt, daß man die 21- bis 30jährigen zur ersten Altersklasse einteilen werde. 243 Mann waren davon betroffen, aufgeteilt in zwei Kompanien. Exerziert werden sollte im Hof des neuen Schulhauses (heute Rathaus II).

Gleichzeitig trat das Bürgerwehrgesetz in Kraft. Es machte alle Bürger zwischen 21 und 55 Jahren bürgerwehrpflichtig (§§ 3 und 5), trug die Kosten für Bewaffnung und Ausrüstung jedoch dem Einzelnen auf (§ 11). Eine Übernahme durch die Gemeinde war möglich, jedoch nur bei einer Wehrmännerzahl bis zu einem 20tel der Bevölkerung vorgeschrieben. Dies kam de facto einem Ausschluß der Armen aus der Bürgerwehr gleich.

Frühe Entscheidung

Doch noch bevor dieses Gesetz umgesetzt werden konnte, traten die verschiedenen Ansprüche an die Wehr in Lahr hervor, eine offene politische Instrumentalisierung war nicht mehr zu verhindern. Angesichts der *ungewöhnlichen Aufregung der Gemüther* und der dadurch hervorgerufenen Vertrauenslosigkeit im Geschäftsleben und die Stockung von Handel und Gewerbe forderten Gemeinderat und Bürgerschaft die Bürgerwehr auf, *auf unseren ersten Ruf bereit (zu sein), gegen Versuche, die Gesetze zu verletzen, Eigentum oder Person freventlich anzutasten, nachdrücklich einzuschreiten*³³. Dieser Beschluß vom 12. April 1848 (dem ersten Tag des „Heckerzuges“) stellte die Entscheidung im Tauziehen um die Bürgerwehr daran. Notwendigerweise konnte sie deshalb auch schon nicht mehr von allen Gemeinderatsmitgliedern getragen werden. Die Wirte Christian Leser und Friedrich Bucherer, der Burgheimer Stabhalter Georg Schmidt und Wilhelm Schubert – 1849 allesamt Mitglieder des Maigemeinderats – verweigerten die Unterschrift. Die Fronten waren klar und organisierten sich. Die Schützengesellschaft trat unter dem Großkaufmann Wilhelm Langsdorff Sohn als geschlossene Einheit mit Büchsen in die Bürgerwehr ein und wurde fortan als Scharfschützenkorps der bewaffnete Kern der Gemäßigten und Konservativen in Lahr.³⁴ Am 3. und 4. Mai 1848 fanden die Wahlen zu den Vorgesetzten der Bürgerwehr statt. Entsprechend dem neuen Gesetz hatte man jetzt die Wehrpflichtigen in ein Erstes Aufgebot (unverheiratete Männer zwischen 21 und 30 Jahren), ein Zweites Aufgebot (Verheiratete bis 30 und Unverheiratete zwischen 30 und 45) und ein letztes Aufgebot (die übrigen bis 55 Jahre) eingeteilt. Gegliedert war das Lahrer Gesamtaufgebot nun in sechs Fähnlein, wobei das erste mit dem Ersten Aufgebot identisch war.³⁵ Unter anderem hatte diese Bürgerwehr ab dem 1. Mai die Nachtwachen in der Stadt zu versehen, was nicht nur dem Stadtsäckel 1800 Gulden im Jahr sparte, sondern zugleich bürgerliche Präsenz bei nächtlichen Versammlungen und „Übersitzern“ in Gaststätten ermöglichte.

Einem ersten Aufruf an das Erste Fähnlein, Dienstag und Freitag um 18 Uhr zum Exerzieren zu erscheinen, folgte am 12. Mai ein Beschluß des Gemeinderats, Strafen für die Nichterscheinenden festzusetzen: Sechs Kreuzer zahlte, wer gar nicht erschien, drei, wer zu spät kam. Mit bis zu fünf Gulden konnte man bei wiederholtem Ungehorsam bestraft werden.³⁶ Ganz offensichtlich standen die Lahrer keineswegs geschlossen hinter ihrer Bürgerwehr, und das hatte neben der auch vorhandenen Bequemlichkeit mit dem politischen Charakter der Wehr zu tun. Die Vorgesetztenwahlen jedenfalls hatten den gemäßigt-liberalen Charakter der Einrichtung noch einmal bestätigt. Von den 24 höchsten Positionen der sechs Fähnlein waren

14 mit Männern besetzt, die wir auch auf dem (noch zu behandelnden) Aufruf zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung vom 1. September 1848 finden. Das Erste Fähnlein hatte mit Camill von Lotzbeck, Hippolit Hugo und Emil Schott gleich drei Fabrikanten an der Spitze. Wilhelm Schubert schaffte es aber immerhin, einer von 48 Obmännern zu werden. Erster Major des Banners wurde der gemäßigte Färber Christian Scholder, nachdem Camill von Lotzbeck eine auf ihn gefallene Wahl abgelehnt hatte.³⁷ Mitte Mai wurde das Exerzieren für das Erste Aufgebot auf nur noch einmal wöchentlich (Dienstagabend) festgelegt, und dann hörte man erst Anfang Juni wieder von ihm, als mehrere Wehrmänner zu einer Versammlung einluden, da Lotzbeck inzwischen seine Hauptmannsstelle niedergelegt habe. Man wollte ihn bitten, diesen Schritt zurückzunehmen. Vielleicht sind es auch dieselben Wehrmänner, die einige Tage später ihre Kameraden öffentlich aufforderten, *aus eigenem Antriebe, ohne sich durch Strafen nöthigen zu lassen, regelmäßig und pünktlich zu den Exerzierübungen zu erscheinen*.³⁸ Zu diesem Zeitpunkt konnte schon kein Zweifel mehr bestehen, daß es mit der Bürgerwehr in Lahr alles andere als gut stand.

Deshalb setzte der Große Bürgerausschuß das Thema auf seine Tagesordnung der Sitzung vom 6. Juni. Ferdinand Groß hielt eine die *Theilnamlosigkeit* geißelnde Rede, und dann nahm der Ausschuß einstimmig neue Statuten der Lahrer Bürgerwehr an.³⁹ Von nun an bestand das Lahrer Banner aus einem Fähnlein Scharfschützen, einem Fähnlein Feuerwehr und zwei bis vier Fähnlein Bürgerwehr. Exklusiv blieben also weiterhin die Büchenschützen, die Feuerwehr wurde zusätzlich mit Muskete oder Stutzen ausgerüstet. Wer zum Ersten Aufgebot gehörte, wurde nicht ganz klar, die zwei bis vier Fähnlein sollten nach Altersgruppen eingerichtet werden.

Gleichzeitig setzte der große Ausschuß zwei Kommissionen ein. Die erste bestand je zur Hälfte aus Bürgerwehroffizieren und sechs weiteren Mitgliedern und sollte die Umsetzung der neuen Statuten binnen drei Wochen in die Wege leiten. Die zweite bestand aus drei Gemeinderats-, drei Mitgliedern des engeren und sechs Mitgliedern des großen Bürgerausschusses. Diese Kommission sollte die Vergabe der Gewehre und Uniformen kontrollieren. Beide Kommissionen trugen Kompromißcharakter. In der ersten finden wir neben dem Radikalen Wilhelm Schubert gemäßigte Liberale wie den Anwalt Rudolf Baum und den Lahrer Carl Steinmann oder auch eher Konservative wie den Fabrikanten Camill von Lotzbeck, den Handelsmann Wilhelm Langsdorff jung oder den Fabrikanten Carl Voelcker, Sohn Johann Daniel Voelckers. Auch in der zweiten war zumindest mit Friedrich Bucherer ein Radikaler vertreten, ansonsten blieb auch hier alles fest in gemäßigter und konservativer Hand.⁴⁰

Kurz darauf wurde der erste Beschluß der Organisationskommission veröffentlicht: Alle tauglichen Männer von 20 bis 55 Jahre wurden demnächst dem Lahrer Banner zugeteilt, das in vier Fähnlein oder Kompanien unterteilt wurde. Dies aber nun nicht mehr nach Altersgruppen, sondern in den ersten drei Kompanien nach Alter und Hausnummer. Dabei wurden die 20 bis 45jährigen je nach Wohnort erfaßt, während ins vierte Fähnlein alle 45 bis 55jährigen Lahrer kamen. Büchenschützen (also die konservativen Scharfschützen) und Feuerwehr durften sich weiterhin gesondert organisieren.⁴¹

Wir kennen die Hintergründe dieser Einteilung nicht, doch liegt es nahe zu vermuten, daß man auch die bis dahin übliche gesonderte Organisation der jungen Männer in einem Fähnlein vermeiden wollte. Hier war, wie schon die Teilnahme zahlreicher Bürgersöhne am Heckerzug zeigte,⁴² am ehesten ein radikales Potential zu vermuten, wenn es auch zu diesem Zeitpunkt noch nicht in die Wehr eingetreten war.

Auch dieser Versuch blieb erfolglos. Am 14. Juli rief man die Wehrmänner auf, endlich ihre Gewehre auf dem Rathaus abzuholen und montags abends zum Exerzieren zu kommen.⁴³ Am 2. August beklagte ein „Wehrmann“ die *traurige Erscheinung* [. . .], *daß es mit der Bürgerbewaffnung überall nicht vorwärts will.*⁴⁴

Vom 5. bis zum 9. August wurden erneut die Vorgesetzten der reorganisierten Bürgerwehr gewählt, mit einem Ergebnis, das politisch kaum von dem der ersten Wahl abweicht. Wie stark die Begeisterung für die Bürgerwehr nachgelassen hatte, zeigt dagegen der Vergleich der Wahlbeteiligung von Mai- und Augustwahl. 114 Wehrmänner wählten am 3. Mai im ersten Fähnlein, 113 im zweiten, 69 im dritten, 48 im vierten, 51 im fünften und 55 im sechsten Fähnlein, insgesamt also gaben 450 Männer zwischen 20 und 55 Jahren ihre Stimme ab.⁴⁵ Zwei Monate später waren es im ersten Fähnlein 46, im zweiten 64, im dritten 15 und im vierten ganze sieben, insgesamt also 132 Männer desselben Alters.⁴⁶

Dann geschah der „Unfug vom 29. August“ und der Gedanke der Bürgerwehr als bürgerlicher Sicherheitsmiliz trat in den Vordergrund. Eine eiligst in den „Rappen“ gerufene Versammlung beschloß am 1. September, daß sich fortan *bis eine definitive Organisation der Bürgerwehr zu Stande gekommen sein wird*, eine Anzahl Bürger verpflichte, bei *jedem in der Stadt entstehenden Tumult zu erscheinen.*⁴⁷ Die Brisanz dieses Entschlusses dürfte jedoch der Versammlung nicht klar gewesen sein. Doch daß damit ein wichtiger Schritt zur Organisation des Bürgerkrieges in Lahr getan war, hat kurz darauf wohl nicht nur die Redaktion des Lahrer Wochenblat-

tes erkannt: (Der Beschluß) ruft [. . .] gleichsam eine Bürgerwehr in der Bürgerwehr ins Leben, welche unserer Ansicht nach gegen das Gesetz verstößt und welche leicht Anlaß geben könnte, die Nichtunterzeichner als feindlich gegenübergestellt zu betrachten, wodurch gerade der entgegengesetzte Zweck (als der Aufrechterhaltung der Ordnung, T.M.) erreicht wird.⁴⁸

Diese Ansicht setzte sich rasch durch, denn schon kurz darauf beschloß der Große Ausschuß, am zentralen Moment des Entschlusses festzuhalten, jedoch eine andere Form zu finden: Fortan sollten keine Gewehre mehr unentgeltlich abgegeben und die Gewehrbesitzer nur noch dann als Bürgerwehrmitglieder anerkannt werden, wenn sie sich schriftlich verpflichteten, an den Übungen teilzunehmen. Einen *tüchtigen Kern* der Bürgerwehr wollte man dadurch erreichen, nicht nur aus Sicherheitsgründen, sondern auch als Ansporn für eine weiterhin angestrebte vollkommene Organisation der Bürgerwehr – ein Gedanke, den man freilich jetzt erstmals und erstmal aufgegeben hatte.⁴⁹

Dieser Beschluß schuf Unwillen. Wenige Tage sah sich das Bürgermeisteramt zu der Klarstellung genötigt, daß selbstverständlich das Bürgerwehrgesetz weiter gelte, daß die Änderungen hauptsächlich wegen der *Teilnamlosigkeit* ins Auge gefaßt wurden und daß noch 100 Gewehre im Besitz der Wehrkommission seien, die an Vermögenlose *lehnungsweise* abgegeben werden können. Aus welcher Richtung die Kritik an dem Beschluß kam, verrät die Versicherung: *Jeder, der nicht durch die trübe Brille der Partei-sucht oder unbegründeten Mißtrauens sieht, wird in allen diesen von Gemeinderath und den beiden Kommissionen getroffenen Anordnungen gewiß nur das aufrichtige Bestreben in Sachen der Bürgerwehr, endlich einmal etwas zustande zu bringen, erblicken können.*⁵⁰

Von nun an änderte sich nichts mehr an der Lahrer Bürgerwehr. Die Beschlüsse einer gemäßigt-liberalen Mehrheit vom 12. April und 1. September hatten gezeigt, daß der Gedanke einer Bürgermiliz als Mittel im sozialen Kampf in Lahr stark in den Vordergrund drang. Er war jeweils in Zeiten heftiger republikanischer Aktivitäten entstanden und rief deshalb nicht unberechtigt das Mißtrauen der Lahrer Republikaner hervor. Dem steht übrigens nicht entgegen, das das Bemühen um eine Wehr aller Bürger, daß zumindest verbal nicht verstummte, ehrlich gewesen sein mag. In der liberalen Weltsicht waren die Parteien (vorübergehende) politische Verirrungen im Volk, die seinen Kern, die utopische Gemeinschaft *mittlerer Existenzen*, nicht berührten. In der Praxis freilich fand 1848 auf allen Ebenen längst realpolitischer Klassenkampf statt. Daß dieser aber das Grundthema jener Zeit, die Bekämpfung absolutistischer Obrigkeitsstaaten und das Erringen

liberaler Reformen auch in Lahr niemals völlig verdrängen konnte, zeigte die Entwicklung in der Mairevolution 1849.

Ein letzter Versuch vor der Mairevolution

Nachdem den Winter über von der Lahrer Bürgerwehr nichts mehr zu vernehmen war, gelangte das Thema im März 1849 wieder zu öffentlichem Aufsehen. Das war wohl kein Zufall. Anfang Februar war in Lahr der gemäßigte Vaterländische Verein gegründet worden, der sofort eine intensive Tätigkeit entfaltete. Ein Artikel *Die Volksbewaffnung* im Lahrer Wochenblatt vom 17. März scheint aus seinen Kreisen zu stammen. Der mit witziger Ironie geschriebene Artikel knüpft an die Diskussionen des Vorjahres an, weiß aber neben der allgemeinen *Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit, dem Eigennutz und der Muthlosigkeit* noch andere Ursachen des schleppenden Fortgangs der Volksbewaffnung zu nennen: Die Schwarzen und die Roten. Daß die „Schwarzen“, *das heißt die hohen Herren, die da meinen, der Bürger und Bauersmann⁵¹ sei recht gut zum Ackerfahren und Holzmachen, aber zu sonst nichts*, gegen bewaffnete Untertanen waren, verstand sich von selbst. Über die Motive der Roten weiß der unbekannte Autor aber noch mehr zu berichten: *Diese denken [. . .] so: Wenn wir an's Ruder kommen, und daran gehen wollen, den Wohlstand für alle, wie sie's nennen, einzuführen, das heißt, denen, die etwas haben, ihr Sach zu nehmen, damit Alle gleich werden, nämlich im Nichtshaben und in der Lumperei, - dann könnte doch mancher nicht genug Vaterlandsliebe genug im Leib haben, gutwillig herzugeben was er hat, und wenn der Bürger Waffen hätte, so ließe sich diese absonderliche Art allgemeinen Wohlstands nicht so leicht einführen. Sie könnten vielleicht Recht haben, und darum ist's auch ganz natürlich, daß sie die Bewaffnung des Volkes nicht so ganz gerne sehen.* Dies ist natürlich schon der scharfe, teils polemische, teils demagogische Ton des Jahres 1849, aber er zeigt auch, daß die eigentlichen Fronten in der Frage der Volksbewaffnung nicht so sehr zwischen Gemäßigten und Republikanern, sondern zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden verliefen. Und nur insoweit letztere sich bei den Republikanern wiederfanden, konnten diese Fronten mit den politischen Gegensätzen deckungsgleich werden.

Auch dies spielte noch einmal eine Rolle, als am 30. April 1849, im Zeichen zunehmender Radikalisierung und gleichzeitiger Annäherung der liberalen Parteien, noch einmal eine Bürgerwehr in Lahr gegründet wurde. Die Gründungsurkunde⁵² konnte deshalb auch von Wilhelm Schubert, dem führenden Republikaner der Stadt, mitunterschrieben werden. Denn dieser stand immer für die Einheit des Lahrer Bürgertums (vor und nach 1849)

und hatte andererseits, so sein Anwalt im Dezember 1849, seine *ganze Macht dazu verwendet, das Eindringen der damals überall hervortretenden Sozialisten oder sogenannten rothen Republikaner zu verhindern*.⁵³ Zu diesem Zeitpunkt war Schubert schon nicht mehr Vorsitzender des Lahrer Volksvereins. Aus heutiger Sicht etwas überraschend hatte er den Vorsitz schon im März 1849 an den Kammacher Georg Friedrich Leonhard abgegeben.⁵⁴ All dies und auch der vehemente Einsatz der Lahrer Bürger für den verhafteten Schubert⁵⁵ deuten darauf hin, daß Schubert keinesfalls zum linken Flügel der Lahrer Republikaner gerechnet werden darf. Gerade dies aber erlaubte ihm seine starke integrative Wirkung, die es möglich machte, nach dem Sturz Ferdinand Groß' am 14. Mai 1849 mit 640 von 660 Stimmen zum Bürgermeister gewählt zu werden.⁵⁶ Vielleicht war er tatsächlich mehr aus Versehen und wegen der verhängnisvollen Strategie Ferdinand Groß' in dieses Amt gekommen.

Die Mairevolution

Nachdem bereits am 10. Mai 1849 im Lahrer Schulhof (dem heutigen Rathaus II) eine Volksversammlung stattgefunden hatte, die mit über 700 Menschen⁵⁷ fast die Hälfte der politisch mündigen Männer versammelt hatte (gemessen am Nationalversammlungswahlrecht), war mit der Wende vom 13. Mai eine neue Versammlung nötig. Am 10. Mai nämlich hatte zwar Bürgermeister Ferdinand Groß eine verbalradikale Rede gehalten⁵⁸, sich jedoch geweigert, organisatorische oder politische Konsequenzen aus der Lage zu ziehen. *Zu den Waffen greifen? Nein, wir müssen für jetzt noch den Gegner auf dem Feld angreifen, auf welchem er keine Waffen hat; dort kann er sich keine Lorbeeren erwerben durch unsere Niederschmetterung. Dieser passive Widerstand soll jedoch nicht in Unthätigkeit und Gleichgültigkeit bestehen; sondern bewaffnet müssen wir dastehen, um eine ehrfurchtgebietende Haltung einzunehmen; bewaffnet müssen wir uns der Reichsgewalt zur Verfügung stellen, nicht aber auf eigene Faust hin den mehr als zweifelhaften Kampf wagen*.⁵⁹ So kommentierte das Lahrer Wochenblatt am 12. Mai die für diesen Tag angesetzte Offenburger Volksversammlung.

Die jedoch führte bekanntlich zu einem anderen Ergebnis und deshalb berief Ferdinand Groß, frisch aus Offenburg zurückgekehrt, auf den 14. Mai 1849 eine zweite Versammlung ein. Dazu hatte er auch allen Grund, denn inzwischen drohte in der Stadt mit dem Pflugwirt Friedrich Leser ein zweites Machtzentrum zu entstehen. Leser war am 13. mit der Vollmacht Goeggs aus Offenburg zurückgekommen, die Bürgerwehr in Lahr zu organisieren und abmarschbereit zu machen. Offenbar, so behauptete jedenfalls Wilhelm Schubert hinterher, akzeptierten Gemeinderat und Bürgermeister

das Schriftstück und noch am Vormittag des 14. Mai fuhren etwa 100 bis 150 Freiwillige des Ersten Aufgebots mit der Bahn nach Norden.⁶⁰ Ob das noch ein Versuch der Kooperation war oder schon Eingeständnis der eigenen Schwäche, ist schwer zu entscheiden. Am 14. Mai jedenfalls ging Leser ein weiterer Befehl zu, der ihn ermächtigte, alle Offenburger Beschlüsse in Lahr durchzusetzen. Der Punkt 10 jener Beschlüsse forderte Neuwahlen der Gemeindevertretung⁶¹, der Rücktritt des Gemeinderats kam dem also nur zuvor.

Wie im Einzelnen die Versammlung vom 14. Mai 1849 abgelaufen ist, läßt sich nicht exakt klären. Alle vorliegenden Quellen stammen aus den nachrevolutionären Prozessen und sind insofern stark tendenziös. 1850 wurde von Lehrern Radikalen⁶² behauptet, Groß habe auf der Versammlung für die Mairevolution gesprochen, habe jedoch vor den *treuen Lehrern* zurückweichen müssen. Diese Version ist aber nicht nur unglaubwürdig, sondern wird zudem weder vom Bezirksamt noch von den Aussagen Schuberts gestützt. Deshalb ist Schuberts umfangreiche Verteidigungsschrift die zuverlässigste Quelle über die Vorgänge vom 14. Mai.⁶³ Danach hatte Groß in der Versammlung versucht zu lavieren, indem er vorschlug, die Bevölkerung solle sich trennen in solche, die sich dem Landesausschuß unter Brentano unterwerfen wollen, und in solche, die dies nicht wollten. Als dann noch der gemäßigte Gerber Georg Schaller auftrat und offen gegen die Regierung opponierte, wurde die Versammlung unruhig, ein Tumult drohte. In dieser Situation trat Schubert vor und ließ per Akklamation über die einzig sinnvolle Frage abstimmen: Erkennt man die neue Regierung an oder nicht? Die überwiegende Mehrheit war für die Anerkennung, wobei die später umstrittene Frage, ob Schubert dafür geredet hatte oder nicht, unerheblich ist. Unter diesen Bedingungen blieben Groß und dem Gemeinderat lediglich der Rücktritt. Die Lahrer Republikaner hatten die Macht in der Stadt, freilich ohne die „Aristokraten“, wie die Gemäßigten und Konservativen genannt wurden, besiegt zu haben.

Dies zeigte sich spätestens Ende Juni – die Zeit der „Mai-Republik“ selbst soll hier nicht weiter behandelt werden –, als es zu jener Szene am Dinglinger Bahnhof kam, die sich wohl am festesten ins kollektive Bewußtsein der Lahrer einprägte. Der Hergang ist schnell erzählt.⁶⁴ Wilhelm Schubert weilte um den 25. Juni 1849 herum im Nordbadischen, da inzwischen allerlei Gerüchte über das Schicksal des Lahrer Banners in die Stadt gekommen waren. Zur selben Zeit kam die Nachricht nach Lahr, daß die Brentano-Regierung, inzwischen in Offenburg angelangt, plane, die Staatskasse per Bahn ins Ausland zu bringen. Lahrer „Aristokraten“ (so die radikale Sprache der Zeit) beschlossen, das Geld in ihre Gewalt zu bringen und der Regierung nach Ende der Revolution zu übergeben.

Der Coup mißlang. Doch ist es wichtig, auf mehrere Sachverhalte aufmerksam zu machen. Relativ mühelos gelang es den Konterrevolutionären, den republikanischen Gemeinderat beiseite zu drängen und das konservative Scharfschützencorps zu aktivieren. Da inzwischen das Erste Aufgebot weitgehend mobilisiert und im Kampf war und das Zweite Aufgebot als politisch unzuverlässig galt, kann wohl durchaus von einem Machtvakuum in diesen Tagen in Lahr gesprochen werden. Dies wurde wohl auch nicht durch die Besetzung Lahrs am 26. Juni durch mehrere hundert Mann Offenburger, Haslacher und Gengenbacher Bürgerwehr beseitigt. Dies schien vielmehr die Angst und Unsicherheit noch gesteigert zu haben. Offensichtlich gelang es zwar dieser Exekutionsarmee, die Lahrer zu entwaffnen, aber noch am 1. Juli 1849 kam es zu einem Volksauflauf und einem Tumult einer erregten Menschenmenge vor dem Rathaus, die verlangten, daß ihre Waffen herausgegeben werden.⁶⁵ Konservative und Radikale, so eine Abgabeliste, kamen gleichermaßen in den Besitz von Waffen, die sie freilich, da am Abend des 2. Juli die Preußen in Dinglingen waren, kaum noch nutzen konnten.

Für das nachrevolutionäre Lahrer Bewußtsein wurde ferner dieser Vorgang zum Persilschein, der zeigen sollte, daß zumindest die Lahrer so revolutionär nicht gewesen seien. Namen wie Rudolf Baum, Leonhard Roos oder Johann Hofer (und interessanterweise auch Ferdinand Groß) verschwanden völlig aus der geschichtlichen Überlieferung der Stadt, wie eingangs schon erwähnt. In dem nun entschieden weniger liberalen Baden, beziehungsweise dann nationalliberal gewandeltem Staat konnte sich die republikanische Bewegung in Lahr auch nicht mehr erholen. Da die Impulse von außerhalb nun ausblieben, in der Stadt aber ein strenges nationalliberales Regiment (wenn auch nicht ohne politische Beben, denn die Bürgermeister gaben sich weiterhin die Klinke in die Hand) einzog, war unter den Bedingungen einer 7000-Einwohner-Stadt an eine liberaldemokratische Bewegung nicht zu denken.

Das Bündnis zwischen gemäßigten Liberalen und Konservativen war mit der Niederlage der Radikalen politisch konkurrenzlos geworden. Bis 1918 war der Nationalliberalismus die eindeutig dominierende Partei, auch wenn er zunehmend von der Sozialdemokratie bedrängt wurde. Wie die Integration der bis 1849 vom Radikalismus vertretenen ärmeren Mittel- und Unterschichten gelang, ist bislang noch nicht untersucht worden. Doch dürften hier Auswanderung, zunehmender Nationalismus und Militarismus und aggressiver Kulturkampf eine wichtige Rolle gespielt haben.

Anmerkungen

- 1 So die Formulierung in der ehemals zentralen Veröffentlichung zu dem Thema: Georg Wimmer, Stadt und Amtsbezirk in den Wirren der badischen Revolution von 1848/49, in: Geroldsecker Land 7, 1964/65, S. 37 ff. (Zitat S. 50) und Geroldsecker Land 8, S. 55 ff.
- 2 Klassisch: Michael Conrad Theodor Hug, Chronik von Lahr in Wort und Bild 1215–1915, Lahr 1924, S. 91: „Überhaupt hatten die stürmischen Bewegungen der beiden Revolutionsjahre die leicht erregbaren Gemüter der Lahrer mächtig ergriffen; doch kamen, dank des besonneneren Teils der Bürgerschaft und der Ermahnungen des Bürgermeisters Baum sowie unter dem Druck der späteren Besetzung durch die Preußen keine größeren Ausschreitungen vor.“ Hugs Quellenkenntnisse entsprachen dem Stand der Zeit: Baum war im März 1847 als Bürgermeister zurückgetreten und die Preußen kamen natürlich erst im Juli 1849. Im Sommer 1848 hatte es in Folge des Heckerzuges zeitweise hessische Einquartierungen gegeben.
- 3 Zu Details der Lahrer Revolutionsgeschichte, die hier nicht wiedergegeben werden, vgl. die Beiträge des Verfassers in den Nummern 39 bis 41 des Geroldsecker Landes.
- 4 Zum Lahrer Vormärz: Thorsten Mietzner, Lahr im Vormärz. Zur Vorgeschichte der 48er Revolution in Lahr und einer noch ausstehenden Biographie Wilhelm Schuberts, in: Geroldsecker Land 38, 1996, S. 45 ff.
- 5 Vgl. Lothar Gall, Liberalismus und „bürgerliche Gesellschaft“. Zu Charakter und Entwicklung der liberalen Bewegung in Deutschland, in: Historische Zeitschrift, Bd. 220 (1975), S. 324 ff. Empirisch untermauert durch Helmut Sedatis, Liberalismus und Handwerk in Südwestdeutschland, Wirtschafts- und Gesellschaftskonzeption des Liberalismus und die Krise des Handwerks im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1979.
- 6 Paul Nolte, Gemeindeliberalismus. Zur lokalen Entstehung und sozialen Verankerung der liberalen Partei in Baden 1831–1855, in: Historische Zeitschrift 252 (1991), S. 57 ff.
- 7 ders., Bürgerideal, Gemeinde und Republik. „Klassischer Republikanismus“ im frühen deutschen Liberalismus, in: Historische Zeitschrift 254 (1992), S. 609 ff.
- 8 Raimund Waibel, Frühliberalismus und Gemeindewahlen in Württemberg (1817–1855). Das Beispiel Stuttgart, Stuttgart 1992, S. 10.
- 9 ohne Burgheim und die Auswärtigen. Vgl. Stadtarchiv Lahr (StadtA Lahr), Amtsbücher: Beilagen zur Kriegsschuldentilgungsrechnung 1848, darin: Steuer-Register für 1848, S. 62.
- 10 Gewerbe-Tabelle von 1847, in: Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 237/12094. Gut 10 Jahre später war der Anteil der Frauen auf $\frac{2}{3}$ gestiegen. Vgl. auch: Thorsten Mietzner, Soziale Lage und Zusammensetzung der Manufakturarbeiterschaft in Lahr. Zur Frühgeschichte der proletarischen Klassenkonstituierung in einer badischen Kleinstadt, unveröffentl. Magisterarbeit, Freiburg o. J. (1990).
- 11 Zu den Zahlen und ihrer Problematik vgl. Thorsten Mietzner, Zur Alltags- und Arbeitswelt in Lahr zwischen 1800 und 1871, in: Stadt Lahr (Hrsg.), Geschichte der Stadt Lahr, Band II: Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Ersten Weltkrieg, Lahr 1991, S. 176 f.
- 12 Am 4. April 1848 schrieb ein Lahrer aus Lyon an seine Vaterstadt von den *verruichten Horden*, welche den Fabrikanten *immer das Messer am Halse halten*. Er meinte damit die Forderung der Arbeiter der Stadt, die eine zweimonatige Beschäftigungsgarantie forderten und verband dies intressanterweise mit eindringlichen Warnungen vor etwaigen republikanischen Neigungen in Baden. Teilabdruck des Briefes im Lahrer Wochenblatt (LW) v. 8. April 1848.

- 13 Zitat nach Franz X. Vollmer, Der Schweizer Sonderbundkrieg von 1847 und die Ortenau, in: Die Ortenau 77 (1997), S. 441 ff., hier: S. 456.
- 14 Artikel „Mitbürger“, in LW 59, 24. Juli 1847.
- 15 Dies ergibt sich aus einem Vergleich des Steuerkapitals der 89 mit den Durchschnittswerten der Branchen in: Norbert Möller, Zur Lebenswelt Lahrer Handwerker im Vormärz und Revolution 1848/49, unveröffentl. Magisterarbeit, Freiburg 1996, S. 132 ff. Gelegentlich liegt einer unter dem Durchschnitt, ab und zu darüber, die Abweichung ist aber fast immer nur gering.
- 16 GLA 236/2244 (Syntax und Rechtschreibung Häuslers wurden von mir korrigiert).
- 17 Wahrscheinlich handelt es sich um den Oberkircher Friedrich Frech, ein von Beginn an sehr engagierter und agiler Republikaner der Region, der später Schriftführer des regierenden Landsausschusses wurde. Kurzbiographie in: Arbeitsgemeinschaft hauptamtlicher Archivare im Städtetag Baden-Württembergs (Hrsg.), Revolution im Südwesten. Stätten der Demokratiebewegung 1848/49 in Baden-Württemberg, Karlsruhe 1997, S. 447 ff. Ausführlich zu Frech vgl. Hans-Martin Pillin, Oberkirch, Die Geschichte der Stadt in großherzoglicher Zeit (1803–1918), S. 58–75, Oberkirch 1978 und in „Die Ortenau“ 78/1998, S. 457–474.
- 18 Wolfram Siemann, Die deutsche Revolution von 1848/49, Frankfurt/Main 1985, S. 59.
- 19 Vorfall in GLA 236/2244.
- 20 Hierzu mit Quellenangaben: Thorsten Mietzner, Alles nur Arbeiterbauern? Zu den Bedingungen organisatorischer Entwicklung der Lahrer Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert, in: Die Ortenau 1996, S. 381 und Möller, Lebenswelt, a.a.O., S. 107 ff.
- 21 Vgl. Franz X. Vollmer, Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution, S. 399 („Demokratischer Verein“). Hier auch biographische Angaben über Hofer.
- 22 Zit. nach: Hermann Wiedemann, Der „Schutterbote“ von 1848, in: Der Altvater. Heimatbeilage der Lahrer Zeitung, 1955, S. 66. Inzwischen ist eine komplette Ausgabe des Schutterboten im Lahrer Stadtarchiv vorhanden.
- 23 Meldung des Brigadier Häusler v. 29. August 1848, in: GLA 236/2245. Zum Rauchverbot vgl. Wolfgang Schivelbusch, Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel, München und Wien 1980, S. 137 ff.
- 24 ebd.
- 25 Verhandlungen der II. Kammer der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden, 1847/49, Protokolle, Heft 3, S. 357.
- 26 Vgl. Emil Ell, Das Lahrer Bürger-Jäger-Corps im 19. Jahrhundert, in: Der Altvater v. 12. Februar 1983.
- 27 Schreiben des Innen-Ministerium-Polizei-Departement vom 4. Dezember 1811, in: GLA 236/5183.
- 28 LW v. 11. März 1848.
- 29 LW v. 16. März 1848.
- 30 Schmager war im Mai und Juni 1849 Mitglied des revolutionären Gemeinderats.
- 31 LW v. 18. März 1848.
- 32 Unter anderen spendeten die Fabrikanten und Großkaufleute Lotzbeck 450 Gulden, die Hugo 130, Johann Daniel Voelcker 50 und Wilhelm Langsdorff alt ebenfalls 50 Gulden. Listen in LW v. 21., 25. und 28. März 1848.
- 33 LW v. 13. April 1848.
- 34 Sie war wesentlich an den Ereignissen am Dinglinger Bahnhof im Juni 1849 beteiligt. Vgl. Rudolf Ritter, Lebenserinnerungen eines Lahrsers. Aus der „Chronik des Stoesser-Hauses“, in: Geroldsecker Land 17, 1975, S. 116.

- 35 LW v. 27. April 1848.
- 36 LW v. 13. Mai 1848.
- 37 LW v. 16. Mai 1848.
- 38 LW v. 8. Juni 1848.
- 39 Abdruck in LW v. 15. Juni 1848.
- 40 Liste der Kommissionen ebd.
- 41 Entschluß in LW v. 20. Juni 1848.
- 42 Vgl. die Meldung des Lahrer Brigadiers Häusler vom 20. und 22. April 1848, in: GLA 236/2245.
- 43 LW v. 15. Juli 1848.
- 44 LW v. 3. August 1848.
- 45 Wahlunterlagen zu beiden Wahlen in: Stadtarchiv Lahr (StaL) Lahr II, 120/11. Als Anhaltspunkt: Bei einem geschätzten Anteil dieser Altersgruppe von 45 Prozent an der männlichen Gesamtbevölkerung in Lahr (also von rund 3200) entspricht dies einer Wahlbeteiligung von unter einem Drittel der potentiell Wehrpflichtigen.
- 46 Im ersten Fähnlein waren die Bewohner der Hausnummern 1 bis 238 organisiert, was die geschätzte Wahlbeteiligung von insgesamt rund 9 Prozent durchaus glaubwürdig macht.
- 47 LW v. 2. September 1848.
- 48 ebd.
- 49 LW v. 7. September 1848. Gemeinderat und Bürgerwehrkommission traten dem Beschluß bei.
- 50 LW v. 14. September 1848.
- 51 Diese Wendung gibt exakt das liberale Weltbild wieder, spiegelt aber zugleich die Stadt-Land-Spannungen des Amtsbezirks in jenem Frühjahr wieder. Eine von demselben Autor im Februar geschriebene Artikelreihe „Ein Wort an den Bürger- und Bauernstand“ zog schnell den Zorn auch überregionaler republikanischer Blätter auf sich.
- 52 StaL Lahr II 120/11.
- 53 Schrift des Advokaten Kühnl v. 17. Dezember 1849, in: Staatsarchiv Freiburg (StaF) A 27/3–388. Wörtlich darf man diese Äußerung wegen des apologetischen Charakters der Quelle freilich nicht nehmen. Die geschilderte Tendenz allerdings scheint glaubhaft.
- 54 Vgl. Urteil des Hofgerichts Bruchsal vom 6. April 1850, in: GLA 234/1970 und den Vortrag des Hofgerichtsadvokaten Schrickel, in: GLA 240/2312.
- 55 Ein positives Gutachten der Lahrer Bürgerschaft vom Dez. 1849 über Schuberts Rolle als Revolutionsbürgermeister (StAF A27/3–388) war auch von den Konservativen Johann Daniel Voelcker und Wilhelm Schneevoigt mitunterschrieben.
- 56 Zahlen nach Schuberts eigenen Angaben in: Ferdinand Thiergarten (Hrsg.), Wilhelm Schubert. Kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens, Karlsruhe o.J. (1906), S. 10 (Ex. in: StaL Lahr II, 101/12). Die Wahl war am 26. Mai 1849.
- 57 Lahrer Wochenblatt v. 12. Mai 1849.
- 58 ebd. Nachdruck in Thorsten Mietzner, (K)ein Michel unterm Storchenturm. Die Lahrer im Vormärz und während der Revolution von 1848/49, Lahr 1998, S. 75 f.
- 59 LW vom 12. Mai 1849.
- 60 So Schubert in seiner Verteidigungsschrift in GLA 240/2312.
- 61 Veröffentlicht wurden die Beschlüsse im Lahrer Wochenblatt am 16. Mai.
- 62 Es handelt sich um eine Gruppe um den Tierarzt Meinhard Schmager, die 1850 versuchen, Ferdinand Groß dadurch aus dem Amt zu drängen, daß sie gezielt (verbalradikale) Äußerungen von ihm aus Vormärz und Revolution gegen ihn verwenden. Tatsäch-

lich gelang es einer weiteren Gruppe 1854 Groß so zu zermürben, daß er zurücktrat. Zu diesen in der Literatur noch nicht untersuchten Vorgängen: GLA 236/13557.

- 63 Teilabdruck in Mietzner, Michel, a.a.O., S. 76 ff.
- 64 Hier nach der Version eines Teilnehmers, des Lehrers Fehsenbeckh (in: GLA 236/5237). Fehsenbeckh schrieb seinen Bericht Ende 1849 für das Innenministerium, da der Vorfall von der Regierung bei der nachrevolutionären Behandlung Lahrs (es ging besonders um die Waffenrückgabe) seiner Meinung nach nicht genügend berücksichtigt wurde. Teilabdruck des Berichts in: Mietzner, Michel, a.a.O., S. 78 f. Auch Vollmer berichtet in seinem Offenburg-Buch über den Vorfall (Franz X. Vollmer, Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution, Karlsruhe 1997, S. 212 ff.), stützt sich aber hauptsächlich auf Häusser, dem im wesentlichen die zeitgenössischen Zeitungsberichte vorlagen. Was die von Vollmer aufgeworfene (und verneinte) Frage nach Brentanos Beteiligung angeht, erwähnen sowohl Fehsenbeckh als auch der Bericht im Lahrer Wochenblatt vom 4. Juli 1849 die Anwesenheit des Regierungschefs zumindest am 26. Juni.
- 65 Dies wird in einer Aktennotiz mitgeteilt in StadtA Lahr, Lahr II, 120/12, ohne daß klar wird, warum die Besatzungsmacht, die mindestens bis zum 1. Juli anwesend war, dies zuließ.

Die Revolutionsjahre 1848/49 in Gremmelsbach

Karl Volk

Wenn schon der Amtsbezirk Triberg in früheren Zeiten zu den ruhigsten des Kreises gezählt worden war, so haben dessen Bewohner doch in der neuesten Zeit sogar mehr als andere sich an den aufrührerischen Bewegungen betheiligt ... Es scheint gerade in diesem Amtsbezirk der Parthei der Treugesinnten an einem Rathgeber u Führer, den Schwankenden an Aufklärung u Warnung mehr als irgendwo anders gefehlt zu haben. So wurde das Feld ohne alle Gegendemonstrationen der Parthei der Aufrührer zur Benutzung überlassen, welche davon auch genügenden Gebrauch machten. In allen Amtsgemeinden mit Ausnahme der 3 Gemeinden Nußbach, Niederwasser und Rohrhardsberg wurden noch Volksvereine gegründet, welche in einigen Gemeinden mehr, in andern weniger Anhang fanden¹, so berichtet Bezirksamtmann Jonathan Winter 1849.

Die spärlichen Angaben in den Gemeindeakten Gremmelsbach lassen freilich nur vage Umrisse der revolutionären Stimmung, der Motive der an der Revolution von 1848 Beteiligten, ihrer Hoffnungen, Spannungen und Befürchtungen in der Einwohnerschaft erkennen. Aufschlüsse von Bedeutung darüber, ob es Illusionisten und Hitzköpfe, Blindwütig-Unzufriedene oder Idealisten, Theoretiker oder Abenteurer, verantwortungsbewußte Kämpfer für die Abschaffung alter Zöpfe, für Freiheit, Wohlstand und Einheit der Nation, für ein würdigeres Dasein waren, Menschen, wie sie uns Karl Schurz² schildert, geben sie nicht. Machten den Beteiligten ihre eigene Überzeugung und die Möglichkeiten der Information einen Überblick über die Vielzahl der Richtungen, Vereinigungen, Tendenzen, Parteiungen überhaupt möglich³? Gab es mehrere, gar viele Abonnenten der verbreiteten revolutionären Blätter „Der Verkündiger“, „Der Volksführer“ und „Die Republik“ in der Gemeinde oder noch weiterer revolutionärer Zeitschriften? Ein gründlicher, umfassender Einblick in das Denken der wenigen uns namentlich bekannten „Aufrührer“ ist nach dem Scheitern der Revolution nicht zu erwarten.

Die Loyalität von Bürgermeister Michael Reiner (gewählt am 1. Oktober 1845) und der beiden Gemeinderäte Johann Georg Weinacker (verpflichtet am 6. Mai 1848) und Johann Nepomuk Dold (verpflichtet am 25. Oktober 1845) der Großherzoglich Badischen Regierung gegenüber ist über jeden Zweifel erhaben. Die Frage einer Amtsenthebung stellte sich nicht. Der Bürgermeister war bei der Wahl zum Deutschen Parlament am 18. Mai und am 6. Juni 1848 aufgestellt worden, er hatte sich dazu nach Villingen bege-

ben müssen. Als Tagesdiät und als Entschädigung für *Fuhrwerk nach Villingen, Trinkgeld und Pferdefurrag* (Futter) beantragte und erhielt er aus der Gemeindekasse jeweils 4 Gulden 18 Kreuzer⁴. Reiner gehörte zu den Bürgermeistern, von denen Oberamtmann Gißler glaubte, daß sie *sich so benommen haben, daß sie auch noch das fernere Zutrauen der hohen Staatsregierung verdienen* (18. Juli 1849)⁵.

Dagegen schlug sich als einziger „Gemeindebeamter“ der dritte Gemeinderat Xaver Hermann (amtlich verpflichtet am 11. Mai 1848) auf die Seite der Revolution und wurde am 7. September 1849 *im Interesse der öffentlichen Ordnung*⁶ von seinem Amt suspendiert, wie Bezirksamtmann Jonathan Winter dem Großh. Landeskommis­sar für den Oberrheinkreis berichten mußte. Von besonderer Schwere kann sein Abweichen von der erwarteten Norm nicht gewesen sein, da ein Verfahren gegen ihn nicht angestrengt wurde. Die ehrenamtliche Tätigkeit eines Gemeinderats wurde mit 2 Gulden im Jahr vergolten, Hermann erhielt nur 1 Gulden 40 Kreuzer, sein Nachfolger Ottmar Haberstroh, am 9. November 1849 amtlich verpflichtet, für die kurze Zeit seiner Amtsdauer im Rest dieses Jahres 20 Kreuzer⁷.

Wie war dagegen die Haltung der „Studierten“, der „Intelligenz“, im Dorf?

Zunächst sind in diesem Zusammenhang die Ausführungen Heinrich Hansjakobs in der Erzählung „Die Buren am Wildsee“⁸ über den Lehrer Ludwig Anton Advokat zu präzisieren, da bei Hansjakob oft der Dichter über den Historiker gesiegt hat. Er erweckt den Eindruck, als sei Advokat in den Revolutionsjahren noch Lehrer in Gremmelsbach gewesen. *Anno 1849 machte der Advokat in Gremmelsbach, wie fast alle Advokaten, auch in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit*. Die Angaben *durch einen alten Schüler* mögen ihre Richtigkeit haben, was seine Pädagogik angeht, seine Dienstzeit in Gremmelsbach begann am 18. Juni 1831. Nach einigen Jahren erfolgreicher Lehrtätigkeit, wofür ihn der Gemeinderat und Bürgerausschuß für eine Auszeichnung vorschlugen, galten seine Interessen mehr der Mehrung seines Wohlstandes; der ehemalige Holzkaufmann konnte das Kaufmannsgeschäft nicht lassen, wurde *mit noch zwey Theilnehmern* Eigentümer *eines großartigen Bauernhofes ... mit vielen Gütern* in Rendsberg, trieb auch noch *anderweitige Geschäfte und Spekulationen* wie den Kauf der „Lilie“ in Triberg, den Bau der „Forelle“ in Gremmelsbach, so daß für den Hauptberuf weder Zeit noch Kraft blieb. *Verwaltung, Cultivirung und Aufsicht* nahmen ihn zu sehr in Beschlag. Um Vorwürfen von Gemeinde und Schulbehörden, die *mit dem Fleiß des Lehrers Advokat nicht mehr zufrieden sind*, zu begegnen, schlug er vor, für zwei oder drei Jahre einen Hilfslehrer auf seine Kosten einzustellen, er wollte diesen nach

Kräften unterstützen, besonders im Orgelspiel, was von der Behörde umgehend abgelehnt wurde. Er habe *seinen Dienstobliegenheiten vollständig zu genügen*, sonst werde man *nach den Bestimmungen des Volksschulgesetzes v. 28ten August 1835 gegen ihn verfahren*. Advokat reagierte darauf mit der Quittierung des Dienstes am 23. November 1844. Sie wurde vom kath. Oberkirchenrat am 3. Dezember 1844 bestätigt⁹.

Die Ideale Advokats waren nach Hansjakob die der Französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Der weitere Inhalt seiner Rede auf einer Volksversammlung vor der Apotheke in Triberg als zweiter Redner (nach dem damaligen Rechtspraktikanten und späteren Pfarrer Johann Baptist Fackler) sind von Hansjakob nicht sehr ausführlich wiedergegeben. Fackler muß die bedeutendere Rolle gespielt haben, er war bei der Volksversammlung am 13. Mai in Offenburg, kannte die dortigen Beschlüsse und die Ereignisse in Rastatt und Karlsruhe, er wurde von den revolutionären Behörden zum „Civilkommissär“ bestellt, organisierte ein Aufgebot von 600 Mann und führte diese Mannschaft am 6. und 7. Juni über Furtwangen nach Freiburg¹⁰. Die einzige von Hansjakob konkret wiedergegebene Feststellung Advokats lautet: *die Pfaffen hätten zu viel und die Lehrer zu wenig*¹¹, eine verbreitete Meinung damals. Advokat erschien am Pfingstsonntag, dem 27. Mai 1849, bewaffnet in einer der Hochburgen der Revolution, in Hornberg, wo er *auf dem Altan mit solchen hochverräterischen Reden ausgesprochen hat*¹², berichtete Brigadier Haßmann. Deshalb wurde er durch einen „Verhaft Befehl“ vom Großherzoglichen Bezirksamt Hornberg am 14. August 1849 von Haßmann *verhaftet und dorthin abgeliefert*. Er war der einzige, der *durch das hiesige Amt von den Bösewichtern verhaftet*¹³ wurde.

Eindeutiger Anhänger der Revolution war auch sein Nachfolger in Gremelsbach, Hauptlehrer Augustin Diepold. Seine Beteiligung an der „Mairevolution“ 1849 verursachte Unruhe im Schulleben in Gremelsbach bis ins Jahr 1850 hinein. Er hatte in St. Ulrich (Münstertal) am 23. Januar 1845 den katholischen Oberkirchenrat in Karlsruhe *um huldvollste Verleihung des Schul-, Meßner- und Organistendienstes* angesucht und ihn am 17. Mai erhalten¹⁴. Die Zeugnisse an seinen bisherigen Dienstorten, jeweils von den Geistlichen ausgestellt, waren hervorragend. Über seinen Dienst am neuen Schulort, zu dem auch noch die „Besorgung der Kirchenuhr“ gehörte, gibt es keine Klagen. Ihm wurden jedoch die Gründung eines demokratischen Lesevereins, eines *Volkverein(s)*, *in welchem er den „Volksführer“ u. andere revolutionäre Blätter vorgelesen hat* und die *Billigung des Aufruhrs*¹⁵ und Teilnahme an der „Mairevolution“ zur Last gelegt¹⁶, *schon im Juli (wurde) eine dienstpolizeiliche Untersuchung* gegen ihn eingeleitet; die Kosten dafür hatte er selbst zu tragen. Das Ergebnis war

die Versetzung nach Mauchen bei Müllheim, ausgesprochen am 28. September 1849¹⁷. Am 5. November 1849 verließ er Gremmelsbach¹⁸.

Und daraus ergaben sich für den Großh. Kath. Oberkirchenrat in Karlsruhe und die örtliche Schulvisitatur Schwierigkeiten. Mit der Unterrichtung von 150 Schülern wurde für die Zeit vom 4. November 1849 bis zum 6. Februar 1850 Unterlehrer Stephan Bausch von Triberg beauftragt. Keine leichte Aufgabe! Er hatte am Mittwoch und Samstag den Weg von fünf Viertelstunden zurückzulegen. An Sonn- und Feiertagen besorgte er zusätzlich den Organistendienst und die „Sonntagsschule“, *die übrigen Schultage stand Pfarrer Hettich ein, ein in der Schule sehr engagierter Geistlicher*¹⁹. Bausch mußte *bei Sturm und Schneegestöber bei 3 bis 4 Fuß tiefen Schnee watten*. Schwitzen und Erkältungen wechselten sich ab, nicht nur seine Kleidung litt darunter, sondern auch seine Gesundheit. In einer Eingabe an die Dienstbehörde schien ihm eine Vergütung von wenigstens 10 Gulden 35 Kreuzer nicht zuviel. Sie wurde unverzüglich abgelehnt. Nicht zu erkennen ist, ob diese Ablehnung mit der *ernsten Ermahnung und Versetzung* in Verbindung zu bringen ist, denn auch er hatte sich revolutionäre Haltung zuschulden kommen lassen: *Soll den meuterischen Soldaten ein Hoch gebracht haben, konnte nicht ganz ermittelt werden*²⁰. Eine andere Stelle weiß es detaillierter: *Der kath. Unterlehrer Bausch in Triberg brachte auf offener Straße den durchziehenden räuberischen Soldaten ein Hoch aus, munterte die Leute zur Theilnahme an den (sic) Aufruhr auf, verbreitete Flugschriften, zog bewaffnet am 7. Juni nach Freiburg, wovon er jedoch wieder zurückkehrte. Mehrere Beweise kann der Gendarmeriebrigadier Haßmann namhaft machen*²¹.

Gremmelsbach drängte auf geordnete Verhältnisse, denn die Revolution wirkte im schulischen Bereich noch lange nach. Hauptlehrer Bernhard Ludwig Blum kam seiner Versetzung nach Gremmelsbach nicht nach, wurde dann von Haslach nach Kehl versetzt²². An seiner Stelle traf es Unterlehrer Wilhelm Bach²³. *Wegen Ausstreuens falscher Gerüchte* könnte es sich um eine Strafversetzung gehandelt haben (3. Februar 1850).

Auch der Nächste, Hauptlehrer Anton Stemmer²⁴, konnte in Gremmelsbach keine Wurzeln schlagen. Politisch zwar unverdächtig – am bisherigen Dienstort Bleichheim hatte er *von politischen Umtrieben immer nach Kräften abgemahnt* – war er aber mit dem Vorwurf sittlicher Verfehlungen konfrontiert, der Vater von sieben Kindern! Trostlos seine Lage: Gehaltsminderung in einem Dorf *gleichsam von der Welt entfernt, hinter Hochgebirgen und Felsenklippen!* Wegen einer *dienstpolizeilichen Untersuchung* wurde er *einstweilen vom Dienst suspendiert*. Doch mit der Revolution hatte dies nichts mehr zu tun.

Welche Einstellung zur Deutschen Revolution war von Pfarrer Ambros Hettich zu erwarten? Er war erst im Revolutionsjahr 1848 von Markdorf, wo er Pfarrverweser war, nach Gremmelsbach gewiesen worden. Eintrag des Pfarrverwesers Kern im Verkündbuch am 28. Mai: *Der Hochwürdige Herr Ambros Hettich, z. Z. Pfarrverweser in Markdorf, ist von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog zu eurem künftigen Pfarrer ernannt worden. Ich bin von Hochw. Erzb. Ordinariat beauftragt, euch heute dies zu verkünden.*

Stellte er sich in die Phalanx der Studierten von den Volksschullehrern bis zu den Universitätsprofessoren, von allen anderen „Volksaufwieglern“²⁵ zu schweigen? Oder erfüllte er die Erwartungen, die das Erzbischöfliche Ordinariat am 24. März 1848²⁶ an die Dekanate versandte, nach denen die Geistlichen nicht vom *frommen, tugendhaften, ächtpriesterlichen Lebenswandel* abweichen und *gewissenhafte Diener der Kirche und des Staates* bleiben sollten? Die *für Leib und Seele gefährlichen Richtungen* hatte Erzbischof Hermann von Vicari erkannt. Die einzigen Hinweise für Hettichs Verhalten im Verkündbuch²⁷ enthalten nicht den geringsten Hinweis für das Gegenteil. Am 12. Juni 1848: *Man erwartet von dem christl. Sinn der Pfarrgemeinde, daß sie an der vom Erzbischof angeordneten Andacht sehr zahlreich theilnehmen werde, um in Vereinigung mit der Bitte aller Gläubigen unseres geliebten Vaterlandes zu Gottes Barmherzigkeit die Wiederherstellung des Friedens, des geordneten Verkehrs und einer glücklichen Zukunft unseres gesamten deutschen Vaterlandes zu erleben.* Diesen Worten nach zu schließen identifizierte er sich mit der Sorge seiner Vorgesetzten in einer für bedrohlich gehaltenen, schwer durchschaubaren Entwicklung.

Nicht anders als die Jahre zuvor wurde der Gottesdienst am Geburtstag des Großherzogs Leopold am 29. August begangen: *ein Amt um 7 Uhr mit Te Deum laudamus, bei dem die Schuljugend, der Gemeinderat, Bürgerausschuß und Stiftungsvorstand zu erscheinen haben, auch werden sämtliche Pfarrangehörigen dazu eingeladen.*

Ein letztes Mal im Jahr 1848 war im Dezember das Gebet um einen glücklichen Ausgang der revolutionären Entwicklung Gegenstand von Gottesdiensten. An Mariä Empfängnis (8. Dezember) vermerkt das Verkündbuch: *Verlesung des Hirtenbriefs der Bischöfe Deutschlands an die Gläubigen ihrer Diözesen.* Das Schreiben enthielt die Empfehlung, daß *vom Tag der Verkündigung an acht Tage hindurch in den Pfarrkirchen eine Abendbetstunde abgehalten werden solle, in welcher das Sanctissimum in Monstranz (sic!) ausgesetzt und die Litanei von allen Heiligen gebetet werde.* Erfleht werden sollte Gottes Segen, der Friede und die Wohlfahrt des Vaterlandes. Zur Winterszeit und bei der Weitläufigkeit der Pfarrei glaubte

sich Pfarrer Ambros Hettich berechtigt, die Betstunde an Werktagen auf morgens $\frac{1}{2}$ 8 Uhr zu legen. An Mariä Empfängnis und am folgenden Sonntag fand sie nachmittags 2 Uhr statt, *dadurch ist es den Pfarrgenossen möglich gemacht, sie fleißig zu besuchen, um Gottes Segen und den Frieden und die Wohlfahrt des Vaterlandes in einmütigen Gebeten zu erlehen.*

Doch die Lösung der Probleme ließ auf sich warten. Erst mußte die „Mairevolution“ vorübergehen, bis der nächste Eintrag die Gläubigen zum Gebet für das Vaterland zusammenrief. Am 19. August 1849: *Am nächsten Freitag 6 Uhr wird die erste der angeordneten vier Betstunden, um die Gnade Gottes über unser Vaterland zu erlehen, abgehalten.* (Eine weitere Intention wird nicht genannt.) *Dieselbe wird mit dem Segen begonnen, darauf ein Amt, nach dem Amt ein Rosenkranz mit Litanei und Schluß mit Segen.* Wieder war die Abendstunde dafür angeordnet, der Geistliche verband sie eigenmächtig mit der Morgenandacht. *Es ist dadurch der Besuch der Betstunde für Jedermann erleichtert.* Die Ankündigung für die folgenden drei Freitage enthält das Verkündbuch auch.

Ein eindeutiges Bekenntnis zum Großherzog stellt der Eintrag zu seinem Geburtsfest dar: *Zur Feier dieses hohen Tages ist früh 7 Uhr ein Amt mit Te Deum laudamus, dem die Schuljugend anzuwohnen hat, bei dem der Gemeinderath, Bürgerschaft, Prüfungsvorstand pflichtgemäß erscheinen wird. Auch sind sämtliche Pfarrangehörige aufgefordert, an diesem Tage ihre Gebete für unseren gnädigsten Landesvater, dem selbst die Bosheit der Bösen keinen Flecken vorzuwerfen vermag, darzubringen.* (Eintrag am 26. August 1849. Am 18. August war der Großherzog wieder in seine Residenz zurückgekehrt. Damit mag der bestimmte Ton der Verkündigung zusammenhängen).

So war Pfarrer Ambros Hettich nie der Gefahr (wie 60 seiner Amtsbrüder in der Erzdiözese Freiburg, s. Anm. 26) ausgesetzt, sich gerichtlichen Untersuchungen stellen zu müssen. Auch seine Personalakten enthalten nicht den geringsten Hinweis darauf. So bleibt uns verborgen, ob er nicht auch Sympathien für größere Freiheiten der Kirche empfand, sich wenigstens für die Gründung eines „Piusvereins“ in Gremmelsbach einsetzte²⁸ in einem Augenblick, da das katholische Kirchenvolk sich zu einer mächtigen Bewegung zusammenfand.

Von den Einwohnern Gremmelsbachs beteiligte sich allein in strafbarer Weise Roman Feiß an der Revolution, ohne daß die Akten Einzelheiten darüber preisgäben. Lediglich das Strafmaß und die Art seiner Verbüßung ist festgehalten. Sicher ist, daß Feiß zu den „Männern der ersten Stunde“ gehörte, denn das Hofgericht in Freiburg verurteilte ihn schon am 16. Juni

1848 zu drei Monaten Arbeitshaus, am 1. Dezember wurde er zu sechs Wochen Gefängnis begnadigt, die er im Amtsgefängnis in Triberg verbüßte²⁹.

Einzig namentlich bekanntes Mitglied der Freischaren ist Peter Klausmann, der vom 15. bis 29. Juni 1849 (ohne daß ein exakter Grund angegeben wäre) im „Militärspital“ in Freiburg gepflegt werden mußte, was 10 Kreuzer pro Tag, im ganzen für die 15 Tage Kosten von 10 Gulden verursachte. Freischärler hatten für anfallende Schäden selbst aufzukommen; waren sie dazu nicht in der Lage, so hatte nach der Anordnung des Kriegsministeriums vom 23. Juli 1849 die Gemeinde des Verwundeten oder Erkrankten dafür aufzukommen: *Das Bürgermeisteramt erhält den Auftrag, den Betrag, auf die ein oder andere Art zu erheben und binnen 14 Tagen bei Exequutionsvermeidung an die Militärhofverwaltung in Freyburg kostenfrei abzuschicken. Gremmelsbach bezahlte je die Hälfte aus der Gemeinde- und aus der Armenkasse*³⁰.

Ein Erschrecken mag den Bürgermeister, die Gemeinderäte und den Gemeinderechner erfaßt haben, als die Regierungsverfügung vom 30. Juli 1849 einging, wonach für die Niederwerfung des Aufruhrs eine erhebliche Summe in die „Militärmagazin Verwaltung in Hornberg“ bezahlt werden mußte. Triberg wurde ein Betrag von 2000 Gulden aufgebürdet, Gremmelsbach hatte entsprechend seiner Einwohnerzahl 91 Gulden 52 Kreuzer aufzubringen – und zwar innerhalb von drei Tagen. Da so viel Geld nicht in der Gemeindekasse war, streckte Rößlewirt Johann Dold die Summe vor, sie wurde ihm am 26. August 1849 wieder erstattet. Die Gemeindeverwaltung erhielt die Weisung, für die Einquartierung von Landesmilitär *unendgeldlich* (sic) aufzukommen, der Bürgermeister sollte auf Ausstellung und Aufbewahrung von Bescheinigungen achten, *damit bei der einstigen Ausgleichung kein Nachtheil entsteht* (6. August 1849)³¹.

Zu überlegen war in Gremmelsbach, wie das *kurz vor der Ankunft der Freischaren* von der *Krämer V. Kienzlersche(n) Witwe dahier* abbezahlte Kapital von 44 Gulden sicher verwahrt werden könne. Die beste Möglichkeit schien, es *zur Wiederanlage* auszuschreiben, um zu verhindern, *daß das Geld von den Freischaren weggenommen werden könne* (22. September 1849)³².

Die Auswirkungen der Revolution³³ haben sich aber für die Einwohnerschaft in Gremmelsbach erst 1849 in aller Deutlichkeit bemerkbar gemacht, als Baden mit seinem preußischen Bundesgenossen sich anschickte, ihre Macht zu brechen, was am 21. Juni in der Schlacht bei Waghäusel und mit der Kapitulation der Festung Rastatt am 23. Juli 1849 geschah. Ver-

ständlicherweise halten die Gemeinderatsakten die Aktivitäten der legitimen staatlichen Gewalt fest, Unternehmungen, Anschaffungen, die in der Gemeindekasse zu Buche schlugen. Anzuschaffen bzw. herzustellen waren Patronentaschen, Tornister und die Materialien dafür, für Handwerker und Kaufleute ein sehr kurzlebiger Nebenverdienst. Offenbar war Eile geboten, denn Johann Faller machte am 8. Juni 1849 eine Rechnung auf für die *Verfertigung von 28 Donister mit 5 Weibspersonen und 2 Mannspersonen nebst Schreinerarbeit auf Kost und Lohn*, an der er Tag und Nacht (von Dienstagmittag bis Mittwochmittag) gearbeitet hatte: 6 Gulden 36 Kreuzer. Ebenso hatte er mit sieben Personen 22 Patronentaschen hergestellt. Anzuschaffen waren dafür zum Beispiel 26 Stück *Bürgerwehrdornisterhaften und Ring*, Leder zur Ausrüstung der Bürgerwehr, Schnallen, Bindfäden, 300 *Käpsele* für Büchsen der Bürgerwehr, auch für drei Gulden 36 Kreuzer Pulver, gekauft von Handelsmann King. Eine Ausgabe von 7 Gulden 12 Kreuzern hatte Gemeinderechner Lorenz Schwer für die Einquartierung der Gremmelsbacher Bürgerwehr von 24 Mann am 2. und 3. Juni 1849 in Triberg. Dies scheint die einzige kollektive Maßnahme, wohl einer Manöverübung vergleichbar, auf seiten der revolutionären Staatsgewalt gewesen zu sein.

Die Geschichte hat manchmal ihren eigenen Humor. Die Verfassung blieb nicht lange in Kraft. Die Revolution wurde gewaltsam beendet. Bürgermeister Reiner sah sich am 10. November 1849 zu folgender Bekanntmachung veranlaßt: *Im Rößlewirtshaus werden nach dem Gottesdienst (am Sonntag, 18. November) die Tornister und Patronentaschen, welche für die hiesigen Bürger angeschafft wurden, öffentlich an den meistbietenden gegen gleich baare Bezahlung versteigert werden, wozu man die Liebhaber höflichst einladet.*

Aber das Leben war trotz der Revolution weitergegangen.

Hauptlehrer Diebold erhielt mit der größten Regelmäßigkeit sein „Schulgeld“, sein Honorar für den „Mößnerdienst“, für die Besorgung der Kirchenguhr. Von Rößlewirt Johann Dold wurde das Schulholz für 24 Gulden 30 Kreuzer bezogen, von Buchbinder Otto von Triberg Impressen für die Schule für 1 Gulden 21 Kreuzer. Ein Hochwasser zerstörte den „Vizinalweg“ am 14. Januar 1849, die Reparaturarbeiten wurden in sieben Losen ausgeschrieben, sie mußten am 1. Oktober beendet sein. Dem Grispinus Kuner wurden für Arbeiten am „Kinhalteweg“ 8 Gulden 24 Kreuzer bezahlt. Glaser Magnus Haas hatte ungeachtet aller Unruhen für die Gemeinde die Orgel ausgebessert, die Kirchenguhr gereinigt, vier Fensterscheiben eingesetzt, eine Schreibtafel angefertigt, einen „Kirchenstuhl“ repariert und die Vorfenster im Schulzimmer aufgestellt. Auch die Brauchtumspfle-

ge litt nicht erkennbar. Für Fronleichenam konnte der Rößlewirt 6 Pfund Pulver auf Gemeindekosten kaufen. Den Ortsarmen Klara Hettich und Elisabeth Graf wurden vier Gulden Unterstützung gewährt, der Johanna Schwer 6 Gulden. Und schließlich nähte Schneidermeister Wendelin Duffner dem Ortspolizeidiener eine neue Diensthose, damit brachte er zwei Tage zu und berechnete 1 Gulden 32 Kreuzer.

Acht Jahre nach dem Ende der Revolution hatte das Bürgermeisteramt Gremmelsbach dem Bezirksamt Triberg zu berichten, ob in der Gemeinde sich noch wegen Aufständen 1848/49 *gerichtlich verurtheilt(e)*³⁴ Personen finden. Bürgermeister Joseph Eble konnte am 26. August 1857 Fehlanzeige melden. Nähere Auskunft über Roman Feiß, der als einziger in Frage gekommen wäre, gibt er nicht. Peter Klausmann war mit 25 Jahren am 30. Januar 1852 gestorben. Ob sein früher Tod mit seinem Aufenthalt im Militärspital in Freiburg in Zusammenhang steht, ist dem Sterbebuch (1811–1851) der Pfarrei Gremmelsbach nicht zu entnehmen.

Anmerkungen

- 1 Bericht des Bezirksamtmanns Jonathan Winter 1849. Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 313/4306.
- 2 Hans Erich *Stier*, Deutsche Geschichte im Rahmen der Weltgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin, Darmstadt, Wien 1959, S. 784.
- 3 Joseph *Rovan*, Geschichte der Deutschen, Von ihren Ursprüngen bis heute, München, Wien 1995, 2. verbesserte Auflage.
- 4 Gemeindeakten Gremmelsbach Gemeindekasse Gremmelsbach, Hauptbuch oder Rechnungsentwurf für das Jahr 1848 (Rechner Lorenz Schwer).
- 5 GLA 313/3406.
- 6 Ebda.
- 7 Gemeinderechnung Gremmelsbach über alle Einnahmen u. Ausgaben in Geld und Naturalien. Vom Iten Jenner bis dahin 1850 mithin pro 1849.
- 8 Erzbauern, Erzählungen von Heinrich *Hansjakob*, Mit Illustrationen von Hugo Engl, Dritte Auflage Stuttgart 1899, Die Buren am Wildsee, S. 399, hier S. 419–422.
- 9 Alle diese Angaben mit Ausnahme „Lilie“ und „Forelle“, die ich den Nachforschungen des ehemaligen Forellenhofwirts Ernst Dieterle verdanke, GLA 235/21521 und Staatsarchiv Freiburg (StAF) B746/6.
- 10 Bericht des Amtskommissars Jonathan Winter GLA 313/3406, Personaldatei des Erzbischöflichen Archivs Freiburg: 1860 zum Priester geweiht, gestorben am 8. Juni 1891 in Tuningen.
- 11 Erzbauern, S. 422.
- 12 GLA 313/3406.
- 13 Ebda.
- 14 GLA 235/21521.
- 15 GLA 313/4306 und GLA 235/29562.
- 16 GLA 313/4306.
- 17 GLA 235/22867.

- 18 GLA 313/4306.
- 19 GLA 235/21521.
- 20 GLA 235/29562 hier alle Angaben zu Bausch.
- 21 GLA 313/4306.
- 22 Alle Angaben zu Blum: GLA 235/21521.
- 23 Die Angaben zu Bach ebda.
- 24 Alle Angaben zu Stemmer ebda.
- 25 Thomas *Nipperdey*, *Deutsche Geschichte 1800–1866, Bürgerwelt und starker Staat*, München 1983, S. 617.
- 26 Walter *Kessler* in: *Konradsblatt* Nr. 5, 1. Februar 1998, S. 10.
- 27 Die folgenden Angaben sind dem Verkündbuch der Pfarrer St. Joseph Gremmelsbach der beiden Revolutionsjahre entnommen.
- 28 S. Anmerkung 25.
- 29 (StAF) B 756/6; (s. auch GLA 236/8687.
- 30 Wie Anmerkung 7, 1849.
- 31 Wie Anmerkung 7.
- 32 Ebda.
- 33 Zu den folgenden Ausführungen der beiden Revolutionsjahre s. Anmerkung 7.
- 34 StAF B 746/6.

Ereignisse, Vorgänge und Stimmungen während und nach der Revolution 1848/49 in Stadt und Amtsbezirk Triberg

Wolfgang Müller

Die 48/49er Revolution im Großherzogtum Baden endete auch für manchen Bewohner unserer Landschaft mit Tod, Haft oder Vertreibung. Viele wanderten aus, vornehmlich in das Land der Freiheit, die Vereinigten Staaten von Amerika. Eine ganze Reihe von Auswanderern verließen das Land teils freiwillig, teils unfreiwillig, weil das Urteil sie oft vor die Wahl stellte, eine Zuchthausstrafe abzusitzen oder eben auszuwandern.

Lückenlos lassen sich die Ereignisse in unserer Heimat nicht mehr nachzeichnen. Dennoch erlauben Akten, Dokumente und Fundstücke eine schlaglichtartige Beleuchtung der Vorgänge in Stadt und Amtsbezirk Triberg. Naturgemäß geben die Quellen überwiegend die Sicht der am Ende siegreichen alten Ordnung wieder, und nur wenige Berichte stammen aus revolutionären demokratischen Kreisen.

Das Jahr 1848 blieb ohne größere Aktionen

Das Revolutionsjahr 1848 brachte den Amtsbezirk Triberg mit einer Ausnahme kaum nennenswerte umstürzlerische Aktionen. So führten die auch in Triberg aufgetretenen politischen Gegensätze dazu, daß „Bürgermeister Heim vom Amt zurücktrat (tatsächlich wurde er von republikanisch gesinnten Bürgern zum Rücktritt gedrängt) und Uhrenmacher Georg Fortwängler unter dem 13. April an dessen Stelle gewählt wurde“, doch: „Nach Herstellung der ordnungsgemäßen Verhältnisse übernahm I(gnaz). Heim unter dem 9. November (1849) wieder das Bürgermeisteramt.“

Als im Winter 1848/49 nach dem Scheitern der Aufstandsversuche von Hecker und Struve die badischen Republikaner sich neu organisierten, wurden wie im ganzen Land im April 1849¹ auch in Triberg und den meisten Gemeinden des Amtsbezirks außer in Nußbach, Niederwasser und Rohrhardsberg Demokratische Volksvereine gegründet. Sie galten als Keimzellen und Stützpunkte der späteren 49er Volkserhebung. Zu den Vorläufern gehörten auch die konspirativen Treffen 1848 an einsamen Orten unserer Gegend. Hierzu führt der St. Georgener Heimatforscher Erich

Stockburger aus: „Im Schutz ihrer Wälder trafen sich in dem einsamen Höhengasthaus ‚Zur Kalten Herberge‘ der Pfarrer von Furtwangen und Neukirch, der Apotheker von Triberg, der Lehrer von Gremmelsbach und Tennenbronn, die Bauern von der Martinskapelle und der Student von St. Georgen. . . . Von jenem abgelegenen Gasthaus liefen Fäden zu den Universitäten Tübingen, Heidelberg, München und Zürich. Dann brauste die 48er-Revolution durch die Täler unserer Heimat. . . . Die Anhänger der Dynastie mußten flüchten und sofern man ihrer habhaft werden konnte wurden sie ins Triberger Gefängnis geworfen.“² Die Demokratischen Volksvereine stellten sich als recht erfolgreich in der Propagandaarbeit heraus und fanden mehr oder weniger starken Anhang. Vor allem in Furtwangen, Schönwald, Neukirch und Schonach sowie in geringerem Maße in Triberg und Gütenbach gelang es diesen Vereinen, die revolutionäre Bewegung besonders zu fördern und zu begünstigen. In manchen Gemeinden hatten sie bereits vor Ausbruch der Volkserhebung alle öffentlichen Angelegenheiten fest in der Hand. *Viel Einfluß auf die Volksvereine in den genannten Orten übte der Hauptwähler dieser Gegend, Diakonus Gerwig von Hornberg aus.*³ Diakonus Adolf Gerwig flüchtete nach dem Scheitern der Volkserhebung in die Schweiz, wurde in Abwesenheit vom Hofgericht Bruchsal wegen Hochverrats zu 12 bzw. 10 Jahren Zuchthaus verurteilt. Er wanderte 1851 in Folge eines schweizerischen Ausweisungsverfahrens mit Frau und 3 Kindern in die USA aus, wurde Feldprediger der Unionsarmee im Sezessionskrieg und starb 1862 oder 1863.⁴

Minister Johann Baptist Bekk und Hofrat Wilhelm Schmidt, zwei Vertreter der Großherzogl. Badischen Regierung

Eine gewisse Rolle spielte vor allem im Jahr 1848 auf der Regierungsseite der 1797 in Triberg geborene Johann Baptist Bekk. Nach dem Jurastudium in Freiburg war der junge liberale Jurist in Meersburg und Mannheim tätig, bevor er 1846 großherzoglich badischer Innenminister wurde. Durch Reformen wie Errichtung von Schwurgerichten, Abschaffung der Zensur u.a.m. versuchte er den Ausbruch der Revolution zu verhindern. Offensichtlich war es jedoch hierfür schon zu spät. Die Forderungen der Offenburger Volksversammlung vom 12. Mai 1849 lehnte er ab.^{5, 6} Unter Bekks Amtsführung wurden die Demokratischen Volksvereine überwacht und die Bezieher der Zeitschrift „Volksführer“ bespitzelt. Beispielsweise wurden in Furtwangen die Beamten der Postexpedition dafür eingesetzt, wie aus einem Bericht an die Post- und Eisenbahndirektion in Karlsruhe hervorging.⁷ Bekk rief antirevolutionäre „Vaterlandsvereine“ ins Leben, deren Einfluß jedoch gering blieb und von dem revolutionär gesinnten Teil der Bevölkerung in Anspielung auf seinen zweiten Vornamen als „Baptistenvereine“

verspottet wurden. 1850 wurde er Mitglied der Badischen Kammer, die ihn zu ihrem Präsidenten ernannte. Außerdem nahm Bekk die Stelle eines Präsidenten des Badischen Hofgerichts in Bruchsal an, wo er 1855 verstarb.⁸

Eine weitere Persönlichkeit der legitimen Ordnung, die durch den auf dem Triberger Friedhof ruhenden badischen Dichter und Schriftsteller Heinrich Vierordt (1855–1945) in Triberg ein gewisses Interesse weckte, war dessen Großvater mütterlicherseits, der Großherzogliche Hofrat Wilhelm Schmidt, „ein Beamter und Aktenmensch alten Schlages“; wie sein Enkel schrieb und dann in seinem Bericht fortfuhr: (er war) „von einer blinden Fürstenerverehrung und Hingabe an das Großherzogliche Haus von Baden, wie sie in einem solchen Maße wohl nur in einer kleinen Residenz gedeihen können. . . . Er war viele Jahre Vermögensverwalter der Großherzoglichen Familie. . . . Ein einziges Mal in seinem Leben, als er in der Revolutionszeit von 1849 bei nächtlichem Radbruch in einem Wald der Rheinpfalz den Silberschatz des Großherzoglichen Hauses rettete und als er durch die Pfälzer Städte in einer Kutsche vor dem Wagen seines ihm ziemlich ähnlich sehenden fürstlichen Gebieters gewissermaßen als Blitzableiter fahren mußte, damit in der unruhigen Zeit ein mögliches Attentat auf ihn abgeleitet werden könnte (Flucht des Großherzogs 1849 aus Karlsruhe, sh. a.a.O.), bedachte ihn Großherzog Leopold mit einer Zuwendung von 550 Gulden.“⁹

Revolutionäre Vorgänge im Jahr 1849

Der Demokratische Volksverein Triberg und einige weitere Vereine des Amtsbezirks schickten den Vorsitzenden des Triberger Vereins, den Advokaten Johann Baptist Fakler, als Abgeordneten zu der vom Landesausschuß der demokratischen Volksvereine einberufenen Volksversammlung am 12. und 13. Mai 1849 nach Offenburg. Die Volksversammlung beschloß den Aufstand, und parallel dazu begannen große Teile der badischen Armee zu rebellieren. Angesichts dieser Entwicklung flohen der Großherzog und seine Regierung in der Nacht zum 14. Mai, und der Landesausschuß übernahm die Macht. In allen Amtsbezirken setzten die revolutionären Behörden „Civilkommissäre“ ein. Für den Triberger Amtsbezirk wurde der Anwalt Fakler bestimmt. Dieser übte das Amt bis zum 28. oder 29. Juni 1849 aus und verschwand aus Triberg, als er vom Ausrücken der preußischen Armee erfahren hatte. Zwar hatte er gegenüber den Beamten des Amtsbezirks keine Gewalttätigkeiten verübt, doch drohte er in seinen Verfügungen an die Bürgermeisterämter fortwährend mit Kriegskontributionen, Exekutivtruppen und anderen Gewaltmaßnahmen, um die Teilnahme am Aufbruch zu erzwingen. Fakler wurde am 4. 8. 1849 wegen Teilnahme an hochverrätherischen Unternehmungen in Freiburg verhaftet und Anfang 1850 gegen

Kaution nach Triberg entlassen, das er aber nicht verlassen durfte. Seit 25. 5. 1850 klagfrei, mußte er Ende 1850 seinen Wohnsitz nach Villingen verlegen.^{8, 10} *Der bei dem Amte Triberg mit Besorgung der Justizgeschäfte beauftragte Rechtspraktikant Seidenspinner war von der revolutionären Regierung zum Auditor (Militärgerichtsbeamter) in Karlsruhe ernannt worden welche Stelle er jedoch abgelehnt hat, weil er laut eigener Angabe als Verheirateter nicht mit dem Militär herumziehen wollte, obwohl er sich während des Aufruhr sehr zweideutig verhalten habe.*¹¹

Die großherzogliche Regierung rief Bundestruppen zu Hilfe – vornehmlich preußische, aber auch bayerische Einheiten – die von mehreren Seiten auf Baden vorrückten, nachdem der am 13. Mai 1849 in Offenburg gebildete Landesausschuß der Volksvereine die Volksbewaffnung beschlossen hatte. Fakler begann wie überall im Land sogenannte Volkswehrmänner im Alter zwischen 18 und 30 Jahren als erstes Aufgebot zu rekrutieren. Ein Befehl des Regierungs-Direktors für den Oberrheinkreis vom 15. Mai 1849 verlangte vom Bürgermeisteramt *sofort die Volkswehr vom 18. bis 30. Jahre zu bewaffnen und zur Verfügung des Kreishauptmanns zu stellen, Ich erwarte innerhalb zwei Tagen unmittelbaren Bericht über das, was geschehen, insbesondere ein Verzeichniß der pflichtigen Mannschaft mit Angabe des Alters, sowie ein Verzeichniß der in der Gemeinde vorrätigen Waffen und Munition.*¹² Bei einer Nichtbefolgung dieses Befehls wurden *unangenehme Folgen* bis hin zur Dienstentlassung angedroht. Desweiteren wurde das Bürgermeisteramt Triberg aufgefordert, *unverzüglich für sämtliche Mannschaft des ersten Aufgebots die nöthigen Ausrüstungsgegenstände, als Tornister, Patronentaschen, Blousen, Kopfbedeckung etc., und ebenso für alle Unterstützungsbedürftigen, welche in das erste Aufgebot treten müssen, die nöthigen Schuhe, Hemder ec. fertigen zu lassen,*¹³ Alle Bürgermeisterämter des Amtsbezirks wurden dann am 29. Mai angewiesen, keinem Wehrpflichtigen mehr eine „Reiseurkunde“ auszustellen und alle zum ersten Aufgebot gehörenden Abwesenden zur Rückkehr aufzufordern, damit sie zu Hause ihre Wehrpflicht ableisten. Diese Volkswehr sollte zusammen mit den rebellierenden Truppen und mehreren Freikorps, darunter der Schweizer Legion und der Schwäbischen Legion, als republikanische Armee die inzwischen ausgerufene Republik verteidigen. In seinem Bericht an den Landeskommissär für den Oberrheinkreis vom 10. 9. 1849 schrieb der großherzogliche Berichterstatter Oberamtmann Winter: *Nirgends stieß er dabei (Aufstellung des revolutionären Aufgebots) auf Widerstand. Am 6. Juni wurde das ganze erste Aufgebot aus allen Gemeinden des Amtsbezirks in Triberg zusammengerufen.*¹⁴ Zunächst wurden die Offiziere gewählt. Der Unterlehrer Klemens Ruff, Ruf oder auch Ruoff von Schönwald erhielt die Kommandeurstelle im Rang eines Majors. Der Civilkommissär Fakler aber war anfangs der maßgebende Vorgesetzte, der noch

am 6. Juni das Triberg-Bataillon etwa 600 Köpfe (anderen Berichten zufolge 775 Mann) stark bis Furtwangen und am 7. Juni nach Freiburg führte.^{1, 8, 15, 16} Erst jetzt übernahm Major Ruf das Kommando, nachdem Fakler wieder nach Triberg zurückgekehrt war. . . . von da (Freiburg) wurden sie (das Triberg-Bataillon) nach Karlsruhe u Rastatt kommandiert, wo sie bis zum Anrücken der Preuß. Armee sich herumtrieben“, wie Oberamtmann Winter in seinem Bericht schrieb. „Einzelne waren“ fuhr Winter fort „schon vorher wieder nach Hause gelaufen, viele waren noch bei dem Gefecht bei Kuppenheim unter den Reihen der Aufrührer und kamen erst nachher einzeln zurück. . . . Es wird erzählt, daß von dem Bataillon des Amtsbezirks Triberg, welches von dem nunmehr flüchtigen Lehrer Ruf von Schönwald kommandiert worden war, 12 Mann versucht haben sollen, aus dem Lager der Aufrührer zu entfliehen, man habe sie jedoch wieder aufgefangen und 2 von ihnen, Josef Ruef von Jach (verm. Yach), vorher im Dienst bei Hirschwirt Siedle in Schönwald u Roman Ganz von Hinterstraß, vorher im Dienst in Gütenbach, sollen auf Commando des sog. Major Berger von Offenburg bei Oos sogleich erschossen worden sein.“¹⁷

Zu diesem Aufgebot gehörte auch das Triberger „Bürgermilitair“, gegründet 1840, mit etwa 90 Mann einschließlich seinem rund 30 Mann starken Musikzug, genant „Türkenmusik“ (in Anlehnung an die Musik der Janitscharen, einer türkischen Eliteeinheit).¹⁸ Nach der Niederschlagung der Revolution wurde nicht nur das Bürgermilitär wegen der Teilnahme am Aufruhr gegen die gesetzliche Ordnung sondern auch die Türkenmusik aufgelöst.

Die Verwaltung während der Revolution

Die Verwaltung des Amtsbezirks wurde wie überall im Lande auf die neue jetzt republikanische Regierung eingeschworen. „Der Amtsvorstand OAMtmann Gißler wurde . . . am 21. Mai von dem Oberkommissär Hainisch in Freiburg auf die Reichsverfassung unter dem Vorbehalt der Verpflichtung auf die Landesverfassung beeidigt.“ Der Erlaß der Regierung des Oberrheinkreises in Freiburg vom 25. Mai No. 8997 beauftragte den Civilkommissär Fakler, die Staatsbeamten des Bezirks zu vereidigen, „worauf das Gr. Bez.Amt unterm 29 Mai die betreffenden Pfarrämter u sonstigen Bediensteten aufforderte den Ladungen des Civilkommissärs zur Eidesleistung bei Vermeidung der Dienstentlassung Folge zu leisten“¹⁹, wie OAMtmann Winter weiter berichtete.

Der als Hauptwähler bezeichnete Adolf Gerwig, der als Zivilkommissär für das Amt Hornberg fungierte und dort zusätzlich Vorsitzender des Demokratischen Volksvereins war, bekleidete außerdem das Amt des Wahl-

kommissärs im Wahlbezirk III, zu dem auch der Amtsbezirk Triberg gehörte. Er bereitete in dieser Funktion hier die Wahlen zur verfassunggebenden bzw. konstituierenden Versammlung der Badischen Republik vor. Die Dienstanweisungen zur Vornahme dieser Wahlen übermittelte er am 27. Mai 1849 schriftlich an das hiesige Bezirksamt, das seinerseits am 28. d. M. die Bürgermeisterämter unterrichtete und Vollzug anordnet.^{4, 20}

Nirgends erhob sich Widerstand, so daß OAmtmann Winter in seinem Bericht zu dem Schluß kam: *Kurz das Amt bewies sich in allen seinen Verfügungen als der gehorsame Diener des Civilkommissärs und anderen revolutionären Behörden. . . . Im Ganzen war das Verhalten des Amtes vor während u nach der Revolution ein durchaus unentschiedenes u schwaches . . . Selbst über das Verhalten des Amtsvorstands, der sich offenbar sehr anpassungsfähig zeigte, urteilte der Bericht recht negativ . . . u obschon der Amtsvorstand OAmtmann Gißler im Allgemeinen in dem Amtsbezirk beliebt ist so scheint dies mehr durch seine Schwäche und Gutmütigkeit als durch andere Eigenschaften verursacht worden zu sein.*²¹

Das Verhalten der zurückweichenden und schließlich fliehenden Armee

Die regulären Truppen des Deutschen Bundes erwiesen sich der republikanischen Armee gegenüber bezüglich Anzahl, Bewaffnung, Ausbildung und Disziplin weit überlegen. Das sogenannte Insurgentenheer mußte sich an allen Fronten zurückziehen und versuchte über den Schwarzwald hinweg zwischen Lörrach und der schwäbischen Grenze bei Schramberg/St. Georgen eine neue Verteidigungslinie aufzubauen. Die zur Verfügung stehenden durch Desertion bedeutend geschwächten Streitkräfte betragen etwa 9000 Mann mit 40 Kanonen.²² Im Zusammenhang mit diesen Bemühungen rückten ungefähr 2000 Republikaner am 4. Juli in den Amtsbezirk Triberg ein. Befehligt wurden diese aus Volkswehrmännern und Angehörigen der Schweizer Legion bestehenden Einheiten von Oberst Johann Philipp Becker (hatte den Oberbefehl über die Badische Bürgerwehr) aus Frankenthal bzw. Biel/Schweiz und dem zum Major gewählten ehemaligen Feldwebel beim 3. Infanterie-Regiment Sebastian Bannwarth, der nach seiner Flucht in die Schweiz und das Elsaß am 17. 6. 1850 vom Bruchsaler Hofgericht wegen Soldatenaufwiegelung in Abwesenheit zu 8 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde.²³ In seiner Schrift „Geschichte der süddeutschen Mairevolution des Jahres 1849, Genf 1849“, schrieb Becker: *Becker stand indessen in Triberg, in einem Thalkessel, in der festen Position des Schwarzwaldes. Detaschierte Abtheilungen hatte er in Hornberg (Dreher-Obermüller), am Ausgange des Elzachthales, in Rohrhardsberg und Schnach (Heuberger), in St. Georgen, der württembergischen Grenze zu (die schwäbische Legion) und in Furtwangen am Ausgange des Simonswälder*

Anweisung.

*Für die schwäbische Legion auf dem
zu erwartenden Zuge*

s. Ri.

W. Lammert

Major Ruff

Thales (Willich). Alle Seiten waren also gedeckt. . . . Sigel (hatte den Oberbefehl über die Revolutionstruppen) machte in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli folgenden Angriffsplan. Er wollte den Feind in Villingen in die Falle locken. In der folgenden Nacht wollte er ihn in der Fronte von Donaueschingen angreifen, während Becker mit allen seinen Truppen von St. Georgen her ihn im Rücken faßte. Dieser Plan wurde jedoch durch die Demoralisation der meisten Truppentheile illusorisch gemacht.²⁴ Hier wurde der Major Ruff (s.o.) nochmals aktenkundig. Im Stadtarchiv Triberg liegt bei den Akten des Jahres 1849 eine Anweisung, wonach für die Schwäbische Legion „Haber“ (vermutlich ein Bündel) zu liefern sei.²⁵

Nachdem sich Becker nach St. Georgen begeben hatte, um von dort die Bewegung der Bundeseinheiten zu beobachten, zogen die in Triberg verbliebenen etwa 1000 Mann Volkswehr mit 8 Geschützen nach Furtwangen ab, weil sie das Anrücken der Preußen von mehreren Seiten her bemerkt hatten. Insgesamt gewannen die Bundestruppen immer mehr die Oberhand, und nachdem die Festung Rastatt als letzte republikanische Bastion gefallen war, waren die restlichen republikanischen Einheiten zu schnellen Rückzügen in Richtung Schweizer Grenze gezwungen, die Major Becker am 11. Juli bei Rheinau überschritt, wo er mit seinen Männern interniert wurde.²⁶

In seinem Bericht schrieb Oberamtmann Winter auch über die in den Amtsbezirk Triberg eingerückten republikanischen Einheiten des Oberst Becker, die wie in *Feindesland wirthschafteten*, daß ihr gewalttätiges Be-

nehmen die Reihen der Revolutionsanhänger mehr als andere Umstände gelichtet hätten. *Waffen, Pferde, Wägen, Haber u dgl. wurden ohne Weiteres den Eigenthümern gewaltsam hinweggenommen. Die noch anwesenden zum ersten Aufgeboth gehörigen jungen Leute wurden zum Mitzug über die Schweizergrenze gezwungen. Die Väter derjenigen welche sich geflüchtet hatten, wurden verhaftet, eine Strecke weit fortgeschleppt u auf jede mögliche Weise bedroht.*²⁷ Und über den Fall des Furtwängener Kaufmanns Gregor Hettich, dessen Sohn ebenfalls geflüchtet war, berichtete OAmtmann Winter besonders ausführlich. Revolutionäre Einheiten trugen danach die Lederwaren von Hettich aus dem Laden auf die Straße und drohten, zuerst diese und dann sein Haus anzuzünden, wenn er seinen Sohn nicht beibrächte. Winter fuhr fort: *Gegen ein Lösegeld von Gulden 300,- unterblieb die Ausführung, ein großer Theil der Ladenwaaren wurde jedoch bei dieser Gelegenheit von den Freischärlern entwendet.*²⁸ Einige Tage später, als bekannt wurde, daß sich die Bundestruppen näherten, zogen die republikanischen Einheiten unter Mitnahme ihrer Beute weiter Richtung schweizerische Grenze.

Schicksale einiger aufständischer Armeeingehöriger aus Triberg

Unter den beim Fall der Festung Rastatt in Gefangenschaft geratenen aufständischen Soldaten befanden sich einige aus dem Amtsbezirk Triberg stammende Personen. Aktenkundig wurden beispielsweise: Soldat Engelbert Hettich aus Triberg, welcher der 5. Kompanie des 3. Regiments angehörte. Er starb in Rastatt am 16. 9. 1849 als Gefangener im Fort A. Auch Soldat Kirchner oder Kirner, Angehöriger der 5. Kompanie des 2. Regiments, befand sich am 29. 7. 1849 im Fort A der Festung Rastatt. Soldat Mathäus Kuner, ebenfalls aus Triberg, wurde als Korporal des zur Republik übergegangenen 2. Infanterie-Regiments im Oktober 1849 wegen Anstiftung zur Soldatenmeuterei und Beteiligung am bewaffneten Aufstand zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt und saß in Bruchsal ein.^{29, 30}

Das Verhalten Angehöriger des öffentlichen Dienstes vor und während des revolutionären Aufstands und deren Bestrafung

Das nach Winters Ansicht schwache Verhalten des Bezirksamts während und nach der Revolution begründet er mit folgenden Feststellungen während seiner Inspektion nach dem Scheitern der Republik:

1. Gißler habe keine Untersuchung gegen den Civilkommissär Fakler eingeleitet. Im Gegentheil wurde dem Gr. Hofgericht am 18. Juli vorge schlagen, vor allem wegen des honorigen Verhaltens Faklers gegenüber den Beamten auf eine Untersuchung ganz zu verzichten.

2. Der Aktuar Unger, Schriftführer Faklers, und Konditor Friedrich Herrmann, ein weiterer Gehilfe Faklers, arbeiteten beim Eintreffen des Untersuchungsbeamten Winter noch immer beim Bezirksamt, obwohl sie reihenweise *Verfügungen strafbarsten Inhalts* an die Bürgermeisterämter hinausgegeben hatten. Als Sofortmaßnahme veranlaßte OAmtmann Winter: *Ich habe den Aktuar Unger sogleich von seinem Dienst bei dem Bez. Amt Triberg enthoben u dessen weitere Verwendung auf der Amtskanzlei untersagt, dem Bez. Amt aber aufgegeben gegen ihn sowie gegen den gedachten Herrmann gleichfalls die Untersuchung einzuleiten.*

3. Neben anderen sehr stark kompromittierten Personen im Amtsbezirk erwähnt der Bericht den Oberlehrer Josef Behringer oder auch Böhringer aus Furtwangen und den Hauptlehrer August Baumstark aus Nußbach. Behringer, der nach einem Bericht des Bürgermeisteramts Furtwangen vom 11. Juli sein Eigentum fortschaffte und offensichtlich fliehen wollte, wurde ebensowenig verhaftet wie Baumstark, der als großer Wühler im Amtsbezirk aufrührerische Reden gehalten und damit die Bevölkerung aufgewiegelt habe, und dem die Flucht bereits gelungen war. Lediglich der Gr. Kath. Oberkirchenrat hatte reagiert und beide, sowohl Behringer als auch Baumstark am 24. Juli suspendiert. Weiter hatten sich an den aufrührerischen Bewegungen die katholischen Hauptlehrer Silvester Plaz oder Blatz aus Schonach/Rensberg, Hauptlehrer Thibold oder Diebold aus Gremmelsbach, Unterlehrer Bausch aus Triberg und der F.F. Revierförster Ernst aus Rohrbach beteiligt.³¹

Die genannten öffentlich Bediensteten beteiligten sich unterschiedlich, teils aktiv, teils verbal am Aufruhr. Oberlehrer Behringer war Gründer und Vorstand des Furtwanger Volksvereins sowie Vorstand des Bezirksvereins, er war Abgeordneter und damit Mitglied der Volksversammlung in Offenburg, betrieb die Absetzung des Amtsvorstands und des Rohrbacher Bürgermeisters. Ende 1849 verurteilte ihn das Hofgericht Freiburg wegen Hochverrats zu 4 Jahren. Das Oberhofgericht setzte die Strafe auf 2 Jahre herab. Eine Begnadigung zur Auswanderung lehnt er zunächst ab; erst als die Generalstaatskasse wegen Entschädigungsforderungen aktiv wurde, verschwand Behringer offensichtlich nach London.³² Hauptlehrer Baumstark wurde der o.g. Anklagen für schuldig befunden und erhielt 18 Monate Arbeitshaus, die er auch ableisten mußte.³³ Lehrer Plaz *hat während der Revolutionszeit statt Schule zu halten, beständig mit seinen Schulkindern exerziert; er ließ die Kinder nicht mehr beten. In einer Gemeindeversammlung hat er die versammelten Gemeindeglieder zu Theilnahme an dem Aufruhr aufgefordert; er soll den durchziehenden Freischaaren sogar diejeni-*

gen Wehrpflichtigen, welche sich versteckt hatten, weil sie den Zug nicht mitmachen wollten, verrathen haben,³⁴ Die Freischärler nahmen die aufgefundenen jungen Männer gewaltsam mit sich. Der örtliche Schulvorstand beantragte die Entlassung dieses Lehrers. Ob es zu einer Anklage und gegebenenfalls zu einer Verurteilung gekommen ist, konnte nicht ermittelt werden. Bei Ausbruch der Revolution gründete der Hauptlehrer Thibold oder Diebold aus Gremmelsbach dort einen Volksverein, *in welchem er den Volksführer u andere revolutionäre Blätter vorgelesen hat.* Auch in diesem Fall konnte eine Anklage bzw. Verurteilung nicht nachgewiesen werden.³⁵ Der Triberger Unterlehrer Bausch *brachte auf offener Straße daselbst den durchziehenden meuterischen Soldaten ein Hoch aus, munterte die Leute zur Theilnahme an dem Aufruhr auf, verbreitete Flugschriften, zog bewaffnet am 7 Juni mit nach Freiburg, von wo er jedoch wieder zurückkehrte.* Da die Vorwürfe nicht ganz geklärt und bewiesen werden konnten, wurde die Untersuchung ausgesetzt. Er erhielt ernste Ermahnungen und wurde versetzt.³⁶ Schon 1848 war der F. F. Revierförster Ernst aus Rohrbach als Teilnehmer am ersten Aufstand aufgefallen *Er soll auch während des letzten Aufruhrs wieder der Führer der revolutionären Parthei in Rohrbach gewesen sein, namentlich soll er bei der Absetzung des Bmsters (Bürgermeisters) daselbst mitgewirkt . . . haben.* Außerdem soll er die Absetzung des OAmtes Gissler betrieben haben.³⁷

Der vom Frühjahr 1848 bis 2. 8. 1851 amtierende Furtwanger Bürgermeister Hacker wurde in einem Bericht des Gendarmeriebrigadiers Haßmann vom 22. 8. 1849 beschuldigt, *sich an den aufrührerischen Bewegungen beteiligt zu haben.* Aufgrund der Untersuchung des OAmtes Winter erschienen die Anschuldigungen unhaltbar; *allein nach den gemachten Erhebungen hat derselbe (Hacker) bei der letzten Revolution sich nicht theiligt, ja gegen das Ende derselben ist er den Aufrührern entschieden entgegengetreten, weshalb er sogar in Gefahr gewesen sein soll von den durchziehenden Freischaaren erschossen zu werden.* Hacker blieb im Amt.³⁸

Doch die Angelegenheit war für Bürgermeister Hacker noch nicht ausgestanden. Der zu 2 Jahren Zuchthaus verurteilte und zur Auswanderung begnadigte Oberlehrer Behringer aus Furtwangen beschuldigte Hacker schriftlich der massiven Teilnahme an der Revolution. Dieser wurde sofort nach deren Eingang am 3. 8. 1851 verhaftet. Am 25. 10. 1851 schickte das Bezirksamt Triberg die betreffenden Untersuchungsakten an die Justizbehörden des Oberrheinkreises nach Freiburg. Mit der Mitteilung vom 21. 2. 1852 wurde das Bezirksamt in Triberg vom Urteil gegen Hacker unterrichtet: in allen Anklagepunkten straffrei bei Kostenverschonung. Dieses Urteil verdankte er seinem geschickten Lavieren zwischen den revolu-

tionären und großherzoglichen Behörden während seiner Amtszeit, seinem guten Triberger Anwalt Lamy und einer offensichtlich objektiven Prozeßführung, nachdem eindeutige Beweise der Anklage nicht beigebracht werden konnten. Rehabilitiert und wieder in den Schuldienst übernommen, starb er 1888 in Schönwald.³⁹

Entlassung republikanischer Amtsträger und Einsetzung unverdächtigter Personen

Am Ende seines Berichts an den Großherzoglichen Landeskommissär für den Oberrheinkreis macht der Untersuchungsbeamte OAmtmann Winter Vorschläge, welche Amtsträger in den einzelnen Gemeinden wegen revolutionärer Verwicklungen aus Amt und Würden entlassen werden sollten. Gleichzeitig benennt er unverdächtige Personen, die an deren Stelle treten sollten. Generell rät er zur Entfernung der während der Revolution eingesetzten Bürgermeister, aber auch der während der turbulenten Zeit zu Gemeinderäten und Ausschußmitgliedern avancierten Bürger.⁴⁰ Am Beispiel der Stadt Triberg ist nachvollziehbar, daß die Vorschläge auch in die Tat umgesetzt wurden. Bürgermeister Furtwängler⁴¹ wurde abgesetzt und seinem Vorgänger Altbürgermeister Ignaz Heim das Amt wieder zurückgegeben.¹ Die Gemeinderäte Kirner⁴¹, Uhrenmacher Theodor Walter⁴² und Duffner⁴³ verloren ihre Ämter ebenso wie die Ausschußmitglieder Hafner Arbogast Lienhard⁴⁴, Wilde-Mann-Wirt Dietsche⁴⁵ und Rössle-Wirt Pfister⁴⁶. An ihre Stelle traten Uhrenmacher Pfaff, Altgemeinderat Vinzenz Siedle und Gerber Ketterer als Gemeinderäte, Georg Rombach, Ochsen-Wirt Wehrle sowie Kaufmann Jos. Anton Meier als Ausschußmitglieder. Ganz ähnlich verlief die Entwicklung in den übrigen Gemeinden des Amtsbezirks.⁴⁷

Die politische Anekdote als Stimmungsbild in der Bevölkerung

Politische Anekdoten erhellen in Zeiten politischer Wirren schlaglichtartig die Zustände. Ganz sicher erheben solche Anekdoten keinen Anspruch auf historisch gesicherte Ereignisse, doch sie geben Stimmungen wieder. Und so wirft auch die nachfolgende, uns überlieferte Anekdote, die sich auf die Gefühle einer Triberger Familie und das Verhalten der eingerückten Bundestruppen bezieht, ein besonderes Licht auf jene wirren Zeiten. Die auf seiten der Republik stehende Bürgerwehr hatte ihre Kanone gegen die einmarschierenden Bundestruppen etwa dort in Stellung gebracht, wo sich heute das Kassenhäuschen am Weg von der Asklepios-Klinik zum Wasserfall befindet. Von hier aus sollen die einmarschierenden Soldaten, kurz be-

vor sie den Marktplatz erreicht hatten, mit zwei Kanonenkugeln begrüßt worden sein. Obwohl niemand zu Schaden gekommen war, flohen die Bürgerwehr-Kanoniere ohne Kanone Hals über Kopf nach Hause. Die Soldaten waren so erbost, daß jede Triberger Wohnung peinlich genau durchsucht wurde. So soll auch die Wohnung eines damals sehr bekannten Uhrenfabrikanten in der Hauptstraße gefilzt worden sein, ohne daß die Soldaten etwas Verdächtiges gefunden hätten – im Gegenteil: an der Stubenwand hing das Bildnis des Großherzogs. Als ein Soldat das Bild näher betrachtete, soll die vierjährige Tochter des Hauses ihn am Uniformärmel gezogen und in Triberger Mundart gesagt haben: „Du Soldat, wenn de des Bildle rumdrehsch, no siisch uf de andere Sidè dr Hecker.“ Dieser Satz ließ das Blut in den Adern der Eltern buchstäblich erstarren, aber es geschah nichts. Der so angesprochene Soldat ging weiter; entweder hatte er den mundartlichen Hinweis nicht verstanden oder er war innerlich selbst republikanisch gesinnt.⁴⁸

Zusammenfassung der aus der lückenhaften Aktenlage gewonnenen Erkenntnisse

Die Verhältnisse während und nach der 1848/49 Revolution stellen sich im Amtsbezirk Triberg somit recht verworren dar. Aus den wenigen erhaltenen und zum überwiegenden Teil auf Berichten der obsiegenden großherzoglichen Partei beruhenden Quellen geht hervor, daß die Begeisterung der Bevölkerung im Amtsbezirk für die neue Sache mit zunehmender Dauer des Aufstands stark abnahm. Gleichzeitig zeigten sich die in der Gegend operierenden republikanischen Einheiten äußerst demoralisiert. Sie desertierten massenweise, nachdem die Bundestruppen, die das Großherzogtum zu Hilfe gerufen hatte, sich mehr und mehr durchsetzten. ‚Rette sich, wer kann‘, hieß es schließlich für viele Aufständische, denen es gelang, die Schweiz zu erreichen, wo sie interniert wurden. Andere, vor allem Mitglieder der revolutionären Verwaltung, ließen sich überrollen und waren noch im Dienst, als der großherzogliche OAmtmann Winter sich zur Untersuchung im Amtsbezirk aufhielt. Seine Erkenntnis über die Verhältnisse im Amtsbezirk Triberg gipfelte in der bereits a.a.O. zitierten Feststellung: *Im Ganzen war das Verhalten des Amtes vor, während u nach der Revolution ein durchaus unentschiedenes schwaches.* Eine Anpassungsleistung sondergleichen vollbrachte in dieser Hinsicht offensichtlich der Amtsvorstand OAmtmann Gißler, der sich sowohl während als auch nach den Wirren im Amt halten konnte und damit der Bevölkerung möglicherweise noch mehr Unbill ersparte, als sie ohnehin ertragen mußte. Darüber hinaus wurden Untersuchungen wegen revolutionärer Umtriebe von seiten des Bezirksamts, wenn überhaupt, nur widerwillig eingeleitet. Im Gegenteil wurde versucht, involvierte Personen durch Beurteilungen, die an die Behörde des

Oberrheinkreises in Freiburg geschickt wurden, zu entlasten und aus der Schußlinie zu nehmen. Hier handelte es sich zweifellos um Verhaltensweisen, die uns nach der Wende, dem Zusammenbruch des Sozialismus in der ehemaligen DDR, wohlbekannt wurden. Möglicherweise sollte aber damit eine Aburteilung allzu vieler verhindert werden, um die Unterhaltung vermindernder Familien von Verurteilten durch die Gemeinden zu begrenzen. Selbst die übergeordnete Großherzogliche Justiz urteilte durchaus zwiespältig. Neben äußerst harten Urteilen kam es zu sehr milden Strafen oder gar Freisprüchen, nachdem viele Fälle über Jahre hin- und hergeschoben wurden. Dahinter könnte besonders in der zweiten Instanz aber auch das Bemühen um Rechtsstaatlichkeit stecken. Auffällig sind indessen Begnadigungen zur Auswanderung, die offensichtlich das Unruhepotential im Land und die von den Verurteilten häufig nicht aufzubringenden Kosten für Prozeß und Haft spürbar verringern sollten.⁴⁹

Anmerkungen

- 1 *Chronik der Stadt Triberg nebst summarischem Rechenschaftsbericht für das Jahr 1900*, Triberg 1901, s. S. 6, 7
- 2 *Stockburger, Erich: St. Georgen, Chronik des Klosters und der Stadt*, Lahr 1972, s. S. 112, 161. Stockburger bezieht sich auf: Eduard Christian Martini: *Geschichte des Klosters und der Pfarrei St. Georgen*, 1859 und Karl Theodor Kalchschmidt: *Geschichte des Klosters, der Stadt und des Kirchspiels St. Georgen auf dem badischen Schwarzwald*, 1895
- 3 Generallandesarchiv Karlsruhe GLAK 313/4306: *Die öffentlichen Zustände im Amts-Bezirk Triberg während des hochverrätherischen Aufruhrs 1849, 1850, 1851, 1852*
- 4 GLAK 313/4306, 236/8563, 236/8535, 237/2711, 236/8571, 234/10176, 237/2711, 236/8572, 236/8576, 236/8774, 237/3139, 229/8577, 231/1127
- 5 *Maier, Wilhelm + Lienhard, Karl: Geschichte der Stadt Triberg*, Freiburg 1964, S. 387
- 6 *Scheid, Kurt: Der Minister Johann Baptist Bekk in: Kehler Zeitung v. 7. 2. 1981*
- 7 GLAK 236/8567
- 8 *Armbruster, Thomas u. a.: Jahresringe, Geschichte und Geschichten um Triberg*, Freiburg o.J. (ca. 1980), s. S. 48, 49
- 9 *Vierordt, Heinrich: Das Buch meines Lebens, Erinnerungen*, Stuttgart o. J., s. S. 5+6
- 10 GLAK 313/4306, 234/10206, 231/1127, 236/8571, 236/8510, 237/16845, 236/8541, 236/8535, 227/2764, 237/16844, 240/1541
- 11 GLAK 313/4303, 313/4306
- 12 Archiv der Stadt Triberg (AST) AST 1-846
- 13 Wie Anm. 12
- 14 Wie Anm. 3
- 15 Wie Anm. 5, S. 389
- 16 *Krusche, Günter: 1848 rückte das „Triberger Korps“ in den Kampf in Südkurier vom 23. 9. 1967*
- 17 Wie Anm. 3
- 18 AST 1-837 + 1-838: *Akten zum Komplex „Bürgermilitär“*
- 19 Wie Anm. 3

- 20 GLAK 231/1127, 313/4306, 234/10176, 237/16844, 237/16845, 236/8577, 237/16829
- 21 Wie Anm. 3
- 22 *Dreßen, Wolfgang: 1848–49: Bürgerkrieg in Baden, Chronik einer verlorenen Revolution*, Berlin 1975, S. 144, Zitat aus: Friedrich Engels, ‚Die deutsche Reichsverfassungskampagne‘
- 23 Wie Anm. 3
- 24 *Becker, Johann Philipp: Geschichte der süddeutschen Mairevolution des Jahres 1849*, Genf 1849
- 25 Wie Anm. 12
- 26 Wie Anm. 24
- 27 Wie Anm. 3
- 28 Wie Anm. 3
- 29 GLAK 236/8556, 236/3108, 313/4306, 234/1756, 239/619, 234/10203, 237/2784
- 30 Wie Anm. 8, S. 49
- 31 Wie Anm. 3 + Anm. 7, sowie GLAK 237/2764, 237/16845, 236/8568, 236/8535
- 32 GLAK 240/1381, 236/8509, 235/29562, 236/8567, 236/8568, 237/2764, 236/8535, 237/16844, 237/16845, 240/1381, 237/2821, 237/2822, 314/4306
- 33 Wie Anm. 3
- 34 Wie Anm. 3
- 35 Wie Anm. 3
- 36 GLAK 313/4306, 235/29562
- 37 Wie Anm. 3
- 38 Wie Anm. 3
- 39 *Broghammer, Dr. Herbert: Kasuistischer Einblick in den prä- und postrevolutionären Parteienhader anhand der feindseligen Kontrahenz zwischen den Furtwanger Lehrern J. Böhringer und A. Hacker – Bürgermeister von Furtwangen vom Frühjahr 1848 bis 2. 8. 1851*, Manuskript, Worms 1998 und GLAK 236/8567
- 40 Wie Anm. 3
- 41 GLAK 313/4306, 236/3108
- 42 GLAK 237/2764, 237/16845, 313/4306, 236/3108
- 43 236/3108
- 44 Wie Anm. 41
- 45 Wie Anm. 41
- 46 Wie Anm. 41
- 47 Wie Anm. 3
- 48 *Müller, Wolfgang: Triberg – Porträt einer Stadt*, VS-Villingen 1995, S. 121, 122, wiedergegeben nach Heinz Erhardt †
- 49 Wie Anm. 3

Neben eigenen Recherchen im Generallandesarchiv Karlsruhe verdanke ich viele Hinweise und Erkenntnisse der Quellen-Dokumentation zum Stichwort „Triberg“, entnommen aus der Datei der revolutionären Bewegung von etwa 1830–1860 von Heinrich Raab, Karlsruhe.

Die Revolution 1848/49 in der Gemeinde Lautenbach im Renchtal

Hans-Martin Pillin

Die Stadt Oberkirch gehörte in den Revolutionsjahren 1848/49 zu den „unterwühltesten Orten“ des Großherzogtums Baden, d. h. die Mehrheit der Bevölkerung Oberkirchs engagierte sich – wie dies zahlreiche überlieferte Dokumente bestätigen – für die Verwirklichung der Demokratie und die Schaffung eines deutschen Nationalstaates. Aufgrund dieses Tatbestandes darf man davon ausgehen, daß zumindest Teile der Bevölkerung des in nächster Nähe von Oberkirch gelegenen Dorfes Lautenbach auch schon im Revolutionsjahr 1848 und nicht erst – wie dies Quellen belegen – während der badischen Revolution vom Frühjahr und Frühsommer 1849 mit den Revolutionären und deren Ideen sympathisierten.

Entscheidend für das Eintreten Lautenbacher Bürger zugunsten der Revolution wurden nach der Flucht des Großherzogs von Baden und nach der Ausrufung der Republik in Offenburg am 13. Mai 1849 die Verordnungen und Befehle, die von der revolutionären Regierung und insbesondere vom Bezirksamt in Oberkirch ausgingen. Auf diesem Wege wurden schließlich auch weite Kreise der bislang konservativ eingestellten bäuerlichen Bevölkerung Lautenbachs in den Sog der Revolution hineingezogen. Wie dies im einzelnen vonstatten ging, belegt die Akte „Revolution von 1849“, die im Gemeindegarchiv von Lautenbach aufbewahrt wird.¹

In der Gemeinde Lautenbach wie auch andernorts in Baden entstanden im Zusammenhang mit der Übernahme der Regierung durch den badischen Landesausschuß in den Kommunen revolutionäre Ämter und Organe, vornehmlich der Volksverein bzw. die Bürgerwehr, das Bürgerwehrgericht, der Wehrausschuß, der in den meisten Fällen mit dem Gemeinderat identisch war, und der von außen agierende Zivilkommissar.

Der in der Gemeinde Lautenbach gegründete Volksverein hatte die Aufgabe, entscheidend zur Vorbereitung und Durchführung der Revolution beizutragen. In Lautenbach wurde der Volksverein nach dem Vorbild in anderen Orten schließlich in „Bürgerwehr“ umbenannt,² obwohl die Bürgerwehr bis dahin eine andere, gesetzlich eingerichtete Institution war. Der Name „Bürgerwehr“ diente offensichtlich als Tarnkappe für die Belange der Revolutionäre. Das sogenannte Bürgerwehrgericht konstituierte sich jeweils zur Klärung rechtlicher Fragen bezüglich der Bürgerwehr.³



Lautenbach im 19. Jahrhundert



Beide Aufnahmen: Archiv Heinz G. Huber, Nußbach

Eine wichtige Position nahmen in Lautenbach während der Revolutionsmonate Bürgermeister Matthias Huber und die vier Gemeinderäte Fies, Vogt, Spinner und Zerrer ein. Sie mußten die von den übergeordneten revolutionären Stellen herausgegebenen Befehle und Verordnungen weitergeben und ausführen.⁴ In der Endphase der badischen Revolution, in der militärische Erfolge über den Fortbestand der Revolution entschieden, entwickelte sich der Gemeinderat zu einem Wehrausschuß, der unter anderem für die Bewaffnung und Einberufung der Bürgerwehr zuständig war.

Aus den Lautenbacher Akten ist ersichtlich, daß der Bürgermeister und der Gemeinderat sich jeweils den Anordnungen der Revolutionsregierung und des Oberkircher Zivilkommissars fügten. Ob sie dies nur deshalb taten, weil auf Nichtbeachtung der Befehle hohe Strafen und schließlich sogar die standrechtliche Erschießung standen, oder aus innerer Überzeugung und Sympathie für die Sache der Revolution, läßt sich nicht eindeutig ermitteln.

Äußerst gewissenhaft und mit reger Betriebsamkeit erledigten der Bürgermeister und der Gemeinderat von Lautenbach beispielsweise die Vorarbeiten zur demokratischen Wahl der „Konstituierenden Versammlung“,⁵ die am 3. Juni 1849 stattfinden sollte. Am 29. Mai 1849 hatten Bürgermeister Huber und die vier Gemeinderäte *sämtliche Wahlberechtigte und Wählbare, welche das 21. Lebensjahr zurückgelegt haben, vorgeladen und ihnen den Inhalt der Sache vorgetragen. Gleichzeitig hat man sich mit den Bürgern ins Benehmen gesetzt, daß die Commission (zur Vorbereitung der Wahl) in vier Mitgliedern bestehen solle.*⁶ Bei der sich anschließenden Abstimmung in der versammelten Bürgerschaft wurden Bürgermeister Matthias Huber, die Gemeinderäte Spinner und Vogt sowie Anton Hoferer zu Mitgliedern der erwähnten Kommission gewählt.⁷

Der einflußreichste revolutionäre Amtsträger in Lautenbach war zweifellos der Zivilkommissar. Im Amtsbezirk Oberkirch, zu dem Lautenbach bekanntlich gehörte, bekleidete dieses Amt zunächst der Oberkircher Kreuzwirt Josef Geldreich. Sein Nachfolger wurde am 29. Mai 1849 der Oberkircher Bürgermeister Christian Fischer.

In der besagten Lautenbacher Akte „Revolution von 1849“ tritt der Oberkircher Zivilkommissar Josef Geldreich gleich im ersten Schriftstück mit folgendem Befehl an den Lautenbacher Bürgermeister Huber in Erscheinung: *Sämtliche Bürgermeister werden hiermit beauftragt, dafür Sorge zu tragen, daß in jeder Gemeinde zur Entscheidung der Bürgerwehr Angelegenheiten schleunigst im Bürgerwehrgericht niedergesetzt werde. Oberkirch, den 23. Mai 1849, der Civil-Commissair J. Geldreich.*⁸

Angesichts des Vorrückens der preußischen Truppen, die Großherzog Leopold von Baden um Hilfe gebeten hatte, und der damit bedrohlich gewordenen militärischen Lage für die badische Revolutionsarmee verstärkte man am 29. Mai 1849 neben anderen die Lautenbacher Bürgerwehr. Eingeleitet wurde diese Aktion durch einen Befehl des Zivilkommissars Geldreich von Oberkirch; er besagte, daß sich sämtliche wehrpflichtigen jungen Männer Lautenbachs im Alter zwischen 18 und 30 Jahren mustern lassen müßten.⁹ Am 2. Juni 1849 erging dann der Befehl des Generalkommandos der Volkswehr an die Lautenbacher Volkswehr, sie solle mit anderen Bürgerwehren im 1. Aufgebot *nach Karlsruhe marschieren*.¹⁰ Die Mannschaft habe sich, so heißt es weiter in diesem neuerlichen Befehl, *mit der nöthigen Waffe und sonstigen Bedürfnissen zu versehen*. Letzteres wurde mit dem Hinweis ergänzt, daß, wenn nicht genügend Gewehre vorhanden seien, das 2. und 3. Aufgebot *die nöthigen Waffen abzugeben* hätten.

Der Befehl vom 2. Juni 1849 stieß in Lautenbach bei den Betroffenen auf erheblichen Widerstand, so daß Bürgermeister Matthias Huber am 3. Juni 1849 ein Schreiben an den Oberkircher Zivilkommissar Fischer richtete, in dem er unter anderem mitteilte, daß in Lautenbach *überhaupt eine große Störung und Vertruß unter den Betheiligten herrsche, und zwar so, das sich die Wehrmannschaft aussprach, das Exerzieren zu verweigern, bis mehr Gewißheit und Ordnung gefunden ist*.¹¹

In seinem postwendend erfolgten Antwortschreiben befahl Zivilkommissar Fischer dem Lautenbacher Bürgermeister, *dafür zu sorgen, daß das Nöthige zur Abreißer immer bereit ist, indem der Abmarsch in Kürze erfolgen wird. Was das Exerzieren betrifft, so fuhr Fischer fort, wolle das Wehrgericht darauf drängen, daß dasselb wie bisher fortgesetzt wird*.¹²

Am 18. Juni war es dann soweit: Die Lautenbacher Mannschaft traf in Oberkirch mit den übrigen Mannschaften des 1. Aufgebots zusammen. Von dort ging es weiter nach Renchen, wo die Soldaten in den Zug nach Karlsruhe einstiegen.¹³ Schon unterwegs desertierten einige Mann. Im militärischen Einsatzgebiet Blankenloch (bei Karlsruhe) ging es der Lautenbacher Mannschaft ziemlich schlecht, wie aus einem Brief hervorgeht, den der Pflugwirt von Haslach überbrachte. Man sammelte deshalb für sie in der Heimatgemeinde Geld und Lebensmittel.¹⁴

Da die badische Revolutionsarmee der erdrückenden Übermacht der preußischen Truppen nicht gewachsen war, verlor sie am 24. Juni 1849 die entscheidende Schlacht bei Waghäusl. Die badischen Soldaten wurden daraufhin von Panik erfaßt und flohen in Richtung Heimat. Unter ihnen dürften auch die meisten Angehörigen der Lautenbacher Mannschaft gewesen

sein, die man zusammen mit anderen aufgrund eines behördlichen Befehls wieder einfangen sollte.¹⁵ Einige Soldaten aus Lautenbach gehörten wohl zu den Verteidigern der letzten revolutionären Bastion in Rastatt, die am 23. Juli 1849 kapitulieren mußte.

Nachdem die badische Revolution durch den Einsatz preußischer Truppen militärisch niedergeschlagen worden war und im Renchtal wie auch in den anderen Regionen des Großherzogtums Baden der Kriegs- bzw. Ausnahmezustand erklärt worden war, den mobile Kolonnen und militärische Streifkorps sicherten, wurden alle diejenigen, die sich während der Revolution hervorgetan hatten, zur Verantwortung gezogen, sofern sie sich dieser nicht durch Flucht entzogen. Zu letzteren gehörte der Lautenbacher Kreuzwirt Ludwig Mast, in dessen Gaststätte mehrere Versammlungen der Lautenbacher Revolutionäre stattgefunden hatten. Er floh nach dem Einrücken der Preußen nach Nordamerika, wo er wenige Jahre später starb. Das Gasthaus „Zum Kreuz“ hatte er vor seinem Weggang an seinen Schwager Schmiederer verkauft.¹⁶

Bürgermeister Matthias Huber wurde seines Amtes enthoben und durch einen behördlich eingesetzten Bürgermeister ersetzt. Es war dies Michael Fieß, der zunächst als „Bürgermeister-Verweser“ und seit dem 25. Juli 1849 als „Bürgermeister“ urkundlich belegt ist.¹⁷

Ein wichtiges Anliegen der Kräfte der „alten Ordnung“ bestand darin, daß alle Waffenträger Lautenbachs entwaffnet wurden. Es erging deshalb am 23. Juli 1849 der Befehl, *das dieselben (Lautenbacher Bürger) ihre Wafen und Kleidungsstücke, welche sie von ihrer Zurückkör von Karlsruhe mitgebracht haben, auf der hiesigen Rathsstub abzugeben haben.*¹⁸ Darüber hinaus waren alle übrigen Lautenbacher Bürger verpflichtet, ihre in den Privathäusern aufbewahrten Gewehre und andere Waffen im Rathaus abzuliefern.

Der Kriegszustand wurde bis in die beginnenden fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts aufrechterhalten. Dafür spricht, daß noch 1851 mobile Kolonnen nach Oberkirch geschickt wurden, welche die Bürgermeister *mit Rat und Tat zu unterstützen* hatten.¹⁹

Anmerkungen

- 1 GAL IX/1: Verwaltungssachen; Rubrik: Kriegs- und Militär-Sachen, Lit.: Revolution von 1849.
- 2 Ebd.
- 3 Ebd.
- 4 Ebd.
- 5 Ebd.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd. (23. Mai 1849).
- 9 Ebd. (29. Mai 1849).
- 10 Ebd. (2. Juni 1849).
- 11 Ebd. (3. Juni 1849).
- 12 Ebd. (3. Juni 1849).
- 13 Ebd. (14. Juni 1849).
- 14 Vgl. R. *Huber*, Die Dorfgeschichte (ungedrucktes Manuskript, zu Blatt 7).
- 15 GAL IX/1: Verwaltungssachen; Kriegs- und Militär-Sachen, Lit.: Revolution von 1849 (19. Juli 1849).
- 16 Vgl. R. *Huber*, Die Dorfgeschichte (ungedrucktes Manuskript, zu Blatt 7).
- 17 GAL IX/1: Verwaltungssachen; Kriegs- und Militär-Sachen, Lit.: Revolution 1849 (25. Juli 1849).
- 18 Ebd. (25. Juli 1849).
- 19 GLA 256/8214.

GAL = Gemeindearchiv Lautenbach

„Wenn es einmal Ernst wird, sich zu befreien . . .“

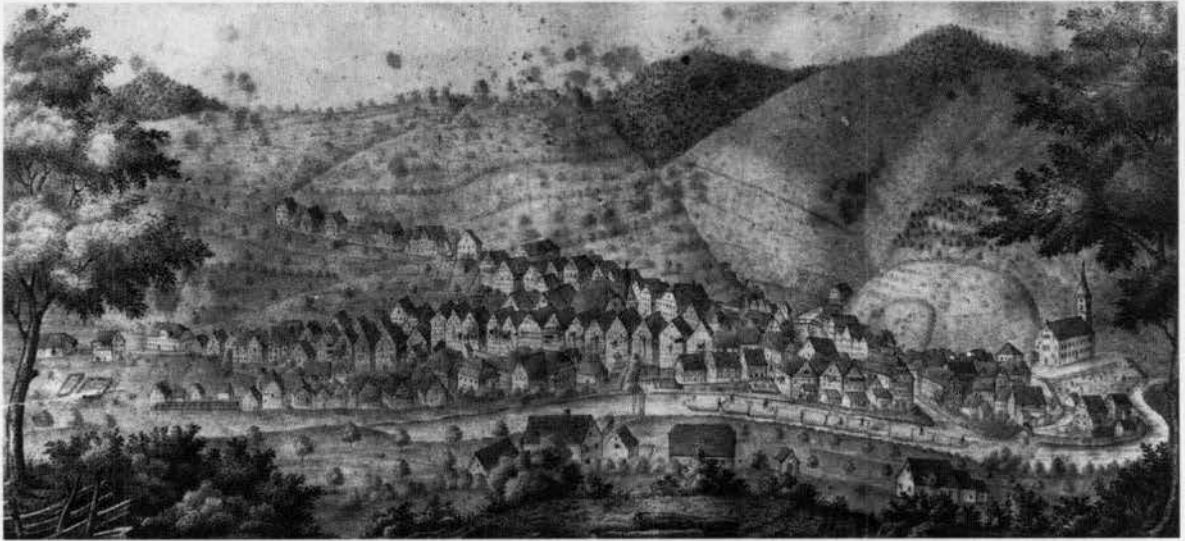
Die revolutionären Ereignisse 1848/49 in Schiltach und Lehen- gericht

Hans Harter

Als im Jahr 1846 der erst zwanzigjährige Lehrer Johann Höflin¹ seine erste Stelle in Hinterlehengericht antrat, wurde er eines Abends in Schiltach „zu Licht eingeladen“. Gastgeber war Altbürgermeister Johann Georg Arnold (1774–1848),² von Beruf Schiffer und Wirt. 1808 war er zum Schultheiß des damals noch württembergischen Schiltach ernannt worden, ein Amt, das er auch nach der Zuteilung der Stadt zum Großherzogtum Baden im Jahr 1810 behielt (bis 1826). Von 1832 bis 1846 stand er nochmals als Bürgermeister an der Spitze der Gemeinde und wurde bei seinem Abschied von Großherzog Leopold mit der kleinen goldenen Verdienstmedaille ausgezeichnet.

Wie Arnold an jenem Abend dem neuen Lehrer erzählte,³ hatte er in seiner Amtszeit schwere Auseinandersetzungen mit dem evangelischen Stadtpfarrer Mahla (1820–33), der *die Leute gegen ihn hetzte, auf dem Rathaus das Kommando führen wollte . . . und der Gemeinde die Leistung eines weiteren Zehntens, des sog. Zwetschgenzehntens, zumutete*. Nach der Versetzung des Pfarrers habe die ganze Gemeinde tief aufgeatmet, *man beglückwünschte sich gegenseitig in der frohen Hoffnung, jetzt endlich einmal Ruhe zu bekommen*. Das *Widerwärtige und Ärgerliche*, das der Pfarrer dem Bürgermeister bereitet hatte, ließ den *alten Schulzen* jetzt aber um den jungen Lehrer bangen, der in Gestalt der kirchlichen Schulaufsicht nun ebenfalls *in eine nähere Berührung mit der Geistlichkeit* geriet: *Wenn ich wüßte, daß Ihnen die Pfaffen Ihr Leben auch so sauer machen würden, wie es bei mir der Fall war, so würde ich Ihnen als guter Freund raten, sobald als möglich das Lehrfach mit einem anderen Beruf zu vertauschen*.

Arnolds Gesprächspartner Höflin sagt dem ehemaligen Bürgermeister jedoch seinerseits *ein strammes Regiment* nach, der *namentlich das Polizeiamt in strenger, unnachsichtiger Weise verwaltete*, sein Prinzip war *Ordnung um jeden Preis*. So mag er wohl dem einen oder dem anderen Bürger zu nahegetreten – und im Übereifer mit einer gewissen Härte verfahren sein, so daß vor allem *die jüngere Bürgerschaft eine Art Unbequemlichkeit unter seinem Regiment* empfand. Dazu kam seit den 1840er Jahren ein *neuer Zeitgeist*, als das *badische Abgeordnetenhaus mit seinen Führern Itzstein, Welker, Sander usw. dem Polizeistaat scharf zu Leib ging*, so daß



Schiltach im Jahr 1843, gezeichnet von Geometer Weber. Rechts die neuerbaute ev. Stadtkirche, auf der Kinzig ein Floß mit zwölf Gestehren. – Vorlage: Sammlung H. Harter.

die neuen freiheitlichen Ideen mächtig an den seither bürokratisch geleiteten Gemeindeverwaltungen in Stadt und Land (rüttelten). Ihnen fiel auch Arnold zum Opfer: Bei der Bürgermeisterwahl 1845 ließ man ihn fallen, und statt seiner wurde der Apotheker Philipp Wolber gewählt. Als der alte Schulze am 24. November 1848 beerdigt wurde, geschah es, daß, gerade als man den Sarg in die Erde senkte, gegenüber dem Friedhof aus dem Gebüsch ein Pistolenschuß krachte, dem ein kräftiger Jauchzer folgte. Eine nicht zu entschuldigende Rohheit, wie Höflin meint, oder war hier vielleicht ebenfalls der neue Zeitgeist am Werk, der sich auf diese Weise von einem Vertreter der alten Ordnung verabschiedete?

Der *neue Zeitgeist*, die liberalen Ideen und Forderungen in Baden, hatten in den 1840er Jahren also auch das Städtchen Schiltach im oberen Kinzigtal erreicht: Nicht nur, daß man das autoritäre kirchliche Regiment des evangelischen Stadtpfarrers kritisierte, es fand auch die *bürokratisch geleitete Gemeindeverwaltung* unter dem tüchtigen, aber gestrengen Bürgermeister Arnold durch dessen Abwahl ein Ende. Es erscheint zeittypisch, daß in Gestalt des jungen Apothekers Philipp Wolber (1812–1890) ein Akademiker zu seinem Nachfolger gewählt wurde, auch wenn er, geschäftsbedingt, nur bis 1847 amtierte.⁴ Sein Nachfolger, der Holzhändler und Schiffer Isaac Trautwein (1818–1859), gehörte gleichfalls der jüngeren Generation an, und von ihm war bekannt, daß er mit der liberal-demokratischen Bewegung sympathisierte: *Anfällig für die verwirrende Zeit durch Kommissäre und Schriften* sei er gewesen, wie Stadtpfarrer Gerwig es später ausdrückte.⁵

Zur Wirtschafts- und Sozialstruktur von Schiltach und Lehengericht um 1848

Zum Jahr 1816 wird Schiltach als *ein kleines Städtchen mit 1282 Seelen* beschrieben, in dem *neben dem Erwerb durch Handwerker und etwas Ackerbau eine Hauptnahrungs-Quelle der Einwohner der Floßhandel auf der Kinzig (ist), der besonders durch Schiffer von Schiltach und Wolfach mit Lebhaftigkeit betrieben wird. Durch diesen Handel, besonders durch das Verflößen der sogenannten Holländerbäume, die zum Schiffbau bestimmt, auf dem Rhein nach Holland gehen, kommen in dieser Gegend bedeutende Geldsummen in Umlauf.*⁶

1836 bezifferte eine Volkszählung die Einwohnerzahl auf *1541 Seelen; worunter 290 Bürger und 40 Witwen,*⁷ so daß innerhalb von dreißig Jahren ein Bevölkerungswachstum von 20% eingetreten war. Damals gab es *185 Wohnhäuser, drei Mühlen, drei Sägmühlen, zwei Ölmühlen, zwei Werkreihen, drei Walkmühlen und vier Lohmühlen. Die Schule zählt ... 231 Schüler in vier Klassen. Das Steuerkapital beträgt für Grundsteuer: 132 130 Gulden; für Häusersteuer: 173 425 Gulden; für Gewerbesteuer: 338 725 Gulden ... Von Gewerbetreibenden befinden sich in Schiltach: ein Apotheker, achtzehn Bäcker, zwei Barbieri, sechs Bierbrauer, zwei Drechsler, drei Färber, drei Glaser, fünf Kaufleute, zwei Krämer, vier Hafner, acht Leineweber, zwölf Metzger, fünf Maurer und Steinhauer, ein Messerschmied, zwei Nagelschmiede, dreizehn Rothgerber, drei Sattler, ein Salpetersieder, zehn Schneider, sechs Schreiner, drei Schlosser, drei Schmiede, fünfzehn Schuhmacher, zwei Seckler, neun Stricker, ein Strumpfweber, fünf Tuchmacher, zwei Wagner, sechs Weißgerber, acht Schildwirth, vier Straußwirth, sechs Zimmermeister und zwölf Holzhändler oder Schiffer; die übrigen Bürger sind Flößer, Landwirth oder Tagelöhner; sodann wird dahier noch eine Ziegelhütte betrieben.*⁸

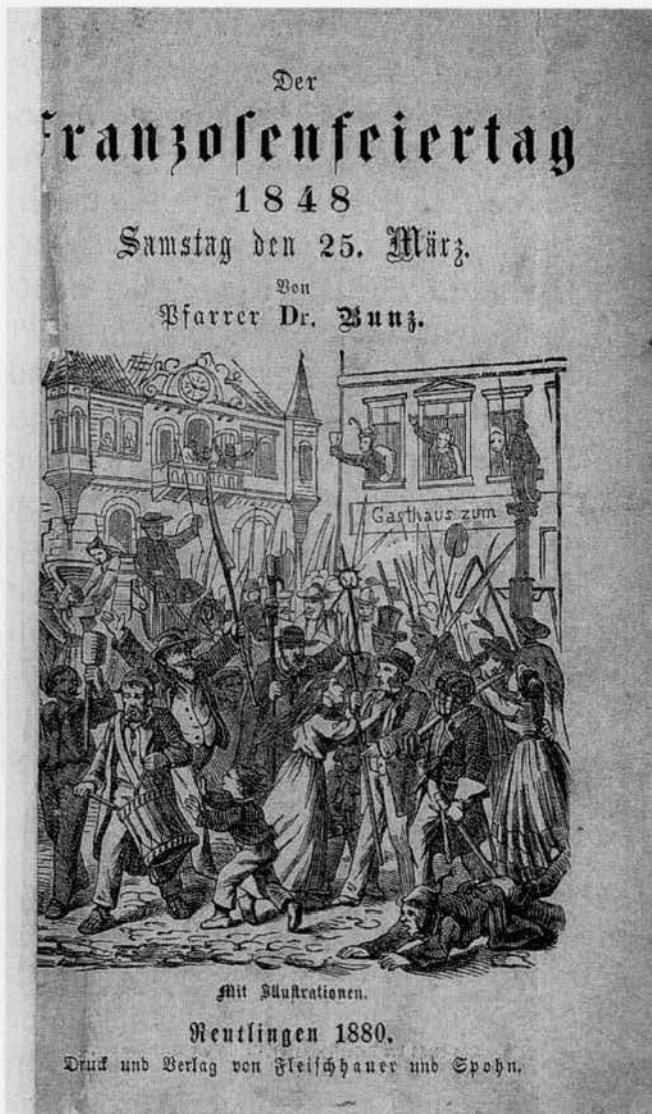
Mit weniger als 2000 Einwohnern kaum Landstadt-Größe erreichend, lebte man in Schiltach in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Hauptsache vom (offensichtlich übersetzten) Kleinhandwerk und von der Flößerei, dazu wurde in der Regel landwirtschaftlicher Nebenerwerb betrieben, so daß man von einem „Ackerbürgerstädtchen“ sprechen kann. Als Markt- und Gewerbeort sowie kirchlicher Mittelpunkt besaß Schiltach eine gewisse überörtliche Bedeutung, vor allem auf Grund des Arbeit und Wohlstand schaffenden Fernhandelsgewerbes der Flößerei. Die zwölf *Holzhändler oder Schiffer*, die es mit ihren Flößergespannen betrieben, ragten in puncto Vermögen und Weltläufigkeit mit Sicherheit aus der sonst kleinbürgerlichen Gesellschaft des Städtchens heraus.

Für Lehengericht betrug die Einwohnerzahl 1816 669 Seelen.⁹ Im Jahr 1836 dann schon 40% mehr, nämlich 491 Seelen. Die Zahl der Bürger wird mit 154 angegeben, *unter diesen sind: 87 Landwirthe, 27 Leibgedinger, 21 Gewerbetreibende. Es befinden sich daselbst: eine Papierfabrik mit zwei Bütten und achtzehn Arbeitern, zwei Mühlen, ein Schildwirth, ein Bäcker, vier Leineweber, ein Schmied, ein Schreiner, vier Schneider, zwei Schuhmacher, zwei Wagner, ein Zimmermann und neunzehn Tagelöhner . . . Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 112. Zur Zeit bestehen 28 kleine und große Höfe und 59 Gütchen.*¹⁰

Auf Lehengerichter Gemarkung, am Hohenstein unterhalb Schiltachs, war im Jahr 1841 in Gestalt einer mechanischen Spinnerei und Zwirnerei der erste größere Fabrikbetrieb des mittleren Schwarzwalds begründet worden.¹¹ Dieses bahnbrechende Ereignis beschrieb 1898 der schriftstellernde Pfarrer Heinrich Hansjakob, für den damals „der Fabrikteufel“ ins Kinzigtal gekommen war, „um zu schauen, wo er seinen Unsegen verbreiten könnte.“¹² Tatsächlich gingen die Geschäfte der „Nähfadenfabrik Hohenstein“ schlecht, so daß bereits 1846 zwei Teilhaber aus der Gesellschaft austraten und ihre Anteile an den Hauptgeldgeber Simon Armbruster, Bauer im Holdersbach (Schapbach), verkauften.¹³ Dieser, den Hansjakob als „Simon der Bur“ literarisch verewigte, geriet in wachsende Verschuldung, so daß die Fabrik im November 1849 versteigert werden mußte. Den schlechten Geschäftsgang führt Hansjakob auf Fehlspekulationen und unternehmerisches Unvermögen zurück, den Zusammenbruch auf „große Zinsen und ungetreue Mitarbeiter“, schließlich hätten ihn „die Revolutionsjahre und deren Rückschlag im Kreditwesen niedergeworfen.“¹⁴

Der „Franzosenlärm“

Am 23. März 1848 „traf von dem badischen Ort Schiltach die Nachricht ein, daß sich dort alles bewaffne.“¹⁵ Grund war der sog. „Franzosenlärm“, das zwischen dem 22. und 26. März rasch anschwellende Gerücht, Franzosen zögen plündernd und mordend durch die Lande. In der Pfarrchronik des württembergischen Nachbarorts Sulgen wird die Situation höchst dramatisch beschrieben: *Auf einmal heulten die Sturmglocken aller Orten wie bei einem allgemeinen Brande, und im Tone der Verwirrung und Verzweiflung schrieen Jung und alt: ‚20 000 Mann entlassene Arbeiter aus Frankreich ziehen schon von Offenburg nach Wolfach unter Sengen und Brennen. Auf! Ihnen entgegen!‘ hieß es allum, und Männer von allerlei Alter mit Furken, Sensen, Flinten und Säbeln zogen aus, dem Räubervolke Einhalt zu thun, das gleich dem Orcane daher brause.*¹⁶



*Titelbild der 1880 erschienenen
Abhandlung „Der Franzosen-
feiertag 1848“ von Pfarrer
Dr. Bunz. – Vorlage: Karl-Martin
Hummel, Stuttgart.*

Eine „ausgesprochene Massenpanik“¹⁷ brach sich Bahn, zu der aus Schiltach in der Tat die Nachricht über *die Bewaffnung der Bürger und Bürgersöhne* vorliegt, mit Sensen, die dafür eigens angefertigt oder zugerichtet wurden, man ernannte *Rottenführer*, die mit Armbinden ausgezeichnet waren.¹⁸ Außerdem schickte das Bürgermeisteramt am 24. März die Botschaft ins benachbarte württembergische Aichhalden, daß in der Nacht vorher die Franzosen über den Rhein seien, und bat um Zuzug. *Aber dem Verlangen der Schildacher wurde nicht entsprochen, unser Ort ist an der Gränze, also die ersten, wan sie sollten kommen. Wir lassen unsere Häuser nicht so leicht im Stich.*¹⁹ Mutiger war man in Schramberg, von wo *Truppen* nach Schiltach gezogen kamen, die jedoch am Abend des 24. März aufgrund der *aus dem Kinzigthal erhaltenen Nachrichten, die aus Frankreich in Baden eingedrungenen Haufen (seien) an den Rhein zurückgeschlagen*, wieder heimkehrten.²⁰

War man also *im Kinzigthale und Umgebung*, wie der ‚Schwarzwälder Bote‘ zum 24. März 1848 schreibt, *in die größte Bestürzung* versetzt worden,²¹ so erfuhr man schließlich, *daß die ganze Sache ein blinder Lärm gewesen war.*²² Der „Franzosenlärm“ zeigt jedoch schlaglichtartig, wie aufgewühlt die Volksstimmung seit dem Februar 1848 war, als die Nachrichten von der neuerlichen Revolution in Frankreich über den Rhein herüberdrangen. Wollte die neue französische Republik aus den Reihen der deutschen politischen Flüchtlinge und der deutschen Handwerker und Arbeiter in Paris Freischaren zum Kampf für die Demokratie nach Deutschland schicken? Kam diese Bedrohung den Regierungen, auch der großherzoglich-badischen, gerade recht, um militärische Vorkehrungen zu treffen, die auch nach innen, gegen die demokratische Bewegung gewendet werden konnten? Sicher scheint nur, daß in der hiesigen Bevölkerung alte Erinnerungen an krieglerische französische Einfälle wach wurden²³ und daß die spontane Volksbewaffnung nicht aus revolutionärem Elan, sondern „zum Schutz von Heimat und Eigentum“ erfolgte.²⁴

Die Schiltacher „Wehr-Mannschaft“

Im April 1848 wurde von der Gemeindebehörde die *Liste der Schiltacher Wehr-Mannschaft, welche zum 1. Aufgebot gehören* erstellt und damit eine Bürgerwehr begründet.²⁵ Dies erfolgte auf Grund des badischen Bürgerwehrgesetzes von Anfang April, mit dem die Regierung nun, nach der Februarrevolution in Frankreich, der bereits länger erhobenen liberalen Forderung nach „allgemeiner Volksbewaffnung“ nachkam.²⁶ Auf dieser Grundlage kam es also auch in Schiltach zur Gründung einer Bürgerwehr, *das Gesetz vom 1. April 1848 rief die Errichtung einer Bürgerwehr im Großherzogtum Baden ins Leben*, wie es in den Schiltacher Gemeindeakten heißt.²⁷ Deren hiesiges „1. Aufgebot“ umfaßte die wehrfähigen Männer der Jahrgänge 1818 bis 1827, also die Zwanzig- bis Dreißigjährigen. Insgesamt waren dies 97 Wehrpflichtige, zu denen zwei Freiwillige *unter 20 Jahre alt* und 22 Freiwillige *über 30 Jahre alt* kamen, unter denen sich auch Bürgermeister Isaac Trautwein befand.²⁸

Die Bereitschaft, sich zu bewaffnen, dürfte auf Grund des vorangegangenen „Franzosenlärms“ groß gewesen sein. So wird es aus dem württembergischen Schramberg berichtet,²⁹ ebenso von Haslach im Kinzigtal, für das Heinrich Hansjakob den Zusammenhang auf den Punkt gebracht hat: „Das Vorspiel zur allgemeinen Volksbewaffnung bildete der bekannte ‚Franzosenlärm‘.“³⁰ Würde die „Schiltacher Wehr-Mannschaft“ aber je zu anderen Zwecken als dem des „Heimatschutzes“ eingesetzt werden?

Eine „Umsturzparthei“ in Schiltach?

In der Nacht vom 24./25. April 1848 fand sich der Maurer Vogt von Schiltach betrunken auf der Wachtstube in Wolfach ein, und hatte einen Brief, wovon er sagte, daß er sich auf den Freischarenzug beziehe. Vogt wurde verhaftet und der Brief geöffnet: Er war an Haslacher gerichtet, denen mitgeteilt wurde, die Schiltacher könnten nicht abziehen, bevor die Schramberger zu ihnen gestoßen wären; die Haslacher möchten einstweilen abziehen.³¹

Der sogleich alarmierte Amtmann Lindemann vom Bezirksamt Hornberg, zu dem Schiltach damals gehörte,³² traf auf diese Nachricht hin *die nöthigen Anordnungen, daß von Schiltach niemand wegzog*. Er setzte sich auch mit dem württembergischen Oberamt Oberndorf in Verbindung, *um zu verhindern, daß die Freischaren bei Freiburg Zuzug von Schramberg erhielten*. So kam es in Schiltach *nicht zu einem Auszuge, wie jetzt dort wieder vollkommen Ruhe eingetreten ist.*³³

Unruhig war jedoch die Amtsbehörde geworden, die gegen den flüchtigen *Commis* Ludwig Wilhelm aus Lehengericht bzw. Schiltach, den sie als Verfasser des abgefangenen Briefs ermittelte, sowie *verschiedene Einwohner von Schiltach* wegen *beabsichtigten Aufruhrs und Aufreizungen* dazu polizeiliche Untersuchungen anstrebte.³⁴ Deutlich war, daß Wilhelm dabei eine führende Rolle einnahm, der auch *mit Haslachern und Leuten aus Schramberg in Verbindung gestanden zu sein scheint*,³⁵ während dem *Boten Mann Vogt von Schiltach* vorgeworfen wurde, *daß er einen Botengang für eine Umsturzparthei machte.*³⁶

Eine *Umsturzparthei* in Schiltach, die den *Freischaren bei Freiburg* helfen wollte, dies ist die erste Nachricht darüber, daß es im Frühjahr 1848 in dem Städtchen und seinem bäuerlichen Umland, dem seit 1817 selbständigen Lehengericht,³⁷ politisch unruhig wurde. Anlaß war der „Hecker-Zug“, die direkte revolutionäre Aktion zur Gründung des *freien Volksstaats* durch Friedrich Hecker vom 13.–20. April. Ihm wollte man von hier, aber auch von Schramberg und Haslach, zu Hilfe eilen, jedoch zu spät, als er bereits an der Macht der Regierungstruppen gescheitert war.³⁸

Von Haslach i. K. ist bekannt, daß es *republikanisch verrückt* war;³⁹ der Heckeraufstand wurde dort mit großer Begeisterung verfolgt und mehrere Haslacher schlossen sich ihm an. Auch in Schramberg wurden, wie es in einem amtlichen Bericht heißt, *die dem neuen FreiheitsGeiste nachgefolgten Extreme mit Leidenschaft genährt*, man sah *die Bewegungen im Badischen mit gespanntester Aufmerksamkeit* und hätte hier den „Christus

Hecker“ mit offenen Armen empfangen. Von Tischen und Bänken der Wirtshäuser herab seien die aufreizendsten Reden gehalten worden, um die Leute auf das Morgenroth der Republik vorzubereiten, das mit dem Einbrechen der Freischaaren . . . hereinbrechen sollte.⁴⁰ Und wirklich hätten sich ihrer 15 im Wirtshaus zum Bären in Schramberg verabredet, zum Hecker zu ziehen.⁴¹

So wird von dieser Seite die geplante Aktion zugunsten der Heckerschen Freischaren bestätigt. Wenn aber Schramberger, Schiltacher und Haslacher sich damals verabredeten und Hecker zuziehen wollten, dann liegt hier ein bemerkenswertes Beispiel für eine grenzüberschreitende Initiative zwischen badischen und württembergischen Anhängern eines revolutionären Vorgehens vor. Sie dürfte durch das Bekanntwerden der Niederlage Heckers nicht zustande gekommen sein, doch mag es auch an einer massenhafteren Beteiligung gefehlt haben. Darauf läßt jedenfalls die von der Amtsbehörde in Schiltach alsbald durchgesetzte *vollkommene Ruhe* schließen. Die dort erfolgten polizeilichen Untersuchungen erreichten außer den namhaft gewordenen Ludwig Wilhelm und Jakob Friedrich Vogt nur noch einen Mann namens Christian Schillinger, gegen den wegen *Teilnahme am Hochverrat* ermittelt wurde.⁴² Auch von Lehengericht ist nur ein Christian Zanger aktenkundig geworden, der im August 1848 wegen *Teilnahme an hochverräterischen Unternehmungen* verhaftet war.⁴³

Gegen die Auffassung, daß hier *eine Anzahl Betrunkener verabredet habe, den sogenannten Befreiern zuzuziehen*⁴⁴ oder daß dies nur „einige Heißsporne“ waren, die „ihrem Herzen Luft machen wollten“,⁴⁵ steht jedoch der deutlich sichtbare Organisationsversuch zur gemeinsamen Aktion. Wohl hatte die hiesige *Umsturzpartei* um Ludwig Wilhelm Ende April 1848 auf den Auszug der Schiltacher „Wehr-Mannschaft“ gehofft, der Hecker-Zug war ja seinerseits „auf die Zuzüge des in Bürgerwehren bewaffneten Volkes ausgerichtet“.⁴⁶ Genau dagegen dürften sich die vom Hornberger Amtmann erteilten *nöthigen Anordnungen, daß von Schiltach niemand wegzog*, gerichtet haben, die hier offensichtlich auch befolgt wurden. So wird auch von daher deutlich, daß hier höchstens eine kleine mit Hecker sympathisierende *Umsturzpartei* bestanden haben kann.

Im benachbarten Wolfach nahm man jedoch die Nachricht über einen revolutionären Zug der Schiltacher so ernst, daß der Gemeinderat zusammentrat und ein Schreiben an das Bürgermeisteramt Schiltach richtete: Man möge von dem geplanten Zug absehen und das gute Einvernehmen zwischen beiden Städten nicht stören.⁴⁷ Als Reaktion auf den „Hecker-Zug“ gab es im Land größere Truppenbewegungen und Einquartierungen, von denen man auch in Schiltach betroffen war: Von Ende Mai bis Ende Juli

1848 waren in insgesamt 201 Haushalten und im Rathaus zu verschiedenen Zeiten Soldaten der badischen (11. Infanterie-Regiment von Freydorf) und württembergischen Armee einquartiert.⁴⁸

Eine Petition aus Schiltach und Lehengericht an die Nationalversammlung in Frankfurt

Als die im April 1848 gewählte erste deutsche Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche mit ihrer Arbeit begann, wurden ihre Debatten von einer Welle von Petitionen von Privatpersonen,⁴⁹ Berufsgruppen, Gemeinden, Volksversammlungen und Vereinen begleitet, insgesamt mehr als 20 000, von denen eine im August 1848 auch in Schiltach und in Lehengericht diskutiert und von insgesamt 149 Schiltachern bzw. 120 Lehengerichtern unterschrieben wurde.⁵⁰ Sie ist Teil einer umfangreichen Sammelpetition, die damals kursierte und aus 36 weiteren badischen Orten (u. a. Lahr, Mietersheim, Ottenheim, Oberharmersbach, Schweighausen) sowie dem württembergischen Schramberg (hier mit 240 Unterschriften)⁵¹ in jeweils leicht abgewandelter Form nach Frankfurt geschickt und dort vom Abgeordneten Gustav Rösler aus Oels (Schlesien)⁵² der Nationalversammlung überreicht wurde.

Mit ihr mischten sich die Unterzeichner in die sog. „Schulfrage“ ein, bei der es um die Oberaufsicht der Kirchen über die Volksschulen ging, die zum Zankapfel zwischen Klerikalen und Liberalen wurde. Die Beendigung der kirchlichen Schulaufsicht, unter der vor allem die Lehrer litten, wie auch deren materielle Besserstellung, waren 1848 wichtige bildungspolitische Forderungen. Nicht ohne Grund hatte der Schiltacher Alt-Bürgermeister 1846 den Lehrer Höflin ob seines Schicksals, jetzt auch *in eine nähere Berührung mit der Geistlichkeit* zu kommen, bedauert und ihm geraten, sich einen anderen Beruf zu suchen. Bekannt wurde der Fall des Lehrers L. Peter in Bannholz bei Waldshut, der 1847 wegen des „Pfaffenjochs“ Selbstmord beging: Es sei dies *ein schweres Joch, welches schon manche edle und unschuldige Seele zu Boden gedrückt hat. Ich rechne mich zwar nicht zu den edelsten dieser Seelen, allein auch mir ist endlich unerträglich geworden, und wenn es in der andern Welth auch Pfaffen hat, so werde ich mich noch einmal selbst entleiben.*“⁵³

Dagegen verteidigten beide Kirchen ihr Aufsichtsrecht über die Schulen unter dem Etikett der „Freiheit“, nämlich der von staatlicher Einflußnahme, und traten kämpferisch für die Konfessionsschule als Schulform ein. Von katholischer Seite wurden die „Piusvereine“ gegründet, von ihren liberalen Gegnern als „Ultramontane“ und „Jesuiten“ beschimpft, die seit dem Sommer 1848 einschlägige Petitionen an die Frankfurter Nationalver-

sammlung schickten, als dort die Lesung der den Unterricht betreffenden Verfassungsartikel anstand. Auf protestantischer Seite waren für die konservativ ausgerichteten „Pietisten“ die Forderungen nach Freiheit von kirchlicher Bevormundung gleichermaßen unannehmbar.⁵⁴ In die erregt geführte Debatte über die Beibehaltung oder Abschaffung der kirchlichen Schulaufsicht, eine „kulturkampfähnliche Auseinandersetzung“,⁵⁵ griff man also auch von Schiltach und Lehengericht ein, in Form einer Petition an die Nationalversammlung in Frankfurt:

Hohe konstituierende Nationalversammlung! Petition der unterzeichneten Mitglieder der Gemeinde Schiltach gegen die von der ultramontanen Partei verlangte sogenannte Unterrichtsfreiheit und für Anerkennung und Gewährleistung der Jugendbildung auf Staatskosten und in Staatsanstalten als eines Grundrechtes des deutschen Volkes.

Vielleicht die größte Zahl der Übelstände des sozialen Lebens der Gegenwart hat den Grund in der bisher vom Staate unverantwortlich vernachlässigten Bildung und Erziehung der Jugend. Der Staat verwendete unerschwingliche Summen auf die Besoldung eines Heeres von Polizeibeamten und Schreibern, aber für Volksschullehrer hatte er nie Geld, und die Gemeinden konnten mit ihren beschränkten Mitteln diese nie so stellen, daß man erhöhte Anforderungen hätte an sie machen können. Denn wie der Lohn ist, so muß die Arbeit sein. Es lag im Interesse des Polizeistaates, der nur auf Unterdrückung der Freiheit und auf immer größere Belastung des Volkes ausging, daß die Jugend nicht zu sehr unterrichtet werde, denn wo Bildung ist, hört die Unterdrückung auf. Darum wurden Schullehrer in erbärmlichen Verhältnissen gelassen, darum mußten sie von den Gemeinden, die keine Mittel haben, besoldet werden. Obgleich die Geistlichen große Besoldungen haben und ebenso überflüssige Zeit, obgleich sie allein berufen sind, die Religion zu pflanzen, so mußten dennoch die Schullehrer den Religionsunterricht ertheilen, damit diese vor lauter Katechismus und Gesangbuch ja nicht in anderen Dingen unterrichten konnten, welche den Menschen aufklären und bilden.

Wenn nun in der neuen Zeit, welche uns eine neue Staatsordnung bringen wird, die sozialen Übelstände schwinden sollen, wenn die Armuth vermindert, und jeder Mensch in den Stand gesetzt werden soll, seine Freiheit und sein Recht zu behaupten, so muß der Unterricht der Jugend erweitert werden.

Die Gemeinden sind aber nicht im Stande, die Lehrer so zu besolden, wie es ihrer Arbeit angemessen ist, und so lange die Besoldung der Lehrer so gering ist, so lange können diese für ihren Beruf die gehörige Ausbildung nicht erwerben, denn auf die Vorbereitung zu einem Berufe, der nichts als Nahrungsorgen einträgt, kann Niemand Geld verwenden.

Und so lange ferner die Lehrer den Religionsunterricht zu ertheilen haben, während die Geistlichen in Ruhe leben, so lange ist es ihnen unmöglich, mehr Zeit auf die Unterrichtsfächer zu verwenden, die eigentlich für das Leben vorbereiten.

Es ist also klar, daß, wenn die Bildung der Jugend erweitert werden soll, der Staat die Besoldung der Lehrer übernehmen und den Religionsunterricht den Geistlichen zuweisen muß. Dann wird es möglich sein, die Lehrer besser zu besolden; diese werden sich besser ausbilden können, und sie werden überdieß Zeit haben, in allen, fürs Leben nöthigen Gegenständen Unterricht zu ertheilen. Die Schule wird eine Staatsanstalt sein und der Staat wird sie durch Sachverständige beaufsichtigen lassen.

Dagegen erheben sich aber unter allerlei Vorwänden die Jesuiten und Pietisten. Sie mißtrauen dem Staat und geben vor: wenn die Schule eine Staatsanstalt würde, so käme die Religion in Gefahr. Es wäre aber sonderbar, wenn die Religion in Gefahr kommen sollte, da doch die Geistlichen selbst den Religionsunterricht zu ertheilen haben werden. Wenn dieses wäre, so müßte man die Geistlichen entfernen; denn Geistliche, welche die Religion in Gefahr bringen, kann man nicht gebrauchen. Man kennt aber die Jesuiten und ihre Anhänger, und weiß, daß es ihnen nicht so sehr um die Religionsgefahr, als um die Gefahr zu thun ist, die ihrer Herrschaft droht, wenn das Volk in den Staatsschulen aufgeklärt wird.

Um dieser Gefahr zu entgehen, wollen die den Unterricht der Jugend ganz in ihrer Hand behalten, und da dies bei dem Schulwesen offenbar nicht geht, so verlangen sie sogenannte Unterrichtsfreiheit. Diese Art von Freiheit würde aber das Volk in Rohheit und Dummheit hineinführen und es daher aufs Neue den Polizeimännern und den Jesuiten in die Hände liefern. Denn viele arme Leute, die ihre Kinder zu ihren Geschäften benützen können, würden diese Freiheit benützen, um die Kinder ganz ohne Unterricht aufwachsen zu lassen, und das würde die Folge haben, daß man in kurzer Zeit das, was für die Schule jetzt gespart würde, dreifach für Zuchthäuser und ihre Bewohner hingeben müßte. Sodann würden die Jesuiten und Pietisten mit dem Gelde, in dessen Besitz sie stets zu gelangen wissen, Schulen gründen, in welchen die Jugend zu Pfaffenknechten erzogen würde. Da keine Staatsschulen bestehen würden, so hätten die ordentlichen Bürger, welchen es um das zukünftige Wohl ihrer Kinder zu thun ist, nur die Wahl, ob sie diese ohne Unterricht aufwachsen lassen oder in die Jesuiten- und Pietistenschule schicken wollten. Eine solche Freiheit aber, die nur den Ultramontanen in die Hände arbeitet und die das Volk ins Verderben führt, wollen wir nicht, und hoffentlich wird die Nationalversammlung den Bestrebungen dieser Art Leute keinen Vorschub leisten, auch wenn diese noch mehr Unterschriften sollten beibringen, als sie schon beigebracht haben.

Wir können die Unterzeichner der vielen Petitionen um Unterrichtsfreiheit nur für Verführte halten. Wir bitten daher die hohe konstituierende Nationalversammlung wolle

- 1) dem Drängen der Jesuiten und Pietisten und ihrer Anhänger um sogenannte Unterrichtsfreiheit, als eine Sache, die das Volk ins Verderben führen würde, keine Folge geben, dagegen*
- 2) die Jugendbildung auf Staatskosten und in Staatsanstalten als ein Grundrecht des deutschen Volkes, erklären.*

Schiltach im Großherzogthum Baden den 22ten August 1848.

Hochachtungsvoll unterzeichnen sich:

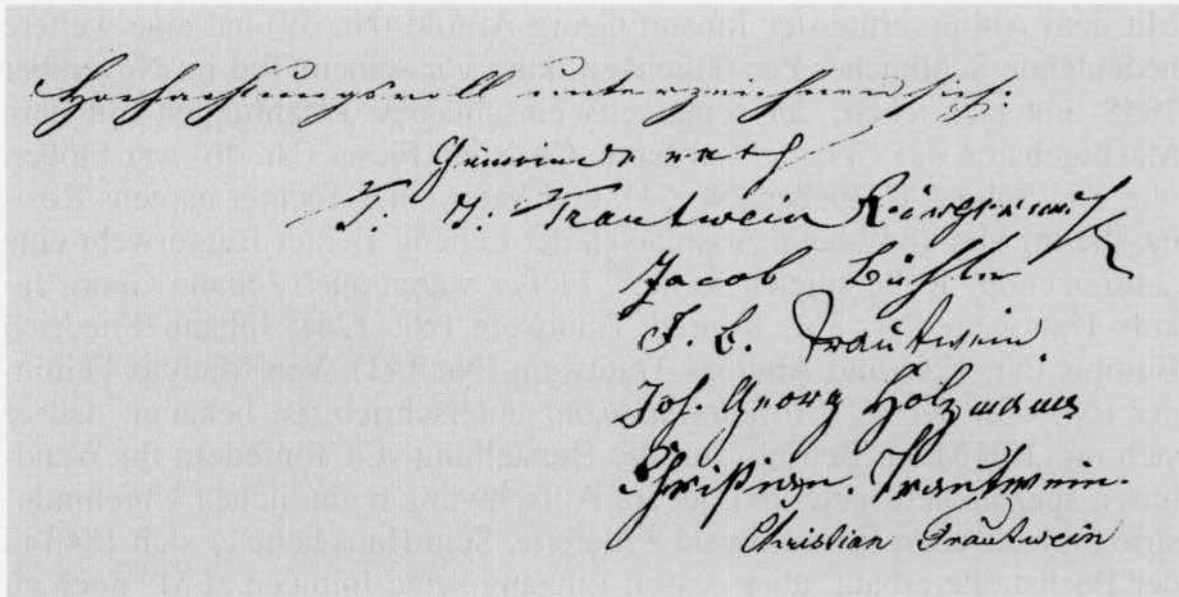
Gemeinderath: I. Trautwein, Bürgermeister (1); Jacob Bühler (2); J. B. Trautwein (3); Joh. Georg Holzmann (4); Christian Trautwein (5); Christian Trautwein (6).

Bürgerausschuß: Obmann Stoerzer (7); Andreas Wöhrle (8); Johann Georg Sum (9); Johannes Schweiker, Bierbrauer (10); Abraham Wolber (11); Joh. Ulrich Trautwein (12); Aberham Trautwein (13).

Aug. Leicht (14); Chr. Bothmer (15); (?) Trautwein (16); Rudolf Armbruster (17); Gustav Eyth (18); Gottlieb Wolber (19); Philipp Wolber (20); Joh. Christ. Trautwein (21); Christian Jäkle (22); Vayhinger (23); Christian Wolber (24); Eduard Armbruster (25); Jacob Bick (26); Abraham Trautwein (27); Johann Friedrich Mast (28); Johannes Engelmann (29); Johs. Adrion (30); Albert Leicht (31); Christ. Trautwein (32); Chr. Heinzmann (33); Joh.

Wolber, Weißgerber (34); Friedrich Arnold (35); Philipp Wolber (36); Christian Schillinger (37); Christian Wolber (38); J. G. Arnold (39); Christian Schweiker (40); Theodor Stelzer (41); Philipp Gutbrod (42); Abraham Haas (43); W. L. Dorner (44); Jacob Trautwein (45); Christian Fieser (46); Carl Dorner (47); Jacob Trautwein (48); Christian Wößner (49); Andreas Trautwein (50); Ludwig Aberle, Nagelschmidt (51); Isaac Wolber senior (52); Sammel Koch Schreiner (53); J. C. Fieser (54); Johannes Hübner (55); Johann Philipp Arnold (56); Matthias Schmalz (57); Jacob Deusch (58); Trautwein Glaser (59); Friedrich Wagner (60); Philipp Trautwein (61); Johann Martin Vötsch (62); Conrad Bühler, Bierbrauer (63); Gottlieb Koch, Flaschner (64); Friedrich Engelman, Bierbrauer (65); Siegmund Christian Schlick (66); Tobias Bühler (67); Mathias Feininger, Uhrfederfabrikant (68); Bernhard Joos (69); Georg Wolber (70); Christian Bühler, Tierarzt (71); Johannes Trautwein (72); Friedrich Wolber (73); Joseph Cohn (74); Emil Dorner (75); Johannes Trautwein, Bäcker (76); Christian Koch, Bäcker (77); Joh. Georg Graf (78); Joh. Friedrich Bühler, Maurer (79); Georg Jacob Rohmer (80); Johann Wilhelm Trautwein (81); Jakob Eßlinger (82); Ulrich Wolber (83); Abraham Bühler (84); Jacob Tobias Bühler (85); Johann Georg Jakob Trautwein (86); Christian Kindler (87); Johannes Arnold, Weber (88); Jakob Friedrich Gutbrod (89); Joh. Arnold, Seiler (90); Georg Jakob Wagner (91); Tobias Sauter (92); Johannes Mast (93); Adolph Christoph Trautwein (94); Jakob Trautwein (95); Christoph Wolber (96); Isaak Scheerer (97); Ludwig Ziegler (98); Ludwig Trautwein (99); Wilhelm Trautwein (100); Ludwig Trautwein (101); Friedrich Trautwein (102); Lammwirth Trautwein (103); Albrecht Bühler (104); Gg. Wolber (105); Philipp Wolber (106); Wm. Ludwig (107); Matthaus Seeger (108); Fritz Trautwein (109); Johann Wilhelm Kohler (110); Jakob Friedrich Koch (111); Johann Abraham Aberle (112); Joh. Ulrich Trautwein, Akzisor (113); Christian Staiger (114); Johannes Dieterle (115); J. Fluhr (?) (116); Abraham Koch alt (117); Georg Jakob Wolber (118); Th. Christian Trautwein (119); Georg Wolber (?) (120); Gottlieb Friedrich Merz (121); Franz Lehmann, Inspizient (122); Christian Wolber (123); Konrad Trautwein (124); Johann Friedrich Merz (125); Johann Friedrich Bumbis (126); Gottlieb Pfau (127); Friedrich Wöhrle (128); Johannes Haas (129); Wilhelm Irion (130); L. Christian Dieterle (131); Joh. Christian Ziegler, Schreiner (132); Jakob Friedrich Ziegler (133); Gottlieb Merz, Bäckermeister (134); Jakob Pfau (135); Philipp Hohmuth (136); Johann Georg Hohmuth (137); Christian Röck (138); Johannes Dieterle (139); Jakob Bühler (140); Andreas Trautwein (141); Mathias Götz (142); Georg Lehmann (143); Johannes Hochmuth (144); Friedrich Heinzmann (145); Ochsenwirth Trautwein (146); Johann Rall (147); Johann Chn. Armbruster (148); Martin Aberle (149).

Diese Bittschrift ist mit Sicherheit nicht hier entstanden, sondern wurde von interessierter Seite (Lehrern?) verfaßt und von Ort zu Ort weitergereicht. Sie, die an Klarheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, ist in Schiltach offenkundig auf fruchtbaren Boden gefallen, ein weiteres Zeichen dafür, daß *die neuen freiheitlichen Ideen* hier Eingang gefunden hatten. Anders als noch im April anläßlich des Hecker-Zuges, fand sich ein Großteil der Männer zusammen, um sich in dieser Weise in die aktuelle politische Entwicklung einzumischen. Nicht nur, daß in dieser allgemeinen politischen Angelegenheit die Gemeindegemeinschaft mit Bürgermeister, Gemeinderat und Bürgerschaft im liberalen Sinn aktiv wurde, es schlossen sich ihr auch so viele Männer an, daß man (bei vorsichtiger Schätzung) von gut einem Drittel der erwachsenen Männer über 21 Jahren ausgehen kann. Mit



Vorlage: Bundesarchiv, Außenstelle Frankfurt am Main (DB 51/246).

Sicherheit repräsentieren diese 149 Schiltacher einen beachtlichen Querschnitt der damaligen männlichen Bevölkerung und ihrer Sozialstruktur.

Von den Unterzeichnern können einige genauer bestimmt werden, so Gustav Eyth (Nr. 18; geb. 1818 in Freudenstadt), seit 1845 als Buchbindermeister in Schiltach ansässig und Vater der beiden späteren Maler Heinrich und Karl Eyth.⁵⁶ Als *Vayhinger* (Nr. 23) unterschrieb der aus Balingen gebürtige Kaufmann Friedrich Vayhinger (gest. 1857), der im Schiltacher Vorstädtle ein großes Geschäftshaus erbaute und 1849 die Schiltacher Bürgerwehr mit blauen Blusen ausstattete.⁵⁷ W. L(udwig) Dorner (Nr. 44; 1788–1867) und Carl Dorner (Nr. 47; 1801–1898) waren Brüder und Mitglieder einer als Wirte und Schiffer bedeutenden Schiltacher Familie; ersterer war Holzhändler, der zweite Inhaber der von seinem Vater in Hinterlehengericht gegründeten Papiermühle und 1836–47 Bürgermeister von Lehengericht.⁵⁸

Als *Isaac Wolber senior* (Nr. 52) unterschrieb der frühere Weinhändler, Engelwirt und erste Schiltacher Posthalter (1779–1860), der zu diesem Zeitpunkt seinen Besitz bereits an seine die Petition gleichfalls unterschreibenden Söhne übergeben hatte: Philipp Wolber (wohl Nr. 20; 1812–1890) erhielt 1835 den alten „Engel“ am Marktplatz von seinem Vater als Apotheke eingerichtet, 1846 wurde er zum Bürgermeister von Schiltach gewählt (bis 1847); Christian Wolber (wohl Nr. 24; 1818–86) übernahm den 1821 an der Straße nach Schramberg erbauten neuen „Engel“ samt der dort bestehenden Posthaltere.⁵⁹

Mit dem Altbürgermeister Johann Georg Arnold (Nr. 39) hat eine weitere bedeutende Schiltacher Persönlichkeit, kurz vor seinem Tod im November 1848, unterschrieben, der seinerseits einschlägige Erfahrungen mit dem Machtgebaren *der Geistlichkeit* hatte. Christian Fieser (Nr. 46) war Flößer, wie sein Sohn J. C. Fießer (Nr. 54), und Vater einer Tochter namens Rosina, die im Mai 1849 beim Ausmarsch der Lehengerichter Bürgerwehr eine „aufreizende“ Rolle spielen sollte.⁶⁰ Flößer waren auch Johann Georg Jakob Trautwein (Nr. 86), Konrad Trautwein (Nr. 124), Johann Friedrich Bumbis (Nr. 126) und Andreas Trautwein (Nr. 141). Von Mathias Feininger (Nr. 68), der als *Uhrfederfabrikant* unterschrieb, ist bekannt, daß er sich im „Ein-Mann-Betrieb“ auf die Herstellung von Tonfedern für Wanduhren spezialisiert hatte und der im Aufschwung befindlichen Uhrenindustrie im badischen Schwarzwald zulieferte. Sein Haus hatte er sich 1843 in der Bachstraße erbaut, über dessen Eingang seine Initialen „FM“ noch zu sehen sind.⁶¹ Auch der Hecker-Sympathisant Wilhelm Ludwig findet sich in der Liste (Nr. 107).

Adolf Christoph Trautwein (Nr. 94), 1818 als Sohn des Schiffers und Holzhändlers Christian Wilhelm Trautwein geboren, erscheint auch bei den Freiwilligen der Schiltacher „Wehrmannschaft“. Er hatte sein bisheriges Leben als Flößer auf der Kinzig, Wutach und Steinach zugebracht, später trat er in die Firma seines Vaters als Teilhaber ein und wurde Schiffer und Holzhändler. Von 1883 bis 1898, seinem Todesjahr, war er Bürgermeister von Schiltach.⁶² Von ihm ist eine handschriftliche Lebensbeschreibung erhalten, die er 1896 begann und bis zu seinem Tod weiterführte.⁶³ In ihr schilderte er auch die revolutionären Geschehnisse in Baden, ohne dabei jedoch auf die Ereignisse in seiner Heimatstadt einzugehen. Der Bäcker Johannes Trautwein (Nr. 76) war der Bruder von Adolf Christoph, mit dem und dem dritten Bruder Ulrich er in den 50er Jahren die bedeutende Schiffergesellschaft der „Gebrüder Trautwein“ begründete. Als Enkel des Glasermeisters Ulrich Trautwein hatten sie in Schiltach den Übernamen „Glaseradel“ und spielten als Holzhändler und Schiffer „eine große Rolle, weil sie die stärkste Familie in Schiltach waren“.⁶⁴ Einer ihrer Gespannführer war Bernhard Joos (Nr. 69), der 1848 ein eigenes Kinzig-Schifferrecht erwarb.⁶⁵

Von den Schiltacher Wirten haben noch der Rößlewirt Johann Georg Sum (Nr. 9), der Lammwirt Christian Trautwein (Nr. 103) und der Ochsenwirt Johannes Trautwein (Nr. 146) unterschrieben, dazu die „Bierwirte“ Johannes Engelmann (Nr. 29), Jacob Trautwein (Nr. 45) und Joh. Georg Graf (Nr. 78). Aufgrund der sich gleichenden Vor- und Nachnamen sind viele der Petenten ohne umfangreiche familiengeschichtliche Untersuchungen nicht genauer zu bestimmen, doch verbergen sich hinter ihnen in der

Hauptsache die vielen Handwerker des Städtchens, die Nagel- und Messerschmiede (Nr. 51, 149), Schuhmacher (Nr. 35, 55, 108, 138), Schlosser (Nr. 38, 56, 127), Weber (Nr. 80, 88, 115), Seiler (Nr. 28, 60, 90, 93, 98), Bäcker (Nr. 26, 76, 77, 92, 134, 137, 144), Flaschner (Nr. 15, 64), Bierbrauer (Nr. 10, 63, 65, 121, 136), Schmiede (Nr. 67), Maurer (Nr. 79, 85), Schneider (Nr. 140), Salpeterer (Nr. 131), Metzger (Nr. 8, 82), Müller (Nr. 20, 42), Rotgerber (Nr. 3, 4), Weißgerber (Nr. 27, 34), Schreiner (Nr. 7, 40, 41, 53, 57, 110, 132), Tuchmacher (Nr. 13, 66, 135), Sattler (Nr. 97), Glaser (Nr. 59), Zimmermänner (Nr. 49) und Hutmacher (Nr. 73). Dabei sind auch der Tierarzt (Nr. 71), ein „Inspizient“ (Nr. 122) und der „Akzisor“ (Nr. 113), während die der Unterschicht zuzurechnenden Tagelöhner – 1848 wurden ihrer 55 gezählt – kaum vertreten sind (Nr. 142).⁶⁶ Auffällig ist, daß die Lehrer Georg Philipp Goll und Johann Höflin die ihren Berufsstand betreffende, aber gegen ihre kirchliche Obrigkeit gerichtete Petition nicht unterschrieben haben.

Auch in Lehengericht fand die Petition ein großes Echo. Im Jahr 1836 zählte der Ort 941 Einwohner, von denen wiederum 120 ihren Namen unter die Petition schrieben, an ihrer Spitze ebenfalls Bürgermeister Johann Kirgis (Höfenbauer), die Gemeinderäte Mathias Bühler und Adam Heinzmann sowie die Bürgerausschußmitglieder Brüstle, Jakob Bühler und Joh. Georg Wolber.

Der „erste Ruf“ der Schiltacher „Wehr-Mannschaft“ im Mai 1849

Zum Landeskongreß der badischen Volksvereine am 12. Mai 1849 und der großen Landesvolksversammlung tags darauf, zu denen „aus allen Winkeln und Enden des Landes die Wort- und Stimmführer der badischen Demokratie“ nach Offenburg zogen,⁶⁷ war auch eine Delegation aus Schiltach gekommen. An ihrer Spitze stand Bürgermeister Isaac Trautwein, dazu ein größeres Aufgebot der Schiltacher „Wehr-Mannschaft“, darunter der Bäcker und Flößer Johannes Trautwein, dem seine Ehefrau noch am 11. Mai einen warnenden Brief nachschickte.⁶⁸ Über das Auftreten der Schiltacher in Offenburg ist weiter nichts bekannt, vielleicht aber hatte der Dichter Joseph Viktor Scheffel auch sie vor Augen, als er sich an *eine Schaar Volkswehrmänner aus dem Kinzigthal* erinnerte, die *in schwerem Tritt (marschierte), den Knotenstock statt des Gewehrs in der Hand, mit blauer Blouse und schwarzem Hut angethan*.⁶⁹

So standen auch Schiltacher am 13. Mai 1849 unter den 35 000 bis 40 000 Menschen vor dem Offenburger Rathaus, von wo Amand Goegg die Devise ausgab: „Nicht viel reden wollen wir diesmal, sondern handeln.“ So wa-

† **Kinzigthal**, 17. Mai. Wer Schiltach kennt, der konnte voraus sehen, daß, wenn es einmal Ernst wird, sich zu befreien, seine Bewohner nicht die letzten seyen, Gut und Blut daran zu wagen. — Beim ersten Ruf stand daher nicht nur die aufgebotene Mannschaft bereit da, sondern auch Freiwillige brachten Beruf und Familie dem Vaterland und der Freiheit dar, und, sollte es Noth thun, ja da kann man sich darauf verlassen, daß der ganze Ort wie Ein Mann bereit ist, in den Kampf zu ziehen. — Beredter als Alles spricht indessen für die edle Begeisterung, welche uns hier beseelt, folgender Zug: Als ein Theil der zum Abmarsch aufgebotenen Mannschaft unserer Nachbargemeinde Lehengericht zögerte, fortzuziehen, wurde derselbe von hiesigen Mädchen angefeuert, und da dieses Nichts helfen wollte, bewaffneten sie sich mit Stäben mit der Drohung, daß das schwächere Geschlecht den Muth haben werde, ihn thätlich an seine Pflichten zu erinnern.

Aus der ‚Karlsruher Zeitung‘ vom 20. Mai 1849. – Vorlage: Stadtarchiv Schiltach.

ren auch sie daran beteiligt, als die Landesversammlung den Zustand der Revolution und der Notwehr gegen die Fürsten erklärte und ein Aufruf an die Bevölkerung und das Militär erging, sich dem Volksaufstand anzuschließen.⁷⁰

Und so berichtete die ‚Karlsruher Zeitung‘ wenige Tage später, am 17. Mai, daß bei diesem *ersten Ruf* in Schiltach nicht nur *die aufgebotene Mannschaft bereit da(stand)*, sondern daß auch *Freiwillige Beruf und Familie dem Vaterland und der Freiheit dar(brachten)*. Es wird auch die revolutionäre Stimmung beschworen, die, wer Schiltach kenne, voraussehen konnte: *Daß, wenn es einmal Ernst wird, sich zu befreien, seine Bewohner nicht die letzten seyen, Gut und Blut daran zu wagen. Und, sollte es Noth thun, mit ernstem Pathos: Ja, da kann man sich darauf verlassen, daß der ganze Ort wie Ein Mann bereit ist, in den Kampf zu ziehen.*⁷¹ Treibende Kraft für die revolutionäre Stimmung in Schiltach war Bürgermeister Isaac Trautwein, von dem berichtet wird, daß er *während der Revolutionszeit revolutionäre Plakate* angeschlagen hat.⁷²

Am 15. Mai 1849 war auch die restliche Schiltacher „Wehrmannschaft“ auf Fuhrwerken nach Offenburg abgezogen, wo sie jetzt, 70 Mann stark, mit Waffen ausgerüstet und zwei Tage lang instruiert wurde.⁷³ Von ihrem Anführer, Bürgermeister Isaac Trautwein, heißt es, daß er am 17. Mai 1849 aus dem großherzoglichen Zeughaus in Karlsruhe für die *Volkswehr von Schiltach* 2000 Kugelpatronen und 2200 Zündhütchen *erhoben* habe.⁷⁴ Nach ihrer Rückkehr wurde sie nicht nur mit weiteren Gewehren und Munition, mit Blusen und Patronentaschen ausgerüstet, seit dem 23. Mai amtierte auch der Unteroffizier Johann Beker aus Mannheim vierzehn Tage lang als *Instruktor der hiesigen Bürgerwehr*. Außerdem hatte man aus Lauterbach einen Mann namens Robert King als *Instruktor im Trommeln* engagiert. Es wurden anfangs Juni auf Gemeindegeldern auch 68 Pfund Blei *be-hufs Ausrüstung der Bürgerwehr gekauft und sind letztere bei den stattgehabten Manövern verwendet worden*. Dazu war der Gendarm Georg Metzger über mehrere Wochen *mit der Instruierung des 1. und 2. Aufgebots beschäftigt* und erhielt dafür aus der Stadtkasse eine Belohnung von 4 fl., zumal er *sich dadurch die Liebe und Achtung der Wehrmannschaft erworben hat*.⁷⁵

Weitere politische Nachrichten aus Schiltach 1849

Als Abonnenten des ‚Volksführers‘ sind aus Schiltach der Bierbrauer Johann Schweiker, der Müller Philipp Gutbrod und der Lindenwirt Matthias Wolber, aus Lehengericht der Landwirt Mathias Bühler aktenkundig geworden.⁷⁶ In Gestalt des ‚Volksführers‘ bezogen sie eine Ende 1848 von dem Volksschullehrer Philipp Stay gegründete, in Heidelberg erscheinende Tageszeitung radikaldemokratischen Zuschnitts. In ihr, die sich besonders an Bauern und Handwerker wandte, wurde eine militante Revolte zur Schaffung der badischen Republik befürwortet,⁷⁷ und dies in einer drastisch-populären Sprache: *Heilig-Kreuz-Donnerwetter; so kann's nicht mehr fortgehen – So schreit mancher, schlägt dabei mit der Faust auf den Tisch und – steckt sie wieder in den Sack. Das ist Nichts. Das Fluchen ist ein Unsinn; das Aufstoßen thut der Faust weh. Ein rechter Mann schreit nicht und flucht nicht; er handelt. Jetzt ist für Euch die Stunde zum Handeln gekommen, Ihr Bürger in Baden!*⁷⁸ Der Ton des ‚Volksführers‘ verschärfte sich bis zur militanten Agitation, so daß er selber zur Waffe des revolutionären Kampfes wurde: *Wir haben lang' genug geliebt; wir wollen endlich einmal hassen!*⁷⁹ Und: *... wehe den Verräthern des Volks; die Guillotine ist zu gut für sie!*⁸⁰

Als der *Umsturzpartei zugeneigt* ist auch ein Schiltacher Gastwirt namens Schlick belegt: *Hat seine Zimmer gerne mit Bildern von Robert Blum und*

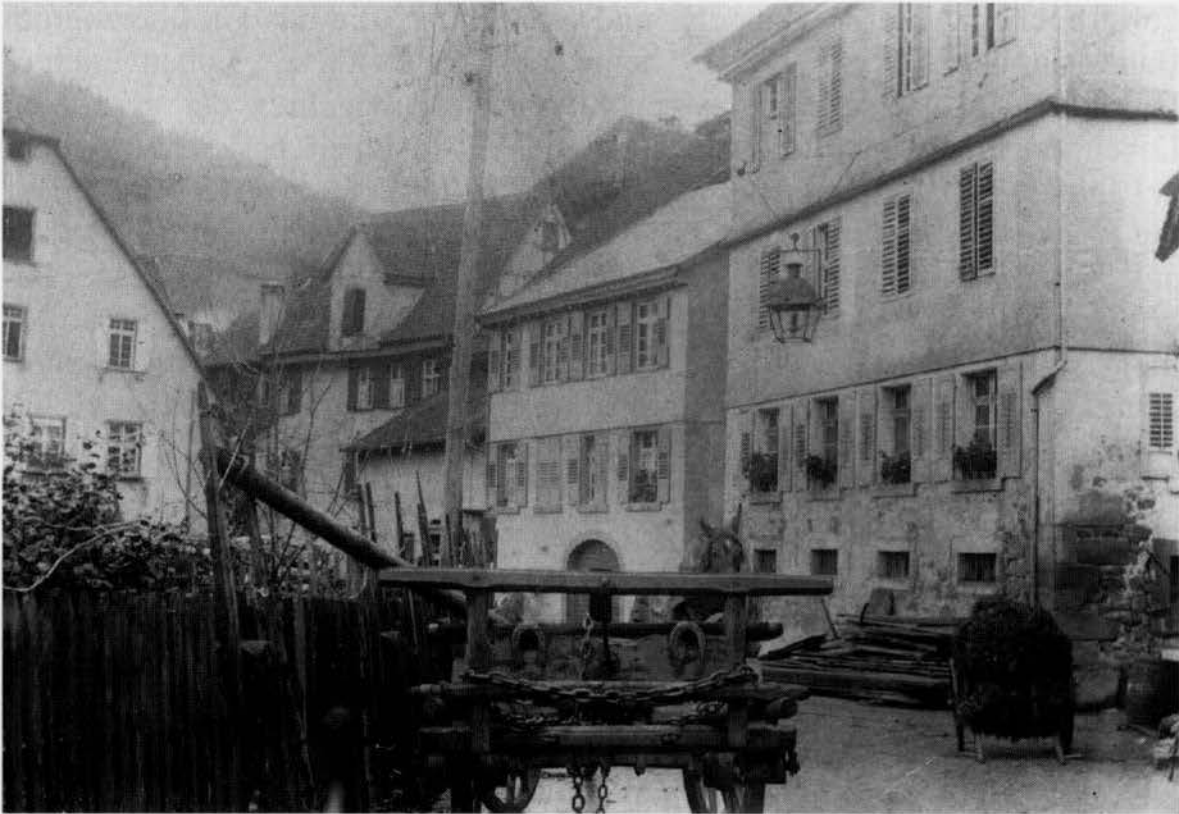
*Consorten geziert.*⁸¹ Als *Sammelplatz aller unruhigen Köpfe, die dort ihre revolutionären Pläne auskochten* galt behördlicherseits jedoch der „Engel“, sein Wirt Christian Wolber wurde als *Wühler* bezeichnet.⁸² Hier wurde offenkundig im liberal-demokratischen Sinne politisiert, so daß sich auch in diesem Fall die Feststellung eines Zeitgenossen bestätigt, daß Wirtschaften nichts anderes waren als „Werkstätten der Politik“.⁸³ Der Engelwirt Christian Wolber engagierte sich auch direkt für die Revolution, hatte er doch 1848 *flüchtende württembergische Aufständische bei sich aufgenommen, versteckt und ihnen dann zur Flucht verholfen*, und er war 1849 *am Aufstand bedeutend beteiligt*.⁸⁴

Im Februar oder März 1849 war der Hornberger Diakonus Adolf Gerwig, „eine der interessantesten Gestalten der mittelbadischen Revolutionsjahre“,⁸⁵ in Schiltach, um (wie in Hornberg und Gutach) einen Volksverein zu gründen.⁸⁶ So bestand auch hier eine solche Organisation der badischen Demokraten, über die weitere Nachrichten jedoch fehlen. Wenn die antirevolutionäre Bezeichnung „Wühler“ die im Volksverein Engagierten meinte, dann waren es wiederum Bürgermeister Isaac Trautwein und der Engelwirt Christian Wolber (beide später als solche bezeichnet), die in Schiltach auch diesbezüglich führend waren.

Lehengericht und die Mai-Ereignisse 1849

Anders als in Schiltach, war man in Lehengericht Mitte Mai zuerst nicht bereit, *wie Ein Mann in den Kampf zu ziehen*. Der Lehengerichter Gemeinderat, der *seine Sitzungen in Schiltach hält, weil die Gemeinde Lehengericht vor und hinter Schiltach liegt*, beschloß *bei dem Ausbruche der Revolution im Gegenteil, das erste Aufgebot nicht marschieren zu lassen*. Da geschah es, daß, wie es später amtlicherseits heißt, *aufgehetzte Schiltacher Weibsleute sich drohend mit Stöcken vor das Ratszimmer (begaben), um den Gemeinderath Lehengericht zu bestimmen, das erste Aufgebot doch marschieren zu lassen*.⁸⁷

Diese Aktion zweier junger Schiltacherinnen war nicht nur erfolgreich – die Lehengerichter marschierten dann doch ab –, sie erregte auch Aufsehen, zumal über sie in der ‚Karlsruher Zeitung‘ zum 17. Mai 1849 berichtet wurde: *Als ein Theil der zum Abmarsch aufgebotenen Mannschaft . . . zögerte, fortzuziehen, wurde derselbe von hiesigen Mädchen angefeuert, und da dieses Nichts helfen wollte, bewaffneten sie sich mit Stäben und der Drohung, daß das schwächere Geschlecht den Muth haben werde, ihn thätlich an seine Pflichten zu erinnern*.⁸⁸ Es wurde später amtlicherseits festgestellt, daß der *Fabrikaufseher Müller von Lehengericht dies in aufreizender Form in die Karlsruher Zeitung einrücken hieß*.⁸⁹



In der alten Straße nach Schramberg (heute: Spitalstraße) um 1884. Das große Haus rechts ist das ehemalige Gasthaus „Engel“ (1837–1877). Es galt als „Sammelplatz aller unruhigen Köpfe, die dort ihre revolutionäre Pläne auskochten.“ – Vorlage: Stadtarchiv Schiltach.

Aber nicht nur die beiden Schiltacherinnen, auch einige Lehengerichter stellten sich damals gegen ihren Bürgermeister und Gemeinderat, von denen sie damals, am 15. Mai 1849, *Geld zum Freischarenzuge gewaltsam unter Drohungen erpressen wollten*. Namentlich genannt werden dazu Christian Haas, Johann Georg Zanger und der Zeugweber Johannes Wolber, der *den Bürgermeister zur Herausgabe von Geldern zwingen (wollte)*.⁹⁰ Sie wurden später auch *der Aufreizung zum Aufruhr und Pressung zum Freischarenzug* beschuldigt,⁹¹ womit wohl ihr Einsatz zugunsten des Abzugs der Lehengerichter Bürgerwehr nach Offenburg gemeint ist. Auch einer anderen Gruppe von Lehengerichtern, dem Polizeidiener Mathias Becht (vom Lochhäusle, Rohrbächle), dem Landwirt Philipp Fichter, dem Landwirt Mathias Wolber (Lochhäusle), dem Landwirt Mathias Wolber (vom unteren Erdlinsbach) und dem Mahlknecht Johann Georg Deusch wurde später *Aufreizung zur Teilnahme am Aufruhr und gewaltsame Pressung von Bürgern zur Teilnahme am Aufruhr* vorgeworfen.⁹²

In Lehengericht spielte sich damals mit dem Konkurs der dortigen Spinnerei und Zwirnerei ein besonderes wirtschaftliches Fiasko ab, als Teil jener

gewerblichen Absatz-, Handels- und Kreditkrise, die das Großherzogtum Baden in den Jahren 1845/48 heimsuchte.⁹³ Ob diese „Lehengerichter Fabrikkrise“ Auslöser für das revolutionäre Aufbegehren der genannten Lehengerichter war, etwa weil sie in Arbeitslosigkeit gerieten, ist nicht bekannt. Der „Fabrikaufseher Müller“, gegen den später *wegen Beteiligung am Hochverrat und Aufreizung durch die Zeitung* ermittelt wurde,⁹⁴ ist der aus Tiengen am Hochrhein stammende Johann Müller, Hansjakobs „Fabrikteufel“, der 1841 die Fabrik gegründet, seine Anteile aber 1846 an Simon Armbruster verkauft hatte. Dort weiter als „Fabrikaufseher“ (später: „Direktor“)⁹⁵ tätig, scheint er Sympathie für die Revolution gehabt zu haben, für die er später aber nicht belangt werden konnte.⁹⁶ Aus den vorliegenden Nachrichten ist aus Lehengericht ein Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen Krise und der Bereitschaft zur revolutionären „Tat“⁹⁷ jedoch nicht zu erweisen.

Schiltacher und Lehengerichter im Krieg der badischen Revolutionsarmee 1849

Als am 5. Juni 1849 der Schiltacher Gemeinderat bei dem Bäckermeister Johann Lehmann ein Kapital von 100 Gulden aufnahm, *zur Bestreitung der Kosten der hiesigen Bürgerwehr*, und das Geld *dem Chef der Wehrmannschaft direkt übergeben (wurde)*,⁹⁸ wurde es für sie ernst: Von dem von der Revolutionsregierung zum Zivilkommissär des Amts Hornberg ernannten Adolf Gerwig war der Befehl gekommen, daß sich das Schiltacher Aufgebot innerhalb von 48 Stunden in Freiburg zu stellen habe, dem Sitz des Oberreinkreises, zu dem das Bezirksamt Hornberg gehörte. Von Bürgermeister Isaac Trautwein mobilisiert, erfolgte am 6. Juni der Abmarsch unter dem Kommando des Kaufmanns August Leicht, der sich Hauptmann nannte, nach Hornberg. Dort traf alsbald auch die Lehengerichter Wehr ein, und gemeinsam zog die insgesamt 120 Mann starke Truppe in zwei Tagesmärschen nach Freiburg, wo der „Civil- und Militaire Commissaire des Oberrheinkreises“ ihre Einquartierung in der Gemeinde Zähringen anordnete (*welche sie ordnungsmäßig verpflegen zu lassen haben*).^{98a} Dem 3. Bataillon des Regiments Sigel zugeteilt, wurden die Schiltacher am 13. Juni nach Bruchsal verlegt, wohin die Gemeinde ein Fäßchen Wein schickte, *das dankbar angenommen und geleert wurde*. In Bruchsal der Reserve der an der Neckarfront und bei Waghäusel von der preußischen Interventionsarmee geschlagenen Revolutionsstreitkräfte zugeteilt, mußten auch sie sich an die „Murglinie“ zurückziehen, wobei genauere Nachrichten über ihren Einsatz fehlen.⁹⁹

In der Zwischenzeit war zu Hause offenbar das 2. Aufgebot mobilisiert und in die Amtsstadt Hornberg geschickt worden, wohin am 7. Juli der Ortsdiener Becht „von beiden Ortsvorständen“ geschickt wurde, *um Er-*

*kündigung einzuziehen, ob die Freischaren dort abmarschiert seien. Dies geschah aus Sorge, weil vom Zivilkommissär Kaufmann mit bedrohlicher Äußerung die Mannschaft aufgefordert (wurde), sich dem Zug anzuschließen.*¹⁰⁰ Kaufmann war der Schriftführer des Zivilkommissärs Gerwig, von dem es später hieß, daß er *viele Gewalttätigkeiten* verübte; er versuchte eine Invasion ins Württembergische zustande zu bringen und veranstaltete am 15. Juni einen Exekutionszug nach St. Georgen, um die dortigen Wehrmänner zum Exerzieren zu zwingen, an dem auch die Volkswehr von Haslach i. K. teilnahm.¹⁰¹ Möglicherweise waren bei einer dieser Aktionen, offenkundig gegen ihren Willen, auch Schiltacher und Lehengerichter Wehrmänner beteiligt.

Unter den 5500 Soldaten der badischen Revolutionsarmee, die sich am 23. Juli 1849 in der Festung Rastatt „auf Gnade und Ungnade“ den preußischen Belagerern ergeben mußten, befanden sich schließlich auch Schiltacher und Lehengerichter. Das Verzeichnis der in den Kasematten der Forts A, B und C gehaltenen Gefangenen nennt die folgenden „Wehrmänner des 1. Aufgebots von Schiltach“: Jakob Bech(t), Abraham Dieterle, Friedrich Engelmann, Johann Götz, Wilhelm Heinzemann, Wilhelm Hofinger, Johann „Hons“ (wohl: Haas), Christian Rösch, Ludwig Sauter, Wilhelm Schweigert, Christian Sto(r)tz, Andreas Trautwein, Christian Trautwein, zwei Friedrich Wolber, die „Korporale“ Christian Dieterle und J. G. Trautwein sowie Christian Trautwein, *Chirurg des 2. Regiments*. Dies sind immerhin 18 Schiltacher, die den Endkampf in Rastatt mitgemacht haben, dazu aus Lehengericht der *Soldat* Jakob Wolber.¹⁰²

Das Los der in den Kasematten Eingekerkerten hat Adolf Christoph Trautwein in seiner „Chronik“ beschrieben: *Daß sie zwei bis drei Tage nichts zu essen und zu trinken bekamen, sie auf dem feuchten, bloßen Boden liegen (mußten), so daß viele krank wurden und auch mehrere gestorben sind, ohne daß man sie in den ersten zwei oder drei Tagen hinaus geschafft hat. Wenn man von denen Soldaten, welche diese Gefangenschaft mitgemacht haben, hörte, wie sie von den Preußen behandelt worden sind, so stehen einem die Haare zu Berge, und darf es einen gar nicht Wunder nehmen, wenn diese heute noch nicht gut auf die Preußen zu sprechen sind.*¹⁰³

Unter den etwa 8000 Mann der badischen Revolutionsarmee, die am 10./12. Juli 1849 Asyl in der Schweiz suchten, war auch der Schiltacher Zimmermann und „Wehrmann des 1. Aufgebots“ Johann Georg Nill. Er suchte, nach den entsprechenden Amnestieregelungen der badischen Regierung, im November 1849 *wegen Ausstellung eines Ausweises zur Heimkehr aus der Schweiz* nach, einige Zeit später wurde die Untersuchung *wegen Hochverrats* gegen ihn ausgesetzt.¹⁰⁴

Ins Ausland geflohen war auch Bürgermeister Isaac Trautwein, der führende Kopf der Revolutionäre in Schiltach: Ab August 1849 ist er in Straßburg bzw. Schiltigheim nachzuweisen und noch im Januar 1850 war er *landflüchtig*. Wegen *Aufreizung zum Freischarenzug und Mobilmachung des 1. Aufgebots* galt er als *Revolutionsteilnehmer* bzw. *Teilnehmer am Hochverrat*. Es kam 1850 zur Aberkennung seiner Staatsbürgerrechte und zur Verurteilung in Abwesenheit zu einem Jahr Zuchthaus, danach kehrte er freiwillig zurück und wurde unter Polizeiaufsicht gestellt. Ein Gnadengesuch von Bürgermeister, Gemeinderat und Schiltacher Bürgern an den Großherzog (*Wir ersterben in tiefster Ehrfurcht Euer Königlichen Hoheit*) wurde abschlägig beschieden, so daß Isaac Trautwein vom 17. November 1851 bis zum 11. Mai 1852 im Freiburger Zuchthaus saß, die Reststrafe wurde ihm dann erlassen. Von seinem weiteren Schicksal ist nur bekannt, daß er wenige Jahre später, am 17. April 1859, einunvierzigjährig verstarb.¹⁰⁵

Schiltach als Stützpunkt für die geplante Revolutionierung von Württemberg

*Wie allgemein bekannt, war den Leitern des badischen Aufstandes sehr viel daran gelegen, die revolutionäre Bewegung in die Nachbarländer zu verpflanzen, weil das Gelingen ihres Unternehmens voraussichtlich nur durch Anschluß größerer Massen erwartet werden konnte. Es wurden daher Emissäre in die angrenzenden Staaten gesendet, um die dort herrschende Stimmung zu sondieren und Propaganda zu machen. Mit diesen Sätzen beginnt das Großherzoglich Badische Oberhofgericht sein letztinstanzliches Urteil vom 15. März 1851 über den Engelwirt Christian Wolber von Schiltach, der seine Stellung als Postexpeditor dazu benutzt habe, um das Treiben jener Agenten der Revolution zu befördern.*¹⁰⁶

Tatsächlich weilte am 23. Mai 1849 der vom Hohenasperg geflohene Heilbronner Apotheker Adolf Maier bei Christian Wolber in Schiltach. Er war der Anführer des „Schwaben Corps“ im revolutionären Baden, der *eine Invasion in das Württembergische machen (wollte)*.¹⁰⁷ Für ihn expedierte Wolber einen Brief an Karl Eichfeld, den Kriegsminister der badischen Revolutionsregierung, in dem es um die geplante Revolutionierung von Württemberg ging. Desgleichen beförderte Wolber am 3. Juni Briefe des Hauptmanns Theodor Mögling, Adjutant des neuen Kriegsministers Franz Sigel, per Stafette *an den Bürger Burkard, Civilkommissär in Wolfach*, den er seinerseits benachrichtigte, *daß, wie ihm Bürger Mögling schreibe, die Sache in Württemberg gut stehe*.¹⁰⁸

Offenbar besaß Wolber Kontakte zur Regierung in Karlsruhe, von wo wenig später, am 5. Juni, Dr. Karl Steinmetz, das *berühmte Mitglied der*



*Christian Wolber (1818–1886),
Engelwirt und später Ratschreiber
der Stadt Schiltach. Er galt
als „Wühler“ und war 1849 „am
Aufstand bedeutend beteiligt“. –
Vorlage: G. Elwert, Stamm- und
Familienbuch der Familie
Dorner, S. 29.*

konstituierenden Versammlung und des Landesausschusses (so seine spätere Charakterisierung)¹⁰⁹ zu ihm nach Schiltach kam. Er begleitete Steinmetz auf eine Reise nach Freudenstadt, Tübingen und Reutlingen, wobei die Reise des Steinmetz allem nach den Zweck (hatte), den Aufstand der Württembergischen zu organisieren.¹¹⁰ Wolber begleitete ihn nicht allein als Fuhrmann, sondern scheint sein Gehilfe gewesen zu sein, denn in einem Brief vom 9. Juni rapportierte Wolber dem Steinmetz über den Erfolg einer Reise, um in einem Theile von Württemberg und Sigmaringen die Volksstimmung auszukundschaften.¹¹¹ Beide hatten sich getrennt, Wolber erkundigte sich nach der Stimmung der Leute in Hechingen, Balingen, Rosenfeld, Oberndorf und Schramberg, und er konnte Steinmetz berichten, daß in diesen Orten der Geist für die gute Sache – außer Rosenfeld – vorzüglich sei.¹¹²

Wenig später, am 19. Juni, arbeitete das „Bureau der auswärtigen Angelegenheiten des Freiheitsheeres“ unter der Leitung von Gustav Struve einen „Plan zur Expedition nach Württemberg“ aus. Er sah u. a. vor, daß Adolf Maier mit seinem schwäbischen Freikorps von Donaueschingen nach Rott-

weil einrücken und sich über Schramberg, Oberndorf und Sulz gegen Stuttgart bewegen sollte, wobei Struve die Erwartung hegte, *daß in der Zeit von wenigen Tagen das gesamte württembergische Land für die Sache des Volkes gewonnen wird.*¹¹³

Kurz darauf, vom 22. bis 25. Juni 1849, hielt sich der badische Kriegskommissar Heinrich Loose im badisch-württembergischen Grenzgebiet auf, in Donaueschingen, Hornberg, Schramberg und zweimal auch in Schiltach. Zweck seines Aufenthalts war, die Revolution in Württemberg voranzutreiben, wozu er von Donaueschingen aus *Unsere Brüder in Württemberg* zum bewaffneten Aufstand aufrief. Außerdem richtete er militärische Depots für Freischärler aus Württemberg ein, worüber er in einem am 23. Juni in Schiltach abgefaßten Brief berichtete: *Für die württembergischen Zuzüge sind nun außer in Donaueschingen, Villingen und St. Georgen auch in Schiltach, Rippoldsau und Oppenau von mir Depots errichtet worden.*¹¹⁴ In Schiltach erhielt er am 23. Juni auch einen Brief von Adolf Maier, der ihm über seine bevorstehende *Expedition* Mitteilung machte, die dann am 1. Juli am oberen Neckar begann, jedoch alsbald scheiterte, zumal das revolutionäre Baden aufgrund des preußischen Vormarschs den Plan nicht mehr weiterverfolgen konnte.¹¹⁵

Engelwirt Christian Wolber war in diese Vorhaben eingeweiht und betrieb sie mit: Indem er ins Württembergische reiste, um die Stimmung für die Revolution auszukundschaften und indem er die dafür Verantwortlichen der badischen Revolutionsregierung unterstützte. Durch seine Lage an der badisch-württembergischen Grenze war Schiltach ein idealer Ausgangspunkt für eine Revolutionierung Württembergs, und der Engelwirt stellte sich als Anlaufstelle zur Verfügung. So wurde er nach der Niederschlagung der Revolution denn auch sofort in Haft genommen und der *Miturheberschaft der revolutionären Unternehmungen angeschuldigt.*¹¹⁶ Zuerst zu einer sechsmonatigen Zuchthausstrafe verurteilt, kam er später in der Berufung mit einer *peinlichen Gefängnisstrafe von zwei Monaten* davon, die er 1851 im Wolfacher Gefängnis verbüßte.¹¹⁷ Neben Bürgermeister Isaac Trautwein scheint Christian Wolber 1849 in Schiltach die die Revolution am aktivsten mitbetreibende Persönlichkeit gewesen zu sein. Später war er einige Jahre Pächter der Schloßmühle und von 1868 bis zu seinem Tod 1886 Ratschreiber der Stadt Schiltach, die ihm offensichtlich seine revolutionäre Vergangenheit nicht nachtrug.¹¹⁸

Schiltacher Frauen und die revolutionären Ereignisse

Mit der Aktion *hiesiger Mädchen*, die sich angesichts der Weigerung eines Teils der Lehengerichter Wehrmannschaft nach Offenburg abzuziehen *mit*



Rosina Fieser im Kreis ihrer Enkel. Sie heiratete 1859 den Schiltacher Maurermeister Jakob Bühler, nach dessen Tod sie 1879 mit drei Töchtern in die USA (Illinois) auswanderte, wo ihre älteste Tochter lebte. – Vorlage: Stadtarchiv Schiltach.

*Stäben . . . bewaffneten,*¹¹⁹ ist aus Schiltach ein Beispiel für die Beteiligung von Frauen am Revolutionsgeschehen überliefert, das inzwischen als „bemerkenswertes Eintreten für die revolutionäre Sache“ von Frauenseite gilt.¹²⁰

Die spätere amtliche Untersuchung dieses Vorgangs ergab, daß die 22jährigen Rosina Fieser und Katharina Dorothea Haas, beide ledige Schiltacher Bürgerstöchter, in das (in Schiltach gelegene) Lehengerichter Rathaus eindrangen. Dort hatte der Gemeinderat das erste Aufgebot versammelt und gebot ihm, *der nach der Offenburger Volksversammlung vom Landesausschuß ergangenen Aufforderung, zum Kampfe gegen die rechtmäßige Regierung auszuziehen, nicht Folge zu leisten. Mit Stecken bewaffnet*, traten die beiden Schiltacherinnen *im nachhinein nun dieser Ermahnung des Gemeinderaths entgegen*, und sie forderten *unter Verhöhnung und Beschimpfungen die junge Mannschaft auf, dem Beschlusse des Landesausschusses zufolge auszuziehen.*¹²¹ Das resolute Auftreten der beiden Frauen half, die Lehengerichter Bürgerwehr folgte den bereits abmarschierten Schiltachern

nach. Ihr Eingreifen war sicher mehr als ein „köstliches Geplänkel“,¹²² wenn auch nicht gerade ein Beispiel dafür, daß „Frauen selbst zu den Waffen (griffen).“¹²³ Aber als Akt der Solidarität wird man ihr Handeln schon betrachten dürfen, auch als Engagement für die revolutionäre Sache, für die sie, wie ihre in der Bürgerwehr dienenden Brüder,¹²⁴ eintraten.

Ganz anders war die Reaktion von Frederieke Trautwein, der Ehefrau des mit der „Wehr-Mannschaft“ ebenfalls nach Offenburg gezogenen Bäckers und Flößers Johannes Trautwein.¹²⁵ Mit Datum des 11. Mai 1849 schickte sie ihm einen Brief hinterher, der in der Familie bis heute aufbewahrt wird.¹²⁶ *Lieber Mann! Ich muß Dir noch einige Zeilen schreiben indem mich die Angst dazu bringt wegen der Offenburger versammlung, diese Männer wo auch (noch?) hinunter wollen versehen sich die meisten mit Gewehren und wen sie mit Gewehren kommen und Militär dort ist, so ist der Krieg schon angekündt. Ich will es Dir nur kurz sagen daß Du an Deine Kinder denken sollst welche Du an den Bettelstab bringst durch Deinen Eigensinn. Du mußst fort und selber die Freiheit erringen, dann hast Du keine Schuld, wen Du Dich aber jetzt hinwagst so ist es Deine Schuld. In Eil, Dein treues Weib Frederieke Trautwein.*

Sie verbindet Revolution mit Gewalt und *Krieg*, daran könne man sich nicht beteiligen, da sie nur Elend brächten. An erster Stelle steht die Sorge um die Familie, und *Freiheit* ist die Erfüllung dieser Pflicht, wenn man sich nicht schuldig machen will. Der Unterschied in Gesinnung und Haltung der Ehefrau und Mutter im Vergleich zu den beiden in der Öffentlichkeit aufgetretenen ledigen Frauen ist deutlich, so daß das Thema „Frauen während der Revolutionsereignisse“ verschiedene Gesichter hat, die von der jeweiligen Lebenswirklichkeit der Beteiligten bestimmt wurden.

Diese war für die Ehefrauen, Mütter, Schwestern und Nachbarinnen der anfangs Juni 1849 ins Feld gerückten Schiltacher Bürgerwehrmänner vor allem von Sorge und Fürsorge bestimmt, die ihren Ausdruck in einer großen Spende von Verbandsmaterial und Kleidern für *kranke und verwundete badische Wehrmänner* fand. Diese Aktivität war es dem badischen Kriegsminister Werner wert, sie als patriotische Gaben am 18. Juni 1849 in der ‚Karlsruher Zeitung‘ zu rühmen, unter namentlicher Aufführung von 68 beteiligten Schiltacher Frauen:

J. B. Trautwein, Frau (1), und Fr. Trautwein, Witwe (2); Ziegler Ulrich, Frau (3); L. Bühler (4); Philippine Wagner (5); M. Störzer (6); J. Magd. Trautwein (7); J. F. Koch, Frau (8); Franziska Ziegler (9); Barb. Bühler, Müllerin (10); Charl. Trautwein (11); L. Stählin (12); Scheerer Sattler, Frau (13); J. Gg. Dieter, Frau (14); Barbara Müller (15); Jul. Bothner (16); A. Leicht, Frau (17); M. Trautwein zum Ochsen (18); Gottlieb Rauchenstein (19) und Margaretha Trautwein (20); Wiesner, Zimmermanns Frau (21); J. Trautwein zum Bären

(22); Friederike Trautwein (23); Kath. Ziegler (24); Henriette Röck (25); Ros. Dieterle (26); El. Erggelet (27); Frka. (28) und Emma Vayhinger (29); M. Goll (30); Just. Joos (31); Kath. Trautwein (32); Wilha. Schweikert (33); Frdka. Scheerer (34); Tho. Hochmuth (35); Sophie Gottl. Holzmann (36); M. Trautwein (37); Barb. (38) und Just. Haas (39); M. Ziegler (40); A. M. Röck (41); Chrsta. Wolber (42); Magd. Trück (43); Charl. Arnold (44); Karol. (45) und Lis. Wolber (46); Abrh. Trautwein, Weißgerbers Frau (47); Gottl. Trautwein (48); M. Magd. Trautwein (49); Arnold, Strumpfwebers Töchter (50); Frdka. Trautwein (51); Jul. Herzog (52); Elis. Trautwein (53); Barb. Koch (54) und Charl. Trautwein (55); Magd. Bühler (56); Sophie Wolber (57); Elis. Bühler, geb. Trautwein (58); Christa. Hochmuth (59); Friederika Merz (60); Christine Bühler (61); Elis. Bühler (62); Dorothea Bühler (63); Fried. Hoffinger, Witwe (64); Gottl. Fode (65); Ros. Schillinger (66); Kath. Bühler (67); Charl. Trautwein (68).¹²⁷

Diese „außergewöhnliche“ Liste¹²⁸ zeigt, daß außer den Männern auch ein größerer Teil der Schiltacher Frauen seit dem Mai 1849 in das revolutionäre Geschehen involviert war. Zählt man die 121 Männer des 1. Aufgebots, die 149 der Petition nach Frankfurt, die 68 Namen der „Frauenliste“ sowie einige weitere namhaft gewordene Aktivisten zusammen, so wird man davon ausgehen können, daß, bei einer Einwohnerzahl von etwa 1500, ungefähr 25% der Schiltacher Bevölkerung in irgendeiner Form an den Ereignissen der badischen Revolution direkt beteiligt waren.

Das Ende der Revolution

Über das Eintreffen preußischer Truppen in Schiltach ist nichts bekannt,¹²⁹ doch war das Wirken der Besatzungsmacht auch hier zu verspüren: Am 26. Juli 1849 mußten sämtliche Waffen mit Munition auf dem Rathaus abgeliefert werden, wo sich dann 30 Gewehre und Flinten, 12 Pistolen, 6 Säbel und 37 Sensen ansammelten.¹³⁰ Am 5. August wurde von den Bürgern eine Umlage von 326,5 Gulden für Fourage und Verpflegung erhoben, und auf der Gemeindebehörde trafen die behördlichen Anfragen über den Leumund und die Vermögensverhältnisse der des „Hochverrats“ Beschuldigten ein. Der nach Straßburg geflüchtete Bürgermeister Isaac Trautwein wurde durch den Rotgerber Johann Georg Holzmann ersetzt und ein neuer Gemeinderat berufen. Einen Schlußpunkt unter die revolutionären Ereignisse in Schiltach setzte die Gemeinde im Januar 1850, als die auf Gemeindegeldern angeschafften *Blusen für die Bürgerwehr in öffentlicher Versteigerung an den Meistbietenden verwertet (wurden)*.¹³¹ Dies war wohl dringlich, waren doch die auferlegten „Kriegskosten“ noch immer nicht bezahlt, so daß im Juli 1850 die Obereinnahme Hornberg den Gemeinderat ultimativ aufforderte, die Restsumme von 630 Gulden zu bezahlen, sonst würde *Antrag auf militärische Exekution* gestellt werden.¹³²

Die damaligen politischen Verhältnisse hat Adolf Christoph Trautwein in seiner „Chronik“ beschrieben: *Von da an nahmen die Preußen die ganze Verwaltung in Baden in die Hand, das ganze Land wurde in Kriegszustand erklärt, welcher bis ins Jahr 1853 hinein währte, das war eine harte Zeit, man durfte keine Gewehre mehr halten und auch keine grauen Filzhüte, sogenannte Höckerhüte, mehr tragen, wer einen solchen hatte, mußte ihn abliefern, oder in das Württembergische schicken, für die abgelieferten Gewehre und Hüte bekam man keinen Pfennig . . . Die Gemeinden mußten viel Geld in das preußische Hauptquartier schicken, oder sie bekamen Exekutionstruppen, welche man umsonst verköstigen mußte und noch jedem Mann per Tag 1 Mark (35 Kreuzer) unter das Teller legen.*¹³³

Neben den an den revolutionären Ereignissen beteiligten Männern wurde auch gegen Rosina Fieser und Katharina Dorothea Haas wegen *Begünstigung des hochverrätherischen Aufruhrs* eine Untersuchung eingeleitet. Tatsächlich verurteilte sie das Freiburger Hofgericht wegen *Aufreizung und Teilnahme an den hochverrätherischen Unternehmungen* zu einer *gemeinen Gefängnisstrafe* von 6 Wochen sowie zur Übernahme der Untersuchungskosten.¹³⁴

Zuerst erklärten sie sich bereit, die Strafe anzunehmen, doch machten sie wenig später von ihrem Einspruchsrecht Gebrauch. Es wurde ihnen ein „Armenanwalt“ bewilligt, der Rechtsprädikant Schaal aus Freiburg, der die Sache vor das Oberhofgericht in Mannheim brachte. Zwar gestanden sie zu, daß sie *mit Stöcken in der Hand dem Gemeinderath und der jungen Mannschaft in Lehengericht zuriefen, sie sollten endlich auch abmarschieren, ihre Leute hätten es auch thun müssen*. Sie stellten aber *mit aller Bestimmtheit in Abrede, gewußt zu haben, gegen wen der Kampf der abmarschierten Mannschaft gehe, indem ihnen die politischen Verhältnisse nicht bekannt gewesen seien und sie lediglich nur deßhalb die Lehengerichter zum Abmarsch aufgefordert hätten, weil auch die Schiltacher und unter diesen namentlich auch ihre Brüder fort müßten*.¹³⁵

Das Gericht folgte dieser Entpolitisierung des Tatbestands und hob das erstinstanzliche Urteil auf, zumal *der vorliegende Fall sich gleich in den ersten Tagen der dießjährigen Mai ‚Revolution‘, und mithin zu einer Zeit zugetragen hat, wo wenigstens noch einem einfachen Bauernmädchen nicht zugetraut werden konnte, gewußt zu haben, daß es sich um den Sturz der verfassungsmäßigen Regierung handle*. Da der politische Vorsatz nicht bewiesen werden könne, fehle es auch an dem *Thatbestand der Theilnahme an dem Verbrechen des Hochverraths*, und der ganze Vorfall stellt sich *als ein gewöhnlicher StraßenEczeß dar*.¹³⁶ „Die beiden Schiltacherinnen waren noch einmal davongekommen.“¹³⁷

Nachbetrachtung

Insgesamt wird man sagen müssen, daß Schiltach kein „Zentrum der badi-schen Revolution“ von 1848/49 war, wie etwa Offenburg oder Haslach i. K., von dem Heinrich Hansjakob später schrieb, daß dort „die Revolution tobte . . . wie ein alles mit sich reißender Strom“.¹³⁸ Es kann jedoch als Beispiel einer Kleinstadt mit seiner relativ homogenen Sozialstruktur von Handwerkern und Handelsleuten gelten, in die seit den 1840er Jahren ebenfalls der *neue Zeitgeist* eingezogen war. Er ließ die Schiltacher nicht nur ihren die alte Ordnung vertretenden Bürgermeister abwählen, sondern veranlaßte sie auch in großer Zahl, sich für eines der liberalen Hauptziele, die Trennung von Kirche und Staat, auszusprechen. Wenig Chancen hat man dem Unternehmen Heckers gegeben, dessen auf „Umsturz“ ausge-richteter Zug hier kaum Anhänger fand.

Republikanisch verrückt, wie es Hansjakob „neun Zehntel der Haslacher Menschen, die Weiber und Mädchen mitgerechnet“, nachsagt,¹³⁹ dürfte man (zumindest teilweise) dann im Mai 1849 auch in Schiltach gewesen sein: Als der Bürgermeister „revolutionäre Plakate“ aufhängte, als die Bürgerwehr ihre Übungen abhielt und nach Offenburg zur Landesversamm-lung abzog. Damals gingen die Emotionen hoch und verschafften sich in den Drohgebärden der beiden Frauen gegenüber den zögernden Lehenge-richtern, aber auch in der brieflichen Ablehnung durch die Ehefrau eines der Wehrmänner Luft. Ob es anfangs Juni 1849, als die „Wehrmannschaft“ in den Revolutionskrieg marschierte, dann wirklich so war, daß *der ganze Ort wie Ein Mann bereit war, in den Kampf zu ziehen* (wie es die ‚Karlsru-her Zeitung‘ meldete), muß dahingestellt bleiben. Nicht bekannt ist auch, wie die Stimmung der abziehenden Wehrmänner tatsächlich war; zumin-dest das 2. Aufgebot, das nach Hornberg beordert worden war, erfuhr dort *bedrohliche Äußerung* seitens der revolutionären Machthaber. Aktives re-volutionäres Handeln ist nur von zwei Schiltachern erwiesen, von Bürger-meister Isaac Trautwein und dem Engelwirt Christian Wolber, die man dem demokratisch-republikanischen Lager zurechnen kann. Durch ersteren erhielten die Ereignisse im Mai 1849 auch in Schiltach den Charakter einer „kommunalistischen Revolution“, die nicht gegen die Stadtverwaltung stattfand, sondern im Gegenteil von ihr ausging und finanziell getragen wurde.¹⁴⁰ Im Städtchen verübelte man ihm sein Verhalten später auch nicht: Für den ehemaligen Bürgermeister setzten sich 1851 die neue Ge-meindespitze sowie 15 weitere Bürger in Form eines Gnadengesuchs an den Großherzog (vergeblich) ein, und der frühere Engelwirt wurde 1868 sogar zum Ratschreiber bestellt.

Adolf Christoph Trautwein, der sich 1848 als Freiwilliger in die Liste der

„Wehrmannschaft“ einschreiben ließ und auch die Petition an das Paulskirchen-Parlament unterschrieb, ging fast 50 Jahre später in seiner Chronik nochmals auf die Revolution ein, deren Ereignisse, den Hecker- und den Struve-Putsch sowie die *Einberufung eines deutschen Parlaments* er genau schildert: *Dieses Parlament sollte die Macht haben im Namen des deutschen Volkes über alle Angelegenheiten als höchste Instanz sein Urtheil ab(zu)geben, und diesem Urtheil sollten sich auch die Fürsten, Könige und Kaiser von Oestreich unterwerfen.*

Sodann berichtet er über die Ablehnung der Kaiserkrone durch den König von Preußen: *Letzterer soll erklärt haben, er nehme die Kaiserkrone nur dann an, wen sie ihm statt vom Volk von den deutschen Fürsten angeboten werde, was dann ein Hohn für das deutsche Volk war, und seine Suverrenität bei den Fürsten nicht anerkannt wurde. Durch die Nichtannahme der deutschen Kaiserkrone (vonseiten) des Königs von Preußen wurde das deutsche Parlament in Frankfurt böse, und (es) gab auch unter dem deutschen Volk böses Blut, welches sich auch durch allerlei Kundgebungen offenbart hatte . . . Am 13. Mai 1849, an einem Sonntag, war in Offenburg eine große Volksversammlung, bei welcher sich viele Abgeordnete der badischen Ständekammer und auch auswärtige Abgeordnete beteiligten; und da man erfahren hatte, daß am gleichen Tage in Karlsruhe und Bruchsal die Soldaten sich auch an das Volk angeschlossen hätten, so wurde der Aufstand gegen die Regierung beschlossen und auch durchgeführt.*¹⁴¹

Der politische Hintergrund, der dann auch in Schiltach zu revolutionärem Handeln führte, war dem fast 80jährigen Adolf Christoph Trautwein noch immer präsent und er hielt das demokratisch legitimierte Aufbegehren gegen die autoritäre Fürstenmacht nach wie vor für richtig. *Gut und Blut daran zu wagen*, wie es die ‚Karlsruher Zeitung‘ prophezeit hatte, war damals auch für viele Schiltacher Wirklichkeit geworden.

Anmerkungen

- 1 Geboren 1826 in Bischoffingen am Kaiserstuhl, verstorben 1892 in Schiltach.
- 2 Vgl. Julius *Hauth*, Chronik der Fachwerkhäuser in Schiltach, in: Amtliches Nachrichtenblatt für das obere Kinzigtal vom 19. 1. 1974.
- 3 Johann *Höflin*, Der letzte Trumpf, in: Schiltach. Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, hrsg. von der Stadt Schiltach, bearbeitet von Hans *Harter* und Elfi *Harter-Bachmann*, Freiburg 1980, S. 138 f. – Die folgenden Zitate sind ebd. zu finden. – Vgl. ebd., S. 10.
- 4 Vgl. Gotthilf *Elwert*, Stamm- und Familienbuch der Familie Dorner aus Schiltach, Schwäbisch Hall 1932, S. 29, wo die Wahl zum Bürgermeister aber nicht erwähnt ist.
- 5 Vgl. Hermann *Fautz*, Schiltach in den Revolutionsjahren 1848 und 1849, in: Die Ortenau 54 (1974), S. 219–241, hier S. 238.

- 6 Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden, hrsg. von J. B. Kolb, Band 3, Karlsruhe 1816, S. 170 f.
- 7 Zitiert in: Die Grundsteinlegung und Einweihung der evangelisch-protestantischen Kirche zu Schiltach, Lahr 1844, S. 8.
- 8 Ebd., S. 8 f.
- 9 Historisch-statistisch-topographisches Lexicon (wie Anm. 6), S. 171.
- 10 Grundsteinlegung (wie Anm. 7), S. 9.
- 11 Vgl. Franz Kistler, Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Baden 1848–1870, Freiburg i. Br. 1954, S. 91.
- 12 Heinrich Hansjakob, Der Bur und der Bürle, in: Erzbauern, 11. Aufl., Haslach i. K. 1985, S. 171–235, hier S. 187 ff.
- 13 Vgl. dazu: Georg Scheerer, Die Entstehung der Schiltacher Tuchfabriken, Schiltach 1948, S. 15–17.
- 14 Der Bur und der Bürle (wie Anm. 12), S. 190–193.
- 15 Dr. Bunz, Der Franzosenfeiertag 1848, Reutlingen 1880, S. 112.
- 16 Vgl. Hans-Joachim Losch, Die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, geistigen und politischen Voraussetzungen der Revolution von 1848 in Schramberg, in: D'Kräz'. Sonderheft: Beiträge zur Geschichte der Revolution von 1848/49 in Schramberg, Schramberg 1998, S. 2–23, hier S. 14.
- 17 Wolfgang von Hippel, Revolution im deutschen Südwesten. Das Großherzogtum Baden 1848/49, Stuttgart 1998, S. 137.
- 18 Stadtarchiv Schiltach (künftig: StASch), Gemeinderechnung 1848, S. 581: *Schon im März 1848 wurde aus Veranlassung des damaligen allgemein bekannt gewordenen ‚Franzosenlärms‘ durch die Bewaffnung der Bürger und Bürgersöhne den Gemeinden Kosten verursacht, nämlich für insgesamt 19 Sensen und 11 Stück Armbinden.* – Herrn Stadtarchivar Herbert Pfau, Schiltach, bin ich für die Durchsicht und Bereitstellung der diesbezüglichen Akten dankend verbunden.
- 19 Bunz, Franzosenfeiertag (wie Anm. 15), S. 113.
- 20 Bekanntmachung von 24. 3., zitiert bei: Losch, Voraussetzungen (wie Anm. 16), S. 14.
- 21 Ebd.
- 22 Pfarrchronik Sulgen, ebd.
- 23 Schiltach wurde 1795/96 zweimal von französischen Truppen geplündert, ebenso im Jahr 1799. Vgl. Hermann Fautz, Die militärischen und kriegerischen Ereignisse in Schiltach, in: Festschrift zum 60jährigen Stiftungsfest des Krieger- und Militärvereins Schiltach, Schiltach 1934 (o. S.).
- 24 Vgl. von Hippel, Revolution (wie Anm. 17), S. 135–138. – Vgl. auch die Beschreibung der Ereignisse in Haslach i. K. durch Heinrich Hansjakob, in: Aus meiner Jugendzeit, 16. Aufl., Haslach i. K. 1986, S. 254–257.
- 25 Fautz, Revolutionsjahre (wie Anm. 5), S. 225, gibt (ohne Beleg) das Datum des 8. April an. – Die „Liste der Schiltacher Wehr-Mannschaft“ (StASch) ist nicht datiert.
- 26 Jürgen Schuhladen-Krämer, Bürgergarde, Bürgermilitär, Bürgerwehr – „Volkswehr“, in: Landesausstellung 1848/49. Revolution der deutschen Demokraten in Baden, hrsg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Baden-Baden 1998, S. 160 f., hier S. 161.
- 27 StASch, Gemeinderechnung 1848, S. 581.
- 28 Die Liste ist abgedruckt bei Fautz, Revolutionsjahre (wie Anm. 5), S. 225–228.
- 29 Vgl. Carsten Kohlmann, Die Bürgerwehr der Gemeinde Schramberg im Vormärz und in der Revolution von 1848/49, in: D'Kräz'. Sonderheft (wie Anm. 16), S. 24–32, hier S. 27 f.
- 30 Hansjakob, Jugendzeit (wie Anm. 24), S. 254.

- 31 Staatsarchiv Freiburg (künftig: StAF) A 27/3 Nr. 293: Bericht des Hornberger Amtsvorstands Lindemann vom 2. 5. 1848.
- 32 Vgl. zu Gustav Karl Lindemann: Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810 bis 1972, hrsg. von der *Arbeitsgemeinschaft der Kreisarchivare beim Landkreistag Baden-Württemberg*, Stuttgart 1996, S. 385.
- 33 Wie Anm. 31.
- 34 Wie Anm. 31.
- 35 StAF A 27/3 Nr. 293: Bericht vom 6. 5. 1848. – Der aus Nürnberg gebürtige, in Schiltach als Handlungskommissar tätige Wilhelm Ludwig wurde im Juni 1848 *wegen hochverräterischer Umtriebe* zur Fahndung ausgeschrieben; er befand sich im November 1848 in gerichtlicher Untersuchung, vgl. Heinrich *Raab*, *Revolutionäre in Baden 1848/49*, CD-ROM: Ludwig, Wilhelm.
- 36 StAF A 27/3 Nr. 293: Bericht vom 7. 5. 1848. – Jakob Friedrich Vogt befand sich noch im Dezember 1848 *wegen Teilnahme an hochverräterischen Unternehmungen* in Untersuchung, vgl. *Raab*, *Revolutionäre* (wie Anm. 35): Vogt, Jakob Friedrich.
- 37 Vgl. Hermann *Fautz*, Die Trennungsgeschichte der Gemeinden Schiltach und Lehengericht, in: *Die Ortenau* 28 (1941), S. 49–63.
- 38 20. und 21. 4. 1848: Gefechte bei Kandern und Steinen; 23. 4. 1848 Gefecht bei Günterstal; 24. 4. 1848 Einnahme von Freiburg; 27. 4. 1848 Gefecht bei Dossenbach.
- 39 So: Heinrich *Hansjakob*, zitiert bei Manfred *Hildenbrand*, „Die Revolution tobte in unserem kleinen Städtchen wie ein alles mit sich reißen der Strom“. Haslach i. K. in den Revolutionsjahren 1848 und 1849, in: *Die Ortenau* 78 (1998), S. 319–347, hier S. 319. Vgl. ebd., S. 323.
- 40 So der Bericht des württembergischen Oberamtmanns Dettinger von Oberndorf vom 11. 6. 1848, zitiert bei *Losch*, *Voraussetzungen* (wie Anm. 16), S. 15.
- 41 Bericht Dettingers vom 30. 9. 1848 (Stadtarchiv Oberndorf, A 1074, Quadrangel 10, Blatt 1; freundliche Mitteilung von Herrn Hans-Joachim Losch, Schramberg).
- 42 *Raab*, *Revolutionäre* (wie Anm. 35): Schillinger, Christian.
- 43 *Raab*, *Revolutionäre* (wie Anm. 35): Zanger, Christian.
- 44 Wie Anm. 40.
- 45 So *Fautz*, *Revolutionsjahre* (wie Anm. 5), S. 228.
- 46 *Schuhladen-Krämer*, *Bürgergarde* (wie Anm. 26).
- 47 *Fautz*, *Revolutionsjahre* (wie Anm. 5), S. 228. – Das diesbezügliche Schreiben ist im StASch nicht mehr auffindbar.
- 48 StA Schiltach, Gemeinderechnung 1848, S. 333g-n; vgl. auch die Beilagen Nr. 85–88. – Am 5. 8. 1848 wurde Joh. Georg Aberle *wegen Aufräumung unter dem Rathaus und im Arreststübchen wegen dem württembergischen Militär entlohnt*, ebd., S. 610.
- 49 Beispielsweise überreichte der *Volksschullehrer Sebastian Pfrangle zu Weiler* im September 1848 persönlich eine Petition in der Paulskirche, die *Grundrechte des deutschen Volkes betreffend*: Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, hrsg. von Franz *Wigard*, Bd. 3, Leipzig 1848, S. 2094. – Vgl. zu Pfrängele: Werner *Scheurer*, Sebastian Pfrängele – ein Fischerbacher Revolutionär, in: *Fischerbach. Eine Ortsgeschichte in Wort und Bild*, hrsg. von der Gemeinde Fischerbach, Freiburg i. Br. 1989, S. 92–110.
- 50 Stenographischer Bericht (wie Anm. 49), S. 2237, Nr. 3574. – Bundesarchiv, Außenstelle Frankfurt am Main, Sammelpetition Nr. 3080, aus: DB 51/246.
- 51 Vgl. *Losch*, *Voraussetzungen* (wie Anm. 16), S. 17 f. – Herrn Hans-Joachim Losch, Schramberg, danke ich für die diesbezüglichen Informationen.

- 52 Vgl. Die Frankfurter Nationalversammlung 1848/49. Ein Handlexikon der Abgeordneten der deutschen verfassungsgebenden Reichs-Versammlung, hrsg. von Rainer Koch, Kelkheim 1989, S. 343.
- 53 Vgl. Hanno Tauschwitz, Presse und Revolution 1848/49 in Baden, Heidelberg 1981, S. 40, Anm. 3.
- 54 Vgl. dazu von Hippel, Revolution (wie Anm. 17), S. 213 f., 217.
- 55 Franz X. Vollmer, Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution, Karlsruhe 1997, S. 63. – Vgl. ebd., S. 62–64.
- 56 Vgl. J. Friedrich Bühler, Heinrich Eyth, ein Begründer und Verkünder der Heimatpflege, in: Die Ortenau 13 (1926), S. 99–107, hier S. 100.
- 57 Vgl. Elwert, Dorner (wie Anm. 4), S. 33. – Vgl. Fautz, Revolutionsjahre (wie Anm. 5), S. 231.
- 58 Elwert, Familie Dorner (wie Anm. 4), S. 51–59.
- 59 Ebd., S. 28 f.
- 60 Vgl. unten S. 316 ff.
- 61 Herbert Pfau, Von den Anfängen der Schiltacher Metallindustrie, in: Amtliches Nachrichtenblatt für das obere Kinzigtal vom 4. 1. 1991.
- 62 Vgl. Hermann Fautz, Adolf Christoph Trautwein, ein Floßherr und Bürgermeister zwischen gestern und heute, in: Die Ortenau 43 (1963), S. 103–116.
- 63 „Chronick oder Lebensbeschreibung des Adolf Christoph Trautwein von Schiltach, über die verschiedenen Erlebnisse, von der Zeit wo er zu denken vermag biß zum Ende seines Lebens“, StASch.
- 64 Karl Trautwein, Erinnerungen eines alten Schiltachers, in: Aus dem Schwarzwald 71 (1934), S. 62–64, hier S. 64.
- 65 Vgl. Hermann Fautz, Die Geschichte der Schiltacher Schiffferschaft, in: Die Ortenau 28 (1941), S. 150–212, hier S. 188.
- 66 Die angegebenen Zuordnungen waren aufgrund der Quartierlisten von 1848 möglich (wie Anm. 48).
- 67 Wolfgang M. Gall, Der Landeskongreß der badischen Volksvereine vom 12. und 13. Mai 1849, in: Die Ortenau 78 (1998), S. 96–101, hier S. 96.
- 68 Vgl. unten S. 316 ff.
- 69 Vgl. Gall, Landeskongreß (wie Anm. 67), S. 99.
- 70 Vgl. ebd., S. 100 f.
- 71 Karlsruher Zeitung Nr. 5 vom 20. Mai 1849.
- 72 StASch, A IX 5, Militär- und Kriegssachen: Bericht von Amtmann Lindemann in der Untersuchungssache gegen Albert Leicht vom 27. 10. 1849.
- 73 Fautz, Revolutionsjahre (wie Anm. 5), S. 230–233.
- 74 StASch, A IX 5, Schreiben der Liquidations-Commission beim großherzoglichen Kriegsministerium vom 25. 11. 1851 und 26. 12. 1851.
- 75 StASch, Gemeinderechnung 1849, S. 627 ff. und Beilagen.
- 76 Raab, Revolutionäre (wie Anm. 35), unter den jeweiligen Nachnamen.
- 77 Vgl. dazu: Tauschwitz, Presse (wie Anm. 53), S. 40 f., 240, 272.
- 78 ‚Volksführer‘ vom 3. 1. 1849, zitiert ebd., S. 361.
- 79 ‚Volksführer‘ vom 30. 4. 1849, zitiert ebd., S. 408.
- 80 ‚Volksführer‘ vom 5. 4. 1849, zitiert ebd., S. 409.
- 81 Raab, Revolutionäre (wie Anm. 35): Schlick („Postwirt“?). – Vgl. Fautz, Revolutionsjahre (wie Anm. 5), S. 228, Nr. 12.
- 82 Raab, Revolutionäre (wie Anm. 35): Wolber, Christian.

- 83 Albert *Förderer*, *Erinnerungen aus Rastatt*, 1849, zitiert bei Johannes *Werner*, *Das Bild, das sie bot. Eine kleine Phänomenologie der badischen Revolution*, in: *Die Ortenau* 78 (1998), S. 636–648, hier S. 637.
- 84 *Raab*, *Revolutionäre* (wie Anm. 35): Wolber, Christian. – Vgl. unten S. 314 f.
- 85 *Werner Scheurer*, *Schicksale Haslacher Revolutionäre*, in: *Die Ortenau* 60 (1980), S. 172–207, hier S. 189. – *Alfons Stadler*, *Hornberg während der Badischen Revolution*, in: *Die Ortenau* 78 (1998), S. 367–386, hier S. 373, weist dieses Zitat (und andere) fälschlicherweise Heinrich Hansjakob zu.
- 86 *Raab*, *Revolutionäre* (wie Anm. 35): Gerwig, Christoph Heinrich Adolf.
- 87 StAF A 27/3 Nr. 316: Schreiben von Amtmann Lindemann vom 1. 10. 1849.
- 88 Wie Anm. 71.
- 89 Wie Anm. 87.
- 90 StA Freiburg, A 27/3 Nr. 124: Schreiben von Amtmann Lindemann vom 29. 7. 1849.
- 91 *Raab*, *Revolutionäre* (wie Anm. 35): Haas, Christian; Zanger, Johann Georg; Wolber, Johannes.
- 92 *Raab*, *Revolutionäre* (wie Anm. 35): Becht, Mathias; Deutsch, Johann Georg; Fichter, Philipp; Wolber, Johannes; Wolber, Mathias. – Vgl. StA Freiburg, A 27/3 Nr. 124: Schreiben von Amtmann Lindemann vom 31. 7. 1849.
- 93 Vgl. dazu: *von Hippel*, *Revolution* (wie Anm. 17), S. 81–85.
- 94 *Raab*, *Revolutionäre* (wie Anm. 35): Müller (ohne Vornamen).
- 95 Vgl. *Scheerer*, *Tuchfabriken* (wie Anm. 13), S. 15 f., 17 f.
- 96 StAF A 27/3, Nr. 316: Bericht von Amtmann Lindemann vom 1. 10. 1849: *... sind wir in vorliegendem Falle in Zweifel darüber, ob wir den Fabrikaufseher Müller zur Untersuchung ziehen sollen.*
- 97 Vgl. *von Hippel*, *Revolution* (wie Anm. 17), S. 85.
- 98 StASch, *Gemeinderechnung* 1849, S. 627–630, 684.
- 98a Anordnung an das Bürgermeisteramt Zähringen vom 6. 6. 1849, Stadtarchiv Freiburg G 15. 9. 80. – Den Hinweis auf dieses Dokument verdanke ich meinem Kollegen Dr. Franz-Dieter Sauerborn, Freiburg.
- 99 Vgl. dazu *Fautz*, *Revolutionsjahre* (wie Anm. 5), S. 231. – Die von Fautz verwendeten Informationen sind aus dem StASch nicht mehr nachvollziehbar.
- 100 StASch, *Gemeinderechnung* 1849 (zum 17. 7. 1849).
- 101 Vgl. *Stadler*, *Hornberg* (wie Anm. 85), S. 376. – Vgl. *Hildenbrand*, *Haslach* (wie Anm. 39), S. 332.
- 102 *Raab*, *Revolutionäre* (wie Anm. 35), unter den jeweiligen Nachnamen.
- 103 „Chronick oder Lebensbeschreibung“ (wie Anm. 63), S. 144.
- 104 *Raab*, *Revolutionäre* (wie Anm. 35): Nill, Johann Georg.
- 105 Ebd.: Trautwein, Isaac. – Vgl. *Fautz*, *Revolutionsjahre* (wie Anm. 5), S. 238 f.
- 106 StAF A 27/3 Nr. 451, Blatt 48 ff.
- 107 Ebd., Blatt 5: Bericht des Bezirksamts Hornberg vom 20. 8. 1849.
- 108 Ebd., Blatt 48: Urteil des Badischen Oberhofgerichts vom 22. 4. 1850.
- 109 Ebd.
- 110 Ebd., Blatt 1: Bericht des Bezirksamts Hornberg vom 25. 7. 1849.
- 111 Ebd., Blatt 5: Bericht des Bezirksamts Hornberg vom 20. 8. 1849.
- 112 Ebd., Blatt 48: Urteil des Badischen Oberhofgerichts vom 22. 4. 1850.
- 113 Vgl. Hans-Joachim *Losch*, *Die gescheiterte Revolutionierung des Schwarzwalds im Jahre 1849*, in: *D’Kräz’*. Sonderheft (wie Anm. 16), S. 45–53, hier S. 50.
- 114 Ebd., S. 50.
- 115 Ebd., S. 50–53.

- 116 StAF A 27/3 Nr. 72, Blatt 10: Bericht des Großh. Badischen Hofgerichts des Mittelrheinkreises an das Großh. Hofgericht des Oberrheinkreises zu Freiburg vom 7. 10. 1849.
- 117 Ebd., Blatt 53. – Vgl. *Fautz*, Revolutionsjahre (wie Anm. 5), S. 237.
- 118 Bei *Elwert*, Dorner (wie Anm. 4), S. 29, wird diese Vergangenheit nicht erwähnt.
- 119 Wie Anm. 71.
- 120 Uwe *Schellinger*, „... und besonders verdient die Frauenwelt das Lob, zum Besseren mitgewirkt zu haben“. Die Rolle der Frauen während der Revolutionsereignisse 1848/49 am Beispiel der Aktivitäten in der Ortenau, in: *Die Ortenau* 76 (1996), S. 321–356, hier S. 341.
- 121 StAF A 27/3 Nr. 125: Bericht vom 30. 9. 1849.
- 122 So: *Fautz*, Revolutionsjahre (wie Anm. 5), S. 231.
- 123 So: *Schellinger*, Frauenwelt (wie Anm. 120), S. 341.
- 124 Vgl. die im 1. Aufgebot der „Schiltacher Wehr-Mannschaft“ genannten Johann Christian Fieser, Flößer (Nr. 17) und Johannes Haas, Wagner (Nr. 37): *Fautz*, Revolutionsjahre (wie Anm. 5), S. 225 f.
- 125 Ebd., S. 227, Nr. 93.
- 126 Erstmals teilpubliziert von *Fautz*, Revolutionsjahre (wie Anm. 5), S. 230. – Der Brief ist abgebildet in: „Des Volkes Freiheit“. Die Revolutionäre von Offenburg 1847–49, hrsg. vom *Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit der Stadt Offenburg*, Stuttgart 1997, S. 68.
- 127 *Karlsruher Zeitung* Nr. 34 vom 21. 6. 1849, erstmals behandelt von *Schellinger*, Frauenwelt (wie Anm. 120), S. 343. Die ebd., S. 355, Anm. 99, wiedergegebene Liste ist nicht ganz zuverlässig.
- 128 So: *Schellinger*, ebd., S. 343.
- 129 Vgl. *Fautz*, Revolutionsjahre (wie Anm. 5), S. 233, wonach am 22. 7. 1849 zwei Kompanien preußischer Infanterie und 30 Husaren in Wolfach einrückten, deren Aufgabe „in der Befriedung des oberen Kinzigtals (bestand).“
- 130 Vgl. ebd. – In der Gemeinderechnung von 1849 stellen ein Christian Bühler und ein Konrad Heinzelmann der Stadt Schiltach einen am 6. 11. gemachten *Gang mit einem Paket Gewöhre nach Hornberg an das Oberamt* in Rechnung (StASch).
- 131 StASch, Gemeinderechnung von 1849 (zum 14. 1. 1850).
- 132 StASch, A IX 5: Mitteilung vom 18. 7. 1850.
- 133 „Chronick oder Lebensbeschreibung“ (wie Anm. 63), S. 144–147.
- 134 *Fautz*, Revolutionsjahre (wie Anm. 5), S. 234. – Vgl. *Schellinger*, Frauenwelt (wie Anm. 120), S. 342.
- 135 StAF A 27/3 Nr. 125: Urteil vom 31. 12. 1849.
- 136 Ebd.
- 137 *Schellinger*, Frauenwelt (wie Anm. 120), S. 343.
- 138 Aus meiner Jugendzeit (wie Anm. 24), S. 263. – Vgl. *Hildenbrand*, Haslach i. K. (wie Anm. 39), S. 319.
- 139 Vgl. ebd.
- 140 Vgl. dazu *Vollmer*, Offenburg 1848/49 (wie Anm. 55), S. 264. – Herrn Prof. Dr. Franz Xaver Vollmer, Freiburg, danke ich für seine diesbezüglichen Hinweise.
- 141 „Chronick oder Lebensbeschreibung“ (wie Anm. 63), S. 134–138.

1848/49: Revolution und Revolutionäre in Wolfach

Frank Schrader

Die ehemalige Oberamtsstadt Wolfach war kein Zentrum der Badischen Revolution von 1848/49¹. Auch wenn hier die Revolution im Gegensatz zu den angrenzenden Gemeinden des Kinzigtals relativ ruhig verlief, gab es dennoch einige Wolfacher Bürger, die mit den politischen Gegebenheiten unzufrieden waren und sich für Reformen einsetzten.

Für die Fasnet 1848 war in Wolfach das Festspiel „Der Krähwinkler Landsturm“ geplant; der Oberamtmann verbot die Aufführung jedoch wegen ihres *militanten Charakters*, zumal die Proben im Gasthaus „Zum Straßburger Hof“ stattfanden, wo sich ohnehin die *Revoluzzer* trafen². Beim Fasnachtsspiel „Don Quichote und Sancho Pansa“ im Jahre 1849 trug der Darsteller des Sancho Pansa einen Filzhut mit Kokarde und Federn, wie er während der Revolution in ähnlicher Form von verschiedenen Abteilungen der Bürgerwehren getragen wurde³.

Im württembergischen Balingen sorgte, wie im ganzen Lande, die französische Februarrevolution 1848 für einige Unruhe und verschärfte die sozialen Spannungen, was ein guter Nährboden für allerlei Gerüchte war. Am 24. März 1848 ging in Balingen das Gerücht herum, plündernde französische Horden hätten Offenburg zerstört und abends kam die Nachricht, das „Raubgesindel“ habe Wolfach in Brand gesteckt und nähere sich der württembergischen Grenze⁴. Panik breitete sich aus. Erst gegen 22 Uhr gab das Oberamt Oberndorf Entwarnung: die französische Rotte sei besiegt, weder Offenburg noch Wolfach seien zerstört.

Am 24. April 1848 griff die Gendarmerie in Wolfach einen halb betrunkenen Burschen auf, der angab, die Schiltacher und die Schramberger Bürgerwehren würden noch im April bewaffnet nach Wolfach ziehen, um dort eine Aktion gegen die „Herren in Wolfach“ zu starten⁵. Der Wolfacher Gemeinderat schrieb daraufhin in einem Brief an das Bürgermeisteramt Schiltach⁶, daß man von dem Zug absehen möchte, um den Frieden im Tal und das gute Einvernehmen zwischen den beiden Flößerstädten nicht zu stören. Zu dem angekündigten Zug kam es nicht; vermutlich war das nur ein blinder Alarm.

Im Rahmen der von Franz Josef (Ritter von) Buß (1803–1878) initiierten Petitionsbewegung wurde auch in Wolfach ein Katholischer Verein gegrün-

det, der eine am 13. August 1848 nach einer Bußschen Vorlage selbst geschriebene Petition an die „Hohe Reichsversammlung“ zu Frankfurt schickte⁷. Buß gehörte zu den kirchlich-konservativen Katholiken und stand der Revolution kritisch gegenüber. In elf Punkten legte er in der Petition seine Forderungen nieder: die Gewährleistung der bürgerlichen und politischen Rechte unabhängig vom religiösen Bekenntnis, die Gleichstellung der christlichen Bekenntnisse und die vollständige Freiheit der Kirchen; das Recht der Kirchen auf Schulaufsicht sollte nicht angetastet werden⁸. Buß wollte dem konservativen Katholizismus durch eine massive Laienbewegung wieder weiter reichende Geltung verschaffen, dem Parlament und der Öffentlichkeit seine Stärke zeigen. Dies gelang ihm jedoch nur unzureichend. In 232 Gemeinden der Erzdiözese Freiburg – das waren nur etwa 29% aller Kirchengemeinden – wurden Katholische Vereine gegründet, um die Interessen der Kirche gegen radikale Forderungen besser verteidigen zu können und die gerade erkämpften Freiheitsrechte auch für die Kirche zu nutzen.

Der Wolfacher Verein wurde in der „Süddeutschen Zeitung für Kirche und Staat“, dem Sprachrohr der Bewegung, als 188. Vereinsgründung gezählt⁹. Vorsitzender des Vereins war der „großh. Decan und Pfarrer“ Franz Xaver Ochs, der von 1843 bis 1851 in Wolfach wirkte, Schriftführer war Joseph Heizmann; diese beiden unterschrieben die Petition.

Die Vereinsarbeit beschränkte sich in den meisten Gemeinden auf das Versenden der Petition. Bereits 1849 lösten sich viele der Vereine wieder auf; die von Buß initiierte Laienbewegung scheiterte am mangelnden Rückhalt in den Gemeinden¹⁰. Für die weitere Entwicklung der Revolution 1849 spielten die Kirchlich-Konservativen keine große Rolle mehr¹¹.

Durch Verordnung vom 18. Mai 1849 wurden von der provisorischen badischen Regierung Zivilkommissare für den Vollzug der Weisungen und Anordnungen auf Bezirksebene sowie zur politischen Überwachung der Bezirksbeamten eingesetzt; die alten Beamten führten jedoch ihre Amtsgeschäfte wie gewohnt weiter¹². „Civilkommissär“ in Wolfach wurde zunächst Albert Stigler aus Haslach¹³. Bereits am 23. Mai 1849 wurde als dessen Nachfolger der Jurist Heinrich Burckhardt ernannt¹⁴. Burckhardt trat freiwillig ins 1. Aufgebot von Wolfach ein und bewerkstelligte die Ausrüstung der im Jahre 1827 gegründeten Bürgerwehr¹⁵. *Kleinmonturstücke* für die Bürgerwehr wurden auf Kosten der Stadt angeschafft¹⁶: *Blusenhemden, Filzhüte, Patronentaschen, Schmutzbüchsen, Bürsten etc.* Der Sattlermeister Jacob Holzer fertigte für 41 fl 12 kr Patronentaschen; die Sattlermeister Joseph Roggenburger und Jacob Kuhn erhielten für *gefertigte Ränzchen* 64 fl 44 kr. Gemeinderat Joseph Krausbeck holte in Karlsruhe,

wo indessen das Militär *abgefallen* und die neue Regierung eingesetzt war, die notwendigen Waffen, mit denen die Schützen allerdings einige technische Probleme hatten. (Nach der Revolution wurde Krausbeck als Gemeinderat suspendiert¹⁷.) Im Juni und Juli erteilten die Korporale Lugel und Staß Exerzierunterricht. Die *Kleinmonturstücke* wurden nach dem Scheitern der Revolution nach einem Beschluss des Bürgerausschusses zugunsten der Stadtkasse versteigert¹⁸.

Wie in anderen Orten so wurde auch in Wolfach ein Volksverein gegründet, in dem sich die Revolutionäre organisierten. Es gab einen Wehrausschuss, der sich um die Belange der Bürgerwehr kümmerte, sowie den Sicherheitsausschuss, der für Ruhe und Ordnung zu sorgen hatte, in dem aber nur wenige Liberale vertreten waren¹⁹. Vorstand des Volksvereins war Emil Krausbeck, Schriftführer Albert Duttlinger²⁰. Der Verein sammelte im Mai 1849 für den Landesausschuss 166 fl 16 kr²¹.

Im Juni 1849 wandten sich mehrere *Bürger, die es redlich mit der Stadtgemeinde meinen*, in einem Flugblatt²² an die *Bürger von Wolfach*, um gegen die Monopolstellung der 1766 gegründeten Wolfacher „Holzhandlungsgesellschaft“ zu protestieren. Der Gesellschaft wird vorgeworfen, nicht nur wirtschaftliche, sondern auch politische Interessen zu verfolgen. Ihr Hauptbestreben sei, *über die übrige Bürgerschaft die Oberherrschaft zu erlangen, um dieselbe für ihre Zwecke zu knechten*. Um dies zu erreichen, versuche die Gesellschaft, die Verwaltung unter ihre Kontrolle zu bringen. Zugleich sei die Gesellschaft trotz der von ihr *erpreßten Vortheile* und anderer *Begünstigungen* nicht zu großen Reichtümern gekommen und mache *vor noch nicht langer Zeit einen solchen Bankerott, wie die Geschichte in unserm Thale keinen aufzuweisen vermag*. Trotz dieses *Falliment* (Konkurs) lebten die Schiffer weiterhin in Saus und Braus. Schließlich gingen sie noch *darauf aus, die Stadt gänzlich zu ruinieren, indem sie sich mit einer unbegrenzten Unverschämtheit an die Spitze der jezigen politischen Bewegung stellten, sich mit Gewalt der Gemeindeverwaltung bemächtigen wollen, um vollends die ganze Stadt auszubeuteln, was ihnen bei vielen Bürgern bereits gelungen ist*. Das Flugblatt endet mit dem Aufruf: *Mitbürger! [. . .] Wenn Ihr Euch jetzt nicht zusammenschaart, diese Schlangenbrut aus Eurer Mitte zu vertilgen; wenn Ihr dieses Schifferjoch [. . .] jetzt nicht abschüttelt, werdet Ihr nie glückliche Bürger seyn!*

Es lässt sich nicht mehr feststellen, wer für dieses Flugblatt verantwortlich war. Auch wenn die Vorwürfe gegen die Mitglieder der in Konkurs gegangenen „Holzhandlungsgesellschaft“ nicht in allen Punkten zutreffend gewesen sein sollten, so waren doch zumindest einige davon aktiv an der Revolution in führenden Positionen beteiligt²³.

Einer der bekanntesten Wolfacher Bürger des 19. Jahrhunderts ist Theodor Armbruster (1815–1898), genannt der Seifensieder. Seine Beliebtheit verdankt er dem Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob, der Armbrusters Lebensgeschichte in seinem Buch „Waldleute“ 1897 veröffentlichte²⁴. Einen breiten Raum in der Erzählung widmet Hansjakob der badischen Revolution²⁵, deren Opfer Armbruster geworden war. Die Erzählung beruht im wesentlichen auf den selbst geschriebenen Lebenserinnerungen Armbrusters²⁶ und den Tagebuchblättern, die er während seiner Haft in Freiburg vom 22. Juli bis zum 4. September 1849 schrieb.

Armbruster berichtet in seinen Lebenserinnerungen, daß er zur *freisinnigen Partei* gehörte und 1849 in den Sicherheitsausschuss gewählt wurde, der dafür zu sorgen hatte, daß es keine Unordnungen gab und niemand zu schaden kam²⁷. Im Sicherheitsausschuss gab es neben den Revolutionären viele von Armbruster sog. *Aristokraten*. Die Lage in Wolfach war so ruhig, daß der Ausschuss nie in Aktion treten mußte, mit einer Ausnahme: Am 2. Juli 1849 übernachtete in Wolfach August von Willich²⁸ (1810–1878) mit seinem Freikorps mit ca. 700 bis 800 Mann auf der Flucht in die Schweiz²⁹. Das Korps bestand aus Studenten, Kaufleuten und *sonst gebildeten Leuten*; Willichs Adjutant war Friedrich Engels (1820–1895)³⁰. Es fiel bei dieser Übernachtung nichts Außergewöhnliches vor. Am nächsten Tag zog das Korps weiter nach Waldkirch. Der Wolfacher Müllers-Sohn Xaver Jobs diente bei diesem Korps, zu dem eine Batterie mit sechs Geschützen gehörte, als Kanonier.

Um sich selbst von der politischen Lage zu überzeugen, fuhr Armbruster im Juli 1849 nach Rastatt, wo *alles in Unordnung* war; alles, was er durch die Zeitung erfahren hatte, war unwahr. Während seines Aufenthaltes in Rastatt wurde ein der Spionage angeklagter Jude erschossen. Als Armbruster nachmittags wieder fort wollte, war die Eisenbahn bis Baden-Baden-Oos gesperrt, wohin er zu Fuß gehen mußte; er fuhr dann abends mit dem Zug nach Offenburg, von wo aus ein Fuhrwerk ihn über Nacht nach Wolfach brachte. Unterwegs berichtete er in jedem Ort über die aussichtslose Lage, sodaß keine weiteren Freischaren mehr abgeschickt wurden und die, die bereits unterwegs waren, wieder umkehrten.

Am 22. Juli kamen die Preußen nach Wolfach. Bereits eine halbe Stunde unterhalb Wolfachs beim Hagenbuch wurden die Preußen von den *Denunzianten* Dekan Franz Xaver Ochs, Balthasar Göringer, Amtsrevisor Müller, Freiherr von Hetzendorf und Bürgermeister Joseph Bühler empfangen. Sie übergaben den Offizieren einen Zettel mit den Namen der Wolfacher Revolutionäre: Theodor und Josef Armbruster, Rechtsanwalt Andreas Burger sowie Kaufmann Wilhelm König. Als dies Th. Armbruster sah, ging er

nachhause. Er schreibt dazu in seinen Lebenserinnerungen: *Zu Hause angekommen, waren die Soldaten schon da und einer fragte meine Frau, wo ich sei, und ich hörte noch die Antwort von ihr, daß ich nicht da sei. Nun so muß das Haus untersucht werden, sagte der Soldat; in diesem Augenblick trat ich ein und sagte ‚Das ist nicht nöthig, hier ist der, den Sie suchen; haben Sie ein Haftbefehl?‘ ‚Ja‘, sagte der Soldat und zeigte mir denselben vor und dann wurde ich in die Mitte der Soldaten genommen und unter gespannten Hahnen wie ein Verbrecher durch die Stadt und Vorstadt auf das Rathaus transportiert. Der Abschied von meiner Frau war herzerreißend.*³¹

Auf der Rückseite eines Portraits von ihm notierte Armbruster: *1849 im Juli wurde dieses Bild fertig gemalt durch Maler [Louis] Blum von Haslach. Zwei Stunden später rückte eine Kompagnie Preußen hier ein, davon 16 Mann unser Haus umstellten und mich als Arrestanten in das Gefängnis abführten*³².

Während seiner sechswöchigen Haft schrieb Armbruster ein Tagebuch, *worin alles genau Tag und Stunde was während der Haftzeit vorgekommen ist, aufgezeichnet steht. Durch ein Mädchen wurde uns mit der Wäsche Papier eingeschmuggelt, worauf die Notizen gemacht wurden. Die Zettel waren numeriert und in die schwarze Wäsche in den Hemdärmeln nach Hause gesandt und alsdann zu Haus ausgearbeitet. Bis zu jeder Absendung hatte ich diese Zettel im Strumpf auf den Sohlen verborgen.*³³ Die Tagebücher bieten einen authentischen, unmittelbaren Einblick in die nachrevolutionäre Zeit im Sommer 1849.³⁴

Herrengartenwirt Johann Armbruster³⁵, genannt Jean, ein Bruder Theodor Armbrusters und wie sein Vater im Nebenberuf Schiffer, war Mitglied des Volksvereins, des Wehrausschusses und der Bürgerwehr. Er führte die Aufsicht bei Fertigung scharfer Patronen, *hat von Haus zu Haus Privatwaffen zur Ausrüstung der Bürgerwehr beigeschafft*³⁶ und marschierte mit den Wolfacher Freischärlern nach Offenburg³⁷. Dies reichte aus, um ihn als Aufwiegler ins Freiburger Militärgefängnis zu stecken und sein gesamtes Vermögen und Besitztum zu beschlagnahmen. Sein Vater erreichte jedoch, daß Jean bereits nach 14 Tagen gegen Zahlung einer Kaution wieder entlassen und die Vermögensbeschlagnahme aufgehoben wurde. Die Untersuchung wegen Hochverrats wurde mit Urteil des Hofgerichts Bruchsal vom 7. Februar 1850 *wegen Geringfügigkeit* vorläufig ausgesetzt.

Wegen *hochverräterischer Äußerungen, liberaler Ideen und Hinneigung zur Revolution*³⁸ wurde infolge Verfügung des Stellvertreters und Großh. Landes-Commissars vom 22. Oktober 1849 der Wolfacher Ratschreiber

Johann Georg Armbruster *dahier entlassen und hiernach durch Bez. Aml. Verfügung vom 26. Oktober ds. Js. Nr. 11697 die Wahl eines Ratschreibers dem Gemeinderat u. Bürgerausschuss angeordnet*³⁹. Die Entlassung erfolgte, obwohl Armbruster weder der Freischar noch der Bürgermiliz angehörte. Der Versuch des Gemeinderats, Armbruster wieder in sein Amt einzusetzen, da kein geeigneter Nachfolger gefunden werden konnte, scheiterte am Widerstand des Bezirksamtes:

*„Die Dienstentlassung des vormaligen Ratschreibers Armbruster ist s.Z. nach reiflicher Erwägung der obwaltenden Verhältnisse und nach genommener Rücksprache mit dem verstorbenen Amtsvorstande [. . .] erfolgt. Sie wurde von gutgesinnten Bürgern gewünscht und als im öffentl. Interesse geboten erachtet, und kann deshalb jetzt Ihm, ehe die öffentlichen Verhältnisse noch als vollkommen geordnet zu betrachten sind, umso weniger zurückgenommen werden, als die [Hinneigung] des Armbruster zu der revolutionären Parthei offenkundig geworden ist. Den von dem Gem. Rath hervorgehobenen Umstand, daß Armbruster in seinem Dienste sehr tüchtig war, hat man damals nicht außer Acht gelassen, solchen [wir aber] als dem öffentlichen Interesse untergeordnet betrachten mußten, weil den landesherrlichen Commissarien geboten war, alle Gemeindebediensteten, die mit der Umsturzparthei in irgendeiner Verbindung gestanden sind, [. . .] zu entfernen. Die nemlichen Gründe, die damals die Entfernung des Ratschreibers Armbruster von seinem Dienste rätlich machen, sind auch jetzt noch insofern vorhanden, als die Partheiungen noch nicht vollständig verschwunden sind und keine Garantie dafür geboten ist, daß jetzt von Armbruster eine jeder Partheiung fremd bleibende Dienstführung zu erwarten ist. [. . .] Der Versicherung des Gemeinderaths, als wäre in ganz Wolfach kein anderer tauglicher Mann zur Versehung der Ratschreiberstelle zu finden, will man zur Ehre der dortigen Bürgerschaft, die sich hierdurch ein erbärmliches Armutzeugnis ausstellen würde, keinen Glauben schenken. [. . .]
Carlsruhe, den 24. Mai 1850. Bausch“⁴⁰*

Als späte Wiedergutmachung übernahm Georg Armbruster von 1861 bis 1874 das Bürgermeisteramt als Nachfolger von Josef Bühler, der seinerzeit die Wolfacher Revolutionäre denunziert hatte und seit 1839 Bürgermeister gewesen war⁴¹

Der Bäckermeister Josef Armbruster (*Pariserbeck*) wurde vom 24. bis 27. Juli 1849 in Haft genommen und gegen Kautions entlassen⁴². Er war Abonnent des „Volksführers“, Mitglied des Volksvereins und Sicherheitsausschusses sowie Kommissionsmitglied für die Wahl zur Verfassungsgebenden Versammlung. Er *schimpfte in den Wirtshäusern und veranstaltete mit Anwalt Burger während der Mairevolution eine Hauskollekte zu Gunsten der revolutionären Regierung*. Mit Urteil des Hofgerichts Bruchsal vom 7. Februar 1850 wurde die Untersuchung der Teilnahme Armbrusters an der Mai-Revolution vorläufig wegen *Geringfügigkeit* ausgesetzt.

Adolf Bauer, 1819 in Wolfach als Sohn des Arztes Roman Bauer (der als Stabsarzt an den Napoleonischen Kriegen teilgenommen hatte) geboren, verlor nach seiner aktiven Teilnahme an der Revolution seine Stelle als

Rechtspraktikant⁴³. Er hatte sich als Aktuar in Salem als *Schriftführer bei verschiedenen Verhandlungen gebrauchen lassen* und war Schriftführer oder Sekretär des Zivilkommissars von Heiligenberg. Am 30. Januar 1850 wurde er vom Hofgericht Konstanz zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt, aber später vom Oberhofgericht für *klagfrei* erklärt. Der 30jährige entschloß sich zu einem Studium der Theologie. Die gegen ihn verhängte Vermögensbeschlagnahme wurde zu Beginn des Studiums zurückgenommen. Bauer wurde Pfarrer und starb in Freiburg im Jahre 1888.

Andreas Burger, der gemeinsam mit Theodor Armbruster am 22. Juli 1849 verhaftet und nach Freiburg gebracht worden war, war Vorstandsmitglied des Volksvereins und Mitglied des Sicherheits- und Wehrausschusses⁴⁴. Er galt als ein besonderer *Wühler*. Er versuchte auch in Einbach einen Volksverein zu gründen und war Mitglied der Wahlkommission zur Verfassengebenden Versammlung. 14 Tage nach seiner Entlassung aus dem Freiburger Gefängnis wurde Burger am 18. September 1849 von der Ausübung des Schriftverfassungsrechts suspendiert. Am 29. Dezember 1849 wurde er vom Hofgericht Bruchsal zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt und am 20. Juli 1850 vom Obergerichtshof für *verdachtlos* erklärt.

Rechtskandidat Albert Duttlinger war Schriftführer des Volksvereins und des Wolfacher Zivilkommissars Burckhardt⁴⁵. Er übersandte 166 fl 16 kr an den Landesausschuß, die der Volksverein im Mai 1849 gesammelt hatte. Am 14. Juli 1849 wurde die Fahndung nach ihm ausgeschrieben. Er flüchtete in die Schweiz, wollte jedoch im März 1850 wieder nach Baden zurückkehren, nachdem am 7. Februar 1850 die Untersuchung gegen ihn wegen Hochverrats vom Hofgericht Bruchsal ausgesetzt worden war.

Der Lederhändler Wilhelm König, ein aus Arnstadt stammender Wolfacher, war Bürgerausschußmitglied, Hauptmann der Bürgerwehr sowie Schriftführer des Volksvereins und Wehrausschusses⁴⁶. Er hielt in den Amtsgemeinden Volksversammlungen ab und hielt aufreizende Reden. 1849 wurde er als Bürgerausschußmitglied suspendiert. Nach seiner Verhaftung am 26. Juli 1849 blieb König bis zum 10. Dezember 1849 im Freiburger Gefängnis; er wurde gegen Kautions entlassen. (Seine Gefangenschaft verbrachte er zeitweise mit den anderen Kinzigtäler Revolutionären, von denen Theodor Armbruster in seinen Lebenserinnerungen berichtet⁴⁷.) Am 7. Februar 1850 verurteilte ihn das Hofgericht Bruchsal wegen Hochverrats zu eineinhalb Jahren Zuchthaus. Das Urteil wurde am 12. Juli 1850 vom Oberhofgericht Mannheim bestätigt und König zu sechs Wochen peinlichem Gefängnis verurteilt. Das Zucht- und Korrektionshaus Bruchsal schlug ihn zur Begnadigung vor, was nach Angaben vom 26. August 1850 genehmigt wurde.

Der Holzhändler und Braumeister Emil Krausbeck, der über seine Mutter mit Albert Duttlinger (s.o.) verwandt war, emigrierte nach der Revolution⁴⁸; im Dezember 1849 war er in einer Straßburger Brauerei beschäftigt. Er war Abonnent des „Volksführers“, Vorstand des Volksvereins, Mitglied in der verganteten Schiffergesellschaft, im Wehr- und im Sicherheitsausschuß. Ihm wurde darüber hinaus vorgeworfen, zu *Ausmarsch, Organisierung und Bewaffung der Bürgerwehr* bzw. zum *Terrorismus am meisten beigetragen* zu haben. Das Wolfacher Bezirksamt wurde am 12. August 1849 ersucht, die Vermögensbeschlagnahme zu veranlassen und in das Grundbuch einzutragen. Krausbeck besaß das halbe Haus Hauptstraße 38 vor dem Schloß sowie verschiedene Liegenschaften. Die vier Stiefschwestern Krausbecks konnten sich jedoch mit Hilfe ihres Rechtsanwaltes Andreas Burger (s.o.) erfolgreich gegen die beabsichtigte Beschlagnahme wehren und den Besitz Emil Krausbecks sichern. Am 5. Januar 1850 wurde Krausbeck wegen Hochverrats vom Hofgericht Bruchsal zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, er war jedoch noch immer flüchtig.

Bei den Offizierswahlen 1849 zum Leutnant gewählt wurde der aus Wolfach stammende Korporal der Pionier-Kompanie in der Artillerie-Brigade Valentin Kumli⁴⁹. Er wurde am 26. Juni 1849 in Mannheim verhaftet und in der Infanterie-Kaserne inhaftiert. Im Januar 1850 floh er aus der Garnison. Wegen *Treulosigkeit* verurteilte ihn das Kriegsgericht Karlsruhe am 2. März 1850 zu einem Jahr Militärarbeitsstrafe bei Degradierung. Als landesflüchtiger Deserteur sollte ihm auch das Staatsbürgerrecht aberkannt werden.

Am Aufstand beteiligt war auch der Buchbinder Heinrich Neef⁵⁰. Wegen Beraubung der Gendarmerie, Hochverrats und Beteiligung an hochverräterischen Unternehmungen wurden gegen ihn Untersuchungen durch das Oberamt Offenburg durchgeführt, die mit Urteil des Hofgerichts Bruchsal vom 6. Dezember 1849 wieder ausgesetzt wurden.

Zwei ledige „Rebellen“ verschwanden, bevor sie für ihre Taten belangt werden konnten: der Maler Heinrich Neef (Sohn des Salmenwirts Jacob Neef und seiner Frau Franziska Armbruster) und der Buchbinder Alexander Walz (ein Bruder des Amtschirurgen Joseph Walz)⁵¹. Walz wurde Teilnahme an hochverräterischen Unternehmungen vorgeworfen. Mangels Masse konnte das Vermögen der beiden nicht konfisziert werden, weshalb das Bezirksamt im Falle Neef verfügte, daß auch ein etwa zu erhoffender künftiger Vermögensanfall in Beschlag zu nehmen ist; im Falle Walz sollte sich die Beschlagnahme auch auf etwa vorhandenes Ärar erstrecken. Am 28. Dezember 1849 wurde die Fahndung nach den beiden zurückgenommen. Walz war im Februar 1850 noch flüchtig, bekam am 26. Februar

1850 einen Ausweis zur Heimkehr aus der Schweiz ausgestellt und kehrte im August 1850 nach Wolfach zurück.

Der Wolfacher Brigadefourier des Pionier-Bataillons Leopold Rey wurde bei den Offizierswahlen 1849 zum Hauptmann und Platzmajor gewählt⁵². 1851 wurde Rey, nun Brigadefourier des 3. Infanterie-Regiments, begnadigt und wieder in die alte Dienststellung eingewiesen.

Der Kaufmann und Sparkassenvorstand Johann Baptist Vivell (1808–1879) war Mitglied und Rechner des Volksvereins⁵³. Er versuchte, in den Gemeinden des Kinzigtals ebenfalls Volksvereine zu gründen. Nach der Revolution war er nicht zur Auswanderung bereit. Auf Verfügung vom 15. Dezember 1849 wurde die Untersuchung gegen ihn wegen Hochverrats ausgesetzt, da sein Fall als „minderwichtig“ eingestuft wurde.

Der Schmied Benjamin Wolf hatte als Hauptmann die Bürgerwehr nach ihrer felddienstmäßigen Ausbildung in Wolfach auf Anforderung des Wolfacher Zivilkommissars Burckhardt nach Offenburg geführt⁵⁴. Zum Einsatz kam die Bürgerwehr beim Herannahen der Preußen nicht. Die Truppe war sehr schlecht versorgt, weshalb stets ein *Organisationstrupp* unterwegs war, um das Nötigste zu beschaffen. Ein solcher Trupp drang eines Tages in den Großherzoglich-Staufenbergischen Weinkeller in Durbach ein und stahl dort Wein⁵⁵. Obwohl dies wohl nicht von ihrem Hauptmann befohlen worden war, wurde Wolf dafür verantwortlich gemacht. Zudem wurde ihm vorgeworfen, daß er dem Befehl des ihm übergeordneten Zivilkommissars, nach Offenburg zu marschieren, gefolgt war, wodurch er Artikel 43 des Bürgerwehrgesetzes verletzte. Wolf wurde verhaftet und mußte nach seiner Verurteilung im Offenburger Gefängnis eine längere Freiheitsstrafe verbüßen. Sein ganzes Vermögen wurde beschlagnahmt. Nach seiner Rückkehr aus dem Gefängnis heiratete er Franziska Moser, kaufte sich ein Haus in der Kirchstraße und lebte noch bis zum Jahre 1886.

Als Abonnenten des „Volksführers“ und damit als Revolutionäre aktenkundig wurden die Wolfacher Wolfgang Armbruster, Zellestin Armbruster, Oberamtmann Makarius Felleisen (1784–1850), Schützenwirt Ruf sowie Hirschwirt Schnetzer⁵⁶. Adlerwirt Seiter geriet als Abonnent der „Republik“ in den Verdacht, ein Revolutionär zu sein⁵⁷. Allein das Abonnement einer revolutionären Zeitschrift reichte in diesen Fällen jedoch nicht zu einer strafrechtlichen Verfolgung.

Nach der Niederschlagung der Revolution versuchten die Sieger lange Zeit, jede öffentliche Erinnerung an die revolutionären Ereignisse zu unterdrücken. Trotzdem setzte einer der Wolfacher Revolutionäre der Revoluti-

on zumindest ein verborgenes Denkmal: den „L. ST. [Leichenstein] der B.[adischen] Republik“⁵⁸. Dieser Leichenstein ist ein herausragendes Beispiel dafür, wie die Anhänger der Revolution das Andenken an die demokratischen Errungenschaften von 1848/49 zumindest im privaten Raum wahrten.

Anhang

Petition des Katholischen Vereines Wolfach vom 13. 8. 1848 an die Frankfurter Nationalversammlung

Hohe Reichsversammlung!

Unterthänigste Bitte des katholischen Vereines zu Wolfach, im Großherzogthum Baden, um Gewährung der Freiheit der römisch-katholischen Kirche und der Schule.

In der gegenwärtigen Zeit, wo das Streben nach Freiheit das ganze deutsche Volk durchdringt, entbehrt die katholische Kirche noch jener Freiheit, in welcher allein sie ihre hohe Sendung erfüllen kann. Obwohl wir nun überzeugt sind, daß die hohe Reichsversammlung in eigener Ehrung des Rechts den christlichen Kirchen die ihnen gebührende Freiheit gewähren werde, so halten wir dennoch im Hinblick auf den traurigen Druck, der lange auf der katholischen Kirche in den deutschen Landen gelastet, und auf vielseitige Hemmung derselben in ihrer Wirksamkeit, es für nothwendig, als treue Söhne unserer heiligen Kirche, die hohe Reichsversammlung unter Anschließung an die von dem Vorstande des katholischen Vereines Badens in Freiburg im Juli d.J. eingereichte Eingabe in diesem Betreff, zu bitten, gerechtest auszusprechen:

- 1. Die bürgerlichen und politischen Rechte jedes Christen sind unabhängig von seinem religiösen Bekenntnisse.*
- 2. Alle Bekenntnisse genießen der gleichen Freiheit und des gleichen Schutzes.*
- 3. Jede Kirchengemeinschaft ist in ihren kirchlichen und religiösen Angelegenheiten, in Lehre, Gottesdienst, Verfassung, Anstellung ihrer Geistlichen, Kirchengenossenschaft, Verwaltung ihres Vermögens frei und unabhängig.*
- 4. Die Staatsregierung wird sich nie und unter keinem Vorwand in die kirchlichen Angelegenheiten irgend einer Kirchengemeinschaft einmischen.*
- 5. Die Verordnungen und Erlaße der kirchlichen Behörden aller Kirchen unterliegen keiner vorgängigen Staatsgenehmigung.*
- 6. Das freie Versammlungs- und Vereinsrecht gilt auch auf dem religiösen Gebiet für alle Kirchengemeinschaften.*
- 7. Jede Kirchengemeinschaft hat das Recht, Vermögen zu erwerben, und es frei und selbstständig zu verwalten u. zu verwenden.*
- 8. Alle bestehende u. wohlervorbene Eigenthums- und Vermögensrechte der einzelnen Kirchengemeinschaften [sind unantastbar⁵⁹.]*
- 9. Jedem dazu befähigten Staatsbürger, wie allen rechtmäßig bestehenden Gemeinden, Körperschaften, und Kirchengemeinschaften steht es frei, Schulen zu errichten und Unterricht zu ertheilen.*
- 10. Jeder Familienvater darf seine Kinder nach seiner Wahl der ihm beliebigen niedern und höhern Schule anvertrauen. Es gibt keinen Zwang zum Besuche gewisser Unterrichtsanstalten. Bei öffentlichen Anstellungen entscheiden bloß die Kenntnisse und Fähigkeiten, wo u. auf welche Art dieselben erworben sein mögen.*

11. Die bestehenden Schulen, und Schulstiftungen der Kirchengemeinschaften dürfen ihrem Zweck nicht entfremdet werden.

Wir erkennen in unserer heiligen Kirche die Gewähr unserer ewigen Seligkeit u. der zeitlichen Wohlfahrt. Wir wollen die Freiheit, in unserem heiligen, uralten Glauben zu leben u. zu sterben, u. wie derselbe uns überliefert wurde, ihn auf unsere Kinder zu ihrer Beseligung zu überliefern. Freiheit der Kirche, Freiheit der Schule, sind die Grundlagen jeder Freiheit: sie müssen es vor Allem sein bei dem geistigsten, sittlichsten, frömmsten aller Völker, bei den Deutschen.

Wolfach, im Großherzogthum Baden, 13. August 1848

Im Namen des katholischen Vereins daselbst

Der Vorstand.

F. X. Ochs

Großh. Decan u. Pfarrer.

Joseph Heizmann, Schriftführer

Anmerkungen

- 1 Die Wolfacher Ratsprotokolle von 1837 bis 1851, die evtl. Material über die revolutionären Ereignisse enthalten könnten, sind nicht im Wolfacher Stadtarchiv vorhanden. Möglicherweise wurden sie beschlagnahmt. Über ihren Verbleib ist nichts bekannt. (Briefl. Mitteil. v. Ernst Bächle, Stadtarchiv Wolfach, vom 24. 11. 1997).
- 2 Josef Krausbeck, Aus der Geschichte der Wolfacher Fasnet, in: Die Ortenau 36 (1956), S. 55–62, hier S. 60; Wolfacher Fastnachtsspiele einst und heute, in: Amtl. Nachrichtenblatt f.d. obere Kinzigtal 29 (1968–02–24), Nr. 8, S. 21–23, hier S. 22.
- 3 Krausbeck, Aus der Geschichte der Wolfacher Fasnet, S. 60; 1849/49: Revolution der deutschen Demokraten in Baden, hrsg. v. Badischen Landesmuseum Karlsruhe (Baden-Baden 1998), S. 342 f. Der Hut befindet sich im Wolfacher Flößer- und Heimatmuseum. Eine Nachbildung des Hutes trägt bis heute der Anführer des Nasenzuges am Fasnetdienstag. (Zu diesem Brauch vgl. Frank Schrader, Aschermittwochsbrauch in Wolfach, in: Die Ortenau 76 (1996), S. 627–647, hier S. 635.)
- 4 Revolution im Südwesten: Stätten der Demokratiebewegung 1848/49 in Baden-Württemberg, hrsg. v. d. Arbeitsgemeinschaft Hauptamtlicher Archivare im Städtetag Baden-Württemberg (Karlsruhe 1997), S. 84 f.
- 5 Hermann Fautz, Schiltach in den Revolutionsjahren 1848 und 1849, in: Die Ortenau 54 (1974), S. 219–241, hier S. 228.
- 6 Der Brief ist nicht im Schiltacher Stadtarchiv vorhanden.
- 7 Clemens Rehm, Die Katholische Kirche in der Erzdiözese Freiburg während der Revolution 1848/49 (Freiburg/München 1987; Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. 34), S. 241. Die Petition befindet sich in der Außenstelle des Bundesarchivs in Frankfurt a.M. unter der Signatur DB 51/239, Sammelpetition Nr. 2001. Sie ist im Anhang zu diesem Beitrag wiedergegeben.
- 8 Ebd. S. 57.
- 9 Ebd. S. 241.
- 10 Ebd. S. 83.

- 11 Ebd. S. 135.
- 12 Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810–1972, hrsg. v.d. Arbeitsgemeinschaft d. Kreisarchivare beim Landkreistag Baden-Württemberg (Stuttgart 1996), S. 16.
- 13 Heinrich *Raab*, Revolutionäre in Baden 1848/49: Biographisches Inventar für die Quellen im Generallandesarchiv Karlsruhe und im Stadtarchiv Freiburg, bearb. v. Alexander *Mohr* (Stuttgart 1998; Veröffentlichungen d. staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg, hrsg. v.d. Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, Bd. 48), S. 921 f.
- 14 *Raab*, Revolutionäre in Baden 1848/49, S. 135; Werner Scheurer, Schicksale Haslacher Revolutionäre. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolution von 1848/49 im Kinzigtal, in: Die Ortenau 60 (1980), S. 172–207, hier S. 177, Fußnote 30.
- 15 Über die Bürgerwehr vgl. Franz *Disch*, Chronik der Stadt Wolfach (Karlsruhe 1920), S. 540. Eine um 1827 entstandene Uniform der Bürgerwehr befindet sich im Wolfacher Flößer- und Heimatmuseum. (Abb. in: 1848/49: Revolution der deutschen Demokraten in Baden, S. 162.)
- 16 Das Folgende nach: *Disch*. Chronik Wolfach, S. 687 f.
- 17 *Raab*, Revolutionäre in Baden 1848/49, CD-ROM: Krausbeck, Josef.
- 18 *Disch*, Chronik Wolfach, S. 689.
- 19 Heinrich *Hansjakob*, Waldleute (11. Aufl., Haslach 1984), S. 162 f.
- 20 Näheres zu den beiden s.u.
- 21 *Raab*, Revolutionäre in Baden 1848/49, S. 520.
- 22 Original im Besitz von Hubert Kiefer, Wolfach.
- 23 Zum Beispiel die nebenberuflichen Schiffer Theodor und Johann Armbruster sowie Holzhändler Emil Krausbeck (s.u.).
- 24 Heinrich *Hansjakob*, Waldleute (1./2. Aufl. Heidelberg 1897, 3.–9. Aufl. Stuttgart 1897/1899/1906/?/1922, 10. Aufl. Freiburg 1968, 11.–13. Aufl. Haslach 1984/?/1997). Für diesen Beitrag wurde die 11. Aufl. 1984 benutzt; dort ist die Erzählung auf den Seiten 122 bis 215 abgedruckt. Das Buch ist auch erschienen als: H.H., Ausgewählte Erzählungen, Volksausgabe, Bd. 1: Waldleute (1. Aufl. Stuttgart 1907, in fünf weiteren Aufl. 10.–23. Tsd. Stuttgart 1912/?/1918/1920/1924). Die Erzählung über Theodor ist auch als Einzeldruck erschienen: H.H., Der Theodor. Ein Lebensbild aus dem Schwarzwald (Leipzig 1908; Universalbibliothek Nr. 4997); unter dem gleichen Titel in der Reihe: Reclam's Novellen-Bibliothek, 74. Bändchen (Leipzig 1910).
- 25 *Hansjakob*, Waldleute, S. 162–184.
- 26 Mit Ausnahme der die Revolution betreffenden Seiten sind die Lebenserinnerungen Armbrusters veröffentlicht in: Wolfach. So war es früher, hrsg. v. Edgar *Baur* (Wolfach/Hausach 1984), S. 61–76.
- 27 Das Folgende nach: Theodor *Armbruster*, Lebenserinnerungen (Wolfach 1888), S. 20–27 (die Seitenzahlen beziehen sich auf die msl. Abschrift des Originals, die 1937 Theodor Armbruster (1906–1963), ein Enkel des Seifensieders, anfertigte), Ders., Tagebuchblätter 1849, Wolfach 1850 (msl. Abschrift von G. Metz, Freiburg 1973). Ein besonderer Dank gilt Frau Berta Armbruster, Wolfach, für die Überlassung der Quellen. Die Angaben über Theodor Armbrusters Beteiligung an der Revolution in: *Raab*, Revolutionäre in Baden 1848/49, S. 30, stehen teilweise im Widerspruch zu Armbrusters eigenhändigen Aufzeichnungen. Vermutlich wurde Armbruster bei Raab mit einem gleichnamigen Revolutionär aus Einbach verwechselt.
- 28 Alfred *Diesbach*, August von *Willich*, in: Badische Heimat 58 (1978), S. 481–498. Vgl. *Raab*, Revolutionäre in Baden 1848/49, S. 1012 f.

- 29 Erwin *Dittler*, Die Revolutionsjahre 1848/49, in: Land an Rhein und Schwarzwald. Die Ortenau in Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. Kurt *Klein* (4. überarb. Aufl., Kehl 1980), S. 131–142, hier S. 142.
- 30 William O. *Henderson*, The Life of Friedrich Engels, Vol. 1 (London 1976), S. 162 f.
- 31 *Armbruster*, Lebenserinnerungen, S. 21 f.
- 32 *Hansjakob*, Waldleute, S. 164, Fußnote 52. Auch Armbrusters Frau Jeannette wurde von Blum portraitiert.
- 33 *Armbruster*, Lebenserinnerungen, S. 26 f.
- 34 Die im Tagebuch aufgeführten Ereignisse sind bereits von Hansjakob in seiner Erzählung ausführlich geschildert und kommentiert worden, sodaß sich hier eine erneute Wiedergabe erübrigt.
- 35 *Hansjakob*, Waldleute, S. 171; Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49, S. 29 f.
- 36 Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49, S. 29 f.
- 37 Albert *Sandfuchs*, Die Wolfacher 48er-Revolutionäre und ihre Schicksale, in: Amtl. Nachrichtenblatt f.d. obere Kinzigtal 23 (1972–08–19), Nr. 34, S. 18 f.
- 38 *Disch*, Chronik Wolfach, S. 487.
- 39 Stadtarchiv Wolfach, OZ. 207 (zit. nach einer msl. Abschrift von Stadtarchivar Ernst Bächle, Wolfach). Vgl. Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49, CD-ROM: Armbruster, Georg.
- 40 Stadtarchiv Wolfach, OZ. 207.
- 41 *Disch*, Chronik Wolfach, S. 486.
- 42 Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49, S. 30. Vgl. Armbruster, Lebenserinnerungen, S. 20–27; Hansjakob, Waldleute, S. 165 f.
- 43 *Sandfuchs*, Die Wolfacher 48er-Revolutionäre, S. 19; Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49, S. 47.
- 44 Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49, CD-ROM: Duttlinger, Albert.
- 46 Ebd. S. 505.
- 47 *Armbruster*, Lebenserinnerungen, S. 20–27.
- 48 Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49, S. 520; Sandfuchs, Die Wolfacher 48er-Revolutionäre, S. 19.
- 49 Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49, S. 535.
- 50 Ebd. S. 670.
- 51 Ebd. CD-ROM: Neef, Heinrich, S. 983 (Walz, Alexander); Sandfuchs, Die Wolfacher 48er-Revolutionäre, S. 19.
- 52 Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49, CD-ROM: Rey, Leopold.
- 53 Ebd. S. 965.
- 54 *Sandfuchs*, Die Wolfacher 48er-Revolutionäre, S. 19.
- 55 Einer der am Diebstahl beteiligten war angeblich der Wolfacher Aktuar Rösch (Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49, CD-ROM: Rösch).
- 56 Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49, CD-ROM.
- 57 Ebd.
- 58 Der Leichenstein befindet sich jetzt im Wolfacher Flößer- und Heimatmuseum. Abb. in: 1848/49: Revolution der deutschen Demokraten in Baden, S. 430. Vgl. Disch, Chronik Wolfach, S. 689.
- 59 Die beiden letzten Worte von Punkt 8, die in der mir zugänglichen Kopie der Petition fehlen, wurden ergänzt nach: Rehm, Die Katholische Kirche in der Erzdiözese Freiburg während der Revolution 1848/49 (s. Anm. 7), S. 211. Vermutlich vergaß sie Pfarrer Ochs, der die Petition schrieb, da nach dem Wort „Kirchengemeinschaften“ ein Seitenwechsel erfolgt.

REFORMEN, JA; ABER REVOLUTION?

Das obere Wolfstal war 1848/49 kein potentieller Brandherd

Adolf Schmid

(Der Beitrag entstand aus dem Festvortrag, den der Autor auf der Mitgliederversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 18. Oktober 1998 in Bad Rippoldsau-Schapbach gehalten hat).

Der „Gedanke der Revolution“ sollte – so der verbindliche Auftrag an den Referenten 150 Jahre nach der „badischen Revolution“ – schon im Titel des Vortrags deutlich werden. Mein Wunschthema wäre gewesen die Gründung Freudenstadts 1599 und die europapolitische Bedeutung der Politik Friedrichs I. von Württemberg und – nebenbei – das Verhältnis der neuen Nachbarn, der Freudenstadtenses, Gaudiopolitani bzw. Chairopolitani, wie sie in den Akten des St. Nikolaus-Klosters genannt werden, zu den Wolfstälern im Fürstenbergischen Territorium. Oder etwas aktueller: Ein Vierteljahrhundert nach Gemeinde- und Kreisreform, Bad Rippoldsau-Schapbach nach 150 Jahren wieder als Einheitsgemeinde – und einbezogen, konträr zur geschichtlichen Logik, in den Kreis Freudenstadt, der seinerseits – so listig kann die Geschichte verlaufen – vom Regierungspräsidium Karlsruhe und – derzeit – von einer aus Wolfach stammenden Regierungspräsidentin in der alten badischen Residenzstadt Karlsruhe betreut wird.

Aber – wunschgemäß – und mit gewachsenem Interesse: Die Revolutionszeit 1848/49 und ihr Widerhall im oberen Wolfstal, im Herzen des Schwarzwaldes.

Ein paar Eindrücke vorweg: Die Vielfalt des historischen Gedenkens in diesem „Jubiläumsjahr“ war beachtlich. Es ging um die „Wiederaneignung dieses Teils unserer Geschichte“ (Badisches Landesmuseum), und in der Tat: die Anteilnahme war so nicht zu erwarten. Die „Pflege des revolutionären Brauchtums“ überraschte mit besonderen Einzelthemen: Das Musical über die „bildungssatte höhere Tochter aus besserem Hause Emma Herwegh“¹, überhaupt die politische Rolle der Frauen, der dominierende Einfluß der Juristen, das Engagement von Pfarrern, die rebellischen Aktivitäten von Lehrern. Viel zu wenig wurde gesprochen von der Geburtsstunde des politischen Katholizismus, von Franz J. von Buß, geboren 1803 in Zell a.H., dem Kämpfer im Frankfurter Parlament u.a. für die „großdeutsche Lösung“ und – 1848! – in Mainz Präsident der „Ersten Versammlung

des katholischen Vereines Deutschlands“, allgemein heute als „1. Deutscher Katholikentag“ bekannt. Immerhin: Was „früher“ eher verschwiegen wurde, wurde nun volkstümlich präsentiert. Überall war man „auf Heckers Spuren“, wurde zu „revolutionärem Treiben“ ermuntert, zu „subversivem Trinken“ aufgefordert oder „zu umstürzlerischem Schunkeln“. Ja, die „lebendige Geschichte“ wurde bisweilen mit viel Folklore bzw. Brimborium gefördert, nicht immer gründlich befragt, mit gar viel Revolutionsromantik und Juxkultur überzogen. Es floß zu viel „Artistokratenblut“, um einfach den Fremdenverkehr anzukurbeln, „Barrikadenbau für Anfänger“ vermittelte eine sonderbare Erinnerungskultur, sicher auch das „Revolutionsmenü mit Bierprobe“ am „revolutionären Wochenende“. Es ist zu beklagen: Es gab viel Jahrmarktsklamauk, viele Posseneinlagen, es wurde simplifiziert, verharmlost und glorifiziert. „Baden brannte“ – nicht nur in Ötigheim, sondern bei vielen „medialen events!“ Die Geschäftsstelle „Revolution 1848/49“ im „Haus der Geschichte Baden-Württembergs“ ließ preußische Pickelhauben „in guter Theaterqualität/Modell 1848! herstellen: pro Helm und Woche waren sie für 26 DM auszuleihen! Der „Traum von der Freiheit“, von der Landesregierung „trotz schwieriger finanzieller Situation“ mit über 5 Millionen aufgewärmt, wurde so in aller Vielfalt geträumt, allzu „vielfältig“ – und konnte so dem historischen Geschehen, „das ebenso wenig frei war von kleinbürgerlicher Lächerlichkeit wie tief erfüllt von patriotischem Ernst“², nur zum Teil entsprechen. Minister von Trotha wagte im August 1998 diese Bilanz: „Die große Landesausstellung 1848/49 . . . wurde zu einem weithin beachteten und überzeugenden Schaustück baden-württembergischer Kulturpolitik . . . Dabei ist der identitätsbildende Charakter auf den Südweststaat von besonderer Bedeutung“³. Über dieses Ministerwort ließe sich trefflich streiten. Wie erklärt sich übrigens, daß 1978 die „linken“ Gruppen mit ihrem Gedenken noch ziemlich allein waren, unter sich bei ihren Aktionen, als sie z.B. in Freiburg die Straßen umbenannten nach Hecker, Struve, Dortu, Gerhard Kromer – statt Leopold und Friedrich und Kaiser Joseph, als sie so wenig Zustimmung, aber viel Häme und Spott erfuhren?

Nicht bestreiten wollen wir, was Prof. Siebenmorgen, der Direktor des Karlsruher Landesmuseums, im Vorwort zum „Revolutions-Almanach“ geschrieben hat: „Geschichtliches Interesse wurzelt in Ihrem Heimatort und mündet in einer Schau der internationalen und deutschlandweiten Zusammenhänge“. Eine kaum überschaubare Flut von Publikationen mit sehr unterschiedlichen Informationen und Interpretationen hat das Gedenken angereichert. Summa summarum: Geschichte wurde vielfach erlebbar gemacht, die Ereignisse der „großen“ Geschichte spiegelten sich in vielen Einzelschicksalen. Eine kleine Ergänzung soll es hier geben in begrenztem regionalem, lokalem Bezug.



Karl v. Rotteck (um 1835)

Portrait Rottecks

Das Wolfstal war noch nicht lange badisch

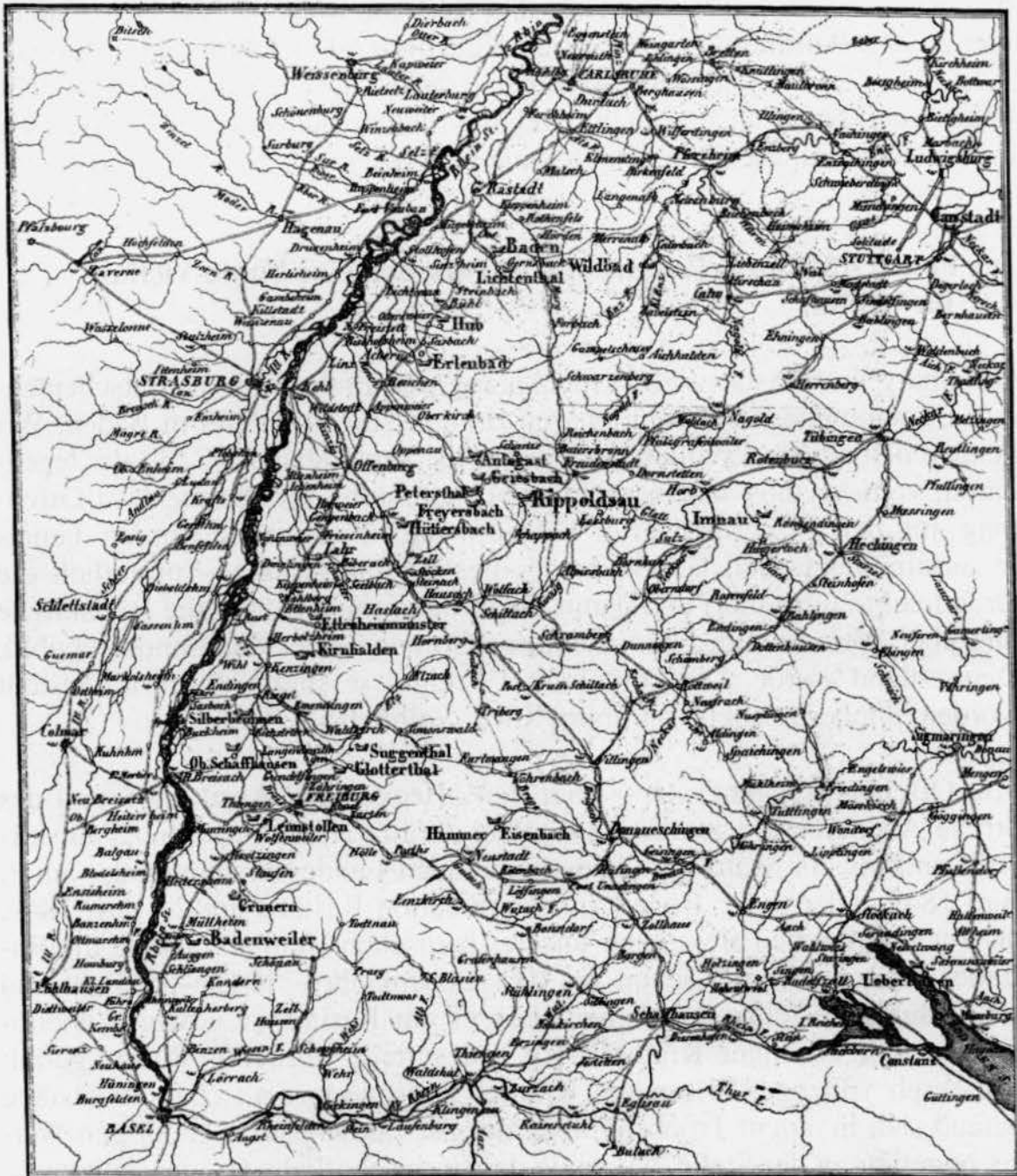
Seine Entstehung vor rund 200 Jahren verdankt das Land Baden⁴ einer territorialen Revolution, es ist das Produkt, das Ergebnis der gewaltsamen Zerstörung alter Traditionen und Bindungen im deutschen Südwesten, nach einem geschichtlich höchst bedeutsamen Prozeß und der Klärung der machtpolitischen Frage zwischen Frankreich und Habsburg; Napoleon schuf – im Interesse Frankreichs – zur Bereinigung der Situation „e pluribus unum“, aus einer vielfältigen Gemengelage einen Satelliten; auffällig dabei war die ungeheure Raffgier der deutschen Fürsten. Ein kleines lokales Beispiel: Das alte Rippoldsauer St. Nikolaus-Kloster aus dem 12. Jahrhundert wurde schon 1802 von den Fürstenbergern „im voraus“ säkularisiert, was ja erst 1803 im Reichsdeputationshauptschluß programmiert war, dann im Zusammenhang mit dem Preßburger Frieden badisch vereinbart, um doch noch Württemberg zuvorzukommen. Daß Baden dann – trotz Napoleons Sturz – politisch überlebte, verdankte Karlsruhe der Tatsache, daß es nicht nur den Schwiegervater in Frankreich gab, sondern auch den Schwager Zar Alexander in St. Petersburg. Die Verfassung wurde dem todkranken Kurfürsten Carl in Bad Griesbach abgetrotzt. Aber war dies

nicht doch eher ein Scheinkonstitutionalismus? Doch wohl nicht: Das politische Wirken eines Karl von Rotteck, die Ablösung der Fronlasten und Zehntforderungen läßt sich überall in Baden, ganz konkret auch bei den Menschen im Schapbacher Tal in ihrem erfreulichen Ergebnis studieren: So hat der Urgroßvater des Referenten, Mathias Schmid „Im Thös“, das alte „Klosterschopflehengut“, das seine Vorfahren schon seit Generationen als Klosterlehensleute, seit sie nach dem Dreißigjährigen Krieg aus Tirol hierher umgesiedelt waren, nutzen durften, zu ganz persönlichem Eigentum erwerben können⁵; die alten Rechte konnten abgelöst, abgekauft werden, in realistischen Raten und Etappen; die Heimat wurde so für viele zum Besitz. Der Kampf um die Ablösung alter Abhängigkeiten und Verpflichtungen und Abgaben war also in Baden weit gediehen, viel weiter übrigens als in Württemberg, wo ja auch die Leibeigenschaft erst 1817 aufgehoben wurde – in Baden und in Vorderösterreich war sie schon 1782/83 abgeschafft.

Auch sonst gewöhnte man sich auch im Wolfstal an die neuen politischen Realitäten, orientierte sich statt nach dem fürstenbergischen Donaueschingen ins badische Karlsruhe, auch wenn „die Karlsruher“ spürten, daß Baden noch immer keine emotionale Identität hatte, eher ein dynastisch verklammertes Konglomerat regional bestimmter Individualitäten darstellte. Nach Jahren des Aufbruchs war Restauration angesagt, und – nach dem gewaltigen, ganz Europa erfassenden Drama der Jahrhundertwende – wurde die „Ordnung“, garantiert durch Metternich, vielfach als Wohltat empfunden. *Die Welt braucht Harmonie*, schrieb Metternich an den Komponisten Gioacchino Rossini. Aber „Harmonie“ bedeutete damals eben „Karlsbad“, „Fürstenherrschaft“ nach den alten Prinzipien unbestrittener Legitimität, bedeutete Zensur, Argwohn gegen politisches Tauwetter, z.B. gegen den als allzu liberal empfundenen badischen Sonderweg, der seit 1832 systematisch gebremst wurde; auch der junge Großherzog Leopold wurde von seinen Standesgenossen wieder auf ihre Linie gebracht.

Im Wolfstal war dieser Fürst sehr geschätzt, er war oft hier zu Gast. Sein Vorgänger Ludwig hatte 1821 in Bad Rippoldsau seine Unterschrift gesetzt unter die „Sanktion“ des Kirchenvertrags zur Union der evangelischen Kirche in Baden⁶, er hat die Pfarrei Rippoldsau in der Nachfolge der Klostersgemeinde etabliert und mit einer ungewöhnlich kräftigen Pfründe gesichert, 1824 auch die Kommune Rippoldsau in die Selbständigkeit entlassen und vom „Stab Schapbach“ abgetrennt – all dies wohl letztlich auf das Drängen der Familie Goeringer hin, die das Jahrhunderte alte Bad, aus Bühl/Baden zugewandert, seit 1777 betreute und von Generation zu Generation zu größerer Blüte brachte⁷. Dieser Aufschwung ohnegleichen wurde nicht zuletzt durch die Gunst des Landesherrn ermög-

REISE - CARTE NACH RIPPOLDSAU



CARTE ROUTIERE A RIPPOLDSAU.

1833

Carte routière

licht. Daß die hier 1830 neu entdeckte Heilquelle nach Leopold benannt wurde, war selbstverständlich. Und Leopold kam ebenfalls sehr oft zur Kur, mehrfach auch, um hier wichtige politische Entscheidungen zu fällen, 1835 z.B., um sich und das Großherzogtum Baden dem Deutschen Zollverein anzuschließen⁸.

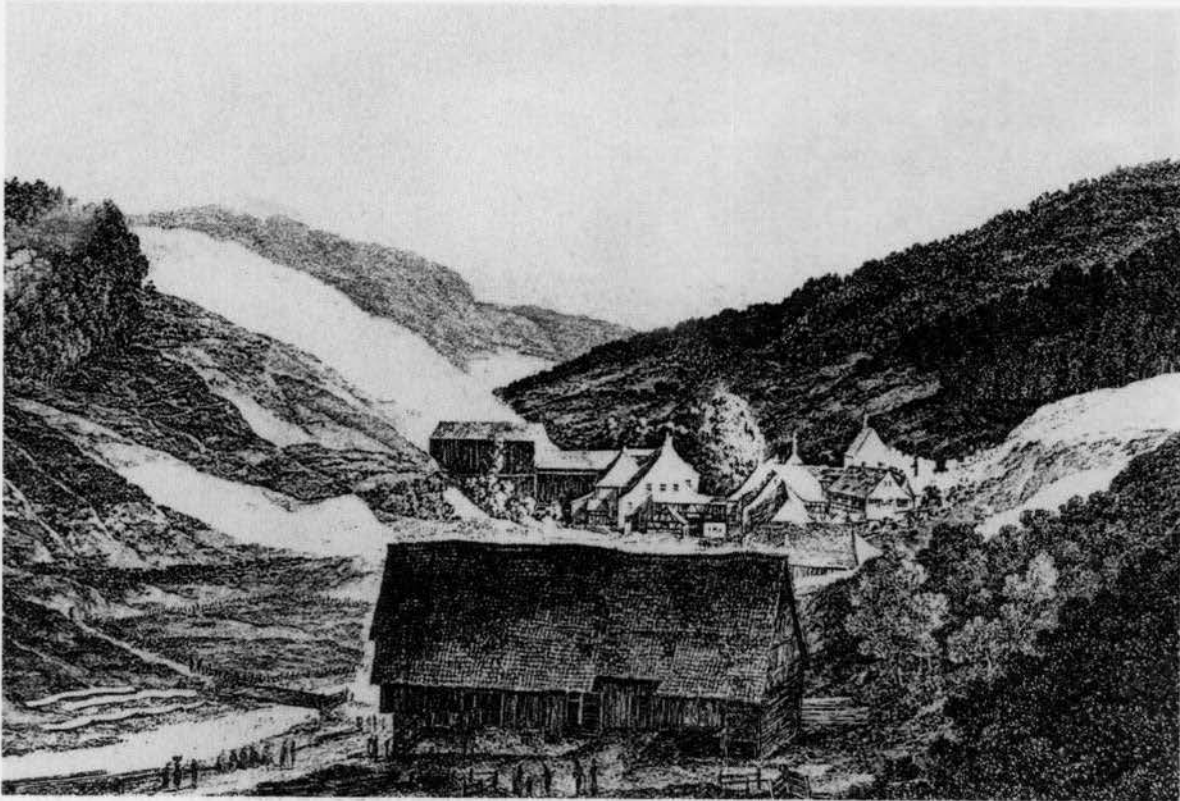
Rippoldsau entwickelte sich im 19. Jahrhundert zu *dem* badischen Fürstenbad. Reitzenstein war hier zu Gast und Karl von Rotteck⁹ und viele andere, und zu den Politikern gesellten sich Künstler und Gelehrte, eine Elite von Adel und Geld – und auch wirklich Kranke, die sich der Heilkraft von Wasser und Natur anvertrauten. Und alle fühlten sich wohl im Wolftal, wie eine ungewöhnliche Fülle von Dokumenten belegt.

Die Pole: Offenburg–Rastatt und dazwischen eine bunte Vielfalt, z.B. im Wolftal

Offenburg und Rastatt stehen für Anfang und Ende, sind die entscheidenden Brennpunkte der revolutionären Ereignisse 1847/48/49 in Baden. Wir kennen den eindrucksvollen Beginn am 12. September 1847 mit der legendären, vom Mythos sehr verklärten Versammlung im „Salmen“ in Offenburg, mit den *Forderungen des Volkes in Baden*: erstmalig wurden damals in unserer deutschen Geschichte – dies ist unbestritten – öffentlich die Grundrechte formuliert und damit das Programm, das über die Paulskirche und über Weimar zum Fundament des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland wurde. Die Offenburger Ereignisse sind vielfach dargestellt worden, unübertrefflich von Franz Xaver Vollmer¹⁰.

Von Offenburg spannt sich – über den „Heckerzug“ April 1848 und das Struve-Abenteuer September 1848, über die Erwartungen an die „Paulskirche“ und bis zur Wahl der „konstituierenden Landesversammlung“ am 3. Juni 1849 – der weite Bogen zur Kapitulation Rastatts am 23. Juli 1849, bis zur preußischen Besetzung unserer badischen Heimat. Gerade die Rastatter Tragödie wurde schon im 100. Gedenkjahr – 1949 – schlicht und souverän dargestellt von meinem Lehrer am Rastatter Ludwig-Wilhelm-Gymnasium, Hermann Krämer¹¹. 19 Todesurteile wurden in Rastatt gefällt und rasch vollzogen. Hermann Krämer informierte u.a.: „Die Richtstätte befand sich in einem Trockengraben der zur Ludwigsfeste gehörigen Werke, ungefähr an der Stelle, wo heute das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt steht. Aufrecht und ungebrochen gingen hier die 19 Freiheitskämpfer, über die das Standgericht die Todesstrafe verhängt hatte, in den Tod“. – Der Referent lebte sieben Jahre lang in diesem Internat.

Was tat sich zwischen „Offenburg“ und „Rastatt“? Blicken wir ins obere Wolftal! Die selbständige Gemeinde Rippoldsau hatte bekanntlich nur eine Lebenserwartung von 150 Jahren, dabei begann ihre Geschichte 1824 ganz hoffnungsvoll: Der „Stab Schapbach“ wurde geteilt, Schapbach war mit rund 1500 Einwohnern mehr als doppelt so groß wie Rippoldsau mit seinen rund 700 Einwohnern. Seit 1832 nannte sich das Gemeindeoberhaupt



Die Badeanstalt Rippoldsau – 1793 „nach der Natur gezeichnet“ und radiert von Marquard Wocher aus Basel (1758–1830). Links die beiden Gradierhäuser, in denen das „Rippoldsauer Brunnensalz“ gewonnen wurde. Im Vordergrund der BÄRENHOF, die älteste bekannte Darstellung des Rippoldsauer Schmidbauernhofs.

nicht mehr Vogt, als Rippoldsauer Bürgermeister wurde Lorenz Schmid¹² gewählt. Er war geboren als ältester Sohn des „Bärenhofbauern“, besser bekannt als Schmidbauer „ob dem Bad“, dessen imponierende Ahnentafel lückenlos zurückführt bis ins frühe 16. Jahrhundert¹³. Philipp Jacob Motsch, Parochus der Nikolaus-Kloster-Pfarrei, dokumentierte am 31. Juli 1798, daß er den kleinen Laurentius der Eltern Konrad und Regina Schmid getauft habe. Am 23. April 1822 protokollierte J. Georg Probst, der erste Pfarrer der neuen katholischen Kirchengemeinde, daß er diesen Laurenz/Lorenz getraut habe mit der ledigen Therese Schmid, Tochter der Bauersleute Michael und Franziska Schmid aus Schapbach. Das junge Paar hatte rasch 4 Kinder: Josefa, Kunigunde, Karl und Maria Anna (Karl ist durch Hansjakob ein dauerhaftes Denkmal gesetzt worden, vgl. „Abendläuten“)¹⁴.

An das tradierte Erbrecht im Schwarzwald hatte sich noch keine Reformpolitik gewagt; seit dem 18. Jahrhundert war zwar das Minorat – Jüngsten-



Der „Wellesimonshof“ von Katharina und Athanasius Armbruster, der „Waldfürst“ vor Dollenbach war von 1844 bis 1848 Bürgermeister von Rippoldsau.

recht gelockert, aber in der Praxis galt es immer noch, auf alle Fälle wurden die Hofgüter jeweils ungeteilt an einen Erben weitergegeben. Daß die Nicht-Erben dieses Schicksal nicht immer leicht ertrugen, ist sicher.

Es gibt keine Tagebücher, die uns erzählen, was in den folgenden Jahren auf dem Schmidbauernhof vor sich ging. Aber fest stand: Es war relativ normal, daß die beiden Mädchen keinen Anspruch auf den Hof haben würden; daß aber nicht der Ältere – Lorenz –, sondern der gerade um ein Jahr Jüngere – Tobias – das große Gut erben sollte, das hatten die Eltern verfügt. Von einem Streit der beiden ist nichts bekannt, bei der Hochzeit von Tobias – 1825 – war der Ältere Trauzeuge. Aber nun war Tobias der Bauer auf dem großen, stolzen Hof, Lorenz wurde billig, nach alter Art – abgefunden mit dem Gütle auf der „Lenderi“, auf der andern Talseite, wo er als Tagelöhner einen kärglichen Lebensunterhalt für sich und seine Familie hatte. Diese Benachteiligung – wie sie „Brauch“ war – teilte Lorenz Schmid mit vielen andern im Tal.

Aber Lorenz Schmid spürte offensichtlich, daß durch mutiges Eingreifen in das politische Geschehen für jeden, auch den kleinen Gütler, das persönliche Los und die allgemeine Situation durchaus veränderbar waren. Er

kandidierte 1832 und wurde in Rippoldsau als Bürgermeister gewählt, blieb im Amt bis 1839; es ist nicht feststellbar, warum er dann für zwei Jahre aussetzen mußte – 1841 wurde er wieder Bürgermeister und blieb es bis 1844, wurde abgelöst durch Athanasius Armbruster. Dieser Wechsel anno 1844 war wie ein Signal: Der neue Bürgermeister war der größte und reichste Bauer in Rippoldsau, der Herr vom „Wellesimonshof“ vor Dollenbach. 1829 war dort der alte Bauer Mathias Welle gestorben, die Erbtöchter Katharina machte den Schapbacher Athanasius Armbruster zu einem „Waldfürsten“; mit ihm zusammen genoß sie ihren immensen Reichtum, fuhr zur Kur nach Wildbad, kleidete sich ein in Straßburg; sie feierten zusammen mit der großherzoglichen Familie, Großherzogin Stephanie besuchte sie auf ihrem Hof. Hansjakob hat dies alles sehr farbig beschrieben, vor allem wie dieser maßlose Lebensstil letztlich den größten Hof im oberen Wolfstal dem Ruin zutrieb¹⁵. – 1844 freilich war diese Katastrophe des Athanasius Armbruster noch nicht abzusehen, noch bekam er das politische Vertrauen der Mehrheit. Aber im Frühjahr 1848 erreichte der Geist des Aufbegehrens, der Rebellion, der Wunsch nach Veränderung, nach Freiheit – was immer sie auch sein mochte – auch das schöne Tal am Fuße des Kniebis. Der Großbauer wurde abgewählt – Lorenz Schmid, der Gütler, trat wieder an. Man kann sich dessen Genugtuung, seinen persönlichen Triumph ganz gut vorstellen, als er wieder zum Bürgermeister gewählt wurde.

Initialzündung aus Frankreich

Die politischen Verhältnisse bzw. Entwicklungen gaben seit 1832 viel Grund für Verärgerung und Mißmut, vor allem gegen die Bürokratie, die Selbstgefälligkeit der Verwaltungen, die kleinkarierte Reglementierungssucht, die die eben nicht gewachsenen Strukturen in einem „vereinheitlichten Staatsbewußtsein“ im badischen Stiefel-Territorium ersetzen wollte, für Alemannen, Franken, Kurpfälzer usw. zementieren sollte. In Baden spürte man außerdem, daß der alte Reformgeist konsequent von außen, vom „Bund“, von Metternich abgebremst wurde. Als dann aber erstmals 1845 – und in den folgenden Jahren verstärkt – es durch Mißernten zu einer rapiden Verschlechterung der allgemeinen Lebenslage kam, zu großer Teuerung und vielfacher Not und Verarmung, auch zu bösen Spekulantentum, da gab es Proteste, erste Krawalle. Die großherzogliche Regierung glaubte, dies alles noch steuern zu können, als sie z.B. am 25. Oktober 1847 – einen Monat nach „Offenburg“! – in scharfem Ton die Beachtung der „Feierabendstunde“ wieder zur Pflicht machte. Zum Protest aus purer Not kam nun auch der Spott und die politische Stimmungsmache.

Doch die Initialzündung kam wieder einmal vom Westen, aus Frankreich. Am 24. Februar wurde das korrupte „Juli-Regime“ des „Bürgerkönigs“ Louis-Philippe mit dem verlogenen *égalité*-Etikett in Paris weggefegt, und wieder zogen politische Kräfte rechts des Rheins nach. „Die Revolution des Jahres 1848 entsprach nicht der deutschen Entwicklung, sie wurde hierher vielmehr von außen übertragen“ – so die Meinung vieler Historiker, z.B. Hans Fenskes¹⁶. Und ihm ist zuzustimmen. Dennoch ist eindeutig, daß der Funke im Badischen rasche Nahrung fand. Überwiegend aber war sicher die Angst: Die Erinnerung, Jahrzehnte alt, hatte sich fest verwurzelt, und das Gerücht, „Die Franzosen“ kommen wieder, führte vielerorts zu Panik und militärischen Vorbereitungen – freilich auch zu mancher Euphorie. Niemand hat uns dies besser geschildert für unsere engere Heimat als Hansjakob: „Ich hätte nie geglaubt – ich kann dies ja jetzt erst ermessen –, daß man für Freiheit und Volkswohl, selbst wenn sie die reinsten Karikaturen sind, so entsetzlich begeistert werden kann wie damals Männer, Weiber und Buben es waren in meiner Heimat und im ganzen Lande. Es ist jammerschade, daß jene Unsumme von Begeisterung keiner vernünftiger angelegten Sache galt“¹⁷. So Hansjakob als Sachverständiger und Zeitgenosse. Ein erstes „badisches Hochgefühl“ hatte der junge Haslacher erlebt am „Leopoldstag“ zu Ehren des Großherzogs und bei den patriotischen Reden von „Wunnibald dem Schmied“. Dann aber kam eben dieser „Franzosenlärm“ am 25. März auch ins mittlere Kinzigtal: „Die Franzosen kommen, Offenburg steht schon in Brand!“ An diesem „Lärm“, so wurde bald richtig vermutet, war die Karlsruher Regierung sehr interessiert, sie sollte die Furcht und das Grausen vor einer revolutionären Zukunft noch schüren. Hansjakobs Vater war eindeutiger Gegner der „Heckerei und der Revolution“ – und auch bei seinem Sohn spüren wir überwiegend den Spott über die „Blusenhelden“ und die „Teilungsprojekte, um die Gleichheit des Besitztums herzustellen“.

In Karlsruhe besann man sich im März 1848 auf Mäßigung. Staatsrat Johann Baptist Bekk war ein herausragender Vertreter des pragmatischen Liberalismus, der viel Kontinuität in Richtung bürgerliche Freiheit durchgesetzt hatte, in einem aussichtsreichen Prozeß, den revolutionären Agitationen eigentlich nur verzögern bzw. verhindern konnten¹⁸. Wie Bekk u.a. auch den Großherzog Leopold zu behutsamer, flexibler Politik drängen konnte, zeigt z.B. die Bekanntmachung vom 2. März 1848:

Leopold, von Gottes Gnaden, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen.

Die schweren Ereignisse der neuesten Zeit können nicht anders, als sich weithin fühlbar machen auf die Grundlagen der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung.

Nie mehr als in solchen Zeiten ist es Bedürfnis, daß, so wie Regierung und Stände, so Fürst und Volk fest zusammenhalten, um den Feinden unserer verfassungsmäßigen Freiheit und des gesellschaftlichen Zustandes, ob sie im Innern oder von außen sich zeigen, mit vereinter Kraft entgegenzutreten.

In solchen Augenblicken fehlt es nicht an Verführern aller Art. Unter dem mißbrauchten Vorwande der Freiheit wird häufig die Gesetzlosigkeit, in der alle Freiheit untergeht, gepredigt, oder eine Schreckensherrschaft Einzelner, die jede freie Äußerung Anderer auf die gehässigste Weise verfolgen, hervorgerufen.

Ich weiß, daß so viele wohlgesinnte Bürger, welches auch ihre politische Ansicht sey, sobald sie nur zu ruhiger Besonnenheit sich fassen, und sich von keiner Verwirrung hinreißen lassen, die Besorgniß hegen, es möchte unter den obwaltenden schwierigen Verhältnissen auch in unserm glücklichen Lande, durch verbrecherische Bestrebungen Einzelner und Verführung Anderer, eine Störung der Ordnung, Verletzung

des Eigenthums und anderer verfassungsmäßiger Rechte herbeigeführt werden.

In dieser ersten Lage wende Ich Mich mit dem vollsten Vertrauen und mit der alten, nie unterbrochenen Liebe an Mein Volk, das Mir auch schon in guten, wie in schweren Tagen so viele Beweise seiner Liebe und Treue gegeben hat: Ich wende Mich an Alle, denen die Ordnung, das Recht, und die wahre Freiheit am Herzen liegen, mit der Aufforderung: daß sie mit Mir zusammenwirken, um die heiligen Güter — die Ordnung, das Eigenthum, und die verfassungsmäßige Freiheit auch in den Stürmen der Gegenwart aufrecht zu erhalten, so wie es Meine Pflicht und Mein fester Entschluß ist, die guten Bürger des Landes in dieser Bestrebung zu unterstützen, verbrecherische Unternehmungen mit allen gesetzlichen Mitteln niederzuhalten.

Meine Badener! An Euch ist es nun, der Welt das Beispiel zu geben eines in gesetzlicher Entwicklung der Freiheit, unter Festhaltung der Ordnung glücklich fortschreitenden Volkes: Ihr werdet — Ich weiß es, Ich vertraue darauf — dieses großartige Beispiel geben.

Gegeben zu Karlsruhe den 2. März 1848.

Leopold.

Beff.

In einer Proklamation besonderer Art begrüßte Leopold am 15. März den Geist, der durch große Ereignisse gehoben und belebt, gegenwärtig den größten Teil von Europa durchweht und der, wenn er innerhalb der schützenden Schranken der Gesetze sich bewegt, segensreiche Früchte bringen kann und wird¹⁹. Und er sicherte konkret zu: Volksbewaffnung in Bürgerwehren, Abschaffung der Zensur, die Schaffung von Geschworenengerichten; das Kabinett wurde umgebildet, etliche besonders verhaßte Beamte pensioniert usw. Vor allem eine Zustimmung war wichtig: die Wahlen zum ersten gesamtdeutschen Parlament in Frankfurt rundum zu unterstützen.

Die Paulskirche – Zusammentritt am 18. Mai 1848

Und es schien in der Tat ein großer Wurf zu gelingen. Überall in Deutschland war „Frankfurt“ zu einem Fanal der Hoffnung auf Freiheit und Einheit geworden. Am Vorabend der Eröffnung des Reichstages in der Paulskirche

stiegen an vielen Orten Deutschlands Feuersäulen in den Himmel – als Zeichen der Begeisterung, auch der Mahnung und großen Erwartungen. Auf dem Kniebis, bei der Schwedenschanze, entzündeten junge Rippoldsaauer, angeführt von Fritz Goeringer, der von seinem Stiefvater gerade die Verantwortung über die Kurbetriebe übernommen hatte, um 18 Uhr ein riesiges Feuer; ein mächtigs Flammenlicht erleuchtete den abendlichen Himmel, setzte ein weithin sichtbares Signal über die Schwarzwaldhöhen und ins Rheintal. Dazu wurde u.a. Ludwig Uhlands „Zimmerspruch“ deklamiert: „Das neue Haus ist aufgerichtet – gedeckt, gemauert ist es nicht ...“²⁰. Die Perspektiven waren ungeheuer, die Hoffnungen schienen gerechtfertigt.

Aber die Stimmung speziell in Baden wurde bald beherrscht von den Ungeduldigen, den Kompromißunfähigen, den politischen „Kraftmeiern“, die nur von der „Schwatzbude“ in Frankfurt zu schimpfen wußten, die die grundsätzlichen Diskussionen in ihrem Ernst und in ihrer Tragweite gar nicht verstanden – wo es doch in einem offenen politischen Ringen ging um die zentrale Frage der deutschen Staatsform, um Zentralregierung oder förderatives System, um die Vereinbarkeit der Forderung nach Freiheit und Einheit, um Rechtssicherheit, um die Frage: mit oder ohne Österreich! In Frankfurt fielen Hecker und Struve glatt durch, sie setzten auf Radikalismus. Und Georg Herwegh sang dazu: *Das Reden nimmt kein End Im Parla-Parlament*. Für die Spötter wurde es eine anregende Zeit.

Wir gehen aber mit vollem Recht davon aus, daß die Wölbäler „große“ Veränderungen nicht wollten. Wolfgang Hug²¹ zitierte jene Schwarzwälderin, deren Mann spät von einer politischen Versammlung heimkam, mit der bezeichnenden Frage: *Was henn 'r jetz b'schlosse? Git's jetz Freiheit oder hemm 'r no Ordnung?* Ein die Schwarzwälder Mentalität gut charakterisierendes Wort wird auch vielfach überliefert: *Wenn I wisse tät, wie 's usgoht, wär I z'vorderscht mit debi* (Wenn ich wüßte, wie es ausgeht, wäre ich ganz vorn mit dabei). Das Trauma der großen Französischen Revolution, die mit hehren Idealen begonnen hatte und in Terror und schließlich – für Deutschland – in Fremdherrschaft ausartete, wirkte immer noch nach. Und die Monarchie galt eben doch als Garant der gesellschaftlichen Ordnung, der sozialen Stabilität. Verfassung ja – und auch Reformen, aber eben nicht gegen, sondern mit den Fürsten; so sicher die eindeutige Meinung der Mehrheit! Und die Märzregierung zeigte sich doch so kompromißbereit mit ihren „spontanen Vorwegbewilligungen“ (Vollmer). Jener Jungpolitiker traf wohl Volkes Meinung, als er bekannte: *Mir wenn ä Republik, aber de Großherzog soll se regiere!*

„Erkenntnisse“ auch im oberen Wolfstal

Gab es im oberen Wolfstal Sympathisanten der Revolution? – Ja. Verdächtig wurde Johann Baptist Bauer, Hauptlehrer an der Klösterle-Schule; er stammte aus Altglashütten, hatte 1846 *mit Consens des Bezirksamtes Wolfach* Susanna Hermann aus Bärenthal geheiratet, in Rippoldsau Bürgerrecht erworben und Anerkennung gefunden. Aber er hatte auch den „Volksführer“, herausgegeben von Friedrich Hecker, abonniert, und die großherzogliche „Posthalterey“ im Badort hatte dies gehorsamst nach Karlsruhe gemeldet. So erschien der Name Bauer nun immer wieder auf den Listen²² politisch suspekter Menschen im öffentlichen Dienst. Aber Lehrer Bauer konnte in seinem geliebten Dienstort bleiben, verhielt sich i.ü. ruhig, überlebte als braver Bürger, starb 1859.

Verdächtig war auch der Fürstlich-Fürstenbergische Revierförster Franz Karl Ganter, Sohn des F.-F. Försters Ganter aus Unterbaldingen, seit 1845 in Rippoldsau im Dienst, seit 1847 verheiratet – auch er *in Folge bezirkssamtlichen Consens* – mit Magdalena Fehrenbacher aus Hausach. 1848/49 nahm er offensichtlich klar Partei, wir finden seinen Namen nun auf den Listen betr. *die Herstellung und Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung nach Unterdrückung des jüngsten hochverräterischen Aufstandes*, denn: *Ganther zu Rippoldsau benimmt sich sehr zum Nachteil der Regierung. Er, sowie überhaupt die Forstbediensteten, könnten sehr günstig auf die vielen Tagelöhner einwirken, mit denen sie im Verkehr stehen. Ganter tut dieses aber nicht, sondern hetzt noch dazu gegen die Wohlhabenden und Gutgesinnten auf. Er ist ein Bruder des berüchtigten Pfarrers Ganter im Seekreis!* Ja, der Bruder Ferdinand Ganter, Jahrgang 1810, Pfarrer in Volkertshausen bzw. in Meßkirch, war Mitglied des „Volksvereins“ in Meßkirch und einer der Initiatoren für den „Heckerzug“ von Konstanz aus – das reichte ja wohl aus, auch den Bruder verdächtig zu finden. Aber auch er hat in Rippoldsau gut überlebt, ist dort bis 1877 als Forstverwalter tätig geblieben und war der allgemeinen Anerkennung sicher²³.

Aber da war eben noch Lorenz Schmid²⁴, der Bürgermeister, der 1848 wieder das Sagen hatte in der Gemeinde, der auch Kontakte suchte mit denen, die nun politisch etwas in Bewegung bzw. zumindest durcheinander brachten. Dem Zivilkommissär der selbsternannten provisorischen Regierung soll er gemeldet haben, der alte Badbesitzer Balthasar Goeringer sei in ganz besonderer Weise gegenüber dem Großherzog und seiner Regierung *loyal*; vorgeworfen wurde ihm, er habe Goeringer gar zur Flucht genötigt, sogar zweimal. Vor allem aber habe er auch württembergische Freischärler nach Rippoldsau eingeladen, die dort – bei gastlicher Aufnahme und guter Verpflegung – neue Verhältnisse schaffen sollten. Schon sehr ungewöhn-

lich und *ungehörig*, und solche Politik brachte Lorenz Schmid im Juli 1849 um seinen Posten, ins Untersuchungsgefängnis, verurteilt zu einer Gefängnisstrafe. Ein erstes Angebot auszuwandern statt im Gefängnis zu bleiben, lehnte er ab; er wurde – wohl 1851 – freigelassen; richtig aufgearbeitet wurde sein Fall nicht (zumindest fehlen uns die Informationen), auch dagegen gab es Beschwerden.

War diese ungeklärte politische Vergangenheit wohl mitentscheidend, daß sich Lorenz Schmid endlich doch noch dazu durchrang, nach Amerika auszuwandern?²⁵ Man schrieb inzwischen das Jahr 1854, der Nachmärz blühte – aber in Rippoldsau im kleinen Bereich der „Lenderi“ wurde es eng, zur Lorenz-Familie mit den 4 Kindern kam auch die Familie des ältesten Sohnes von Bruder Tobias, des Hofbauers, der übrigens 1840 gestorben war – und dessen Sohn Xaver erlebte nun das gleiche Schicksal wie eine Generation vor ihm Onkel Lorenz. Und Lorenz Schmid zog eben nun seine Konsequenzen, packte die Koffer, ab nach Amerika; seine Spur verlor sich in der weiten Welt. Im Tal blieben seine Kinder, sie gründeten ihre Familien – und zurück auf der „Lenderi“ blieb Therese Schmid, Witwe im Wartestand, bis sie 1879 im Alter von 81 Jahren starb.

Goeringer, der Badbesitzer

Ein Sturm auf ein Schloß oder eine Feudalfestung war als Protest im oberen Woltal utopisch im wahrsten Sinn des Wortes. Aber es gab hier inzwischen eine Familie, die durchaus „herrschaftlich“ war, beste Beziehungen zu den politisch Herrschenden pflegte und für einen radikalen Republikaner nicht mehr ins erträgliche Gesellschaftsbild paßte. Die Geschichte der Goeringer war zu einer großartigen Erfolgsgeschichte geworden; 1825 wurde das Traditionsbad den Fürstenbergern abgekauft, in privatem Besitz erlebte es einen unglaublichen Aufstieg, war nach Baden-Baden konkurrenzlos die Nr. 2, weit über die Grenzen Badens hinaus bekannt als *Musterkuranstalt*. Der Gemeindename war in Europa identisch mit der Kuranstalt. 1846 überließ Balthasar Goeringer, verheiratet mit Magdalena Krausbeck aus Wolfach, der Witwe seines Bruders Franz Xaver, das blühende Unternehmen seinem Stiefsohn Friedrich/Fritz, verheiratet mit der Freiburgerin Maria Barbara, geb. Bacheberle.

Lassen wir hier für die kritischen Jahre Berichte aus der „Basler Zeitung“ sprechen:

Rippoldsau.

Die Brunnen- und Molkencuranstalt zu Rippoldsau wird mit dem Heutigen für diesen Sommer eröffnet. Die verschiedenartigst qualifisirten Mineralwasser — die glaubersalzhaltigen **Stahlsäuerlinge**, die natronhaltigen Mineralwasser, unter dem Namen **Natroine** und **Schwefelnatroine** bekannt, so wie die nach Schweizerart bereiteten Ziegenmolken — stehen dem Curgaste hier zu Gebot und lassen eine ausgedehnte therapeutische Anwendung zu. Dieser Umstand, sowie besonders die friedliche Ruhe unseres Thales, die bis jetzt noch keinen Augenblick gestört worden ist, wird gewiß manchen Gast um so eher bestimmen einige Wochen der Herstellung seiner Gesundheit und seiner Erholung wegen hier zu verweilen.

Den 10 Mai 1848.

B. F. Goeringer.

NB. Vom 1 Junius an geht täglich ein auf die Mittagszüge der Eisenbahn infuirender Badwagen, mit unbedingter Aufnahme der Passagiere vom Offenburger Bahnhof aus, durch das Kinzig- und Schappacher-Thal, nach Rippoldsau hin und retour.

13. Mai 1848

Rippoldsau. Schwer haben die Bäder des Rensch- und Kinzigthales unter den modernen „Wohlstand, Bildung und Freiheit für Alle“ proklamirenden Menschenbeglückern gelitten, und es schien auch unser bisher so friedlich süßes Bad Rippoldsau durch die herumziehenden Horden versprengter Freischaren und Soldaten, namentlich in den lehtverfloffenen Tagen, gefährdet werden zu wollen. Doch diese Furcht hat sich nicht bewahrheitet und unser Kurort blieb, einige wenige ihr Unternehmen bitter beklagenden und die Anstifter alles dieses namenlosen Unheils verfluchenden fliehende Freischaren, die in nichts weniger als feindlicher Absicht hieher gekommen sind, von dem Besuche solcher ungebetenen Gäste befreit. Die preussischen und die Reichstruppen, welche in ganz kurzer Zeit das ganze badische Land besetzt haben, bieten jedem Gaste, der eine Badekur gebrauchen will, die beste Garantie seiner Sicherheit. — Das Bad Rippoldsau genießt vollkommen diejenige Ruhe und Stille, die zum Gebrauche einer Brunnenkur so absolut nothwendig sind. Die Gaste können in jeder Beziehung beruhigt ihre Badereise hieher antreten, da die Wege sämtlich wieder frei und alle Postverbindungen wieder hergestellt sind. Die Postrouden durch das Kinzigthal über Offen- burg, die durch das Renschthal von Appenweiler über die Renschbäder, sowie diejenige von Stuttgart über den Knie- bis sind für das Publikum offen, sowie auch durch regel- mäßige Omnibusfahrten, die 3 Mal täglich von Offenburg durch das Kinzigthal über Wolfach nachhaben, für die Pie- berbeförderung der Gaste auf's bequemste und billigste ge- sorgt ist. Somit ist nicht zu zweifeln, daß das Bad Rip- poldsau mit seinen heilkräftigen Mineralwassern und der daselbst seit Jahren errichteten Ziegenmolkenkur-Anstalt bei möglichst billig gehaltener Bedienung auch noch für den Rest dieses Sommers sich eines zahlreichen Besuches zu er- freuen haben wird.

13. Juli 1849

Basler Zeitung

Balthasar Goeringer, ein Patriarch in seinem Verhalten und Denken, konnte wohl kaum fassen, was sich da politisch ereignete. Fast zwangsläufig kam es zum Gerangel mit dem Bürgermeister. Man denunzierte sich gegenseitig, jeder bei seiner „Partei“. Zunächst hatte Goeringer das Nachsehen *im Jahre 1849 wegen Verfolgung der revolutionären Partei*, zweimal mußte er

ins Ausland fliehen! Aber daß es in Rippoldsau Leser des „Volksfreund“ gab, hatte er persönlich weitergemeldet. Und daß Lorenz Schmid schwäbische Gesinnungsgenossen nach Rippoldsau einlud, wußte der großherzogliche Oberamtmann auch durch ihn. Aber letzten Endes hatte der Ex-Bürgermeister die schlechteren Karten. Nur hatte nun auch Balthasar Goeringer das Gefühl, seinem Nachfolger Friedrich/Fritz ganz das Feld überlassen zu müssen; Hansjakob hat seine zweite Karriere beschrieben in „Theodor der Seifensieder“: *Da kam 1856 aus Rippoldsau, wo er das dortige Bad umgestaltet, auf eine vorher nie gekannte Höhe gebracht und seinem Sohn übergeben hatte, Balthasar Goeringer, kaufte das Funkenbad (in Wolfach) und gründete mit Theodor, dem Seifensieder, das Kiefernadelbad.*

Im Rippoldsauer Gemeindearchiv findet sich übrigens nicht die geringste Spur von politischen Unruhen 1848/49, das Pfarrarchiv gibt wenige, aber präzise Hinweise. Aus andern Quellen²⁶ ist zu erschließen: Die Spitze der Gemeindeverwaltung schied aus, also Bürgermeister Schmid und Ratsschreiber Tobias Armbruster, die Gemeinderäte Mathias Künstle und Nikolaus Schoch, auch der ganze Bürgerausschuß wurde von Amts wegen aufgelöst. Der Förster und der Lehrer kamen mit Verweisen davon. Etliche junge Männer haben in Rastatt ihren Militärdienst abgeleistet und sich dem Aufruhr angeschlossen: Fridolin Vivell z.B., 1826 als Sohn des Klösterle-Lehrers geboren; er war aber dann rechtzeitig – wie viele andere – in die Schweiz geflohen, durfte im November 1849 wieder legal nach Baden zurückkommen. – Xaver Schmid, geboren 1827 als ältester Schmidbauernspröß – wir kennen seine Geschichte bereits – er wurde Soldat in Rastatt, dort auch gefangen gesetzt; eine silberne Uhr wurde ihm für die Zeit, in der er in Fort A „untergebracht“ war, abgenommen und unter Nr. 2025 registriert und verwahrt. Als er nach etlichen Monaten wieder ins Wolftal zurückkehren durfte, fand er dort eine liebe Frau: Franziska Dieterle aus dem Burgbach, richtete sich mit ihr auf der „Lenderi“ für ein ruhiges Leben ein, gab sich bescheiden als Tagelöhner. – Daß man in Rippoldsau bis vor kurzem noch von einem „Heckerhaus“ sprach, hat zu tun mit dem Haus im Absbachweg Nr. 6; sein früherer Besitzer soll ein Hecker-Anhänger gewesen sein²⁷.

Der Aufruhr in Schapbach

In Schapbach wurden von der „politischen Reinigung“ erfaßt und vom Amt suspendiert²⁸: Bürgermeister Joseph Welle und „Gerichtsbote und Polizeidiener“ Karl Hermann. Beide wurden für schuldig befunden, Anhänger der „Umsturzpartei“ gewesen zu sein. Alois und Jakob Schmid erhielten „wegen Absingens verbotener Lieder“ eine Strafe „verschärften Arrest“²⁹. Aber darüber hinaus wurden in Schapbach auch Abonnenten des „Volksführers“

ausgemacht und bestraft: Thomas Schmieder, Landwirt aus Wildschapbach, der Schreiner Klemens Welle z. B. Schlimmer noch: Schapbacher hatten sich dem „Freischarenzug“ angeschlossen, Daniel Kindler z. B. marschierte mit der „Deutschen Legion“, der Landwirt Adolf Schmieder wollte Hecker unterstützen, ebenfalls der Metzger Philipp Wind. Etliche Schapbacher waren Soldaten des Großherzogs und taten sich schwer mit dem militärischen Gehorsam, büßten dafür anschließend in den Rastatter Kasematten: Franz Armbruster aus dem Holdersbach, Jonas Armbruster aus dem Hirschbach, Konrad Armbruster, Anton Dreher, Xaver Welle – sie alle erfuhren eine harte „Umerziehung“ in den Verließen der Rastatter Festung.

Und auch in Schapbach waren die Lehrer, diese *Agitatoren in Klassenzimmer und Wirtshaus*, auffällig. Hansjakob erinnerte sich³⁰: *Der Xaveri, seines Geschlechts ein Kilgus, war, wie jeder normale Haslacher, Demokrat, und sein Herz glühte anno 48 für Volksfreiheit*. Er hatte ihn selbst gesehen, *wie er im Frühjahr 1848 beim Franzosenlärm mit den Buren aus dem Säbe in Hasle einzog als Hauptmann und Führer von Sensenmännern*. Im Herbst 1849 wurde Kilgus dafür strafversetzt – aber Hansjakob war stolz darauf, auch von Hasle und ein Nachbarsbub von Hutmachers Xaveri, dem Sänger und Märtyrer der Freiheit, zu sein. – In Schapbach war auch der Unterlehrer Karl Hippler³¹; schon 1847 war er wegen Majestätsbeleidigung verurteilt worden zu viermonatlicher Arbeitshausstrafe, wurde dann aber amnestiert und aus Nordbaden ins Wolfstal versetzt; aber 1848 hat er sich den Freischaren angeschlossen, *hat sich als Emissär brauchen lassen und ist mit ausgezogen*; er wurde sofort aus dem Dienst entlassen, sein Vermögen wurde beschlagnahmt – er wanderte (1862?) nach Amerika aus. – Nikolaus Holzer aus Bruchsal, hatte im Nachbarort auf der Straße aus dem „Volksführer“ vorgelesen und *aufreizende Reden gegen die rechtmäßige Regierung* gehalten, galt als *eingefleischter Anhänger der roten Partei*, wurde nicht verhaftet, aber nach Schapbach versetzt, wurde dort offensichtlich ruhiger.

Ein ganz besonderer Fall war Zyriak Dieterle³², Wirt zum „Sternen“ und Schapbacher Postexpeditor. Auch er hat *der Revolution Vorschub geleistet*, war aktiv bei der Mairevolution; in seiner Wirtschaft trafen sich die *Bewegungsmänner*. Er wurde beschuldigt, *im Dienst der Bewegung* auch das Briefgeheimnis verletzt zu haben, wurde im Juli 1849 von preußischem Militär verhaftet, aber – *wegen Mangel an Tatbestand* – wieder entlassen, *die Untersuchung hatte keine erhebliche gravierende Umstände geliefert*; er durfte seinen Dienst wieder übernehmen. Oberamtmann Felleisen/Wolfach gab am 26. Juli 1849 einen Bericht über seinen ganzen Amtsbereich, nachdem am Sonntag, 22. Juli, preußische Soldaten in Wolfach eingerückt und Listen von Verdächtigen angefordert hatten: *Ich bezeichnete solche Personen, welche theils kundbarlich und theils actenmäßig als graviert erschei-*

nen. Das Amt hat der Militärbehörde diese Individuen namhaft gemacht, welche bestimmte Thathandlungen oder aufreizende Reden und Worte sich haben zu Schulden kommen lassen. Felleisen nannte zunächst die Wolfacher wie Handelsmann König, Ratschreiber Thüringer, Rechtsanwalt Burger, Bäcker Armbruster, den Seifensieder Theodor Armbruster; sie seien schon an die Militär-Commission nach Freiburg abgeliefert. Der preußische Streifzug ins Wolftal gegen Individuen, die der Aufreizung beschuldigt wurden, führte dann zur Verhaftung des Schreiners Welle und des Sternewirts Dieterle. Es waren eher harmlose Fälle, die hier zu lösen waren.

Fazit unserer Recherchen: Auch in Schapbach war das revolutionäre Potential eher bescheiden, im Gemeindearchiv finden sich keine Spuren. Sicher scheint also, daß die Schapbacher in ihrer großen Mehrheit zur alten Ordnung standen – wie z. B. der Bühl-Mathis aus der „Sulz“, als 13. Kind – von 14 – einer einfachen Familie zur Welt gekommen; er hat als Dragoner im 1. badischen Reiterregiment unter Oberst Hinkeldey gedient, hat in Kandern gegen Hecker gekämpft, in Staufen gegen Struve, war in Freiburg zum Schutze des Erzbischofs im Einsatz, wurde von Freischärlern verhaftet und konnte fliehen – und nach diesen Unruhen gründete er „auf dem Bühl“ seine Familie, hatte 15 Kinder – und erzählte Heinrich Hansjakob, wie gut geordnet sein Leben verlaufen sei³³. Das Wolftal ging wieder über zur alten Normalität. Freilich, als der Schapbacher Bürgermeister Andreas Armbruster³⁴ 1855 eine Liste aufstellte mit den Namen von den in den vergangenen drei Jahren nach USA ausgewanderten Schapbachern, waren dies immerhin 17 Männer, 8 Frauen und 3 Kinder. Die Gründe waren sicher vielfältiger Art, lassen sich nicht nur bzw. eher nicht aus Resignation und Frust über die mißlungene politische Wende erklären. Dieses Thema war erledigt. Daß es heute in Schapbach einen „Heckerbrunnen“ gibt, hat mit Friedrich Hecker so wenig zu tun wie Pontius Pilatus mit dem Tridentinischen Glaubensbekenntnis.

Zuchthausstrafe oder Auswanderung?

Es war übrigens ein recht zupackendes Rechtsinstrument, Verdächtige bzw. Beschuldigte vor eine knallharte Alternative zu stellen. Das Justizministerium forderte 1849 alle Bezirksämter auf, die wegen des hochverrätherischen Aufstandes Verurteilten zu informieren, daß ihnen gnadenhalber die Auswanderung gestattet werde³⁵. Im Amtsbezirk Wolfach hatte Oberamtsrat Felleisen mit mehreren Fällen zu tun, die er am 25. und 30. Oktober 1849 protokollierte und durch Unterschrift bestätigen ließ. Sein Bemühen hatte ganz und gar nicht den gewünschten Erfolg, auch (noch) nicht bei Lorenz Schmid, dem abgesetzten Rippoldsauer Bürgermeister. Dieses Dokument der „Strafrechtspflege“ spricht für sich:

I, Josef May Böhler von Bannberg TA
Ich bin nicht bekannt nach Annika
andgemeinden.
N. I. N.

II Josef Anton Böhler
Johann Bannberg von Bannberg;
Auf ist bei nicht gekommen andge,
nennen.
N. I. N.

III Johann Bannberg von heim;
Ich nennen nicht nach Annika
and,
N. I. N.

IV Ludwig Bannberg Ludwig Böhler von Bannberg;
Ich kann nicht sagen andstellen,
nach Annika andgemeinden.
N. I. N.

V Alois Böhler von Bannberg;
Ich bin nicht gekommen, nach Annika
andgemeinden.
N. I. N. Alois Böhler

VI Leopold Böhler von Bannberg;
Ich bin nicht andstellen, andgemeinden
N. I. N.
Leopold Böhler
100



*Viersprachiges Reklameplakat von 1849 (Originalgröße 58 × 40 cm) –
Bad Rippoldsau (Ausschnitt)*

Kniebis – eine badische Gemeinde

Der Kniebispaß war seit Jahrhunderten von strategischer Bedeutung, die fast systematische Besiedlung begann erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts, die kirchliche Betreuung der Siedler auf dem badischen Kniebis – fast alle waren katholisch – übernahm der Rippoldsauer Pfarrer; das wichtigste Amt: Zoll- und Grenzkontrolle gegenüber Württemberg!

Die jungen Männer leisteten ihren Militärdienst vornehmlich in Rastatt³⁶. Und dort kam 1848/49 über manche auch der revolutionäre Funken, über Manfred Braun z. B., Christian Herr, die dann als Gefangene in ihrer Kaserne verbleiben mußten, angeklagt wegen Hochverrats. Beiden wurde das Angebot gemacht, statt im Gefängnis zu bleiben, nach Amerika auszuwandern; beide lehnten ab. – Den „Freischaren“ angeschlossen hatten sich u.a. Roman Lorenz und Josef Neumaier, auch sie gingen ins Gefängnis wegen „Teilnahme an hochverräterischen Unternehmungen“.

Ein Kniebiser Schicksal ist besonders bemerkenswert; das des am 20. März 1825 geborenen Josef Doll: Er war Soldat in der 12. Kompanie des 1. Infanterieregiments; aber am 12. Mai 1849 war er beteiligt, als der

Korporal Rinkleff in der Rastatter Garnison mißhandelt wurde; auch wurde ihm zur Last gelegt, daß er in aller Öffentlichkeit, vor allem in Wirtshäusern, sich zum Aufruhr bekannte, selbst aktiv auf der Seite der Aufständischen bei Ladenburg und Bischweier kämpfte. Am 29. Juli 1849 wurde er vom Standgericht Rastatt wegen Meuterei und Treulosigkeit zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt, in Bruchsal kam er in Sicherheitsverwahrung. Doch am 9. April 1851 wurde er *zur Auswanderung begnadigt*, er nahm an.

Ein Blick in die schwäbische Nachbarschaft

Im Königreich Württemberg fanden die revolutionären Ideen im Volk 1848/49 ein kaum nennenswertes Echo, also war auch in diesem Jahr 1998 das Gedenken kaum auffällig: Ein herzlicher Nachruf auf Gottlieb Rau, der wenigstens drei Wochen lang seinem König Wilhelm Sorgen machte; eine freundliche Erinnerung an Georg Herwegh, den Ex-Theologen, den Staat und Kirche als Pfarrer verhindert hatten, und der dafür *Tyrannen-Haß statt christlicher Nächstenlieb* predigte, der sich vom sicheren Ausland her als Hoffnungsträger anpries, aber doch nur eine politische Niete war; etwas Nachruhm für Ludwig Pfau, den Gründer des „Eulenspiegels“ und vielseitigen Lyriker, sein „Badisches Wiegenlied“ wurde oft zitiert³⁷.

Dem König Wilhelm wurde bestätigt, er sei einer der bedeutendsten Regenten und Staatsmänner des 19. Jahrhunderts gewesen, einer der historischen Glücksfälle für Württemberg³⁸. Während Baden anfällig war mit seiner langen Grenze nach Westen für Immigranten und Ideen, hatte Württemberg neben seinem selbstbewußten Bürgertum ausgezeichnete politische Führer. Die wenigen, die mehr wollten als Reformen, bekamen eine Sonderlektion auf dem Hohenasperg, dem „Demokratenbuckel“; der Aufenthalt dort soll aber im Vergleich zu Bruchsal paradiesisch gewesen sein. – Als am 28. März 1849 in Frankfurt die Reichsverfassung beschlossen wurde, war Württemberg das einzige Königreich, wo sie sofort ratifiziert wurde; der Umzug von Frankfurt nach Stuttgart war der Marsch in das Land der letzten Hoffnung. Fazit: „In Württemberg gab es damals keine Toten und deshalb keine Märtyrer, und preußische Truppen kamen weder als gebetene noch als ungebetene Anti-Revolutionäre in das württembergische Königreich“³⁹.

Aber kleinere Unruhen gab es eben doch, gerade in und um Freudenstadt; große „Heldenverehrung“ wie in Baden wurde dafür im Jubiläumsjahr 1998 nicht registriert. Aber wie sagen die Schwaben: „Nit g’scholde isch au scho g’lobt!“

Am 24./25. März 1848 löste die Meldung bzw. die Falschmeldung über den „Einfall der Franzosen“ auch im Oberamt Freudenstadt eine Panikwelle aus⁴⁰: Im „Badischen“ würden „sie“ sengen und brennen und Offenburg liege schon in Schutt und Asche. „In Baiersbronn und Freudenstadt bewaffneten sich die Bewohner eiligst mit Gewehren, Gabeln, Sensen und Hacken und eilten zur Verteidigung auf den Kniebis.“ Seit dem 23. Mai übte die Freudenstädter Bürgerwehr unter ihrem Kommandanten Münster täglich vor dem Loßburger Tor. Wer unentschuldig fehlte, zahlte 6 Kreuzer Strafe. Am 2. Juli konstituierte sich in der Amtsstadt ein „vaterländischer Verein“ und am 16. Juli erlebte Freudenstadt eine große Feier und volle Zustimmung zu „Frankfurt“ und dem neuen Reichsverweser Erzherzog Johann – und zu König Wilhelm; die Festrede hielt Dekan Baur. Am 8. Oktober war das Fest der Fahnenweihe der Bürgerwehr. Seit Wochen agierten schon württembergische Truppen auf Einladung Leopolds auf badischem Territorium, gut versorgt.

3000 Menschen nahmen am 26. November 1848 in Freudenstadt teil an der Totenfeier für Robert Blum: der politische Schriftsteller und in Frankfurt führende Politiker der Linksliberalen war bei der Einnahme Wiens durch Windischgrätz gefangen genommen und standrechtlich erschossen worden. Eine Sammlung für Blums Witwe erbrachte damals 86 Gulden und 47 Kreuzer. Im Januar 1849 wurde in Freudenstadt auch für die Gefangenen auf dem Hohenasperg gesammelt.

Noch im Juni 1849 wurden von Donaueschingen und Karlsruhe aus die Nachbarn gerufen, eine „schwäbische Legion“ zu gründen, in Baden einzugreifen; die „Grenzbewohner“ wurden aufgefordert, „Württemberg, die für den Freiheitskampf hierher kommen, freiwillig in Quartier zu nehmen“; der Rippoldsauer Brügermeister sprach – wie bekannt – die entsprechende Einladung aus. Im Sommer 1849 war die Situation geklärt, auch in Freudenstadt gab es zum Teil harte Strafen, so 20 Jahre Zuchthaus für den Tierarzt Wallraff; der Lehrer Johann Noah Steimle nahm das „Angebot“ der Auswanderung mit seiner Familie an; der Jurist Klump wurde zunächst zu 18 Jahren Zuchthaus verurteilt, dann zu vier Jahren „begnadigt“, schließlich nach Verbüßung der Hälfte auf dem Hohenasperg wieder in Amt und Würden eingesetzt; königliche Milde in Württemberg.

Noch eine Nebenbemerkung: Die meisten Details zu diesem Thema wurden berichtet in der Freudenstädter Zeitung mit dem Namen „Gränzer“/ „Grenzer“! Nomen = omen? = Programm?

Im „Nachmärz“

Es gibt Porträts von Großherzog Leopold aus seinen letzten Lebensjahren, die seinen verdüsterten Seelenzustand scharf gezeichnet haben. Noch immer bzw. wieder „von Gottes Gnaden Großherzog von Baden“ schrieb er im August 1849 an sein Volk⁴¹: . . . *Im zwanzigsten Jahre Meiner Regierung, auf die ich mit reinem Gewissen zurücksehe, hat der schmerzvollste Aufruhr, den die deutsche Geschichte kennt, Mein Land mit Unglück und Schaden bedeckt . . . Zurückgerufen durch meine Regentenpflichten betrete ich mit dem Gefühle des bittersten Schmerzes, aber trotz erfahrenen Undankes mit unvertilgbarer Liebe für das Wohl des Landes den Boden Meines angestammten Thrones und erlebe vor Allem den Beistand Gottes zur Lösung Meiner schweren Aufgabe . . .* Auch der Freiburger Erzbischof von Vicari schrieb am 29. Juli 1849 in einem Hirtenbrief⁴²: *Nachdem nun Gott glorreichen Sieg verliehen der gerechten Sache, die Regierung unseres vielgeliebten Großherzogs, des milden und gütigen Vaters des Vaterlandes, wiederhergestellt, und die gesetzliche Obrigkeit zur Beruhigung und Friedung des Landes ihre Wirksamkeit begonnen, drängt es Uns, in gegenwärtigem Sendschreiben einiger Hirtenworte an Euch, geliebteste Bisthumsangehörige zu richten. Eure Gemüter werden, so hoffen Wir, hinlänglich beruhigt sein, um ein Wort des Friedens Christi zu vernehmen*

Aber Leopold war krank und kraftlos, am 24. April 1852 starb er. In den Schulbüchern war schon 1854 zu lesen⁴³: *Die Revolution von 1848 und 1849 verursachte dem edlen Fürsten viel Leid; er wurde veranlaßt, sein Land, dem er so viel Gutes erwiesen, zu verlassen und kehrte erst wieder zurück, als die Empörung unterdrückt war.* Der Nachmärz sorgte für Beruhigung, im wesentlichen geräuschlos. Hansjakob ist wieder unser Gewährsmann; er spottete ja z. B. über das *Massen-Rasieren*; die Bärte als Symbole rebellischer Gesinnung sollten rasch wieder verschwinden, *jeder wollte ‚glatt‘ sein, ehe die Preußen kämen.* Seine Bilanz⁴⁴: *Wir waren bekehrt zu Untertantentreue, bekehrt durch die Gewehrläufe der Preußen . . . Es triumphierten wieder die Fürsten und die ‚Rückwärtserei‘ in ganz Deutschland.* Zu einer ersten spürbaren Amnestie kam es 1857 aus Anlaß der Geburt eines Thronfolgers, 1858 kam der junge Großherzog Friedrich I. erstmals auch mit großem Gefolge ins Bad Rippoldsau, begleitet u.a. von Großherzogin Stephanie. 1862 gab es einen gewissen Abschluß der „politischen Säuberung“: Baden, fest traditionsverbunden, wurde wieder in vielen Bereichen vorbildlich; manche kritisierten, es sei ein *typisches Land der Unteroffiziere und Kanzleidiener* geworden. Daß Badener damals in großer Zahl emigrierten, ist belegt; vielleicht waren es 80 000 im Jahrzehnt nach der Revolution, nicht alle verließen ihre Heimat aus Gründen der gescheiterten Revolution. Die große USA-Emigration erfolgte übrigens erst

nach 1860: Bis 1870 sind 2 314 824 Menschen in die USA eingewandert, davon 787 468 Deutsche⁴⁵. Daß wertvolle Menschen damals den alten Kontinent verlassen haben, daß die Forty-eighters für den Aufbau ihres neuen Staates zum Teil sehr bedeutsam geworden sind, macht nicht nur das Schicksal des Lincoln-Freundes Carl Schurz deutlich.

Mit dem Scheitern der Revolution in Baden ging auch die Kooperation der Republikaner rechts und links des Rheins zu Ende; nach 1830 hatte sie begonnen, sie hatte sich beim Hambacher Fest verstärkt, aber am 20. Juni 1849 wurden in Straßburg, Colmar und Mülhausen die Führer der elsässischen Republik-Anhänger verhaftet. Auch in Frankreich folgte die Reaktion und die Stunde der Staatssicherheit, die Veränderungen im politischen Interesse des Volkes wurden aufmerksam beobachtet – ebenso wie in Baden, wo vor allem die Aktivitäten in Sport- und Musikvereinen kontrolliert wurden. So meldete z.B. das Bezirksamt Wolfach 1858 gehorsamst nach Karlsruhe⁴⁶:

Die Gründung eines Gesangvereins in Schapbach betr.: In dem Orte Schapbach hat sich ein Verein zum Zweck der Einübung von sittlich religiösen und erheiternden Gesängen gebildet und es hat ein solcher unter Vorlage der Statuten und des Mitgliederverzeichnißes um polizeiliche Genehmigung nachgefragt. Der Gemeinderath und das kath. Pfarramt unterstützen das Gesuch und glauben nicht, daß ein Mißbrauch zu befürchten sei; der in Schapbach stationierte Gendarm Junker dagegen bemerkt, daß 3 Mitglieder des Vereines, nämlich Bürgermeister Armbruster, sein Bruder Gordian Armbruster und Josef Welle in den Jahren 1848–1849 zur Umsturz-Partei (sic) gehört haben. Die Angaben des Gendarmen Junker gründen sich nicht auf eigenen Wahrnehmungen, sondern auf Aussagen anderer nicht besonders zuverlässiger Leute und nach unseren Akten findet sich gegen die genannten Mitglieder nichts Nachtheiliges vor, vielmehr wurde die unterm 30. Juli 1853 auf Andreas Armbruster gefallene Bürgermeisterwahl von der Gr. Kreisregierung bestäthiget und wir müssen unterstellen, daß der frühere Amtsvorstand sich über den politischen Leumund des Gewählten verläßiget haben muß und die Bestätigung desselben nicht beantragt haben würde, wenn die Angabe des Gendarmen richtig wäre. Indem wir unsere Akten die Gründung des projektierten Gesangvereins unter Anschluß der Akten über die Bürgermeisterwahlen in Schapbach von 1849 und 1853 und die Akten über das Verfahren gegen die Theilnehmer der Revolution von 1849 mit Gemäßheit Erlaßes Gr. Ministerium des Innern v. 25. Jenner 1853 vorlegen, haben wir noch beizufügen, daß der zu gründenden Verein seine Versammlungen im Schulhause zu Schapbach abzuhalten beabsichtigt. – Wolfach den 6. Merz 1858 (Unterschrift nicht leserlich)“.

Wird die „badische Revolution“ in ihrer Bedeutung überschätzt?

Die „Revolutionsausstellung stärkt badische Identität“, titelte das „Badische Tagblatt“ am 4. August 1998 – und auch „das badische Selbstbewußtsein“ sei gewachsen, denn „nie zuvor ist den Badenern bewußt geworden, welche bedeutende und aus demokratischer Sicht positive Rolle ihr Land in der deutschen und europäischen Geschichte gespielt hat“, resümierte Harald Siebenmorgen, der Direktor des Badischen Landesmuseums. Es ist tatsächlich denkwürdig, daß erstmalig in Baden ein sich souverän dünkendes Volk seiner parlamentarischen Vertretung den Auftrag gegeben hat, eine wirklich demokratische Landesverfassung zu erarbeiten – ohne auf die Gnade Gottes und den Segen des Landesherrn zu warten. Die Herrschaft im Staat wurde nicht mehr hergeleitet und legitimiert „von Gottes Gnaden“, sondern von der Souveränität und dem Willen des Volkes und der parlamentarischen Vertretung. Paris liegt diesem Land eben doch viel näher als Berlin. Wir wollen die „badische Revolution“ nicht geringschätzen.

Aber haben die Badener „1848/49“ nicht doch zu sehr für sich verbucht? War nicht die „badische“ Revolution zwar recht beachtlich, aber doch sehr begrenzt? Erwin Teufel sprach behutsam von der „badisch-deutschen Revolution“, diplomatisch vermittelnd. Wurden nicht die entscheidenden Kapitel – leider – in Berlin geschrieben, in Wien, natürlich auch in Frankfurt, aber kaum in Baden?

Es war gewiß eine „unvollendete Revolution“, aber „dies darf“ – ich zitiere Franz X. Vollmer – „nicht über ein Grundproblem von 1848/49 hinwegtäuschen: daß dieser Revolutionsversuch nicht zuletzt daran gescheitert ist, daß die Mehrheit des Volkes (noch) nicht bereit war, für diese Demokratie im Ernstfall wirklich Gut und Blut einzusetzen, wie man es in der momentanen Hochstimmung der Volksversammlungen von März 1848 und Mai 1849 leichthin verprochen hatte“⁴⁷.

Wir dürfen vor lauter Regionalgeschichte vor allem die großen nationalen und auch die europäischen, ja weltpolitischen Zusammenhänge nicht aus dem Blick verlieren. Ich will dazu nur noch drei Fragen aufwerfen:

- 1) Aus dem Jahre 1848 stammt auch das „Kommunistische Manifest“, immerhin die folgenreichste politische Schrift der jüngeren Geschichte. Es sieht – derzeit – danach aus, daß Marxens Ideen gescheitert sind. Aber gibt der „entfesselte Kapitalismus“ unserer heutigen Welt nicht Grund, seine Analysen doch auch weiterhin ernst zu nehmen? Bestimmt nicht schon allzu sehr Geld, Profit, Kapital unsere politische Realität? Auf dem Fest der „Humanité“ im gerade vergangenen September entdeckte

KPF-Chef Robert Hue – seine Partei ist in der Koalition mit Lionel Jospin! – die „totale Frische“ im Denken von Karl Marx und sprach von der „Radikalität der Erwartungen des französischen Volkes“; seine Partei werde sich nicht „im Nebel der Sozialdemokratie“ verlieren. Hat man in Deutschland in diesem Jahr ernsthaft über Marx diskutiert, **auch** 150 Jahre danach?

- 2) Hat die Revolutionsfolklore des vergangenen Sommers tatsächlich unsere Sensibilität für politische Entwicklungen und erkennbar notwendige Reformen verstärkt? Hilft die 48er-Debatte um individuelle Freiheiten und soziale Gerechtigkeit auch vor dem Hintergrund der europäischen Integration, auch der allgemeinen weltweiten Migration? Leben wir alle selbst die Grundsätze, die allenthalben so lautstark in unserer selbstgerechten und so heuchlerischen Gesellschaft deklamiert werden? Mischen wir uns in der Mehrzahl nicht erst dann ein, wenn es um unsere egoistische Rechtsposition, um unsere Interessen und um die Abwehr von Nachteilen geht? Und ist das „Menschenwürde-Argument“ nicht einfach nur in unserer Schlagwortkultur im Aufwind, praktisch aber schon zur billigen Münze verkommen?
- 3) Wir brauchen eine „wehrhafte Demokratie“; aber sind wir uns einig, wo sie und durch wen sie gefährdet ist und durch wen sie wie zu verteidigen ist? Kommen wir noch einmal zu sprechen auf Friedrich Hecker und Gustav Struve und ihre Anhänger: Sie erträumten – vielleicht – eine ganz ideale Gesellschaftsordnung, aber sie waren alles andere als verantwortungsbewußte Realpolitiker. Ich akzeptiere voll und ganz das Urteil von Robert Blum, der damals einen gewaltlosen Weg zu neuen politischen Formen und Rechten suchte und schließlich zum Märtyrer der Revolution wurde, in der heutigen Wertschätzung aber lange nicht die verdiente Würdigung erfährt. Er erklärte⁴⁸: *Hecker und Struve haben das Land verraten nach dem Gesetz – das wäre eine Kleinigkeit; aber sie haben das Volk verraten durch ihre wahnsinnige Erhebung; es ist mitten im Siegeslauf aufgehalten worden; das ist ein entsetzliches Verbrechen.* Es ist ernsthaft zu fragen und wir tun dies, wozu die Paulskirche in der Lage gewesen wäre ohne das abenteuerliche Störfeuer, das z. B. aus Baden kam, entfacht durch kompromißlose, kraftmeierische Männer, die in maßloser Selbstüberschätzung auch viele andere in ein tragisches und klägliches Debakel führten. Wie Dr. Friedrich Hecker litt auch Gustav Struve an Überheblichkeit und Verantwortungslosigkeit; man lese seine Autobiographie⁴⁹, in der er alle seine Aktionen idealisiert, die Schuld am Mißlingen *allen andern, den Feiglingen und Verrätern* gibt. Erinnern wir uns wieder an das Urteil der meisten Zeitgenossen dieser „Helden“; für sie war Hecker „noch nicht in ein solches politisches Marionettentheater entrückt“, so Lothar Gall⁵⁰. „Für sie war er ein gewalttätiger Sozialromantiker“, der „eine Art Karnevalszug“ insze-



Dr. Friedrich Hecker
(1811–1881)

nierte. Als politisches Vorbild ist der *Idealist und Wolkensegler ersten Ranges* (Hansjakob) also kaum geeignet. Und Gustav Struve? Er nannte das Paulskirchen-Parlament, in dem er so gerne Einfluß gehabt hätte, die *Frankfurter Versammlung von Blinden und Verrätern* und verstieg sich dazu zu sagen: *Wir betrachten die militärische Niederlage der Republikaner als politischen Sieg*. Es galt nur seine Version, und „wer andere Wege als er verfolgt, wird vom Freund zum Feind“ (Thea Bauriedl). In Vertretern von „alles oder nichts“, von „entweder–oder“, die unfähig sind zum Kompromiß, gar zum Konsens, die nur hörige Gefolgsleute kennen und ihre Selbstheroisierung betreiben, kann ich keine politischen Vorbilder sehen.

Schlußwort von zwei Zeitzeugen:

Einen politisch unabhängigeren Mann als Heinrich Schreiber (1793–1872) kann man sich schwer vorstellen, den Professor in verschiedenen Fakultäten der Freiburger Universität und großen Stadthistoriker. Er äußerte sich ausgiebig auch zu den Ereignissen der „badischen Revolution“, u.a.⁵¹: *Eine neue glorreiche Zeit des Vaterlandes mit Fortschritten jeder Art schien her-*

vorzugehen, und nach einem kurzen, lockenden Traum kehrte die alte Zeit mit den meisten ihrer Rückschritte zurück . . . Die Führer schlossen zu vorsehnell von sich und ihrer Begeisterung für rein republikanische Grundsätze, Rechte und Pflichten, mit denen sie sich durch ihr Studium befreundet hatten, auf andere, die solche nicht einmal verstanden und nicht selten mißdeuteten. Kurz, eine Deutsche Republik war auch im Badischen nicht populär . . . Verspätet und dennoch nicht gereift, vorhergesehen und nicht vorbereitet, schon vom ersten Augenblick an den nächsten Urhebern und dem Volke selbst über den Kopf gewachsen . . .

Und ein zweiter Mann, der die Entwicklung jener Jahre direkt erlebt hat, sei hier zitiert: Albert Förderer ist 1828 in Rastatt geboren, erlebte als Primaner die revolutionären Ereignisse in seiner Heimatstadt, studierte Theologie, wurde am 15. Juni 1862 als erster katholischer Stadtpfarrer nach der Reformation in Lahr investiert, war später Mitglied des Landtags und schrieb u.a. die „Erinnerungen aus Rastatt 1849“ (er wurde übrigens 1889 von einem fanatisierten Anarchisten ermordet). In seinen „Erinnerungen“⁵² lesen wir: *Ein Jahr wie 1849 darf nicht der Vergangenheit anheimfallen. Eine krampfhaftige Bewegung wie die bei Geburtswehen hatte damals das deutsche Volk ergriffen. So wie bisher, das war damals die öffentliche Meinung, könne es nicht weitergehen. In Frankfurt tagte das erste deutsche Parlament . . . Den ‚Entschlossenen‘ ging das alles zu langsam . . . Sie versuchten, die große Zeitfrage praktisch in Angriff zu nehmen . . . Baden, das als Angrenzer Frankreichs den übrigen deutschen Staaten immer um einige Pferdelängen voraus war, wurde als Versuchsstation ausgewählt; von hier aus sollte die Lawine über ganz Deutschland sich in Bewegung setzen. In Rastatt hat die große Freiheitsbewegung ihren tragischen Abschluß gefunden.*

Albert Förderer ist zuzustimmen: 1848/49 darf nicht der Vergessenheit anheimfallen. Aber wir wollen auch nicht zulassen, daß historische Rückbesinnung durch Romantik und Folklore ersetzt wird, mit einer verfälschenden Erinnerungskultur und zu vielen erfundenen „Denkwürdigkeiten“.

Anmerkungen

- 1 Vgl. das „Marbacher Magazin 1848/49“ zu diesem Thema, Sonderheft 1998: Nicht Magd mit den Knechten. Emma *Herwegh* – eine biographische Skizze. Bearbeitet von Michail *Krausnick*. S. 5.
- 2 *Bader*, Karl Siegfried: Baden und die Badische Heimat. In Heft 4/1959, S. 315 der Zeitschrift „Badische Heimat“.
- 3 So die Presseerklärung des Stuttgarter Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Nr. 150/1998.

- 4 Vgl. vor allem *Hug*, Wolfgang: Geschichte Badens, 1992.
- 5 Vgl. *Schmid*, Adolf: Kloster und Pfarrei Bad Rippoldsau. 1975, S. 57 ff.
- 6 *Schmid*, Adolf, in: Badische Heimat 3/1983: 23. Juli 1821 – Union der evangelischen Kirche in Baden. „Sanktion“ des Kirchenvertrags in Bad Rippoldsau.
- 7 Vgl. u.a. *Schmid*, Adolf: Bad Rippoldsau. 800 Jahre Heimatgeschichte. 1966. – Und: Bad Rippoldsau. Geschichte eines Schwarzwälder Kurtales, 1979.
- 8 Vgl. *Schmid*, Adolf, in: Badische Heimat 3/1990: Die deutsche Wirtschaftsunion 1834/35. Baden trat vor 155 Jahren dem Deutschen Zollverein bei.
- 9 Vgl. *Kopf*, Hermann in Badische Heimat/Ekkhart 1979: Karl von Rotteck in Bad Rippoldsau.
- 10 Vgl. u.a. *Vollmer*, Franz Xaver: Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution. Verlag Braun 1998.
- 11 *Krämer*, Hermann: Rastatt im Revolutionsjahr 1848/49. Gedenkblätter zur Jahrhundertfeier, Rastatt 1949.
- 12 Zu den Personalien von Lorenz Schmid gibt das Pfarrarchiv Bad Rippoldsau Auskunft.
- 13 Vgl. die vom Referenten aktualisierte Broschüre (1996): Der Schmidbauernhof in Bad Rippoldsau. Besitz- und Geschlechtsfolge der Familie Schmid: 1560–1996.
- 14 Bei der Recherche für diese Arbeit profitierte der Autor sehr von: Heinrich *Raab*, Revolutionäre in Baden 1848/49, Biographisches Inventar für die Quellen im GLA Karlsruhe und im Staatsarchiv Freiburg; bearbeitet von Alexander *Mohr*, Kohlhammer. Ein besonderer Dank geht auch an R.B. Herden und Franz Schmid bei der Gemeindeverwaltung Bad Rippoldsau-Schapbach, Herrn Johannes Furtwängler in Schapbach und Herrn Bruno Schillinger/Pfarrarchiv Bad Rippoldsau. In den Gemeindearchiven Bad Rippoldsau und Schapbach sind i.ü. keinerlei Archivalien zu diesem Thema zu entdecken.
- 15 Vgl. *Hansjakob*: Die Buren am Wildsee. Im Kapitel 4 zeichnet er das Schicksal des „Ameisenhofs“ oder „Wellesimonshof“ in Rippoldsau und das Ende durch Athanasius Armbruster.
- 16 Vgl. *Fenske*, Hans: Der liberale Südwesten, 1981, S. 89.
- 17 Vgl. *Hansjakob*: Aus meiner Jugendzeit, S. 310.
- 18 Vgl. *Bekk*, Johann Baptist: Die Bewegung in Baden von Ende Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. Karlsruhe 1850. – Als Präsident des badischen Innenministeriums spielte Bekk eine große Rolle, war aber viel weniger erfolgreich als sein württembergischer Kollege Friedrich Römer.
- 19 Vgl. Anm. 4, S. 248.
- 20 Vgl. *Heinzelmann*, Oswald: Die Revolution 1848/49 im Kreis Freudenstadt. In: Freudenstädter Beiträge zur geschichtlichen Landeskunde zwischen Neckar, Murg und Kinzig, 1991/7, S. 5.
- 21 *Hug*, Wolfgang – Vortrag bei der Festversammlung der Badischen Heimat in Rastatt am 21. Juni 1998: Demokraten und Soldaten in der Badischen Revolution 1848/49 (inzwischen veröffentlicht in Heft 3/1998 der Badischen Heimat).
- 22 Archivalien aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe, entsprechend den Informationen von Heinrich *Raab* und seiner Datei, vgl. Anm. 14.
- 23/24) Vgl. Anm. 22 bzw. 14.
- 25 Eindeutiger Beleg im „Familienbuch“ des Pfarrarchivs Rippoldsau mit dem Eintrag von Pf. Behringer: *im Jahr 1854 sich nach Amerika geflüchtet*.
- 26 wie Anm. 22 bzw. 14.
- 27 Dank an Fritz Schmieder, Meßkirch, für diese Information!
- 28 wie Anm. 22 bzw. 14.

- 29 Vgl. *Hauß*, Karl: Geschichte der Ortenau in Dokumenten, 1996, S. 99.
- 30 Vgl. *Hansjakob*, Abendläuten, S. 89 ff.
- 31/32) wie Anm. 22 bzw. 14.
- 33 Vgl. *Hansjakob*, Abendläuten, S. 110 ff.
- 34 Vgl.: Schapbach im Wolfstal. Chronik einer Schwarzwaldgemeinde. Hrsg. im Auftrag der Gemeindeverwaltung Bad Rippoldsau-Schapbach von Adolf *Schmid*, 1989, S. 88/89.
- 35/36 wie Anm. 22 bzw. 14.
- 37 Vgl. das Heft 2/1998 der „Schwäbischen Heimat“ zu diesem Thema.
- 38 Vgl. *Sauer*, Paul: Reformen auf dem Königsthron. Wilhelm I. von Württemberg, 1997.
- 39 Vgl. *Moersch*, Karl: Zur Sache – Manches war anders in Württemberg. In: Schwäbische Heimat 2/1998.
- 40 Vgl. Anm. 20 und die „Materialien“, die StD Karl-Martin *Hummel* vom Karls-Gymnasium Stuttgart zum „Tag der Landesgeschichte in der Schule“ im Rahmen der Heimat-tage Baden-W. im Hohenlohe-Gymnasium Öhringen am 10. September 1993 zusammenstellte: „Die Revolution im Raum Freudenstadt“. Dazu die neueste Veröffentlichung von Renate K. Adler: Die Revolution 1848/1849 in Freudenstadt. In: Freudenstädter Heimatblätter – Beilage zu „Schwarzwälder Bote“, März 1998.
- 41 Staatsministerium – 18. August 1849.
- 42 „Zur Verlesung am Sonntag, 19. August 1949“ (Text u.a. im Pfarrarchiv Freiburg-Ebnet).
- 43 Vgl. *Müller*, Leonhard: Blick in die Geschichte. Karlsruher stadthistorische Beiträge. 1996/33. Umstrittene Erinnerungen: Das Urteil der Nachwelt zur deutschen Revolution 1848/49.
- 44 *Hansjakob*: Aus meiner Jugendzeit, S. 317, 327.
- 45 Vgl. Encyclopedia Americana, 1997. Hier auch wichtig: *Zier*, Hans Georg: Die 1848er in den Vereinigten Staaten. In: USA und Baden-W. in ihren geschichtlichen Beziehungen, 1976.
- 46 wie Anm. 22 bzw. 14.
- 47 Franz X. Vollmer, Stadt und Amtsbezirk Gengenbach in der Revolution 1848/49. In: Ortenau 1998, S. 307–318.
- 48 So zitiert von Lothar *Gall* in der FAZ vom 18. Mai 1998 in einer hervorragenden Stellungnahme zur Geschichte der Paulskirche und der Rolle Badens 1848/49.
- 49 Vgl.: Die Geschichte der badischen Revolution 1848, erzählt von Amalie und Gustav Struve. Mit einer Einführung von Irmtraud *Götz von Ohlenhusen* und einem Nachwort von Thea Bauriedl. 1998.
- 50 wie Anm. 48.
- 51 Vgl. Heinrich *Schreiber* – Die bürgerlichen Bewegungen in den Jahren 1848 und 1849. Von F. Hunn. In: Schauinsland/Breisgau Geschichtsverein 1941.
- 52 Vgl. Humanitas 1958 – 150 Jahre Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Rastatt, S. 153.



Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Ottersweier. In diesem Zustand präsentiert sich das Gotteshaus seit dem Umbau zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Foto: Coenen

Von des Chores Maß und Gerechtigkeit

Der Einfluß der spätgotischen Werkmeisterbücher auf den Ausbau von Chorturmkirchen in der Ortenau am Beispiel der Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Ottersweier

Ulrich Coenen

Die Baugeschichte der Pfarrkirche in Ottersweier

Die Pfarrgemeinde Ottersweier bestand bereits im 12. Jahrhundert und umfaßte ursprünglich mehrere Nachbarorte. Der in den heutigen Kirchenbau integrierte Chorturm des 13. Jahrhunderts gehört zu den wenigen erhaltenen romanischen Denkmälern in Mittelbaden, was die Bedeutung der Pfarrei im Mittelalter unterstreicht. An den ursprünglich viergeschossigen Chorturm, jetzt Südturm der zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Johannes Schroth errichteten Doppelturmfassade, schloß westlich auf dem Gelände des heutigen Vorplatzes ein kleiner Saalbau an. 1517 entstand ein neues gotisches Langhaus, dessen Erscheinungsbild dieser Aufsatz klären soll. An die Nordseite des Chorturmes wurde ein netzgewölbter Chor aus roten Sandsteinquadern mit dreiseitigem Schluß angefügt, an der Südseite entstand eine kreuzrippengewölbte Sakristei mit zwei Jochen. 1723/24 wurde das Langhaus verlängert und verbreitert, von der gotischen Bausubstanz blieb, wie eine Bauaufnahme von Studenten der Großherzoglich Badischen Baugewerke-Schule Karlsruhe aus dem Wintersemester 1904/05 zeigt, damals lediglich die südliche Außenwand erhalten. (Die Bauaufnahme umfaßt 13 Blätter und wurde von der Großherzoglich Badischen Hofkunstanstalt für Lichtdruck von J. Schober in Karlsruhe publiziert. Ein Exemplar befindet sich im Pfarrarchiv Ottersweier.) Das neue Langhaus hatte die Abmessungen 24,2 mal 13,45 Meter.

Die heutige neugotische Kirche wurde 1906 bis 1909 nach Plänen des Architekten Johannes Schroth vom Erzbischöflichen Bauamt in Karlsruhe erbaut. Das Langhaus des 16. bis 18. Jahrhunderts wurde abgerissen, an seiner Stelle entstand der repräsentative Platz vor dem neuen Gotteshaus. Der romanische Chorturm und der gotische Chor wurden in die Doppelturmfassade des Neubaus integriert. Im Untergeschoß des Turmes blieb der romanische Chor erhalten, vier Ecksäulen tragen hier ein Kreuzbandgewölbe. Der spätgotische Chor bildet die Eingangshalle, sein dreiseitiger Schluß ragt in das Langhaus des neugotischen Gotteshauses. Dieses ist eine für die dörfliche Umgebung ungewöhnlich große und repräsentative dreischiffige Basilika aus roten Sandsteinquadern mit Querhaus. Das Lang-

haus besitzt fünf Travéen mit Kreuzrippengewölben, die Vierung ist sterngewölbt. Das niedrigere eingezogene Chorhaus hat zwei Vorchorjoche und einen 5/8 Schluß. Die Mittelschiffwände ruhen auf Rundpfeilern, die Dienste der Mittelschiffgewölbe erwachsen aus Baldachinen über Heiligenskulpturen. Im Westen des Mittelschiffs und in jedem Querhausarm befindet sich eine Empore mit einer reich verzierten Maßwerkbalustrade. Obergaden und Chor besitzen dreibahnige Maßwerkfenster, die Seitenschiffe vierbahnige. Die Strebepfeiler des nördlichen Seitenschiffs sind nach innen gezogen.

Die Doppelturmfassade besteht aus zwei fünfgeschossigen Türmen, die einen zweigeschossigen übergiebelten Mittelbau rahmen, der den Chor von 1517 aufnimmt. Die Türme werden von einer umlaufenden Maßwerk Galerie mit Eckwarten und schlanken, achtseitigen Helmen bekrönt. Die drei unteren Geschosse des Südturmes bestehen aus hammerrechten Bruchsteinen und gehören, wie erwähnt, der Romanik an.

Die Werkmeisterbücher und ihre Autoren

Die spätgotischen Werkmeisterbücher, die im 15. und 16. Jahrhundert in Süddeutschland und dem heutigen Österreich verfaßt wurden, bilden die älteste Fachliteratur, die von deutschen Architekten geschrieben wurde. Sie beschäftigen sich mit dem Entwurf und der Ausführung von Sakralbauten. Insgesamt sind sechs Bücher erhalten, von denen drei als Drucke und drei als Handschriften vorliegen. Das älteste Exemplar ist das „Wiener Werkmeisterbuch“, das aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt. Diese ältesten architekturtheoretischen Schriften der nachantiken Zeit entstanden gleichzeitig mit der Ottersweierer Pfarrkirche und auch in der selben Region wie diese. Damit bieten diese Bücher, die ich in meiner Kölner Magisterarbeit (1984) und meiner Aachener Dissertation (1988) untersucht und ediert habe, einen hervorragenden Ansatz zur Rekonstruktion des spätgotischen Gotteshauses. Der Vergleich der Proportionslehren der Werkmeisterbücher mit der in Süddeutschland und dem heutigen Österreich im 15. und frühen 16. Jahrhundert realisierten Sakralarchitektur in meiner Dissertation hat große Übereinstimmungen zwischen Theorie und Praxis nachgewiesen. Auf dieses Thema wird noch ausführlich eingegangen.

Die Autoren der Werkmeisterbücher sind bis auf eine Ausnahme gotische Architekten, in zeitgenössischen Quellen meist „magister operis“ oder „Werkmeister“ genannt, weshalb ich in meiner bereits erwähnten Magisterarbeit den Begriff „Werkmeisterbücher“ in die Kunstwissenschaft eingeführt habe. Im Gegensatz zum modernen Architekten erhielt der Werk-

meister keine akademische Ausbildung an einer Hochschule, sondern kam aus dem Steinmetzhandwerk und mußte sich wie jeder Steinmetz einer Steinmetzlehre unterziehen, erwarb anschließend den Meistertitel und war nun berechtigt, als Architekt zu arbeiten.

Die sechs erhaltenen deutschen Werkmeisterbücher lassen sich aufgrund eines inhaltlichen Vergleichs in zwei Gruppen einteilen. Die erste Gruppe bilden die umfassenden Werkmeisterbücher. Dazu gehören die 1516 von dem kurpfälzischen Hofarchitekten Lorenz Lechler, in Quellen auch Lecher oder Lacher genannt, verfaßten „Unterweisungen“ sowie „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ aus der Zeit um 1500 und das „Wiener Werkmeisterbuch“ aus dem frühen 15. Jahrhundert, deren Autoren unbekannt sind. Diese drei Lehrbücher haben beinahe universalen Charakter. Sie berücksichtigen die Entwurfslehre für die großen und kleinen Abmessungen des Sakralbauwerks und nennen zum Teil auch praktische Bauregeln, die die Durchführung des Planes auf dem Baugrund betreffen. Einen alle Tätigkeitsbereiche des Werkmeisters umfassenden Inhalt haben sie jedoch nicht. So wird in den drei Büchern, die im Gegensatz zu den als Drucken überlieferten kleinen Werkmeisterbüchern als Handschriften erhalten sind, fast ausschließlich der Sakralbau behandelt. Profanbau, Bauplastik und die Herstellung von Baumaschinen bleiben praktisch unberücksichtigt.

Zur Gruppe der kleinen Werkmeisterbücher gehören „Das Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit“ (1486) und die „Geometria Deutsch“ (1487/88) des Regensburger Dombaumeisters Matthäus Roriczers und das „Fialenbüchlein“ (um 1485) von Hans Schmuttermayer; Goldschmiedemeister aus Nürnberg. Die Frage, warum ein Goldschmied ein Werkmeisterbuch verfaßt hat, ist in diesem Fall unschwer zu beantworten. Die kleinen Werkmeisterbücher befassen sich nämlich nur mit sehr speziellen Gebieten der gotischen Architektur, nämlich mit dem Entwurf der Bauteile Fiale und Wimperg und im Sonderfall der „Geometria Deutsch“ mit geometrischen Hilfskonstruktionen, die der Werkmeister beim Entwurf benötigt. Schmuttermayer hat für sein Buch ein Gebiet der Architektur gewählt, das ihm als Goldschmied vertraut war. Fialen und Wimperge sind Bauteile, die in gotischen Schreinen, die wie Architekturmodelle aussehen, Verwendung finden. Allerdings widmet Schmuttermayer die Schrift ausdrücklich den Werkmeistern.

Mit Lorenz Lechler und Matthäus Roriczer zählen zwei der wichtigsten Architekten der deutschen Spätgotik zu den Autoren der Werkmeisterbücher. Dies macht ihre Bedeutung für den Baubetrieb dieser Zeit klar. Als Baumeister am Heidelberger Hof war Lechler von 1503 bis zu seinem

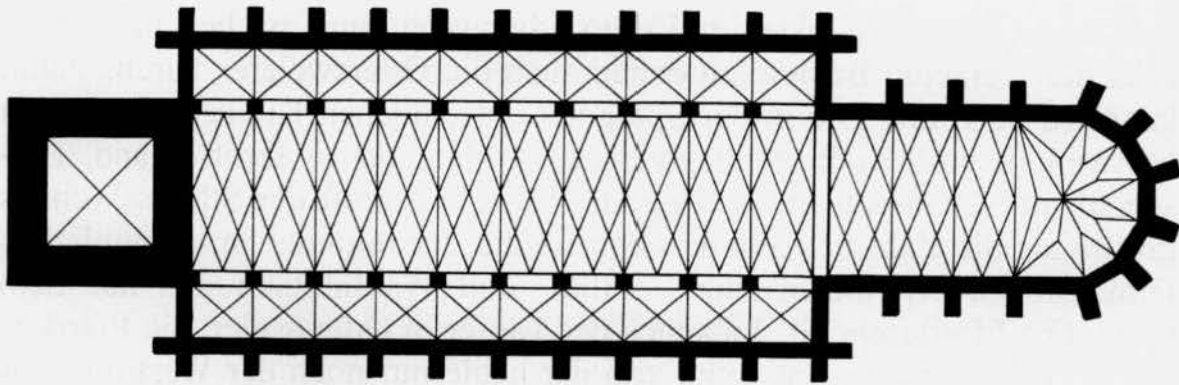
Tode 1538 für den Ausbau des Schlosses verantwortlich. Neben zahlreichen anderen Werken schuf er von 1509 bis 1511 den heute nur als Ruine erhaltenen Ölberg im Speyrer Domkreuzgang. Roriczer entstammte einer bekannten Werkmeisterfamilie, die fast ein Jahrhundert der Dombauhütte in Regensburg vorstand. Dieses Amt übernahm Matthäus Roriczer 1477/78, zuvor war er Dombaumeister in Eichstätt, wo er 1473 urkundlich erwähnt wird. In diesem Jahr wurde er zum Bau der Liebfrauenkirche nach München gerufen, um in einer Expertenkommission über technische Probleme bei der Einwölbung des Baus zu diskutieren.

Die Entwurfslehre der Werkmeisterbücher

Alle Werkmeisterbücher gehen vom gleichen Entwurfssystem aus. Die Abmessungen aller Teile eines Bauwerks stehen in einem bestimmten Verhältnis zueinander und beziehen sich direkt oder indirekt auf das Grundmaß der lichten Chorweite. Die großen Abmessungen, wie Mittelschifflänge oder -höhe, werden arithmetisch festgelegt und mit Hilfe der vier Grundrechenarten ermittelt. Sie sind stets ein Vielfaches oder ein Bruchteil der lichten Chorweite. Kleine Abmessungen werden geometrisch bestimmt. Die Proportionierung von Fialen, Wimpergen und Giebeln erfolgt mittels Quadratur oder Trinagulation. Grundlage für die Konstruktionen ist aber auch hier die lichte Chorweite.

Die Maße aller Bauteile stehen also in den Werkmeisterbüchern in einem bestimmten Verhältnis zueinander. Dies ist von künstlerisch-ästhetischer Bedeutung und bewirkt eine Harmonie des Bauwerks. Gleichzeitig stellen die Abhängigkeiten der verschiedenen Maße statische Gesetzmäßigkeiten dar. Wenn alle Abmessungen eines Gebäudes in einer bestimmten, in jahrhundertelanger Tradition überprüften Relation zueinander und zu einer Grundgröße stehen, wird dadurch ein stabiles Tragwerk gewährleistet.

Im Unterschied zu den kleinen Werkmeisterbüchern, die nur ein spezielles und sehr begrenztes Themengebiet behandeln und der fachliterarischen Gattung der Büchlein zuzuordnen sind, enthalten die drei umfassenden Werkmeisterbücher eine ungleich größere Anzahl von Themen, die ohne eine konsequent konzipierte Gliederung aufeinander folgen. In der Germanistik werden die einzelnen Bauregeln als Rezepte, die Sammlung als Rezeptar bezeichnet. Keines der umfassenden Werkmeisterbücher ist im Original erhalten, von allen existieren nur spätere Abschriften. Von Lechlers „Unterweisungen“ sind sogar drei Abschriften mit sehr unterschiedlichem Umfang erhalten. Die lose Aneinanderreihung von Bauregeln, die dem Autor die Möglichkeit gibt, sein Buch ständig zu ergänzen, und die Tatsache,



Idealgrundriß für eine Pfarrkirche nach Vorgaben von Lorenz Lechlers „Unterweisungen“.
Zeichnung: Coenen

daß kein Original und damit wahrscheinlich auch kein vollständiges Exemplar vorliegt, machen deutlich, daß neben den in den umfassenden Werkmeisterbüchern genannten Proportionen höchstwahrscheinlich weitere in der Spätgotik gebräuchlich machen.

Architekturtheorie und Praxis

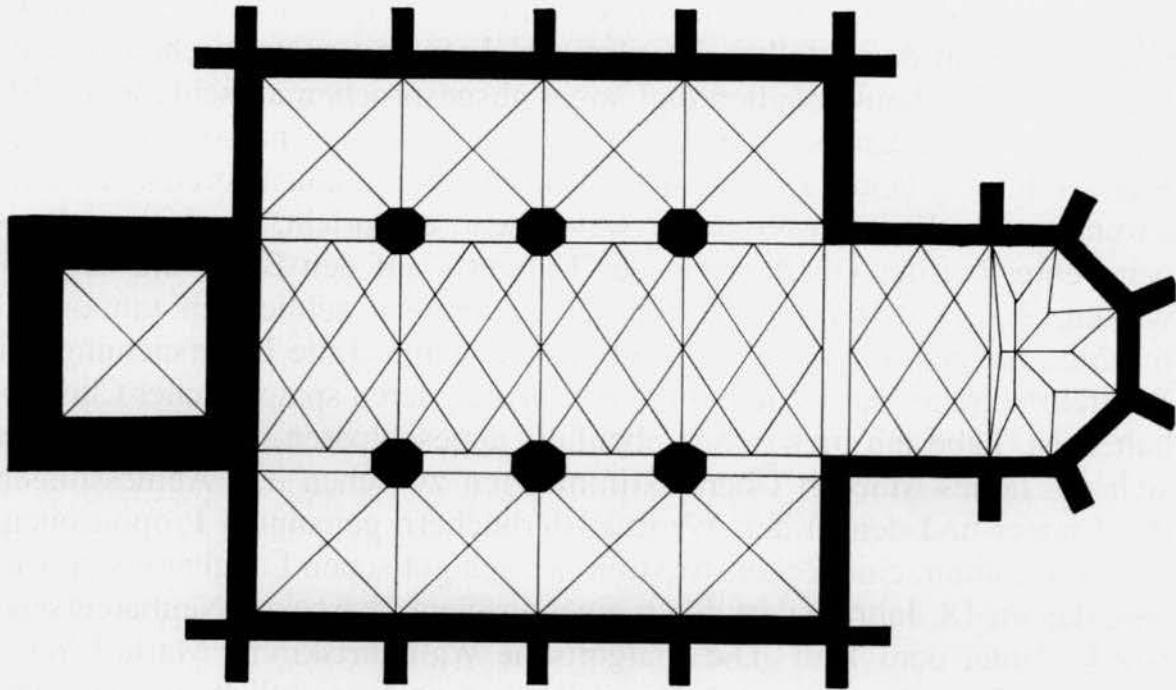
Ein Vergleich der Entwurfslehre der Werkmeisterbücher mit der im 15. und frühen 16. Jahrhundert in Süddeutschland ausgeführten Sakralarchitektur ist problematisch. Um die in den Büchern genannten Proportionen zu prüfen, ist eine Konfrontation mit den originalen Entwurfsplänen der Kirchen notwendig, die aber in der Regel nicht erhalten sind. Dies gilt auch für die Ottersweierer Pfarrkirche St. Johannes der Täufer. Bauaufnahmen bieten nur bedingt eine Basis für eine Gegenüberstellung von Architekturtheorie und Praxis, weil offen bleibt, wie groß die Abweichungen zwischen Entwurf und ausgeführtem Bauwerk sind. Die Bauaufnahme von St. Johannes der Täufer der Großherzoglichen Baugewerke-Schule, an der mehrere Autoren mitgewirkt haben und die insgesamt zwölf Seiten mit Plänen umfaßt, gibt an drei verschiedenen Stellen drei unterschiedliche Maße für die Chormauerbreite an: 60, 62 und 65 Zentimeter. Die Wand hat offensichtlich nicht an jeder Stelle des Polygonchores die selbe Stärke, was angesichts der von Hand behauenen Natursteine, die verwendet wurden, nicht verwundert. Eine Rekonstruktion der spätgotischen Ottersweierer Kirche mit Hilfe der Proportionslehren der Werkmeisterbücher auf Basis einer Bauaufnahme ist deshalb nicht einfach.

Die Werkmeisterbücher entstanden in einem Zeitraum und in einem Gebiet, in dem zahlreiche bedeutende Kirchen errichtet wurden. Die Anzahl

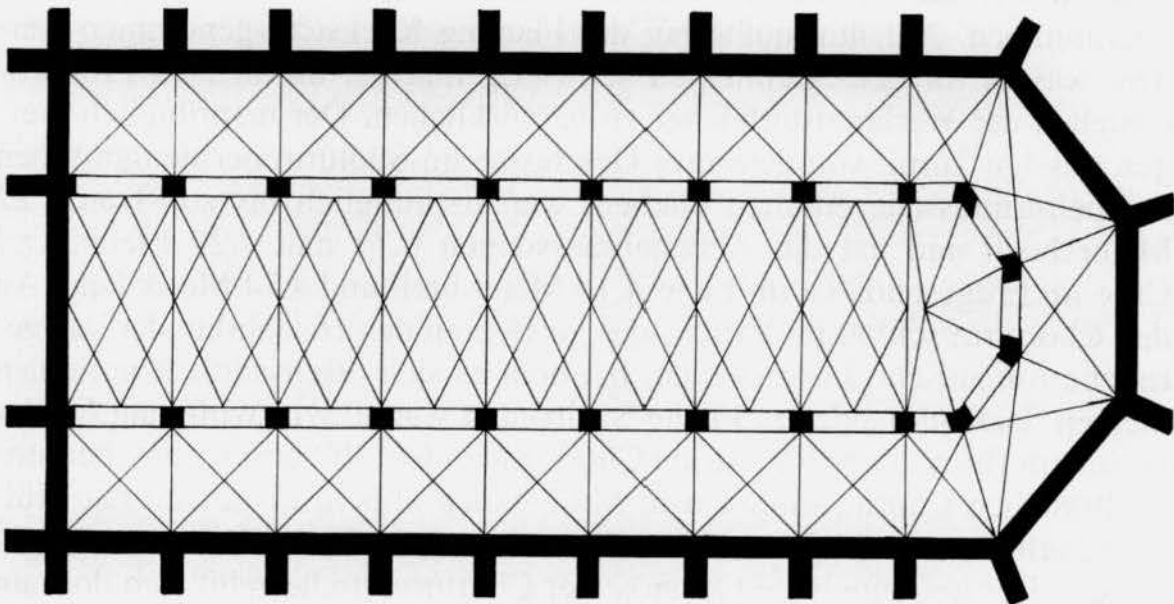
der ausgeführten Projekte im Untersuchungszeitraum ist beachtlich, die Zahl der kleineren Bauten, zu denen auch die Ottersweierer Kirche zählt, kaum zu beziffern. Die in der Spätgotik entstandenen Kirchen bilden den bei weitem größten Bestand gotischer Architektur in Deutschland. Entscheidend hierfür war die wachsende Wirtschaftskraft der Städte. Weitaus größer als die Zahl der Stadtkirchen ist die der mitunter in erstaunlichen Dimensionen errichteten Pfarr-, Filial- und Wallfahrtskirchen auf dem Land. Die Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Ottersweier, die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Bühl, von der heute nur noch der Westturm aus dem Jahr 1524 besteht, und die ab 1484 errichtete Wallfahrtskirche Maria Linden in Ottersweier, von der der Chor erhalten blieb, sind Beispiele für den Bauboom in der ländlichen Region.

In meiner Dissertation habe ich einen grundsätzlichen Vergleich der in den Werkmeisterbüchern beschriebenen Kirchentypen mit den spätgotischen Sakralbauten Süddeutschlands vorgenommen. Alle drei umfassenden Werkmeisterbücher kennen als Querschnittform die Halle, die im 15. und frühen 16. Jahrhundert der dominierende Bautypus in Süddeutschland war. Herausragende Vertreter sind das Langhaus von St. Martin und die Heilig-Geist-Spitalskirche in Landshut (beg. 1407), der Chor der Franziskanerkirche in Salzburg (beg. 1407), St. Jakob in Wasserburg (beg. 1409), St. Nikolaus in Neuötting (beg. 1410), St. Martin in Amberg (beg. 1421), St. Georg in Nördlingen (beg. 1427), der Chor von St. Lorenz in Nürnberg (beg. 1439), die Stadtpfarrkirche in Steyr (beg. 1443), die Liebfrauenkirche in München (beg. 1468) und die Stiftskirche in Altötting (beg. 1499). Die „Unterweisungen“ von Lorenz Lechler beschreiben neben der Halle auch Staffelhalle und Basilika, die im 15. und frühen 16. Jahrhundert relativ selten sind. Bedeutende Staffelhallen sind die Stiftskirche in Stuttgart (beg. 1433), St. Stephan in Braunau (beg. 1439), St. Mariä Himmelfahrt in Donauwörth (beg. 1444) und St. Georg in Tübingen (beg. 1470). Unter den Basiliken sind hervorzuheben: das Pfarrmünster in Bern (beg. 1421), das Münster in Überlingen (beg. 1424), St. Ulrich und Afra in Augsburg (beg. 1474), St. Georg in Augsburg (beg. 1490) und das Langhaus von St. Barbara in Kuttendorf (beg. 1512). Die Liste der Beispiele ließe sich fortsetzen. Dies und eine genauere Beschreibung der genannten Bauten würden jedoch den Umfang dieses Aufsatzes bei weitem sprengen. Es wird aber deutlich, daß auch für das Ottersweierer Langhaus theoretisch alle drei Querschnittsformen denkbar sind.

In meinem Aufsatz „Der Einfluß der Werkmeisterbücher auf den Entwurf der spätgotischen Pfarrkirche St. Peter und Paul in Bühl“, der in Band 13 der vom Stadtgeschichtlichen Institut herausgegebenen „Bühler Heimatgeschichte“ erschienen ist, habe ich erstmals nachgewiesen, daß trotz der be-



Idealgrundriß für eine kleine Pfarrkirche nach Vorgaben des Werkmeisterbuches „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“.
Zeichnung: Coenen

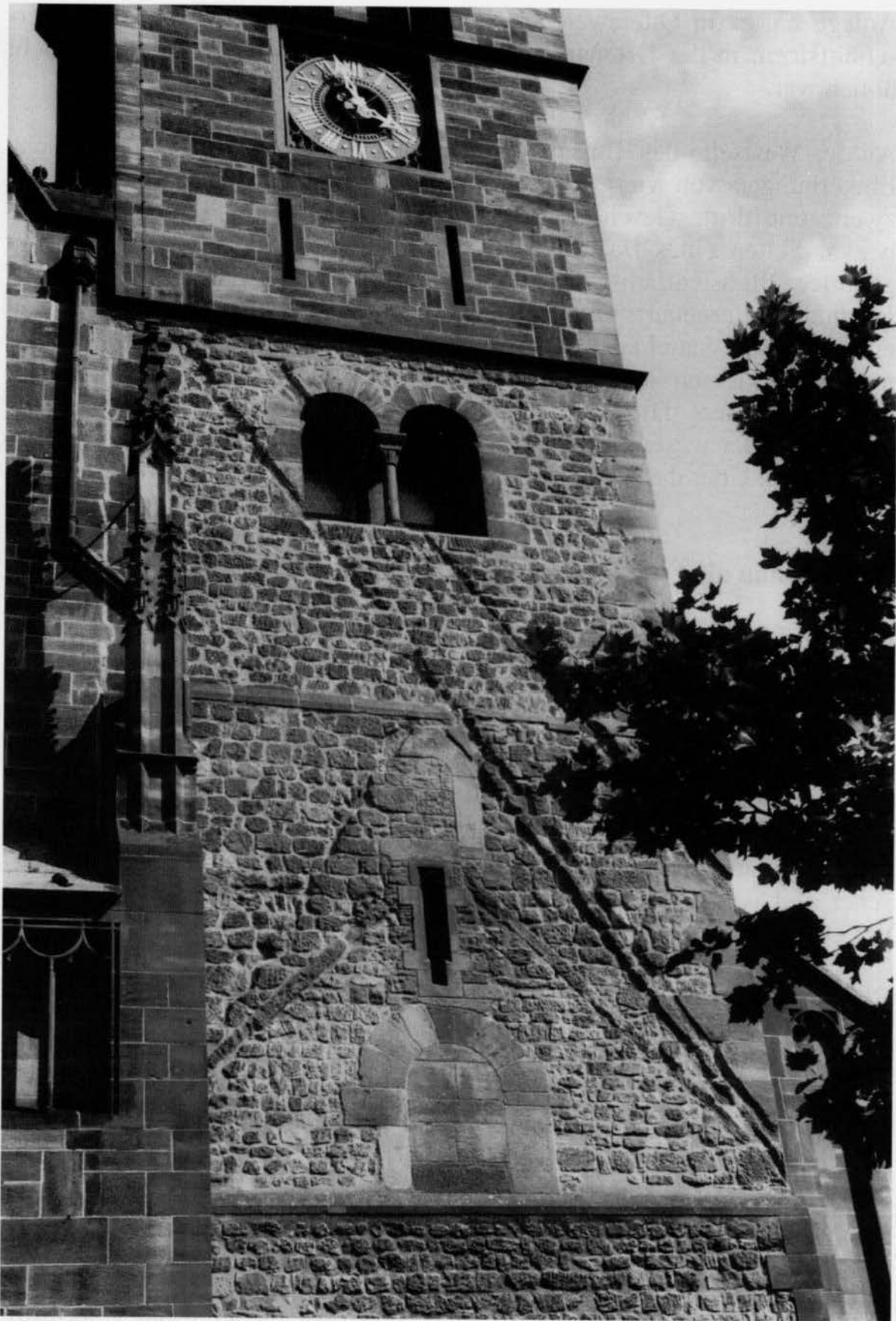


Idealgrundriß für eine Pfarrkirche nach Vorgaben des „Wiener Werkmeisterbuches“.
Zeichnung: Coenen

reits angesprochenen Probleme, ein detaillierter Vergleich der in den Werkmeisterbüchern dargestellten Proportionslehren mit spätgotischen Sakralbauwerken durchaus möglich und sogar ausgesprochen aufschlußreich ist. Auf diese Weise habe ich nicht nur festgestellt, daß die spätgotische Bühler Pfarrkirche, die heute als Rathaus dient, den architekturtheoretischen Forderungen der Werkmeisterbücher weitgehend entspricht, sondern auch einen Fehler bei der Übertragung des Entwurfs auf den Baugrund nachgewiesen, der es den mittelalterlichen Steinmetzen schließlich unmöglich machte, das ursprüngliche Konzept zu realisieren. Eine Untersuchung der Wallfahrtskirche Maria Linden in Ottersweier, deren spätgotischer Chor erhalten ist, habe ich inzwischen ebenfalls abgeschlossen. Auch hier zeigte sich ein hohes Maß an Übereinstimmungen zwischen den Abmessungen des Chores und den in den Werkmeisterbüchern genannten Proportionen, die es erlaubten, eine Rekonstruktion des spätgotischen Langhauses zu wagen, das im 18. Jahrhundert durch einen größeren barocken Neubau ersetzt wurde. Unter dem Titel „Die spätgotische Wallfahrtskirche Maria Linden und ihre Proportionen“ wird dieser Beitrag voraussichtlich im „Heimatabuch Landkreis Rastatt 2000“ erscheinen.

Der romanische Chorturm der Ottersweierer Pfarrkirche

Im Gegensatz zu den fast gleichzeitig entstandenen Gotteshäusern St. Peter und Paul und Maria Linden stellt die Ottersweierer Pfarrkirche St. Johannes der Täufer einen Sonderfall dar. Sie ist kein vollständiger spätgotischer Neubau, vielmehr wurde der Chorturm des romanischen Vorgängerbaues übernommen. Auf ihn mußte bei der Planung Rücksicht genommen werden, was es für den Architekten schwierig machte, die idealen Proportionslehren der Werkmeisterbücher zu verwirklichen. Der ursprünglich viergeschossige Turm, von dem drei Geschosse im Südturm der neugotischen Doppelturmfassade erhalten blieben, war ursprünglich bis zur Traufe 22 Meter hoch und hat die Außenabmessungen 6,74 mal 7,29 Meter. Der Chor im Erdgeschoß ist im Licht 4,14 Meter breit und 4,74 Meter lang. An den Chorturm schloß im Westen das zu Beginn des 16. Jahrhunderts abgerissene romanische Langhaus an, bei dem es sich offensichtlich um einen kleinen Saalbau handelte. Solche Saalbauten waren, wie Wolfgang Müller in seinem Buch „Die Ortenau als Chorturm-landschaft“ gezeigt hat, bei mittelalterlichen Chorturmkirchen in Mittelbaden üblich. Insgesamt hat Müller 42 erhaltene und 42 verschwundene Chortürme in der Ortenau nachgewiesen. Der ursprüngliche Gedanke der Chorturmkirche zeigt sich dort am reinsten verwirklicht, wo dem vom Turm überhöhten Altarraum ein genau gleich breites Schiff zugeordnet ist. Das Langhaus war nach Forschungsergebnissen Müllers höchstens doppelt so lang wie breit. Eine dreischiffige



Die Einkerbungen an der Westseite des romanischen Chorturmes der Ottersweierer Pfarrkirche weisen auf die Dächer früherer Langhäuser hin. Foto: Coenen

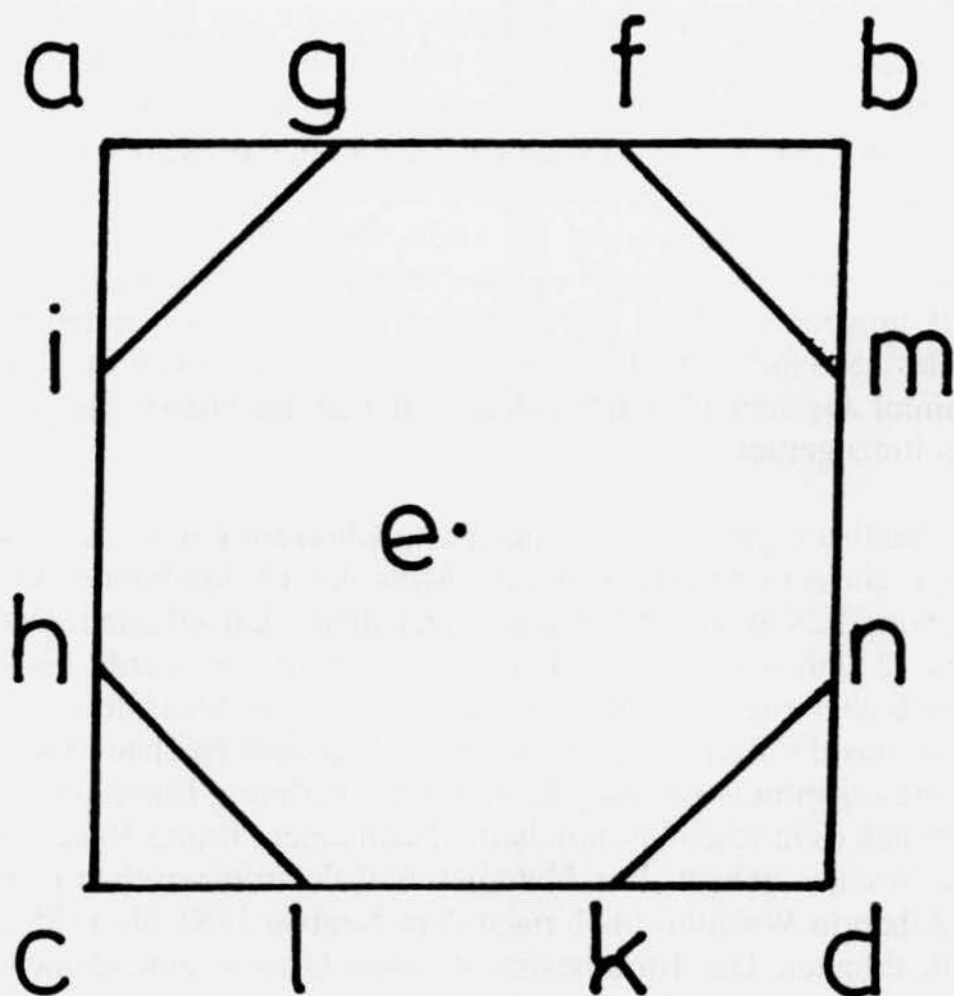
Anlage hat es in Ottersweier nicht gegeben, weil die Basilika als Querschnittsform in der Ortenau im Gegensatz zum benachbarten Elsaß nicht üblich war.

An der Westseite des Turmes von St. Johannes der Täufer sind deutliche Einkerbungen von vier früheren Dächern zu erkennen, die sich an das zweite und dritte Geschoß anlehnten. Die ersten Einkerbungen zeigt die beiden Seiten eines flachen Satteldachs, das zum romanischen Saalbau gehörte. Offensichtlich wurde dieses Dach im Laufe der beiden nächsten Jahrhunderte erneuert; darauf weisen die Einkerbungen der beiden Seiten eines steileren Satteldachs hin. Die Spuren der beiden Dächer, die auf einen relativ kleinen Saalbau schließen lassen, stützen die Untersuchungsergebnisse Müllers. Die beiden oberen Einkerbungen stammen von jeweils einer Seite der wesentlich größeren Langhäuser aus spätgotischer und barocker Zeit. Über das spätgotische Satteldach wird noch zu sprechen sein.

Die Ortenau als Chorturmlandschaft

Chortürme können im Osten oder Westen einer Kirche stehen und kommen in Deutschland insbesondere seit dem 11. Jahrhundert vor. Sie erheben sich über dem Altarraum und haben keinen eigenen Außenzugang; ihr Erdgeschoß öffnet sich zum Kirchenraum hin. Der Turm steht über einem quadratischen Chor oder über einem Vorchorjoch mit anschließender Apsis oder Polygonchor, oder er birgt im Erdgeschoß die Apsis. Chortürme kommen hauptsächlich bei Saalkirchen in Süd- und Mitteldeutschland, aber auch in Frankreich, England und Skandinavien in romanischer und gotischer Zeit vor. Hauptsächlich in Mittel- und Unterfranken, jedoch auch in der Ortenau, hielten sie sich bis ins 18. Jahrhundert.

Chorturmkirchen waren nach Forschungsergebnissen Müllers in der Ortenau sehr häufig. Bei einem Gesamtbestand von 109 gemauerten Kirchtürmen in dieser Region stellte er 84 Chortürme fest. Berücksichtigt man, daß West- und Flankierungstürme meist in den nördlichen und südlichen Randgebieten sowie im Kinzigtal zu finden sind, so läßt sich feststellen, daß die mittlere Ortenau vom Rhein bis zum Schwarzwald eine geschlossene, von kaum einer Ausnahme unterbrochene Chorturmlandschaft darstellte, die in Baden beispiellos ist. Auch wenn man im Norden des Breisgaus, im Bereich von Emmendingen, ebenfalls zahlreiche Chorturmkirchen findet, so ist keinesfalls die gesamte Region auf diesen Typ praktisch ausnahmslos festgelegt. Sehr groß war die Zahl der Chorturmkirchen ebenfalls im Unterelsaß, wo sich rund 60 Gotteshäuser dieses Typs feststellen lassen.



Die Achteckkonstruktion aus der „Geometria Deutsch“ von Matthäus Roriczer verdeutlicht, wie der Ottersweierer Chor mit seinem 5/8 Schluß entworfen wurde.

In der Ortenau waren Chorturmkirchen nicht nur in der Romanik üblich, der Bautypus blieb auch in der Gotik (beispielsweise in Achern, Altfreistett, Altenheim, Lichtenau, Sasbach und Scherzheim), teilweise in abgewandelter Form noch im Barock (z.B. Hofweier, Oberschopfheim, Rust) gebräuchlich. Für die vorliegende Untersuchung sind die romanischen Chorturmkirchen von Interesse, von denen es in dieser Region nachweislich über ein Dutzend gab. Diese Gotteshäuser wurden in der Gotik oft erweitert, wobei die Architekten bei der Planung vor ähnlichen Problemen wie in Ottersweier standen.

Die Kirche St. Peter in Burgheim bei Lahr gehört zu den romanischen Chorturmkirchen in der Ortenau. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts wurde der quadratische Ostchor, der eine Apside abgelöst hatte, zum Chorturm erhöht. Die Pfarrkirche St. Peter in Gengenbach, die in ihrer heutigen Ge-

stalt auf das 15. Jahrhundert zurückgeht, besitzt einen Chorturm, der sich in seiner Gestalt in der Ortenau nicht wiederholt. Er erhebt sich über dem westlichen der beiden Chorquadrate. Der Turm wird bereits in der Acta Gengenbacensia (1223–1235) genannt. Die heutige evangelische Kirche in Kippenheim, die bereits 1007 erwähnt wird, war ursprünglich eine romanische Chorturmkirche mit Apsis, die 1501 einem gotischen Langchor weichen mußte. Auch in Kork gab es eine romanische Chorturmkirche, die in der Gotik umgebaut wurde. Der Chorturm fiel schließlich einem Kirchenneubau des 18. Jahrhunderts zum Opfer. Der Chorturm von St. Vinzenz in Linx stammt aus dem 13. Jahrhundert, lediglich das oberste Geschöß wurde später hinzugefügt.

Auch in Nußbach gab es eine romanische Chorturmkirche, der ursprünglich dreigeschossige Chorturm aus der Mitte des 13. Jahrhunderts blieb im Neubau von 1828 als offener Raum hinter dem Altar erhalten. Der Chorturm des 12. Jahrhunderts in Oberdorf bei Oberkirch wurde bis auf das Erdgeschoß abgetragen; in Oberkirch blieb ebenfalls das Untergeschoß des Chorturms aus der Zeit um 1300 bestehen. Seit dem Neubau 1863 hat der Turm seine ursprüngliche Aufgabe endgültig verloren. Einen romanischen Chorturm gab es in Rheinbischofsheim. Nach einem Brand 1642 wurde ein neues Gotteshaus gebaut. Das Untergeschoß des romanischen Chorturms von St. Alban in Waldulm blieb nach dem Neubau 1881 bis 1885 als Seitenkapelle erhalten. Der Turm besitzt an seiner Ostseite eine kleine Chorverweiterung aus gotischer Zeit. Die 1952 nach Westen erweiterte Kirche St. Peter und Paul in Wittelbach ist eine Chorturmkirche des 13. Jahrhunderts.

Der spätgotische Chor der Pfarrkirche St. Johannes der Täufer

Der 1517 errichtete Chor ist im Lichten 5,4 Meter breit und 8,75 Meter lang, seine Höhe bis zum Traufgesims betrug, wie aus der Bauaufnahme der Großherzoglichen Baugewerkeschule ersichtlich ist, 8,31 Meter. Nach Angaben der Werkmeisterbücher ist die lichte Chorweite stets das Grundmaß für alle anderen Abmessungen des Sakralbaus. Diese Vorschrift kann für das spätgotische Gotteshaus in Ottersweier nicht uneingeschränkt gelten, denn der Architekt mußte bei seinem Entwurf Rücksicht auf den romanischen Chorturm nehmen, der, wahrscheinlich aus Kostengründen, erhalten werden sollte. Dies ist für die Ortenau kein ungewöhnliches Problem, denn das Raumangebot der für kleine Gotteshäuser in ihrer Art genialen Chorturmkirchen reichte nach einigen Jahrhunderten für die wachsende Bevölkerung nicht mehr aus. Waren die Pfarrgemeinden aus diesem Grund gezwungen, den Türmen mit ihren kleinen Chören im Erdgeschoß größere Langhäuser anzufügen, so wirkten diese Chöre, die eigentlich das

Haupt des Gotteshauses sein sollten, wie Anhängsel. Deshalb wurden neben dem Neubau der Langhäuser oft auch die Chöre erweitert. Zwei Beispiele aus der Chorturmlandschaft Ortenau seien genannt: In Kippenheim wurde der romanische Chorturm, wie erwähnt, in östliche Richtung zunächst mit einer Apsis, 1501 mit einem spätgotischen Langchor verlängert; der Chorturm der Pfarrkirche St. Alban in Waldulm besitzt eine rechteckige Chorerweiterung aus gotischer Zeit.

In Ottersweier wurde, ähnlich wie in Oberkirch und Kork, eine andere Lösung gewählt. (Allerdings blieb in Kork nur der gotische Chor erhalten, während der Chorturm im 18. Jahrhundert abgerissen wurde; in Oberkirch besteht nur noch das Untergeschoß des Chorturms.) Wie bereits erwähnt, wurde in Ottersweier 1517 an der Nordseite des Chorturmes ein netzgewölbter gotischer Chor mit 5/8 Schluß angefügt, die neue Chorachse wurde nunmehr auch die Achse des nach Norden erweiterten Langhauses, der Chor im Untergeschoß des Turmes zum Nebenchor degradiert. Im Gegensatz zu Kippenheim und Waldulm wurde damit in Ottersweier, wie auch in Oberkirch und Kork, das Prinzip der Chorturmkirche vollständig aufgegeben, der Turm steht nicht mehr axial, er ist zum Flankenturm des neuen Hauptchores geworden. Obwohl die Bedeutung des alten Chores gemindert war, galt der Ottersweierer Turm im Visitationsbescheid über die Pfarreien des Landkapitels Ottersweier aus dem Jahr 1727 immer noch als *super chorum exstructa*. Dies verdeutlicht, wieso die Proportionen des Chorturms beim Entwurf der spätgotischen Kirche im frühen 16. Jahrhundert eine wichtige Rolle spielten. Die Außenlänge des Turmes (7,29 Meter) entspricht nämlich der Länge des Vorchores (7,26 Meter). Nur weil dem gotischen Chor im Westen der 85 Zentimeter breite Triumphbogen vorgelagert ist, ragt der Vorchor im Osten um eben dieses Maß über die Flucht des Turmes.

In allen drei umfassenden Werkmeisterbüchern bildet die Gestaltung des Chores ein zentrales Thema. Die lichte Chorweite ist das Grundmaß für den gesamten Grund- und Aufriß der Kirche. Lechler verdeutlicht dies in seinen Unterweisungen: *hie will ich anfangen aller Erst, vnd dich vnderweisen wie du ein Khor anlegen solst. In mehr, den in Einermäß, vnd aus dieser Khunst entspringen viel andern bey*. Lechler nennt zwei Proportionen für den Chor: Er soll entweder zwei- oder dreimal so lang sein, wie er weit ist. Das „Wiener Werkmeisterbuch“ schließt sich diesen Forderungen an. „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ überläßt die Proportionierung dem Architekten, der aber darauf achten soll, dem Chor „Grundgestalt“ und „Grundplan“ zu geben.

Der Ottersweierer Chor folgt den Vorschriften in „Von des Chores Maß

und Gerechtigkeit“. Der Architekt übernahm die Abmessung des Chorturmes, also des ursprünglichen Altarraums, für den neuen Chor. Auch die lichte Chorweite steht in einem direkten Verhältnis zur Länge des Vorchores, allerdings wird dieses nicht wie üblich arithmetisch, sondern geometrisch bestimmt, was völlig ungewöhnlich ist. Die Werkmeisterbücher legen, wie bereits beschrieben, alle großen Abmessungen einer Kirche mit Hilfe der vier Grundrechenarten fest, nur bei den Abmessungen für kleinere Bauteile wie Fialen, Wimperge oder Fensterpfosten wird auf geometrische Konstruktionen (Quadratur, Triangulatur) zurückgegriffen. Bei den beiden von mir bislang untersuchten Kirchen St. Peter und Paul in Bühl und Maria Linden in Ottersweier wurden diese Vorschriften eingehalten, im Fall der Pfarrkirche St. Johannes der Täufer wird das Verhältnis von Chorweite zur Chorklänge mit Hilfe der Quadratur bestimmt. Wie eine solche Quadratur funktioniert, beschreibt Hans Schmuttermayer in seinem „Fialenbüchlein“: *So mach von ersten ein vierung als groß du wilt. In die selben vierung mach .vij. virung, ye cleiner und cleiner. also. Das yede in der andern vber eck stehen. Wie vntten verzeichnet ist nach irer linien. Darnach secz die .vij. vierung alle gleich nach einander. vnd der gib yglicher einen puchstaben. Der ersten ein a. vnd heist der alt schuch. Der andern ein b. vnd heist der new schuch. Der dritten ein c.. vnd ist ein halb schuch des a. Der vierden d. vnd ist ein halb schuch des b. vnd ein dritteyl des a. Der funfften ein e. vnd ist ein dritteyl des b. vnd ein vierteyl des a. Der sechsten ein f. vnd ist ein vierteyl des b. vnd ein sechsteyl des a. Der sibenden ein g. vnd ist ein sechsteyl des b. vnd ein achtteyl des a. Der achten ein h. vnd ist ein achtteyl des b. vnd ein zwelffteyl des a.*

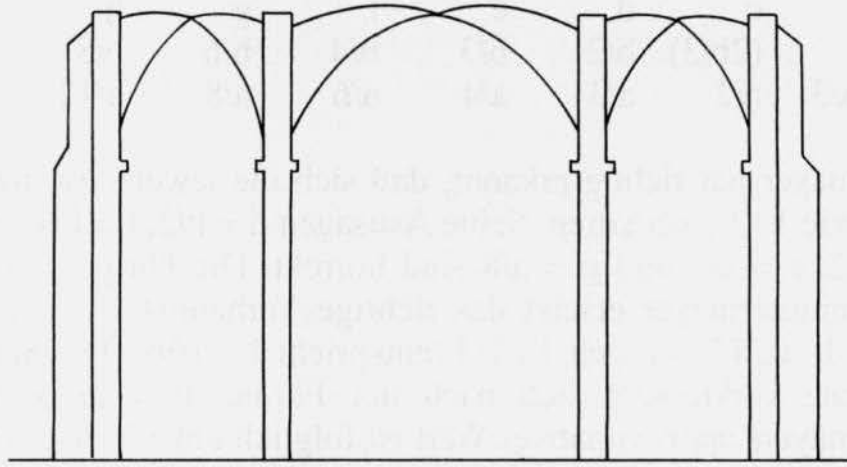
Stellt man also in ein Quadrat a, dessen Seiten der Länge des Vorchores entsprechen (7,26 Meter), ein Quadrat b über Eck, so entspricht dessen Seitenlänge (5,13 Meter) weitgehend der lichten Chorweite. Die Abweichung beträgt 27 Zentimeter, was mit der Ungenauigkeit der geometrischen Methode zusammenhängt. Der ungewöhnliche Weg der geometrischen Konstruktion wurde in Ottersweier ganz offensichtlich gewählt, weil der Architekt keinen vollständigen Neubau nach dem in den Werkmeisterbüchern beschriebenen Muster entwerfen konnte, sondern Teile des Vorgängerbaus integrieren mußte.

Der grundsätzliche Verzicht der Autoren der Werkmeisterbücher, große Abmessungen eines Gotteshauses mittels der Quadratur festzulegen, ist, wie ich in meiner Magisterarbeit und Dissertation dargestellt habe, begründet. Schmuttermayer behauptet in seiner oben zitierten Konstruktionsanleitung für eine Quadratur, daß sich die Seitenlängen der acht ineinandergestellten Quadrate wie folgt verhalten. Die Werte in Klammern wurden gemäß den Vortellungen Schmuttermayers ergänzt.

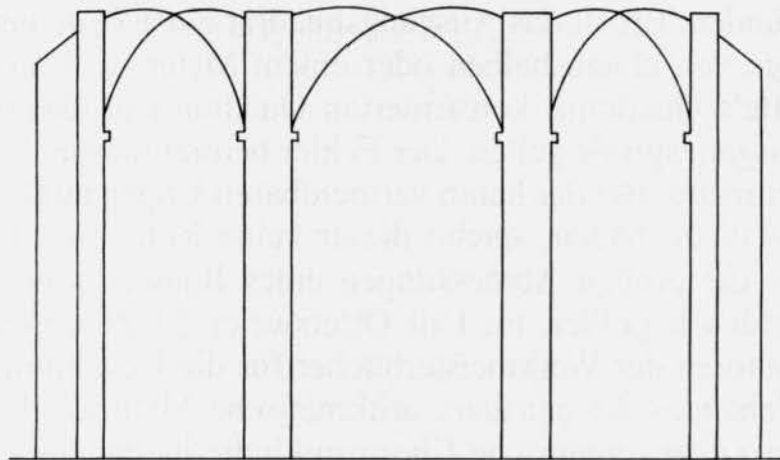
a	b	c	d	e	f	g	h
		(2b/3)	b/2	b/3	b/4	b/6	b/8
	(2a/3)	a/2	a/3	a/4	a/6	a/8	a/12

Schmuttermayer hat richtig erkannt, daß sich die jeweils zweiten Glieder der Reihe wie $1 : \frac{1}{2}$ verhalten. Seine Asusagen $d = b/2$, $f = b/4$, $h = b/8$ sowie $c = a/2$, $e = a/4$ und $g = a/8$ sind korrekt. Die übrigen Anaben sind falsch. Schmuttermayer ersetzt das richtige Verhältnis $1 : \frac{1}{2} \times \text{Wurzel } 2$ (entspricht $1 : 0,7071$) durch $1 : 2/3$ (entspricht $1 : 0,66$). Die Seitenlängen der Quadrate verkleinern sich nach der Formel $b = a/2 \times \text{Wurzel } 2$. Schmuttermeyers approximativer Wert ist folglich um 5,7 Prozent zu klein. Da alle Werkmeisterbücher bei der Proportionierung der kleineren Bauteile von einer Quadratur ausgehen, machen sie den gleichen Fehler wie er. Somit ergeben sich auch hier Fehler in einer Größenordnung von 5,7 Prozent. Diese wurden jedoch beim Entwurf von kleineren Bauteilen nicht als störend empfunden. Erhält das Ausgangsquadrat einer Fiale beispielsweise die Seitenlänge von einem halben oder einem Meter, so kann die Seitenlänge des mittels Quadratur konstruierten Quadrates problemlos als zwei Drittel der Ausgangsgröße gelten. Der Fehler beträgt hierbei lediglich zwei bzw. vier Zentimeter. Bei der kaum vermeidbaren Ungenauigkeit der Steinmetzen, die Fiale zu hauen, spielte dieser keine Rolle. Werden mit Hilfe der Quadratur die großen Abmessungen eines Bauwerks bestimmt, wird der Fehler natürlich größer, im Fall Ottersweier 27 Zentimeter. Deshalb wählen die Autoren der Werkmeisterbücher für die Gestaltung der großen Teile eines Gebäudes die genauere arithmetische Methode. Im Sonderfall Ottersweier, wo eine romanische Chorturmkirche in spätgotischer Zeit erweitert wurde und die „reine Lehre“ der Werkmeisterbücher deshalb keine Anwendung finden konnte, bediente sich der Architekt der Quadratur, um das Verhältnis von lichter Chorweite zu Chorlänge zu bestimmen.

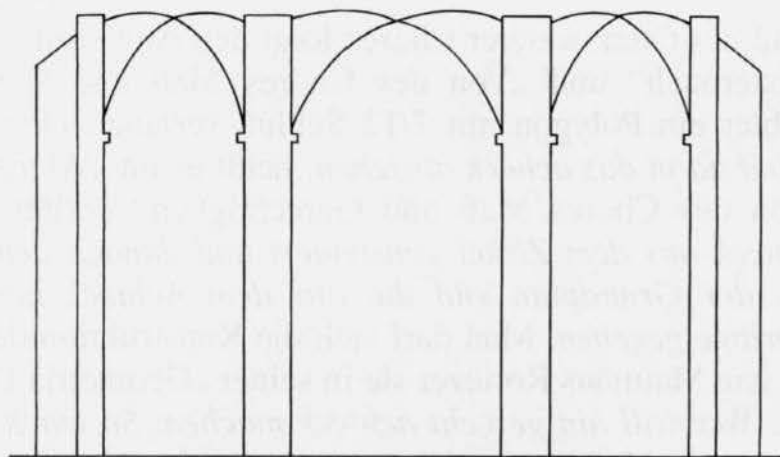
Der 5/8 Schluß des Ottersweierer Chores folgt den Anweisungen im „Wiener Werkmeisterbuch“ und „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“, während Lechler ein Polygon mit 7/12 Schluß verlangt. *Den kor solt dü anlegen . . . und da in das acheck abziehen*, heißt es im „Wiener Werkmeisterbuch. „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ erklärt: *Zuvörderst wird das Achteck aus dem Zirkel construiert und danach dem Chore die Grundgestalt, der Grundplan vnd die aus dem Achteck hervorgehende fünfseitige Vorlage gegeben*. Man darf sich die Konstruktion des Oktogons so vorstellen, wie Matthäus Roriczer sie in seiner „Geometria Deutsch“ beschrieben hat: *Wer will ain gerecht achteck machen. So mach ain gerecht firung mit den puchstaben verzeichnet :a: :b: :c: :d: vnd secz jn die mit ein :e: vnd secz ain zirkel mit einem ort jn das :e: vnd dv in auf jn das :a: dy selben weiten mach von dem :a: gegen dem :b: ain punct das secz ain :f:*



Idealquerschnitt für eine kleine Hallenkirche nach Vorstellungen von Lorenz Lechlers „Unterweisungen“. *Zeichnung: Coenen*



Idealquerschnitt für eine Hallenkirche nach Vorstellungen des Werkmeisterbuches „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“. *Zeichnung: Coenen*



Idealquerschnitt für eine Hallenkirche nach Vorstellungen des Wiener Werkmeisterbuches. *Zeichnung: Coenen*

des gleichen von dem .b: gegen dem .a. das secz ain .g. vom .a. gegen dem .c. das secz ein .h. vom .c. gegen .a. das secz ain .i. vom .c. gegen .d. das secz ein .k. vom .d. gegem .c. da secz ain .l. vom .d. gegen dem .b. das secz ain .m. vom .b. gegem .d. da secz ain .n. Darnach zuih ain linj vom .f. jn das .m. vom .n. in das .k. vom .l. jn das .h. vom .i. jn das .g. des ain figur hernach verzeichnet ist.

Für die Höhe des Chores geben die „Unterweisungen“ vier verschiedene Maße an. Er kann entweder ein-, eineinhalb-, zwei- oder dreimal so hoch wie weit sein, wobei die zweifache Höhe als Idealmaß angesehen wird. Diese Angaben beziehen sich auf die Kämpferhöhe. *vnd so weit das hochwerk ist, also hoch sollen die anfang sein*, schreibt Lechler. Der Chor der Ottersweierer Pfarrkirche entspricht diesen Vorstellungen; er ist bis zum Gewölbeansatz so hoch wie weit, also 5,4 Meter. Das Gewölbe hat eine Höhe von 2,64 Metern. Das „Wiener Werkmeisterbuch“ nennt die eineinhalbfache Chorweite als Mindesthöhe bis zur Kämpferzone, kennt also einen niedrigen Chor wie den von St. Johannes der Täufer nicht. „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ fordert, das Grundmaß der lichten Chorweite mit jedem beliebigen Wert zwischen eineinhalb und zwei zu multiplizieren, wobei die letztgenannte Höhe als Idealhöhe gilt: *Es wird der Chor, der 20 Schuh weit ist, 1¹/₂ mal bis 2 mal so hoch gemacht*. Diese Anweisungen beziehen sich nicht wie in den beiden anderen Büchern auf den Kämpfer, sondern die Traufe. Der Ottersweierer Chor ist bis zur Traufe etwas mehr als eineinhalb mal so hoch wie weit und entspricht damit dieser Anforderung.

Das spätgotische Langhaus

Das spätgotische Langhaus war, wie nachfolgende Überlegungen beweisen, eine zweischiffige Halle. Der Architekt des 16. Jahrhunderts errichtete nördlich des romanischen Langhauses, das, wie festgestellt, in seiner Breite dem Chorturm entsprach, ein weiteres Schiff, das so breit wie der neue Chor war. Das romanische Langhaus wurde modernisiert, vermutlich erhielt es spätgotische Gewölbe, seine Nordwand wurde mit Arkaden durchbrochen, so daß ein einheitlicher Raum entstand.

Das Erscheinungsbild des spätgotischen Langhauses läßt sich mit Hilfe der Bauaufnahme der Großherzoglichen Baugewerke-Schule rekonstruieren. Die Bauaufnahme zeigt das Langhaus, wie es seit dem barocken Umbau von 1723/24 bis zum Neubau der Kirche 1906/09 bestanden hat. Der östliche Teil der nördlichen Langhausmauer gehörte nach dem Befund der Studenten dem 16. Jahrhundert an. Die Mauer mit einer Länge von rund zwölf

Metern besaß zwei Strebepfeiler, die auf ein gewölbtes Schiff hinweisen. Die Langhauslänge wurde im Barock verdoppelt, indem die spätgotische Mauer verlängert wurde. Weil das Langhaus des 18. Jahrhunderts flach gedeckt war, fehlten in dem neueren Abschnitt Strebepfeiler, deren Aufgabe es ist, den Gewölbeschub aufzunehmen. Die südliche Wand des barocken Langhaus fluchtete nicht mit dem Chorturm und gehörte laut Bauaufnahme nicht dem Mittelalter, sondern dem 18. Jahrhundert an. Die romanische Langhausmauer als Fortsetzung des Chorturmes war offensichtlich im Barock baufällig geworden und wurde durch einen Neubau ersetzt. Dabei wurde das Schiff um 0,85 Meter verbreitert. Die dritte der bereits erwähnten Einkerbungen an der Westseite des Chorturms, die die dreieckige Form des Satteldachs über dem spätgotischen Langhaus angibt, läßt auf ein Schiff schließen, das geringfügig schmaler war als das des 18. Jahrhunderts. Die Proportionslehre der Werkmeisterbücher untermauert meine These von der Verbreiterung des romanischen Schiffs im Barock.

Lechler nennt die doppelte Chorlänge als Langhauslänge, das „Wiener Werkmeisterbuch“ macht gar keine Angaben und „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ gibt sich praktisch: *Die Länge der Kirche richtet sich meist nach dem Orte, ob er volkreich ist oder nicht.* Diese Vorgabe erfüllte das relativ kurze Ottersweierer Langhaus im Hinblick auf die geringe Bevölkerungszahl des Ortes mit seinen 11,1 Metern im Licht sicherlich.

In allen drei umfassenden Werkmeisterbüchern haben Chor und Schiff die selbe lichte Weite; *das hochwerkh, sey also weit, der khor ist,* schreibt Lechler. Das „Wiener Werkmeisterbuch“ stimmt dem zu: *so nym in dem kor oder in dem mitterwerk die selbien weit vber ort.* „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ schließt sich an: *Das Langhaus richtet sich mit seinen Schäften nach dem Chore und wird diesem an Weite gleich gemacht.* Die Chorweite muß im Fall von St. Johannes der Täufer also auch als Weite des Schiffes gelten. Allerdings ist die in der Bauaufnahme der Großherzoglichen Baugewerke-Schule abgebildete spätgotische Langhauswand mit 0,85 Metern 20 Zentimeter breiter als die Chormauer. Bei gleichen Außenabmessungen ist die Lichtweite des Schiffs deshalb kleiner (lichte Chorweite = 5,4 Meter, lichte Schiffweite 5 Meter).

Das romanische Langhaus entsprach in seinen Außenabmessungen der Chorturbreite (6,14 Meter) und hatte nach dem Umbau des 16. Jahrhunderts eine lichte Weite von ebenfalls rund fünf Metern. Die Breite der beiden Schiffe war also annähernd identisch, so daß nach dem Umbau des romanischen Langhauses ein einheitlicher Raumeindruck entstanden sein muß. Mit Sicherheit erhielten beide Schiffe die selbe Höhe, die Nordwand des romanischen Schiffs wurde mit spitzbogigen Arkaden durchbrochen,



Abriß des Windeckischen Forstes aus dem frühen 17. Jahrhundert (GLA Karlsruhe): Ottersweier mit der Pfarrkirche St. Johannes der Täufer und der Wallfahrtskirche Maria Linden ist in der rechten unteren Bildecke zu sehen.

so daß eine zweischiffige Hallenkirche mit Kreuzrippengewölben oder mit Netzgewölbe wie im Chor entstand.

Der sogenannte Abriß des Windeckischen Forstes, eine Karte aus dem frühen 17. Jahrhundert, die im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrt wird (Signatur: GLA Karlsruhe H/Windeck 2), zeigt die Kirche in diesem Zustand. Sie ist die einzige erhaltene Abbildung des spätgotischen Gotteshauses überhaupt und damit, trotz ihrer Ungenauigkeiten, für die Rekonstruktion des Bauwerks von großer Bedeutung. Die Karte mit den Maßen 45 mal 60 Zentimeter ist eine kolorierte Pinselzeichnung auf Pergament mit einer Darstellung des Gebiets zwischen Bühl und Ottersweier. Anlaß für die Fertigung der Karte, die wegen ihren starken Verzerrungen Probleme bereitet, war der Jagdbezirk des Windeckischen Forstes, um den es vermutlich zwischen den Grafen von Eberstein und den Herren von Windeck

Streit gab. Am rechten unteren Bildrand der Karte ist Ottersweier mit den beiden spätgotischen Kirchen St. Johannes der Täufer und Maria Linden abgebildet. Der Plan zeigt die Pfarrkirche in der Mitte des Dorfes als homogenen Baukörper mit Satteldach und Turm an der Südostecke. Dies stützt meine These, daß es sich beim spätgotischen Gotteshaus um eine zweischiffige Hallenkirche gehandelt hat.

Die Höhe des Langhauses ist in den „Unterweisungen“ mit der Chorhöhe identisch: *vnd in dem hochwerkh, soll er setzen das Oberst haupt, also stehet in dem Khor.* Weil der Autor insgesamt vier verschiedene Chorhöhen kennt, ist auch die Höhe des Mittelschiffs bei ihm variabel. Bei St. Johannes der Täufer gilt die Chorhöhe von 8,31 Metern für das Langhaus. „Das Wiener Werkmeisterbuch“ und „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ nennen die eineinhalbfache und die dreifache Lichtweite des Chores als Kämpferhöhe im Mittelschiff bzw. die zweifache Lichtweite als Gesamthöhe. Dies würde im Fall Ottersweier bedeuten, daß das Schiff höher wäre als der Chor, was aber auszuschließen ist, weil der Abriß des Windeckischen Forstes einen homogenen Baukörper zeigt.

Die Werkmeisterbücher machen ebenfalls Angaben zur Gestaltung der Seitenschiffe. Wei St. Johannes der Täufer aber zwei gleichwertige Schiffe besitzt, spielen diese Bauregeln hier keine Rolle.

Die Wand

Die Wandbreite des Chores steht in den drei umfassenden Werkmeisterbüchern in der Regel im Verhältnis 1 : 10 zur lichten Chorweite. *Soll der Chor 20 Schuh im Lichten breit sein, so wird seine Mauer 2 Schuh stark gemacht, bey 30 Schuh Weite, 3 Schuh stark,* heißt es in „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“. Lechlers Angaben zur Dimensionierung der Chormauern sind ausführlicher. In den „Unterweisungen“ verändert sich das Grundmaß, das ein Verhältnis von 1 : 10 vorschreibt, mit der Qualität des Baustoffes. *Item ein Khor der 20 Schuech weit ist, im liecht, vnd ist der Stein guet, so mach die mauern zwen Werkschuech dickh, ist aber der khor vpn Eyden gehauen steinwerkh, so brich im ab 3 Zoll, ist den fauller stein, so gib im 3 zoll zue zu der dickh der Mauren.*

Das „Wiener Werkmeisterbuch“ macht keine speziellen Angaben zur Dimensionierung der Chormauern, sondern erklärt, die Mauern einer jeden Kirche erhielten als Breite ein Zehntel der Weite des Baukörpers. *Wyst der maur dick an Zinnen jedlichen werck, wiss das xl stück weit ist, das sol haben iiij schuch*

maür, was xxx stück weit ist, sol haben iij schuech maür, heißt es. Der Chor des Ottersweierer Gotteshauses erfüllt die Forderungen Lechlers. Bei einer lichten Weite von 5,4 Metern beträgt die Wandstärke 60 Zentimeter, der Architekt hat das ideale Verhältnis von 1 : 10 also aus statischen Gründen durch ein robusteres ersetzt.

Im Gegensatz zum „Wiener Werkmeisterbuch“ wird in den „Unterweisungen“ und „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ die Wandbreite des Langhauses gesondert behandelt. Diese ist von besonderer Bedeutung, weil sie die Dimensionierung der Mittelschiffpfeiler vorgibt. Lechler nennt zwei verschiedene Maße für die Schiffwand. *als dickh, die mauer ist, In dem hochwerkh, alß dickh sol die mauer sein, in dem khor*, stellt er fest. Alternativ zu diesem Verhältnis der Chorwand zur Schiffwand von 1 : 1 nennen die „Unterweisungen“ folgende Möglichkeit: *Item wer ein hochwerkh die rechte mauerdickhe geben will, der neme des khors dickung für sich und reiss ein fierung daraus, und miten in die firung, da stell ein Circkhel, mit einem Orth darein, vnd thue den circkel auf, da die fierung zum aller lengsten ist, vber zwerg, vnd reiß einen runden riß herumb, vnd aus derselbigen Runden Circkhel Riß, da reiß wider ein sonderliche fierung, daß ist die rechte mauer dickhung zu dem hochwerkh*. Dieses mittels geometrischer Konstruktion gewonnene Verhältnis der Chorwand zur Schiffwand entspricht der Relation 1 : Wurzel 2 (etwa 1 : 1,41). Dieses robustere und aus Sicht Lechlers seltenere Verhältnis fand offensichtlich bei der Ottersweierer Kirche Anwendung. Die in der Bauaufnahme der Großherzoglichen Baugewerke-Schule abgebildete Langhausumfassungsmauer hat eine Breite von 0,85 Meter. Dieses seltene Verhältnis ist übrigens auch bei der Pfarrkirche St. Peter und Paul im Nachbarort Bühl nachweisbar.

„Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ macht zur Dimensionierung der Langhauspfeiler folgende Angaben: *Das Langhaus richtet sich mit seinen Schäften nach dem Chore und wird diesem an Weite gleich gemacht, jedoch so, daß die Schäfte mit des Chores Mauern – obgleich mit derselben in einer Stärke – nicht in gleicher Linie der Lichtweite laufen, sondern mit drey Seiten iher achteckigen Form vorstehen*. Die Wandstärke verhält sich folglich zum Durchmesser der Pfeiler wie 1 : 1 + Wurzel 2 (etwa 1 : 2,41). In diesem Fall hätten die Pfeiler der zweischiffigen Kirche in Ottersweier einen Durchmesser von 1,45 Metern gehabt.

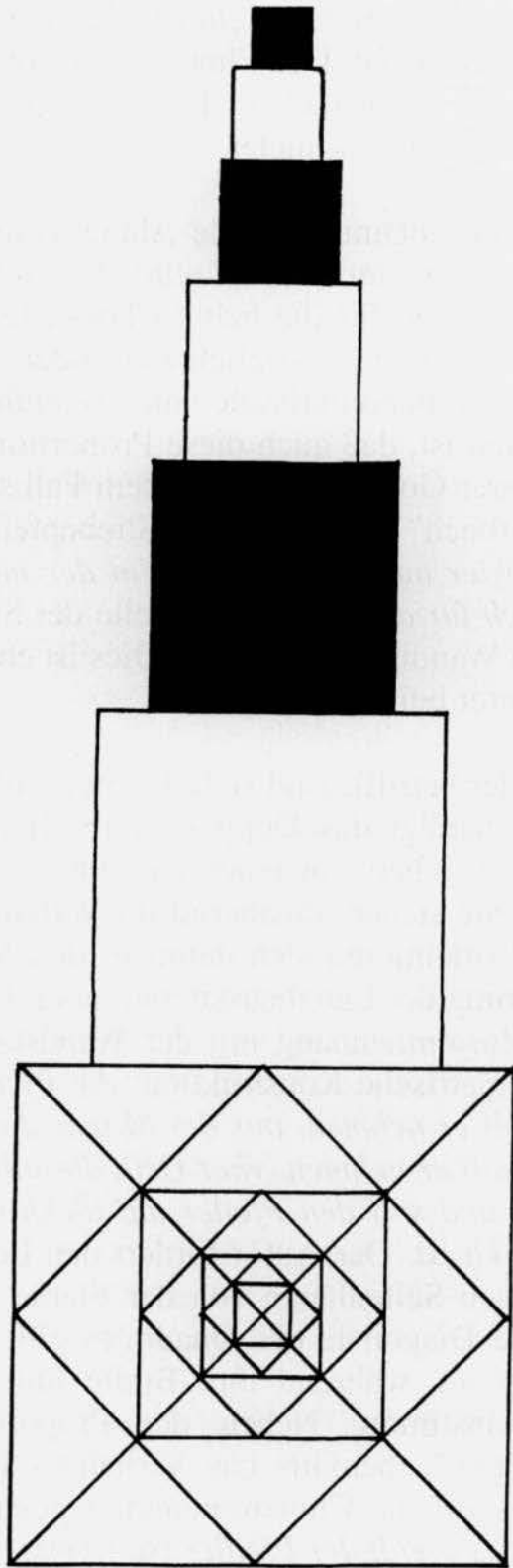
Das Joch

Zur Dimensionierung der Joche, deren Begrenzungen in Längsrichtungen durch die Strebepfeiler bzw. Gewölbeanfänger bestimmt werden, äußern

sich alle umfassenden Werkmeisterbücher. *und diese Weite zweyer solcher Theile* (gemeint sind zwei Drittel der lichten Chorweite) *behalten auch die Pfeiler des Baus, von einem Mittel zum anderen, welches zugleich den Platz für die Dienste an den Umfassungsmauern bestimmt*“, erklärt „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“. Der Abstand vom Mittelpunkt eines Strebepfeilers zum nächsten entspricht zwei Drittel der lichten Chorweite. Für das Ottersweierer Gotteshaus kommen die in dem Werkmeisterbuch genannten Proportionen nicht in Frage. Die lichte Langhauslänge betrug bekanntlich 11,1 Meter, die lichte Chorweite 5,4 Meter. Zwei Drittel von 5,4 Metern sind zirka 3,6 Meter. Die beiden erhaltenen Strebepfeiler an der Nordmauer des gotischen Langhauses, von denen einer an der Nordwestecke stand, während der andere die Wand in zwei Hälften teilte, lassen auf zwei sehr große oder vier kleinere Joche schließen, was wahrscheinlicher ist. Vermutlich wurden zwei Strebepfeiler im 18. Jahrhundert abgerissen, um Platz für die neuen barocken Fensteröffnungen zu schaffen. Jedenfalls sind nur zwei oder vier Joche denkbar und nicht drei, wie sie nach den Regeln von „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ im Fall von St. Johannes der Täufer zwingend wären.

Im „Wiener Werkmeisterbuch“ werden die Joche anders proportioniert. *als weit der paü ist als weit halben weit sey die dienst oder anfang von eyn ander*, sagt die Schrift. Die Strebepfeiler sind bis zum Mittelunkt des jeweils nächsten gemessen, halb so weit voneinander entfernt, wie das Schiff weit ist. Dieses Verhältnis ist für St. Johannes der Täufer eher vorstellbar. Nach Vorstellungen des „Wiener Werkmeisterbuches“ müßte die Jochlänge im Fall des Ottersweierer Langhauses nämlich rund 2,7 Meter betragen, also die Hälfte der lichten Chorweite von 5,4 Metern. Der Wert von 11,1 Metern ist durch die Zahl 2,7 zu dividieren, wenn man von der geringen Abweichung von 20 Zentimetern absieht, die mit Ungenauigkeiten bei der Übertragung des Plans auf den Baugrund zusammenhängt. Nach Vorstellungen des „Wiener Werkmeisterbuches“ ergeben sich für St. Johannes der Täufer jedenfalls vier Langhausjoch.

Die „Unterweisungen“ äußern sich folgendermaßen zur Dimensionierung der Joche: *„die Pfeiler sollen, so weit, von einander stehn, der mauer dickung drey.“* Die Entfernung von einem Strebepfeiler zum nächsten beträgt drei Wandbreiten. Diese ist, wie im vorherigen Abschnitt gezeigt, unterschiedlich und steht entweder im Verhältnis 1 : 10 oder Wurzel 2 : 10 zur lichten Chorweite. Im Gegensatz zu „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ und dem „Wiener Werkmeisterbuch“ wird in den „Unterweisungen“ die Abmessung des Joches in Längsrichtung der Kirche nicht vom Mittelpunkt der Strebepfeiler aus gemessen. Ihr Abstand ist entschieden. Die Jochlänge beträgt somit vier Pfeilerweiten.



Lorenz Lechler zeigt in seinen „Unterweisungen“ die sogenannte Quadratur, mit deren Hilfe auch Mauerstärken und Strebepfeilerabmessungen für St. Johannes der Täufer gewonnen wurden.

St. Johannes der Täufer besaß eine Langhauswand mit einer Breite von 0,85 Metern. Dieses Maß wurde, wie im vorherigen Abschnitt nachgewiesen, durch eine geometrische Konstruktion gewonnen und steht im Verhältnis $1 : \sqrt{2}$ ($1 : 1,41$) zur Chormauer. Die Jochlänge betrug, wie von Lechler beschrieben, das Vierfache der Mittelschiffwand, im Fall Ottersweier also 3,4 Meter. Dieser Wert ist aber kein Bruchteil des 11,1 Meter langen Langhauses. Folglich waren die von Lechler entwickelten Proportionen für die Gestaltung der Langhausjoche von St. Johannes der Täufer nicht maßgebend.

Der Chor des Gotteshauses besitzt, abgesehen vom polygonalen Abschluß, drei Joche mit einer Länge von jeweils 2,42 Metern, die Chormauern sind 0,6 Meter dick. Hier scheint Lechlers Bauregel zu greifen, denn wenn man von der geringen Differenz von zwei Zentimetern abieht, ergeben vier Chormauerstärken eine Jochlänge.

Die Strebepfeiler

Auf die Dimensionierung der Strebepfeiler, die von der Wandbreite abhängig ist, gehen alle umfassenden Werkmeisterbücher ein. Die Breite der Chorstrebepfeiler entspricht bei Lechler der Wandbreite des

Chores: *Item Ein Khor 30 Schuech weidt, 3 Schuech dickh, die mauren aber mit den Pfeillern, die mag 3 Schuech dickh.* Der Chor von St. Johannes der Täufer erfüllt diese Vorschrift. Bei einer lichten Chorweite von 5,4 Metern beträgt die Breite der Strebepfeiler 55 Zentimeter.

„Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ nennt folgende Abmessungen: *Des Chores Pfeiler werden gewöhnlich, in der Grundbreite 2¹/₂ Schuh stark gemacht.* Das Buch nennt als Beispiele für die lichte Chorweite 20 und 30 Schuh, die Wandbreite des Chores beträgt folglich zwei oder drei Schuh. Auf welches Wandmaß sich die Strebepfeilerbreite von zweieinhalb Schuh bezieht, bleibt offen. Festzustellen ist, daß auch diese Proportionierung den Strebepfeilern des Ottersweierer Gotteshauses in jedem Fall sehr nahe kommt. Das „Wiener Werkmeisterbuch“ äußert sich zur Strebepfeilergestaltung wie folgt: *Item wer ein pfeylr machen will, der im der maur sten solt der mach sol in einem Schüech für die mäu.* Die Breite der Strebepfeiler soll einen Schuh mehr als die Wandbreite betragen. Dies ist ebenfalls ein Verhältnis, das dem Ottersweierer beinahe entspricht.

Was die Ausladung der Chorstrebepfeiler betrifft, sind sich die drei umfassenden Werkmeisterbücher einig. Sie beträgt das Doppelte ihrer Breite. Die Pfeiler des Ottersweierer Chores weichen mit einer Ausladung von rund 0,85 Meter von dieser Regel ab. Sie stehen annähernd im Verhältnis Wurzel 2 : 1 (1,41 : 1) zur Breite und orientieren sich damit in den Vorschriften Lechlers für die Proportionierung der Langhausstrebepfeiler. Dieses Maß gewinnt er, wie bereits im Zusammenhang mit der Wandstärke des Mittelschiffs behandelt, durch geometrische Konstruktion: *die Pfeiler, die das stehn, vor der abseiten, den soll er nehmen, aus der Mauer dickh, an dem hochwerkh, desselben gefiert, soll er nehmen, vber Orth dieselbige leng, zu den Pfeiller für der abseiten, und soll den Pfeiler alß dickh machen, alß dickh die mauer Im hochwerkh ist.* Der Autor fordert den Leser auf, ein Quadrat zu konstruieren, dessen Seitenlänge von der Stärke der Mittelschiffmauern bestimmt wird. Die Diagonale des Quadrates gibt die Ausladung der Langhausstrebepfeiler an, während ihre Breite mit der Breite der Mittelschiffmauern übereinstimmt. Neben der Proportion 1 : Wurzel 2 lassen die „Unterweisungen“ ebenfalls das Verhältnis 1 : 2 von Breite und Ausladung, das bereits für die Chorstrebepfeiler genannt wurde, auch für das Langhaus zu: *vnd als breidt der Pfeiller ist, zweimal so lang, sol er sein, diese Pfeiller gehen, an khör, oder wo man Irer bedarf.*

Im „Wiener Werkmeisterbuch“ werden die Strebepfeiler des Langhauses nicht besonders erwähnt, es darf aber davon ausgegangen werden, daß sie wie in „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ die gleiche Dimensionierung wie die Chorstrebepfeiler besitzen. „Die Strebepfeiler (des Langhaus-

ses) erhalten durchaus gleiche Stärke und Breite, wie im Chore“, sagt dieses Werkmeisterbuch.

Der Langhausstrebepeiler im Zentrum der nördlichen Schiffwand hat in der Bauaufnahme der Großherzoglichen Baugewerke-Schule eine Breite von 0,55 Metern, entspricht also den Chorstrebepeilern.

Türme

Die „Unterweisungen“ und „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ äußern sich zur Gestaltung von Türmen. Weil in Ottersweier aber kein gotischer Turm errichtet wurde, finden diese Bauregeln hier keine Berücksichtigung, denn die Proportionslehren der Werkmeisterbücher aus dem 15. und 16. Jahrhundert lassen sich nicht ohne weiteres auf einen romanischen Chorturm anwenden.

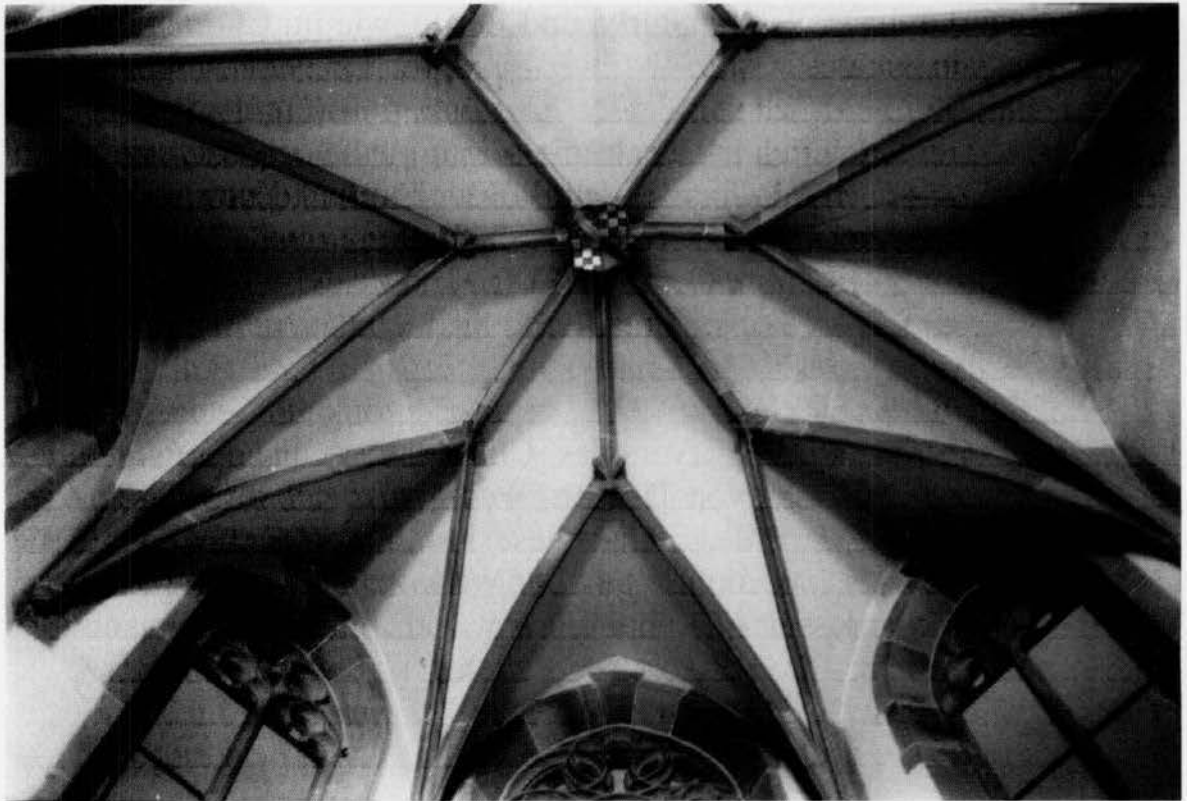
Das Gewölbe

Weil keine Bauaufnahme des gotischen Langhauses erhalten ist, bleibt unklar, ob das Schiff wie der Chor Netzgewölbe besaß oder lediglich Kreuzrippengewölbe.

In allen drei umfassenden Werkmeisterbüchern werden die Gewölbe, die in Ottersweier bei einer lichten Chorweite von 5,4 Metern eine Höhe von 2,64 Metern haben, mit Hilfe der sogenannten Prinzipalbogenkonstruktion entworfen. Der Aufriß ist dabei vom Grundriß abhängig. Die Werkmeisterbücher kennen sowohl Kreuzrippengewölbe als auch figurierte Gewölbe. In allen Fällen bestimmt die Höhe des Kreuzbogens die Gewölbehöhe, die nicht mit arithmetischen Mitteln sondern mit einer geometrischen Konstruktion bestimmt wird. Weil der Kreuzbogen des Gewölbes einen Halbkreis beschreitet, ist der Gurtbogen in jedem Fall spitzbogig. Das „Wiener Werkmeisterbuch“ beschreibt dies folgendermaßen: *Item wer dar will ein ganz werch reissen in ein piegen der nem den kreuz pogen in der haben ort vber ort und reys ein halben grunt.*

Die Gewölberippen

Die Dimensionierung der Gewölberippen wird bei Lechler behandelt. Er gewinnt die Schablone für die Diagonalrippe, das sogenannte Kreuzbogenbrett, aus der Mauerstärke des Chores. *Item wenn du das Creutzbogen*



Blick ins Gewölbe des spätgotischen Chores von St. Johannes der Täufer

Foto: Coenen

brecht, gewinnen willst, so teil die mauer dicke in sechs teill, vnd nimb derselben teill eines, daß ist der Creützbogen brecht vnd alß lang das Creützbogen brecht ist, halb so breith, sol es sein, dises ist der großkreutzbogen, den unsere Altvetter haben gebraucht, den sie haben genuessam stein gehabt, aber zu Ietziger zeit, braucht man gar viel Redt darumb, Darumb so brauch du diese khleine khreüzbogen, es wer den sach, daß du gar ein weit gewölb hest, so brauch den grossen Creüzbogen, so du anderst ein scheidebogen, an die reiung machen willst, so teil den grossen Chreutzbogen In sechs teill, vnd nimb fünff teil, zu dem kleinen Creützbogen darein magstu für gesimbß darein machen, wie es dir gelegen ist, sagen die „Unterweisungen“.

Lechler fordert zur Dimensionierung des großen Kreuzbogenbretts, die Mauerstärke in sechs Teile zu teilen. Einer dieser Teile bildet die Breite der Schablone, die Ausladung entspricht dem Doppelten der Breite. Dieses große Kreuzbogenbrett ist nach Auskunft Lechlers früher häufig verwandt worden und eignet sich vor allem zur Überspannung großer Weiten. Alternativ nennen die „Unterweisungen“ das kleine Kreuzbogenbrett. Die Breite des großen Kreuzbogenbretts wird hierzu in sechs Teile geteilt, fünf Teile davon bilden die Ausladung des kleinen Kreuzbogenbretts.

Der Gewölberippen des Ottersweierer Chores haben eine Breite von 11 Zentimetern und eine Ausladung von 20 Zentimetern und entsprechen damit den Forderungen Lechlers nahezu. Die Rippen sind fast doppelt so lang wie breit, außerdem entspricht ihre Breite fast einem Sechstel der Chormauerbreite (0,6 Meter), also dem Maß, das die „Unterweisungen“ für den großen Kreuzbogen angeben.

Das Dach

Zum Thema Dächer äußert sich alleine das „Wiener Werkmeisterbuch“. Das Dach des Langhauses wird mit Hilfe der Triangulatur konstruiert. Die Außenabmessungen des Mittelschiffs bestimmen die Seitenlängen eines Dreiecks, das Form und Höhe des Daches vorgibt: *Item will du habez die reyssümng aüs dem dryangel als ich vorgeschribez hab das selby dach in ein dryangel auf das hoch werck.* Sehr kurz und ungenau sind die Angaben des Werkmeisterbuches zum Thema Turmhelm. Es ist von einem achtseitigen Helm die Rede, dessen Proportionierung nicht näher erläutert wird. Die Bauaufnahme der Großherzoglichen Baugewerke-Schule zeigt den romanischen Chorturm mit einem vierseitigen Pyramidendach. Ob der Turm im 16. Jahrhundert im Rahmen des Kirchnerneubaus einen später wieder entfernten achtseitigen Helm erhalten hat, ist nicht nachzuweisen, aber dies ist eher unwahrscheinlich.

Die Bauaufnahme zeigt auch, daß das Dach des spätgotischen Chores ein Pultdach war, das sich an den romanischen Chorturm anlehnte. Lediglich über dem Polygon gab es ein niedriges Walmdach. Weil St. Johannes der Täufer kein vollständiger gotischer Neubau sondern lediglich die Erweiterung einer romanischen Chorturmkirche war, ließen sich im Fall des Chordaches offensichtlich keine architekturtheoretischen Idealvorstellungen realisieren. Beim Langhausdach kann allerdings davon ausgegangen werden, daß es mit Hilfe der Triangulatur konstruiert wurde. Das zweischiffige Langhaus war in seinen Außenabmessungen 12,6 Meter breit, also etwa so breit wie lang. Ein gleichseitiges Dreieck mit einer Seitenlänge von 12,6 Metern hat eine Höhe von 10,91 Metern. Dies ist die Höhe des Ottersweierer Langhausdaches. Die bereits erwähnte dritte Einkerbung, die an der Westseite des Chorturms durch das gotische Satteldach verursacht wurde, weist auf eine Dachhöhe von über zehn Metern hin, was zeigt, daß die Bauregeln des „Wiener Werkmeisterbuches“ umgesetzt wurden.

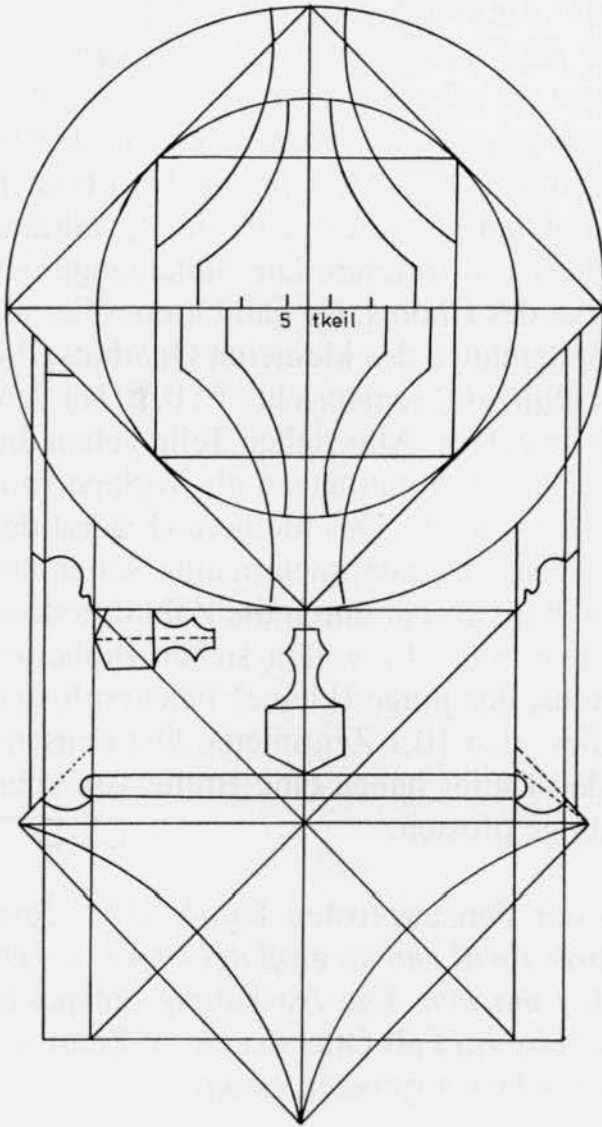
Die Fenster

Die Wandfläche von Chor und Langhaus wird in den drei umfassenden Werkmeisterbüchern durch Fenster gegliedert. „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ äußert sich zur Grundrißgestalt der Fenster: *Die Fensterweite wird durch die Weite zwischen den Pfeilern (Strebe Pfeilern) bestimmt, die, in 5 Theile getheilt, 3 Theile davon dem Fenster im Lichten nebst den Pfosten giebt, die übrigen bleiben den Gewänden neben den Pfeilern. Ist der Chor groß und daher die Feldung der Fenster weit, so werden alte (große) und junge (kleine) Pfosten darin aufgestellt, schmälere Fenster erhalten nur einen alten oder zwey junge Pfosten.*

Auch in den „Unterweisungen“ nehmen die Fenster drei Fünftel des Abstandes zwischen den Strebe Pfeilern ein, die restlichen zwei Fünftel bleiben für das Fenstergewände. Lechler teilt die Fenster ebenfalls durch Haupt- und Nebenstäbe: *Item die weite des fensters, solstu teilen, zwischen den Pfeillern in dem khor, In fünff teilen, vnd nimb drey teill, zum Liecht Im fenster mit sambt den Pfosten, die vbrige zwey teill, zu dem gewengen des fensters, vnd ist der Khor groß, so werden die felter, deß Fensters, alß der gröster du ein Alten vnd ein Jungen Pfosten, darein theillen khanst, ist es den ein khleiner khor, so teill einen oder zwen Pfosten, in das fenster.* Die Angaben im „Wiener Werkmeisterbuch“ stimmen mit denen in den „Unterweisungen“ und „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ überein: *Wer ein fenster machen will ij Schuech züe den possen nehmen drey schüech weit.*

Der Chor von St. Johannes der Täufer besitzt zwei verschiedene Typen von Maßwerkfenstern. Das Fenster in der Mittelachse des Chores wird durch zwei Maßwerkstäbe in drei Bahnen geteilt und hat eine Breite von 1,3 Metern. Im Gegensatz dazu haben die drei schlichteren Fenster rechts und links von der Mittelachse nur einen Maßwerkstab und besitzen eine Breite von 0,9 Metern. Der Abstand zwischen den Strebe Pfeilern des Polygons beträgt in allen Fällen 2,1 Meter. Das große Maßwerkfenster erfüllt damit die Vorschriften der Werkmeisterbücher weitgehend, es nimmt annähernd drei Fünftel der Wandfläche zwischen den Strebe Pfeilern in Anspruch, die drei kleineren Fenster füllen übrigens zwei Fünftel der Wandfläche zwischen den Strebe Pfeilern.

„Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ und die „Unterweisungen“ schreiben außerdem vor, kleine Fenster durch einen oder zwei Stäbe zu gliedern. Diese Bauregeln wurden im Chor von St. Johannes der Täufer ebenfalls umgesetzt.



Mit dieser Zeichnung erläutert Lorenz Lechler die Konstruktion der Fensterpfosten.

Die Fensterpfosten

Auf die Gestaltung und Proportionierung der Fensterpfosten geht Lechler ein. Die Dimensionierung der Pfosten ist dabei von der Wandbreite des Chores abhängig. Die „Unterweisungen“ äußern sich zum Thema Fensterpfosten wie folgt: *Item so nimb die mauer dickhe, von dem khor, er sey klein oder gros so reiß zwo fierung durch einander, darinen findestu alle bredter, wie du dan alhie in disem Buech gerisen findest, in einer grösser fierung, das du das alß leichter verstehn khanst, so hab ich dirs in das bu-ech gerisen, neben der schrift, darnach so teill, die mauer Dickung des khorß, In drey teill, derselbigen teill eines nimb, vnd teill dasselbigen teil, wider in siben teil, daß ist der rechte alt Pfosten zu allen gebeien, Wiltu aber einen lungen Pfosten machen, den man Offs braucht, so tue zwey teil, von den Sieben teil, so bleiben dir fünff teill, dieselben fünff teil, bedeuten*

den Iungen Pfoften auf das du das Leichter verstehn magst, so hat der alt Pfoft, sibem teill, Vnd der Iung Pfoft fünff teill, vnd wirt der Iung Pfoften aus dem alth Pfoften genummen, wan du die fierung in dreyteil geteillet hast, so reiß ein Andere fierung durch die große fierung vber Orth durch-einander zweimall so hastu breide und lenge. Lechler fordert den Leser in dieser Bauregel, die er durch eine Zeichnung erläutert, auf, eine Quadratur mit einem übereckgestellten Quadrat zu konstruieren. Die Seitenlänge des Ausgangsquadrats soll der Mauerstärke des Chores, im Fall Ottersweier also 60 Zentimeter, entsprechen. Die Seitenlänge des kleineren Quadrats, die sich zur Ausgangsgröße wie $1 : \frac{1}{2} \times \text{Wurzel } 2$ (entspricht: $1 : 0,7071$) verhält, wird erneut in sieben gleiche Teile geteilt. Alle sieben Teile geben die Breite der Schablone (bredt) wieder, die den Steinmetzen als Vorlage zum Hauen des alten (großen) Fensterpfoftens diente. Das kleinere Quadrat der Quadratur hat bei einer Ausgangsgröße von 60 Zentimetern eine Seitenlänge von 42,43 Zentimeter. Dieses Maß wird erneut durch die Zahl drei dividiert, was 14,14 Zentimeter ergibt. Dies sind die vollen sieben Einheiten für die Breite des alten Fensterpfoftens, der junge (kleine) Fensterpfoften hat lediglich fünf Siebtel dieses Maßes, also 10,1 Zentimeter. Die Fensterpfoften im Chor von St. Johannes der Täufer haben eine Breite von zehn Zentimetern, sind also laut Lechler junge pfoften.

Auch das Maß für die Ausladung der Fensterpfoften legt Lechler fest: *darnach theill die mauer Dickhe in drey theill vnd so groß derselben teil eines ist, also groß muestu den Pfoften machen.* Die Ausladung entspricht somit einem Drittel der Chormauerstärke, im Fall Ottersweier 20 Zentimeter. Dieses Maß haben die Ottersweierer Fensterpfoften exakt.

Die Gliederung der Wand

Die drei umfassenden Werkmeisterbücher behandeln kurz die Gliederung der Wandfläche am Außen- und Innenbau der Kirche. Für einen Vergleich mit St. Johannes der Täufer sind nur die Angaben in den „Unterweisungen“ und „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ von Interesse. In beiden Büchern wird die Wandfläche des Chores außen durch Gesimse gegliedert. Obwohl nur bei Lechler ausdrücklich erwähnt, kann man davon ausgehen, daß sich die Chorgesimse am Langhaus fortsetzen.

Ein gewöhnlicher Chor bedarf nur vier Gesimse, heißt es in „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“. Ein hoher Chor erhält mehr Simse und Kleidung. Lechler beschreibt die Wandgestaltung ähnlich: *Item ein schlechter Khor, der bedarf nicht mehr, den 4 gesimbß, schregesimbß, vnd kapgesimbß, Tragesimbß vnd taggesimbß vnd Pfeiller Tagung* (Abdachung der

Strebebfeiler). Der Ottersweierer Chor war nach der Klassifikation Lechlers ein schlichter Chor, wie er bei Kirchen im ländlichen Raum üblich war. Neben den vier genannten Gesimsen besaß er lediglich eine Abdachung für die Strebebfeiler.

Die spätgotische Sakristei

Die spätgotische Sakristei an der Südseite des Chorturms besteht im Gegensatz zum Chor nicht aus Quadermauerwerk sondern wie der Turm aus hammerrechten Bruchsteinen. Vermutlich wurde für ihren Bau Abbruchmaterial des romanischen Langhauses verwendet. Die Sakristei hat fast die selbe Länge wie der Chorturm, nämlich 7 Meter. Ihre Mauerstärke stimmt mit der des gleichzeitig entstandenen Chores überein. Im Lichten ist die Kapelle 3,6 Meter breit und 5,7 Meter lang. Zwei Kreuzrippengewölbe überspannen den Innenraum.

Zum Bau von Sakristeien äußern sich die Werkmeisterbücher nicht, dennoch ist offensichtlich, daß sich dieser Anbau ins Gesamtkonzept des spätgotischen Gotteshauses einfügt. Seine Länge entspricht weitgehend der des romanischen Chorturms und damit ebenfalls der des spätgotischen Vorchores. Die Mauerstärke der Sakristei und die des Chores sind darüber hinaus identisch.

Ergebnisse

Der Einfluß der spätgotischen Werkmeisterbücher auf den Entwurf der Ottersweierer Pfarrkirche St. Johannes der Täufer wurde in dieser Untersuchung eindeutig nachgewiesen. Der noch bestehende Chor von 1517 und die in Form einer Bauaufnahme überlieferte nördliche Umfassungsmauer des gleichzeitigen Langhauses, die wiederum Rückschlüsse auf das gesamte Erscheinungsbild zuläßt, zeigen ein hohes Maß an Übereinstimmung mit den in den drei umfassenden Werkmeisterbüchern genannten Proportionslehren für den Sakralbau. Die lichte Chorweite war offensichtlich auch in Ottersweier Grundmaß für das gesamte Gebäude. Bei der Chorchöhe orientierte sich der Architekt an den in den „Unterweisungen“ und „Von des Chores Maß und Gerechtigkeit“ gemachten Angaben, der 5/8 Schluß des Chores wird im „Wiener Werkmeisterbuch“ als vorbildlich genannt. Alle umfassenden Werkmeisterbücher kennen das Verhältnis 1 : 10 von lichter Chorweite zur Wandbreite des Chores, wie es bei St. Johannes der Täufer nachweisbar ist. Die Proportionierung der Langhausjoche erfolgte in Ottersweier nach den Regeln des „Wiener Werkmeisterbuches“, bei der Ge-

staltung der Strebepfeiler orientierte sich der Architekt an Lechlers Vorgaben. Selbst Details wie die Proportionierung der Fensterpfosten und der Gewölberippen stimmen mit den Regeln der Werkmeisterbücher, in diesem Fall der „Unterweisungen“, überein.

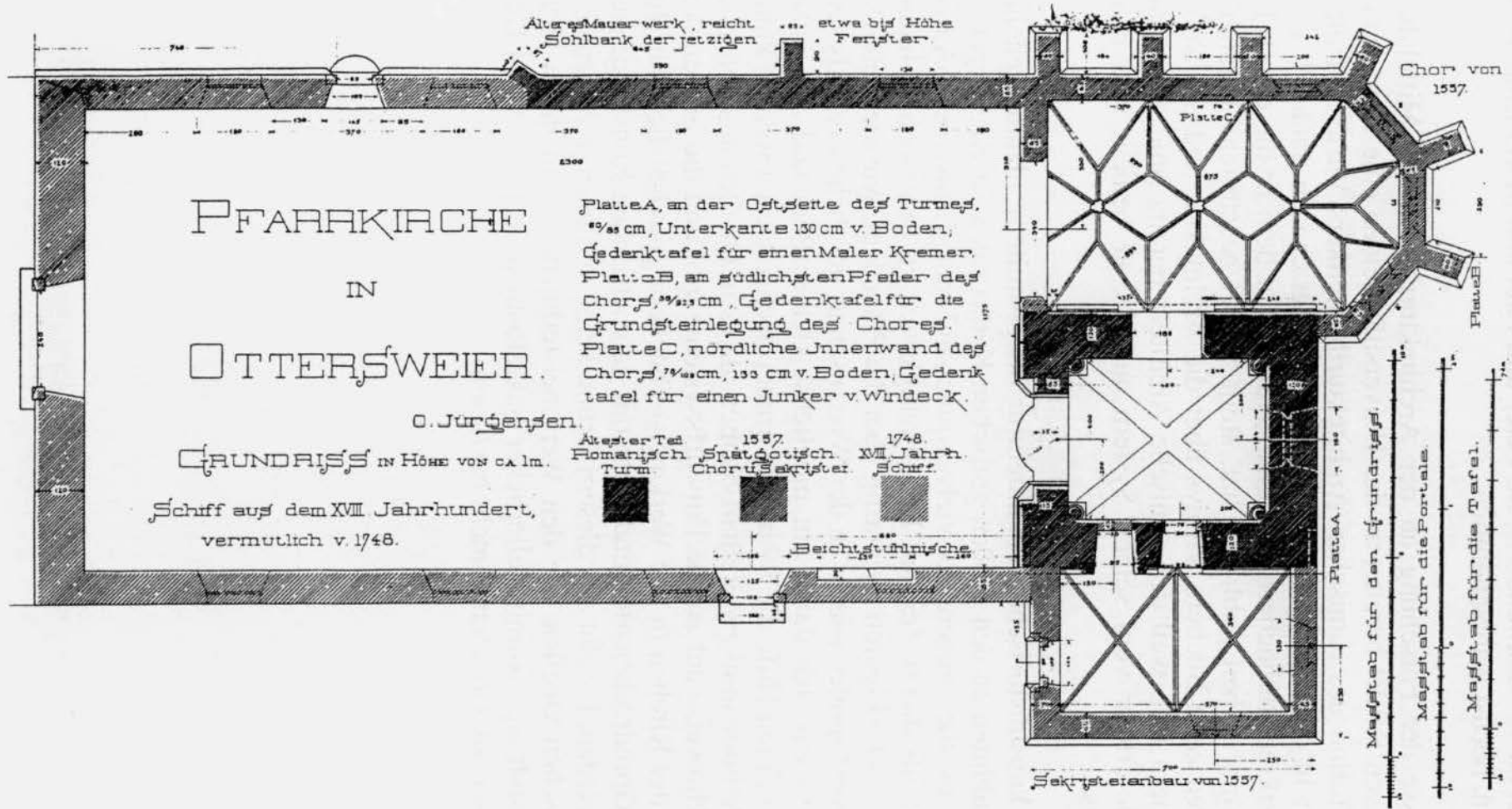
Nachdem ich den Einfluß der Werkmeisterbücher auf die spätgotischen Kirchen St. Peter und Paul in Bühl und Maria Linden in Ottersweier in meinen bereits erwähnten Publikationen nachgewiesen habe, kann man davon ausgehen, daß die Proportionslehren dieser Schriften beim Entwurf von Sakralbauten im 15. und 16. Jahrhundert in Mittelbaden eine gewisse Allgemeingültigkeit besaßen. Während es sich bei St. Peter und Paul und Maria Linden um komplette Neuschöpfungen des Spätmittelalters handelt, nimmt St. Johannes der Täufer eine Sonderstellung ein. Bei dieser Chor-turm-kirche, einem für die Ortenau charakteristischen Bautypus, wurden der romanische Turm und offensichtlich auch das Langhaus in den Bau von 1517 integriert. Obwohl der Architekt bei seinem Entwurf Rücksicht auf das bestehende Gebäude nehmen mußte und durch dieses in seiner Gestaltungsfreiheit eingeschränkt wurde, blieben die Proportionslehren der Werkmeisterbücher für ihn maßgebend. Dies ist von großer Bedeutung, denn damit ist erstmals der Nachweis gelungen, daß diese Gesetzmäßigkeiten nicht nur bei vollständigen Neubauten, sondern auch bei der Erweiterung bestehender Kirchen Anwendung fanden. Gerade für die Ortenau als Chorturm-landschaft ist dieses Ergebnis wichtig, denn die Erweiterung dieser kleinen Gotteshäuser, die zu einem beachtlichen Teil der Romanik und Hochgotik angehören, war aufgrund der steigenden Bevölkerungszahlen im 15. und 16. Jahrhundert oft unvermeidlich.

Der Vergleich spätgotischer Sakralbauten im süddeutschen Raum mit den Proportionslehren der Werkmeisterbücher bleibt nach den erfolgreichen Untersuchungen der drei Kirchen in Ottersweier und Bühl eine wichtige Aufgabe der Forschung. Aufschlußreich wäre eine vollständige Erfassung aller Gotteshäuser in der Ortenau, die entweder im 15. und frühen 16. Jahrhundert neu errichtet wurden oder größere Umbauten erfahren haben. Voraussetzung ist natürlich, daß der Chor erhalten ist oder zumindest in Form einer Bauaufnahme überliefert wurde, denn ohne das Grundmaß der lichten Chorweite ist keine Überprüfung der Abmessungen dieser Gebäude möglich. Eine im Hinblick auf die Architekturtheorie der Werkmeisterbücher repräsentative Untersuchung einer geschlossenen süddeutschen Kulturlandschaft würde die Allgemeingültigkeit der Proportionslehren endgültig beweisen. Das einer solchen Aufgabe Erfolg beschieden sein wird, ist nach den vielversprechenden Ergebnissen, die sich im Zusammenhang mit der spätgotischen Erweiterung der romanischen Chorturm-kirche St. Johannes der Täufer und den beiden kompletten Neuschöpfungen des

15. bzw. frühen 16. Jahrhunderts, St. Peter und Paul und Maria Linden, ergeben haben, höchst wahrscheinlich.

Das Interesse der Forschung an der Architekturtheorie des Mittelalters wächst. Steven Surdèl bereitet an der Universität Leiden eine Dissertation über den Einfluß des römischen Architekturtheoretikers Vitruv auf diese Epoche vor, in diesem Zusammenhang beschäftigt er sich natürlich auch mit den Werkmeisterbüchern. In einem Aufsatz, in dem er die ersten Ergebnisse seiner Arbeit publiziert hat, stellt Surdèl beachtliche Parallelen zwischen den zehn Büchern Vitruvs über die Architektur und den Werkmeisterbüchern fest, weil der römische Architekt bereits rund eineinhalb Jahrtausende früher vom selben System ausgeht, er bedient sich eines Grundmaßes.

Das in der kunsthistorischen Fachliteratur oft postulierte „Hüttengeheimnis“ der Bauhütten an den großen gotischen Kathedralen ist eine Legende. Deshalb ist es alles andere als vielversprechend, den Grund- und Aufriß der Kirchen aus dieser Zeit auf Regelmäßigkeiten zu untersuchen, indem man geometrische Figuren rasterartig über die Pläne legt, wie dies seit dem 19. Jahrhundert immer wieder in der Wissenschaft geschehen ist. Als sehr nützlich erwiesen sich dabei ein möglichst kleiner Plan und ein dicker Bleistift, mit deren Hilfe die Symmetrie immer nachgewiesen werden konnte. Diese Methode muß zweifelhaft bleiben, da es in Quellen aus gotischer Zeit keine Hinweise auf solche Entwurfssysteme gibt und die großen Abmessungen der Kirchen in den Werkmeisterbüchern grundsätzlich mit Hilfe der vier Grundrechenarten und nicht mit geometrischen Konstruktionen festgelegt werden. Es gibt aus diesem Grund keine vernünftige Alternative zu authentischen Quellen wie den Werkmeisterbüchern, mit deren Hilfe sich die Gestaltung spätmittelalterlicher Sakralbauten nachvollziehen läßt. Das hat dieser Aufsatz einmal mehr bewiesen.



Grundriß der Ottersweierer Pfarrkirche in ihrem Erscheinungsbild von 1748 bis 1906 (Baufaufnahme der Großherzoglichen Baugewerke-Schule Karlsruhe von 1904/05).

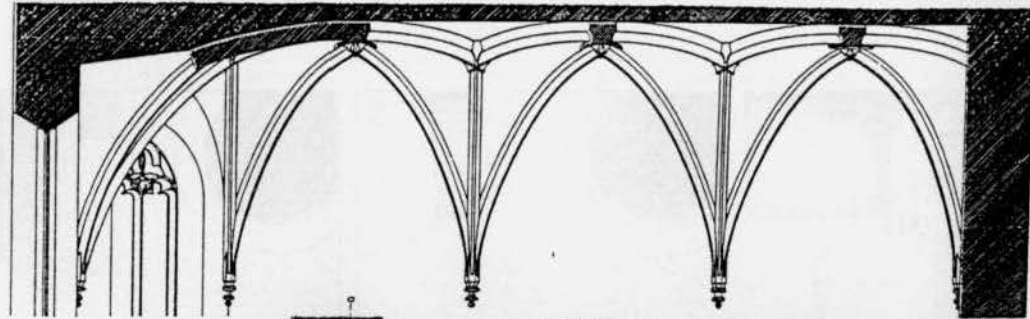
PFARRKIRCHE ZU
OTTERSWEIER.

CHOR.

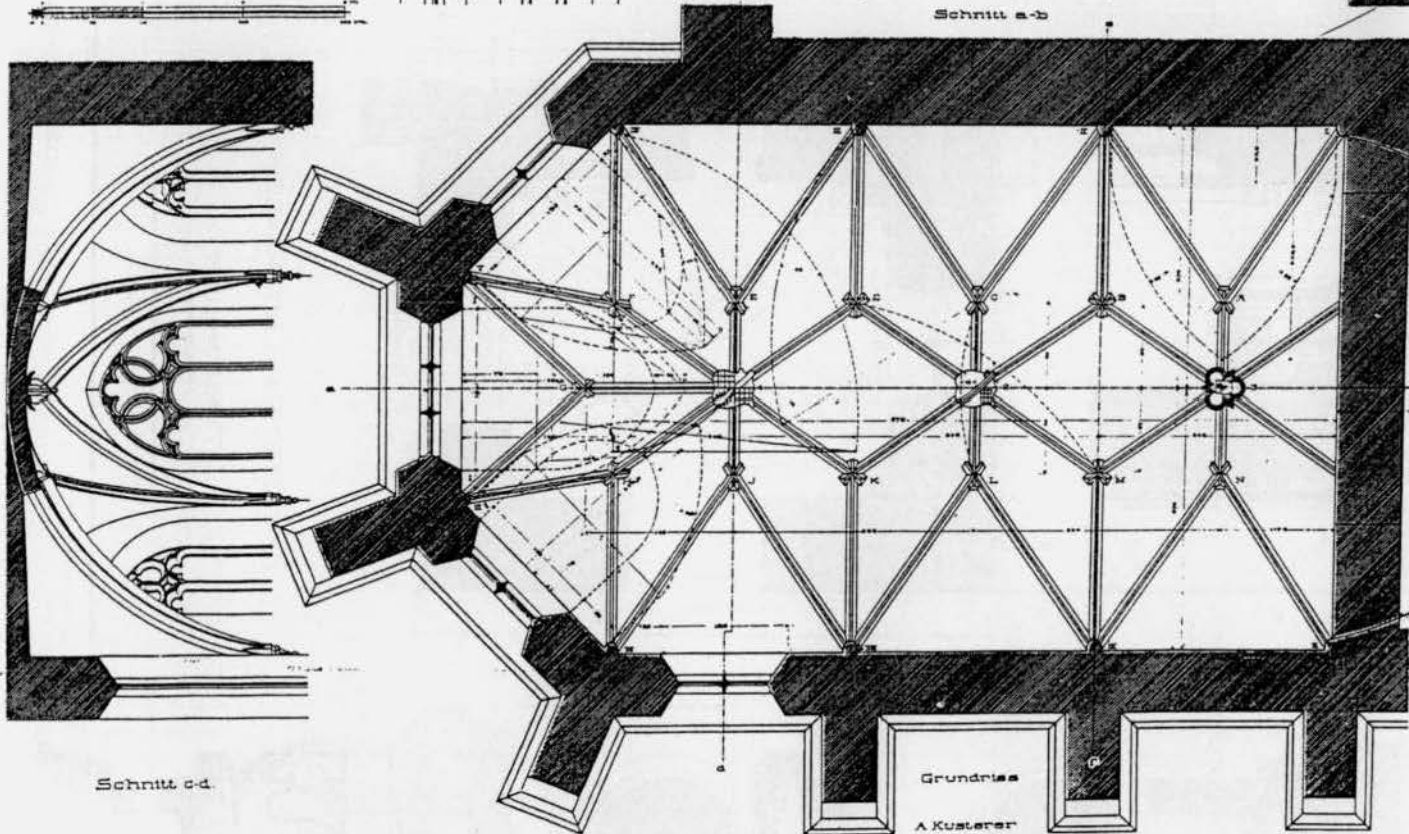
Spätgotisches
NETZGEWÖLBE

aus
dem Jahre 1537.

Maßstab.



Schnitt a-b



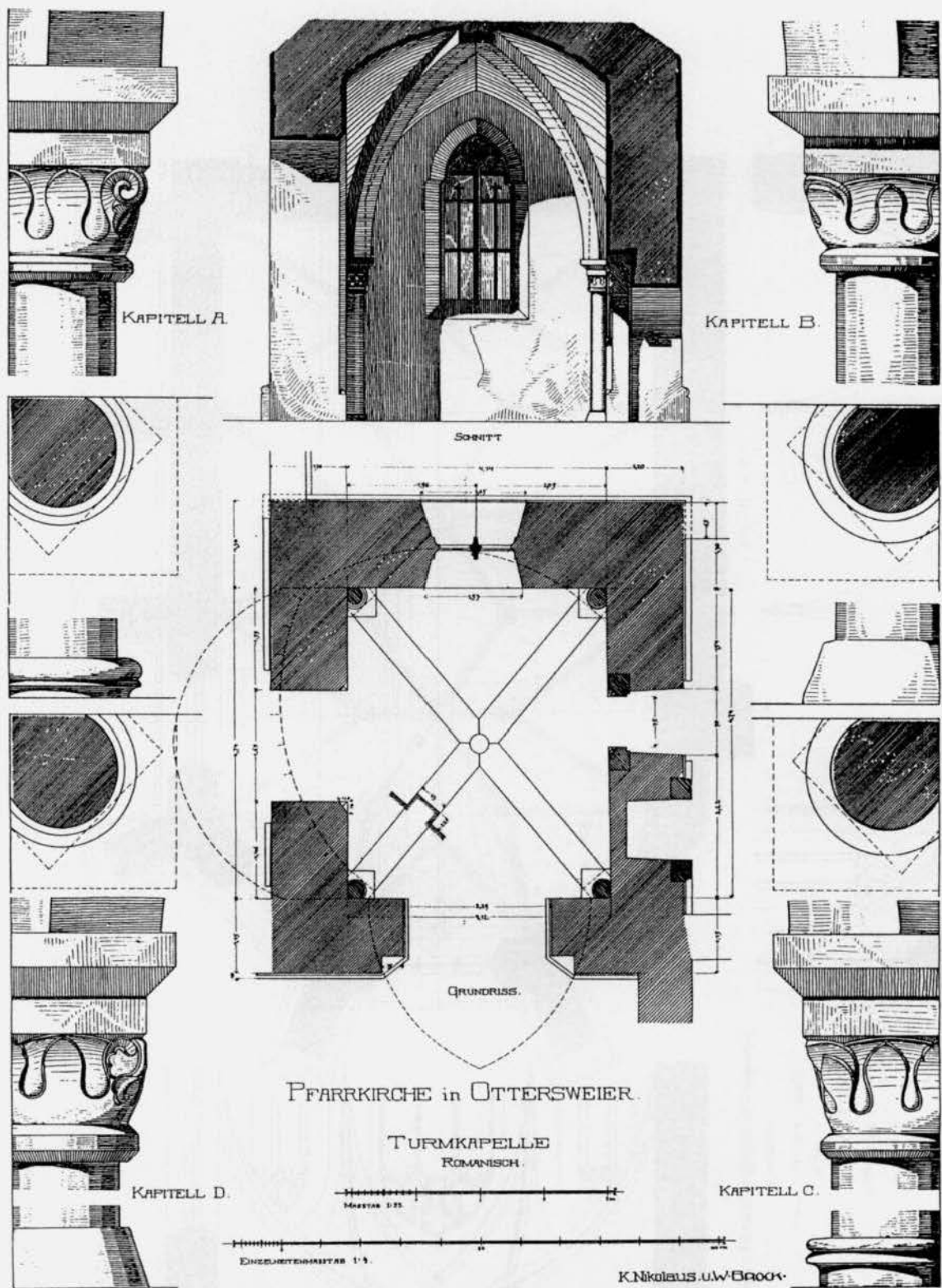
Schnitt c-d

Grundriss

A Kustarer

GROSSH. BAUWERKE-SCHULE
KARLSRUHE.

Chor der Ottersweierer Pfarrkirche in der Bauaufnahme der Großherzoglichen Baugewerke-Schule Karlsruhe.



GROSSH. BAUGEWERKE-SCHULE
KARLSRUHE.

Grundriß und Aufriß des Altarraums des romanischen Chorturmes in der Bauaufnahme der Großherzoglichen Baugewerke-Schule Karlsruhe.

PFARRKIRCHE
ZU
OTTERSWEIER.



GROSSH. BAUGEWERKE-SCHULE
KARLSRUHE

Aufriß der Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in der Bauaufnahme von 1904/05.

Literaturverzeichnis

- Baunach*, Wolfgang: St. Peter und Paul – Bühl in Baden = Kleine Kunstführer Nr. 686, München und Zürich 1958.
- Binding*, Günther: Architektonische Formenlehre, Darmstadt 1980.
- Ders.*: Baubetrieb im Mittelalter, Darmstadt 1993.
- Booz*, Paul: Der Baumeister der Gotik = Kunstwissenschaftliche Studien, Bd. 27 (gleichzeitig Ing. Diss. TU Darmstadt), München und Berlin 1956.
- Bucher, Francois*: Architector – The Lodge Books and Sketchbooks of Medieval Architects, Bd. 1, New York 1979.
- Coenen*, Ulrich: Die deutschen Werkmeisterbücher des 15. und 16. Jahrhunderts (gleichzeitig Phil. Magisterarbeit Uni Köln) Köln 1984.
- Ders.*: Die spätgotischen Werkmeisterbücher in Deutschland – Untersuchung und Edition der Lehrschriften für Entwurf und Ausführung von Sakralbauten = Beiträge zur Kunstwissenschaft, Bd. 35 (gleichzeitig Phil. Diss. RWTH Aachen, 1988), 2. Auflage, München 1990.
- Ders.*: Meister Erwin von Steinbach – Versuch einer Biografie. In: Bühler Heimatgeschichte 6 (1992), Seite 20–29.
- Ders.*: Die Baukunst der nördlichen Ortenau – Denkmäler in Bühl, Bühlertal, Ottersweier, Lichtenau, Rheinmünster und Sinzheim, Karlsruhe und Bühl 1993.
- Ders.*: Der Einfluß der Werkmeisterbücher auf den Entwurf der spätgotischen Pfarrkirche St. Peter und Paul in Bühl. In: Bühler Heimatgeschichte 13 (1999), Seite 72–94.
- Ders.*: Die spätgotische Wallfahrtskirche Maria Linden in Ottersweier und ihre Proportionen – Der Einfluß der Werkmeisterbücher auf den Entwurf des Gotteshauses. Erscheint voraussichtlich in Heimatbuch Landkreis Rastatt 2000.
- Dabbel*, Josef: Des Dombaumeisters und Buchdruckers Matthäus Roriczer Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit, Regensburg 1923.
- Dehio*, Georg: Untersuchungen über das gleichseitige Dreieck als Norm gotischer Bauproportion, Stuttgart 1894.
- Ders.*: Zur Frage der Triangulation in der mittelalterlichen Baukunst. In: Repertorium für Kunstwissenschaft 19 (1895), Seite 105–111.
- Ders.* (Hrsg.), Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg, bearbeitet von Friedrich Piel, München 1964.
- Geldner*, Ferdinand (Hrsg.): Matthäus Roriczer „Das Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit“ und „Die Geometria Deutsch“, Wiesbaden 1965.
- Günther*, Hubertus: Deutsche Architekturtheorie zwischen Gothik und Renaissance, Darmstadt 1988.
- Harbrecht*, Joseph: Vier gotische Bauten mit seltsamen Erinnerungen im badischen Mittelland: In: Bühler Blaue Hefte 12 (1963), Seite 3–17.
- Hecht*, Konrad: Maß und Zahl in der gotischen Baukunst, Teil 1–3. In: Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, Bd. XXI bis XXIII, Braunschweig 1969, 1970, 1971/72.
- Hoffstadt*, Friedrich: Gothisches ABC-Buch, Grundregeln des gothischen Styls für Künstler und Werkleute, Frankfurt a.M. 1844.
- Müller*, Wolfgang: Die Ortenau als Chorturmlandschaft – Ein Beitrag zur Geschichte der älteren Dorfkirchen, Bühl 1965.
- Musall*, Heinz u.a.: Landkarten aus vier Jahrhunderten = Karlsruher Geowissenschaftliche Schriften, Reihe A, Bd. 3, 2. Auflage, Karlsruhe 1986.
- Naredi-Rainer*, Paul von: Architektur und Harmonie – Zahl, Maß und Proportion in der abendländischen Baukunst = Habil.-Schrift Uni. Graz, Köln 1982.

- Nußbaum*, Norbert: Deutsche Kirchenbaukunst der Gotik, 2. Auflage, Darmstadt 1994.
- Pause*, Peter: Gotische Architekturzeichnungen in Deutschland = Phil. Diss. Uni. Bonn, Bonn 1973.
- Rathe*, Kurt: Ein Architekturmusterbuch der Spätgotik mit grafischen Einklebungen. In: Festschrift der Nationalbibliothek Wien, Wien 1926, Seite 667–692.
- Reichensperger*, August (Hrsg.): Des Meister L. Lacher Unterweisungen: In: Vermischte Schriften über christliche Kunst; Leipzig 1856, Seite 133–167.
- Seeliger-Zeiss*, Anneliese: Lorenz Lechler von Heidelberg und sein Umkreis = Heidelberger Kunstgeschichtliche Abhandlungen, Bd. 10 (gleichzeitig Phil. Diss. Uni. Heidelberg), Heidelberg 1967.
- Dies.*: Studien zum Steinmetzbuch des Lorenz Lechler von 1516. In: Architectura – Zeitschrift für Geschichte der Baukunst 12 (1982), Seite 125–150.
- Stieglitz*, Christian Ludwig: Von altdeutscher Baukunst, Leipzig 1820.
- Surdèl*, Steven: Vitruvius in de middeleeuwen: een verkenning. In: Koninklijke Nederlandse Oudheidkundige Bond Bulletin 1998, Nr. 2, Seite 51–68.
- Ueberwasser*, Walther: Von Maß und Macht der alten Kunst, Leipzig, Straßburg und Zürich 1933.
- Ders.*: Nach rechtem Maß – Aussagen über den Begriff des Maßes in der Kunst des XIII.–XVI. Jahrhunderts: In: Jahrbuch der preußischen Kunstsammlung 56 (1935), Seite 250–272.
- Velte*, Maria: Die Anwendung der Quadratur und Triangulatur bei der Grund- und Aufrißgestaltung der gotischen Kirchen = Basler Studien zur Kunstgeschichte, Bd. 8 (gleichzeitig Phil. Diss. Uni. Basel) Basel 1951.
- Witzel*, Karl: Untersuchungen über gotische Proportionsgesetze = Ing. Diss. TH München, Berlin 1914.

Schloß Waldsteg im Besitz badischer Kanzler und ihrer Verwandten

Suso Gartner

Am Ausgang des Neusatzer Tales, unweit eines auslaufenden Bergrückens, liegt das Waldsteger Schloßchen. In ihm ist heute das Stadtarchiv Bühl (Stadtgeschichtliches Institut) untergebracht.¹ In seiner über 700jährigen Geschichte kann die ehemalige kleine Burg auf eine bewegte Geschichte unter zahlreich wechselnden Inhabern zurückblicken.² Die älteste Darstellung der Anlage auf dem Plan des Windecker Forsts, die wohl ins 17. Jahrhundert zu datieren ist, zeigt uns eine kleine Wasserburg mit Brücke, Umfassungsmauern und Schloßgarten. Seitdem wurde der ehemalige Adelssitz nach vielfachen Beschädigungen und Beeinträchtigungen mehrfach umgebaut und verändert. In den letzten Jahrzehnten sind in der näheren Umgebung Privathäuser und öffentliche Gebäude errichtet worden.³ Der alte Schloßgraben ist verschwunden, das Wohnhaus selbst hat aber doch trotz einiger Umgestaltungen insgesamt sein altes Aussehen bis auf den heutigen Tag bewahren können.⁴

Die folgenden Ausführungen beschäftigen sich zunächst mit den ersten Besitzern der Burg und bringen dann einiges neue biographische Material zu der Familie Kirser, die im 16. Jahrhundert Schloß Waldsteg innehatte.



Foto: Schloß Waldsteg heute

Die Anfänge bis zum Ende des 15. Jahrhunderts

Wenig Sicheres wissen wir über die Bauzeit der ersten Anlage. Archäologische Untersuchungen lassen den Schluß zu, daß eine kleine Turmhügelburg existierte, die durch Brand zerstörte Vorgängerbauten aus Holz gehabt haben soll.⁵ Urkundlich faßbar wird ein Adelssitz 1294 mit einem Hugo de Walhestege (Waldsteg).⁶ Erstmals taucht die Bezeichnung *Burg* in einer Urkunde von 1407 auf.⁷ In ihr weist der Edelknecht Reinbold Kolb von Staufenberg seiner Frau Junte von Lomersheim in Widumsweise 1200 Gulden auf näher bezeichneten Gütern und Gülten in und um Neusatz an. An erster Stelle steht der Hof zu Waldsteg mit der *Burg* und der ganzen Hofreite also *er zusammen gehort*. Er ist lediges Eigen. Zu dem Besitz gehören 7 Tagwan Matten, die auf den *Rüdern vf des kumbers furt* [liegen] und *kumbers matde* heißen. Daraus läßt sich eine Verbindung mit der obigen Ersterwähnung von Waldsteg herstellen. In einer Urkunde des Klosters Schwarzach finden wir 1294 einen Ritter Bertold Cumber und dessen Sohn Hugo von Waldsteg (Walhestege).⁸ Hug Kumber von Waldsteg, gestorben vor 1323 Okt. 10, hatte offenbar einen Sohn Johannes Cumberlin. Zusammen mit dem Ritter Albrecht von Duttonstein (Dautenstein) und weiteren Edelknechten mußte er an dem obigen Datum als Helfer des Andres Röder im Krieg gegen Straßburg der Stadt Urfehde schwören.⁹ Aus einer ebersteinischen Urkunde von 1337 erfahren wir zudem, daß Frau Mathilde, Tochter des verstorbenen Kvomers, die Frau des verstorbenen Albrecht Kolb (von Staufenberg) war und Lehen im Ottersweierer Kirchspiel besaß.¹⁰ Der Staufenberger hatte, so kann man vermuten, eine Tochter des sich nach Waldsteg nennenden Rittergeschlechts geheiratet und wohl auch den obengenannten Hof mit der Burg geerbt. Die Ebersteiner als Lehenherren der Kumber besaßen bekanntlich um Ottersweier einen großen Güterkomplex, den sie teilweise ihrem Hauskloster Herrenalb übereigneten. Die Kumber wiederum waren Ende des 13. Jahrhunderts Vögte des Dorfs Schüre bei Drusenheim.

Bei der Teilung der ebersteinischen Lehen fiel Reinbold Kolb von Staufenberg mit seinen Lehengütern Markgraf Bernhard zu. Dieser stellte 1405 für Reinbold Kolb einige Urkunden aus. Im Jahre 1421 machte dann Reinbold Kolb mit Zustimmung seiner Frau Junte von Lomersheim seinen Hof zu Waldsteg mit der Burg und anderem Zubehör Markgraf Bernhard zu eigen.¹¹ Das markgräfische Lehen kam danach an den Edelknecht Hermann von Zeutern. Im Lehenrevers von 1457 werden genannt: Waldsteg das *Haus* mit seinem Begriff, Garten und anderem, die halbe Scheuer in dem Hof und weiteres Zubehör und Rechte. Der Markgraf behielt sich bei den Belehnungen jeweils das Öffnungsrecht zu Waldsteg vor. 1464 ist von einem *Schloß* Waldsteg die Rede. Danach erfahren wir, daß Hermann von

Zeutern etwa 25 Jahre zu Waldsteg wohnte. Nach seinem Tod fielen die Lehengüter 1481 an Kaspar Wiedergrün von Staufenberg und nach dessen Ableben an Markgraf Christoph zurück. Dieser verließ sie 1500 an Philipp von Wittstatt, genannt Hagenbach(-buch), der sie wiederum an den markgräflichen Sekretär Wendel Cuntzeler versetzte.¹²

Ob es die Kumber waren, welche die erste steinerne Befestigung errichteten, wissen wir nicht. Auch über die Rolle der Ebersteiner lassen sich nur Vermutungen anstellen. Es fällt auf, daß Ende des 13. Jahrhunderts auch in der näheren Umgebung derartige kleine Burgen des niederen Adels wie zum Beispiel das Bachschloß (um 1300) in den Quellen auftauchen. Bei zahlreichen Angehörigen des niederen Adels wie den von Lerchenkopf, von Krautenbach, von Rittersbach finden sich in den Urkunden aber keine näheren Angaben über das Aussehen ihrer Wohnsitze. Das Waldsteger Anwesen wird im 15. Jahrhundert teils als *Burg* (1407, 1421), teils einfach als *Haus* (1457, 1475, 1476), womit ein steinernes Haus gemeint war, ab dem Ende des 15. Jahrhunderts als *Schloß* bezeichnet. In unmittelbarer Nähe der Burg lagen Höfe, die mit ihr an der Wasserversorgung und anderen Nutzungsrechten gemeinsamen Anteil hatten.

Kanzler Dr. Veus als Inhaber von Schloß Waldsteg

1520 wurde Konrad von Wittstatt (genannt Hagenbach/-buch) von Markgraf Christoph belehnt. Als 1522 einige Leute von Ottersweier im Laufbach, der zum Lehen gehörte, verbotenerweise gefischt hatten und der Pächter des Wassers sich weigerte, nach diesem gewaltsamen Eingriff, den Wasserzins zu bezahlen, wandte sich Hagenbach an den badischen Kanzler Veus.¹³ Dieser forderte die Amtsleute zu Ottersweier auf, für eine gebührende Entschädigung zu sorgen.

Mit Kanzler Veus haben wir den nächsten Inhaber des Schlosses vor uns.¹⁴ Seine bedeutende Rolle in der Markgrafschaft ist bekannt und durch Kattermann schon ausführlich gewürdigt worden. Konrad von Wittstatt verkaufte ihm 1528 für 200 Gulden mit Genehmigung des Markgrafen Philipp das Lehen Schloß Waldsteg mit Zubehör. Auch brachte sich Veus offenbar in den Besitz des Ottersweierer Hubgerichts. Jedenfalls hören wir zwischen 1539/1545 von Streitigkeiten mit Eberstein.¹⁵ Veus behielt Schloß Waldsteg allerdings nur drei Jahre. Schon 1531 veräußerte er es an Doktor Jakob Kirser für 400 Gulden.

Die Verkaufsurkunde von 1531 enthält genaue Details über den Besitzkomplex.¹⁶ Verkauft werden das Schlößlein Waldsteg mit seinem *Begriff*, Garten, Reben, Äckern, Matten, Wassergraben, Fischwasser, Eckerich



Alte Aufnahme (Stadtgesch. Institut) von Neusatz mit dem Waldsteger Schlößchen im Vordergrund

(Schweinemast) und *Holzniessung*, Wunn und Weide und allen andern Nutzungen und Gerechtigkeiten. Diese sind nun genauer spezifiziert: Waldsteg das Schlößlein mit Wasser, Graben und seinem Begriff mit Garten und anderem; die alte Stallung vor dem Schlößlein; die neue Scheuer und *Stall*, wie die von neuem aufgeschlagen sind; 2 Tagwan Matten an der Rietmatte; die Laufbach; 12 große Steckhaufen Reben und den Wein, der an solchen Reben wächst. Ihn hat der Inhaber Waldstegs auf der herrschaftlich-badischen Kelter zu Waldsteg zu trotten, ohne daß davon Kelterwein gegeben werden muß; $\frac{1}{2}$ Jeuch Acker an denselben Reben; ein Gartenplätzlein vor dem Schloß oberhalb der alten Scheuer, wovon 4 Pfg. Zins gehen; ein großes Vorgelände mit Bäumen an den Waldmatter Weg stoßend; eine Hofstatt am Haus, worauf früher eine Sägmühle stand, die jährlich 4 Pfg. Bodenzins gibt; $1\frac{1}{2}$ Jeuch Acker an der Krebshalde an Hans Mener am Waldsteger Weg; 2 Jeuch Acker oben am Stüdich, die jetzt zu Büschen verwachsen sind; $1\frac{1}{2}$ Tagwan Matten auf dem Mettich am Bach, geben jährlich 9 Schilling Straßburger Pfennig Bodenzins und dann 21 Straßburger Pfennig auch Bodenzins; 1 Sester Hafer laut des Zinsbuchs. Wie in den älteren Lehensurkunden wird das Holzhau- und Eckerichrecht im Wäldchen Stüdich aufgeführt: Holz zum Bauen und Unholz zum Brennen kann daraus bezogen werden. Während des Eckerichs (Schweinemast) können soviel Schweine dehemfrei (Gebühr) in den Wald getrieben werden, wie es jedem Einwohner zu Waldsteg in seinem Haus zusteht.

Das Schlößchen und die Güter sind ein freies Gut und ihre Inhaber brauchen keine Bete, Schatzung, Frondienste und dergleichen Lasten tragen, sondern haben einen freien Sitz, wie zuvor die Zeutern, Wiedergrien und Hagenbach(-buch). Wenn aber der Inhaber einen Reb- oder Hofmann dahin setzt, muß dieser für seine Person und Güter die vorgenannten Lasten tragen wie andere Untertanen und Einwohner im Neusatzer Tal.

Im Kauf inbegriffen sind die Fische im Schloßgraben, desgleichen der abgelöste Kalk samt dem übrigen Bauholz, das zu Waldsteg liegt. Der Zimmermann-Meister Michel soll alles, was er laut des Verdingzettels an der neuen Scheuer und Stall zu machen schuldig ist, Doktor Jakob bereiten und Veus das Verdinggeld im Verdingzettel gänzlich streichen und bezahlen. Dem alten Kanzler sollen auch Heu und Öhmd zustehen, das in diesem Jahr wächst, samt 10 Schilling Straßburger Pfennig, welche der Rebmann von der Rietmatte an St. Martin zu zahlen hat. Der Rebmann soll heuen und Dr. Jakob den Fuhrlohn geben. Von dem im nächsten Herbst wachsenden Wein erhält er die Hälfte des weißen und des roten, welche Veus hatte, doch muß er ebenso die entsprechenden Löhne: Leser-, Träger, Trott- und Weinbotenlohn ganz zahlen. Der andere Teil des Weins, der dem Rebmann gehört, soll Dr. Veus als sein Unterpfand zustehen und zwar wegen des Gelds, der Frucht und anderem, das er dem jetzigen Hofmann Wendel geliehen hatte. Was an Bodenzinsen bis zum vergangenen St. Martinstag angefallen ist, soll Dr. Veus zahlen. Außerdem soll er noch ein Viertel Korn oder das Geld dafür auf seinen (Veus) halben Teil des Weins, leihen. Das zu Waldsteg stehende Vieh (die Hälfte des Dr. Veus) wird durch zwei verständige Männer, die der Vogt von Bühl dazu verordnet, geschätzt. Der Kaufpreis beträgt 400 Gulden. Diese Verkaufsurkunde berücksichtigt nicht nur die zum Schloß gehörenden Liegenschaften und Rechte, sondern auch den zu erwartenden Weinertrag, die begonnenen Baumaßnahmen und Baumaterialien, die damit verbundenen Arbeiten und den Viehbestand. Wir haben also eine ins einzelne gehende Vereinbarung vorliegen, wie wir sie auch zwischen den beiden gelehrten bürgerlichen Juristen erwarten können. Vom Schloß selbst erfahren wir in dieser Momentaufnahme, daß eine alte Stallung vor dem Gebäude vorhanden war und daß man dabei war, Scheuer und Stall neu zu bauen. Der Graben vor dem Schloß wurde als Fischteich genutzt. Was ist nun über den badischen Kanzler Kirser und seine Familie bekannt? Veus bezeichnet den Altkanzler in der Urkunde als seinen lieben Herrn und Gevatter.

Die Familie Kirser als Inhaber von Waldsteg

Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts tauchen in den lokalen Quellen zahlreiche Personen mit den Namen Kirser auf, doch bleibt die

Zugehörigkeit zur Verwandtschaft des badischen Kanzlers meist unsicher. Fraglich ist, ob schon der 1445 genannte Johann Kürsener, Schaffner der „Kirchenfabrik“ Kappelwindeck (Bühl), zu den Vorfahren gehörte. Das gleiche gilt für den 1444 als Zwölfer des Gerichts Baden(-Baden) belegten Peter Kürsener.¹⁷ Es fällt auf, daß diese Belege den Namen zu Kürschner (mhd. Kürsenaere) und nicht zu Kirsche (mhd. Kirse) stellen. Anthoni Kirser der Jüngere war etliche Jahre Schaffner des Klosters Lichtental, Amtmann in Steinbach und zog dann nach Baden-Baden.¹⁸ In Bühl finden wir 1505, 1507 Anton Kirser und Mathis Kirser 1533 und 1549 als Vögte.¹⁹ Ein Petrus Kirser aus Bühl studierte in Heidelberg. Der gleiche Name ist auch für Baden-Baden bezeugt.²⁰ Nach den Heidelberger Universitätsmatrikeln stammen aus Baden(-Baden): Johann Jacob und Johann Werner Kirs(ch)er; ferner Johannes Jacobus Kirser von Baden, eingeschrieben am 13. Juni 1550, und Jodocus Kyrser Badensis, 11. März 1558.²¹ Von dem Doktor beider Rechte und späteren badischen Kanzler Kirser nimmt man an, daß er um 1466/67 geboren wurde.²² Nach seinem Universitätsstudium dürfte er um 1492 in den markgräflichen Dienst getreten sein. Im Jahre 1496 ist er im Kanzleramt tätig. Am 12. Juli 1498 beglaubigte Markgraf Christoph Kanzler, Räte und liebe Getreue Hans Thüring Reich von Reichenstein und Jacob Kirser, Doktor beider Rechte. Im Jahre 1505 erhielt er als ebersteinisches Lehen einen Hof in Rastatt und 1 Fuder Wein von dem Zehnten zu Sinzheim. Um 1510 besaß er dort den Gemminger Hof bei der Birtung.²³ Dazu kamen zahlreiche weitere Lehen.²⁴ Der Kanzler hatte in Baden-Baden ein Steinhaus an der unteren Pforte gegenüber dem Speicher.²⁵

Kirser scheint von 1510/11 bis 1515 als Kanzler, später bis zu seinem Tod (1532?) als Rat den Markgrafen gedient zu haben.²⁶ Als Vorsteher der Kanzlei war er ein wichtiger Vertrauensmann und konnte als Fachmann besonders bei Verhandlungen und Streitigkeiten eingesetzt werden. Sicherlich betraute man ihn öfters mit der Klärung und Abfassung schwieriger rechtlicher Fragen. So gilt er auch als Autor der Erb- und Vormundschafts-Statuten der Markgrafschaft Baden.²⁷

Der Bestallung als Kanzler und Rat war wohl wie in anderen Fällen, etwa bei dem Sekretär Wendel Cuntzler, eine Befreiung aus der Leibeigenschaft vorausgegangen. Unter diesen Freiungsbriefen betrifft einer auch Mathis Kirser, Bürger zu Baden, vermutlich ein naher Verwandter des Kanzlers. Im Jahre 1523 sprach Markgraf Philipp Dorothea, Tochter seines Bürgers Claus Galen zu Baden, die er von seiner ersten Frau zu Bühl gehabt hatte, von der Leibeigenschaft frei zur Heirat mit eben diesem Mathis Kirser.²⁸

Markgraf Christoph von Baden hatte Kirser 1513 erneut zu seinem Kanzler, Rat und Diener bestellt: *also das er vnns vnnser Cantzly alhie zu Ba-*

den[-Baden] vnnnd derselben gescheffd nachlut siner ordenung die wir Ime hieuor haben thun geben ein Jar lanng nach dat(um) dits briefs zum besten versehen vnnnd vßrichten vnnnd nach endung desselben Jars vnnser leben lang vnns Rats vnnnd diensts mit zweyen Pferden, vnnnd eynem knecht gewertig, doch vnuerbunden sin solle stetigs an vnnserm hofe zu sin. Sonder macht han von huß vß Inn einer tagreyß vngeuerlich vmb Baden zu wonen vnnnd vnns von dannen zu dienen vnnnd zuwarten wie ander vnnser Rete vnnnd diener so wir von huß vß bestellt hand.²⁹ Kirser sollte in Rechtsangelegenheiten und Verhandlungen des Markgrafen mit den Nachbarn und Anstößern tätig werden und bei den üblichen Hofgerichtssitzungen und bei anderen gerichtlichen Verhandlungen auf Anforderung rechtlichen Rat geben, jedoch von den täglichen geringen Streitsachen auf der Kanzlei verschont bleiben. Als Dienstgeld erhielt er 40 Gulden, 15 Malter Korn, 1¹/₂ Fuder Wein und wie bisher die Hälfte der Kanzleigefälle. Für seinen persönlichen Bedarf bekam er 25 Gulden, 5 Malter Korn und ein halbes Fuder Wein, Kost für seinen Knecht am Hof und Futter für die beiden Pferde sowie Nageleisen; ferner die übliche Hofkleidung. Auch wenn er das Amt des Kanzlers nicht mehr bekleiden sollte, standen ihm, wenn er am Hof wohnte, die obige Entlohnung ohne die Kanzleigefälle zu. Falls er von seinem Wohnsitz aus tätig wurde, 80 Gulden, 1 Fuder Wein und 50 Malter Hafer. Die obige Dienstbestallung, eine Erneuerung, sah also neben der wohl überwiegend notwendigen Wohnung am Hof auch den Wohnsitz in einer Entfernung von einer Tagesreise von Baden vor. Wenn Kirser seinen Sitz zeitweise in Waldsteg nahm, so war diese Bedingung erfüllt. Aber auch in Baden-Baden selbst ist – wie schon erwähnt – Hausbesitz der Kirser mehrfach nachzuweisen.³⁰

Kanzler Kirser war mehrmals verheiratet. Seine Frauen hießen Genoveva (1501) und Maria (1513).³¹ Sein ältester Sohn Hans Jakob, den er 1524 Oecolampad in Basel zur Erziehung übergeben hatte, studierte in Freiburg und Heidelberg Jura, an der gleichen Universität wie der Sohn des Kanzlers Veus, der den gleichen Vornamen Hieronymus wie sein Vater trug. Hans Joachim Kirser, der zweitälteste (?) Sohn, war 1532 in Tübingen immatrikuliert. Der jüngste (?) hieß Hans Josef. Er war 1540 Schultheiß zu Baden.³² Als Inhaber von Waldsteg nahm er sich der unzulänglichen Wasserversorgung der Burg an. Er ließ den nahegelegenen Brunnen in Röhren (Teichel) fassen und ins Schloß führen, sperrte aber dabei die zugehörige Wasserstube ab, so daß die beiden anliegenden badischen Höfe keinen Zugang mehr zur Tränkung ihres Viehs hatten. Ein Vergleichsvorschlag der Vormundschaft, an die sich die Hof- und Rebleute gewandt hatten, regelte den Streit. Der Brunnen blieb eingefast. Zur Wasserstube wurden zwei gleiche Schlüssel angefertigt, die dem Hofmann zu festgelegten Zeiten von Kirser ausgehändigt werden sollten.³³



Grabplatte des Hans Joseph Kirser in der Gartenmauer des Pfarrhauses Ottersweier.

Zwei Ottersweierer Grabplatten

An der Gartenmauer des Ottersweierer Pfarrhauses sind zwei an manchen Stellen abgetretene Grabplatten eingemauert. Sie stammen wohl aus der um 1517 von Sebastian von Windeck neu erbauten Pfarrkirche. Die Umschriften der Epitaphien sind nur noch teilweise zu entziffern.³⁴

Auf einem der Grabsteine ist ein Allianzwappen mit Büffelhörnern und Jungfrau als Helmzierde zu sehen.

Anno · domini · 1552 · vff / den · 28 · Julj · starb · der · Ervest · hanns · Joseph · kijrsser / von · waldsteg · vnd · vff / den [.....] Ehrenryche // [2 Querzeilen nicht leserlich] · allmechtig gnedig / vnd barmhertzig sey.

Auf der zweiten Grabplatte ist über dem Sparren das redende Familienwappen mit den drei Kirschen am Stiel eingemeißelt:

Anno · domini · 1 · 5 · 5 · 2 vff / den · 26 · august · starb · der · erinvest · hanns · / Joseph · kijrsser · von · wald/steg · der · Junger · dem · gott · der · Almechtig // gnedig · vnd · barm/herzig · sein · / wolle · Amen.



*Grabplatte Hans Joseph Kirsers
des Jüngeren*

Das gleiche Wappen findet sich in dem Siegel des Dr. Hans Jakob, dem Sohn des Kanzlers und Bruder des Hans.³⁵ Es handelt sich also zweifellos um die Erben und Nachkommen des badischen Kanzlers. Dieser war vor dem 17. März 1533 gestorben, denn unter diesem Datum belehnte Markgraf Ernst seinen lieben getreuen Hans Jacob Kirser, der Rechten Doktor, als dem ältesten zusammen mit Hans Joseph und Hans Joachim, seinen Brüdern, mit dem vierten Teil des Zehntens zu Holzhausen, den Markgraf Christoph Dr. Jacob Kirser, seinem Vater, geliehen hatte.³⁶ Im Jahre 1549 beklagte sich Hans Joseph Kirscher bei Statthalter und Räten zu Baden, daß die Ottersweierer am Laufbach etliche Plauelmühlen gebaut und seine Fischgerechtigkeit beeinträchtigt hätten.

Wir finden Angehörige der Familie Kirser zu Beginn des 16. Jahrhunderts in wichtigen Verwaltungsstellen als Amtsleute und badische Vögte. Ihr sozialer Aufstieg war wohl eine Frucht ihrer Universitätskarrieren und der treuen Dienste des Kanzlers im Schaltzentrum der politischen Macht. Wirtschaftlicher Wohlstand und gesellschaftliches Ansehen fanden ihren sicht-

baren Ausdruck in der Führung eines eigenen Wappens und in dem Besitz eines freiadeligen Gutes, nach dem sich die Familie von Waldsteg nennen konnte. Das Schlöbchen Waldsteg blieb allerdings nicht lange im Besitz der Familie. Nach dem Tod des Altkanzlers Dr. Jakob Kirser vermählte sich seine Frau Maria mit Thoman Karpf, wodurch Waldsteg wohl nach 1552 an die von Karpfen fiel. In einer Urkunde von 1598 wird Hans Joseph Kirser als Ahnherr der von Karpfen bezeichnet.

Anmerkungen

- 1 Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Schloß Waldsteg, Geschichte und Bestände, hrsg. Stadt Bühl.
- 2 K. *Reinfried*, Das ehemalige Wasserschloß Waldsteg (jetzt Pfarrhaus) zu Neusatz (Amt Bühl), in FDA 35 (1907), S. 269–278. – O. *Stemmler*, Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz mit Waldmatt, Bühl 1971 (von A. *Rettig* durchgesehener Nachdruck der Ausgabe von 1936; = Bühler Blaue Hefte 21/22), S. 16 ff. – F. *Kober*, Das Wasserschloß Waldsteg im Neusatz Tal, seine Herren und seine Schicksale, in: Die Ortenau 45 (1965), S. 261–271 und 46 (1966), S. 220–226. – H. *Schneider*, Das Wasserschloß Waldsteg, in: Die Ortenau 64 (1984), S. 161–164. – Der Veröffentlichung von P. *Götz* und M. *Rumpf*, Geschichte Schloß Waldsteg, in (wie Anm. 1, S. 15–35), ging ein Ms. des Verfassers voraus, das dem Institut auch vorlag.
- 3 GLA (= Generallandesarchiv Karlsruhe), H. Windeck 2. – S. *Gartner*, M. *Rumpf*, Abriß des windeckischen Forsts – die älteste Darstellung von Bühl und Umgebung, in: Bühler Heimatgeschichte 2 (1988), S. 9–21.
- 4 R. *Crowell* und B. *Kollia-Crowell*, Ehem. Wasserschloß Bühl-Neusatz, Bauhistorische Kurzuntersuchung, als Ms. vervielfältigt, Karlsruhe 1994.
- 5 D. *Lutz*, Archäologische Beobachtungen zum Waldsteger Schlöbchen in Bühl-Neusatz, Kreis Rastatt, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1994, S. 262–265; besonders S. 265.
- 6 GLA 67/1318, 148. ZGO 1 (1850), S. 417. Die Verschreibung Walleste [durchgestrichen] zeigt, daß der Name, wie auch die späteren Belege bezeugen, wohl nicht von Walch-, Welsch-, sondern von Wald- abzuleiten ist.
- 7 GLA 37/Nr. 4835: 1407 Febr. 23.
- 8 GLA 67/1318, 148.
- 9 W. *Wiegand*, Urkundenbuch der Stadt Straßburg, Band 2, Strassburg 1886, S. 377–379. – J. *Kindler von Knobloch*, Oberbadisches Geschlechterbuch, Band 2, Heidelberg 1905, S. 411.
- 10 GLA 44/Nr. 5202.
- 11 Zum folgenden: GLA 44/Nr. 5209–5211; 5220 f.
- 12 GLA 44/Nr. 11322; 11623; 11633 f.; 11636 f.
- 13 GLA 44/Nr. 10812, 10814, 10822, 10828. – Zu Veus: G. *Kattermann*, Markgraf Philipp I. von Baden (1515–1533) und sein Kanzler Dr. Hieronymus Veus, Diss. Freiburg 1935, S. 13.
- 14 GLA 44/Nr. 10809–10814.
- 15 GLA 229/82094 f.
- 16 GLA 44/Nr. 11634.

- 17 S. *Gartner*, E. *Hall*, Kappelwindeck, Beiträge zur Geschichte und zu den Flurnamen, Bühl 1994, S. 21. – Stadtgesch. Institut Bühl, GA-Wei U 8. – W. *Leiser*, Markgraf Christof I. von Baden, seine Beamten, seine Gesetze, in: ZGO 108 (1960), S. 244–255, besonders 248–254 mit älterer Literatur.
- 18 GLA 229/112714, GLA 67/54. Wilhelm von Neipperg, Landhofmeister, beurkundet einen Vertrag mit den Bürgern zu Baden. Ausgestellt 1494 Febr. 26, Kanzlei Baden.
- 19 ZGO 4 (1853), S. 92. Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 516, 26: 1549 Okt. 24; GLA 44/Nr. 708, 766; 37/41 1537 Nov. 3 als Siegler.
- 20 *Leiser* (wie Anm. 17), S. 251 und folgende Anmerkung.
- 21 G. *Toepke*, Die Matrikel der Universität Heidelberg, 1886–1893; II, 522, 537; ein Petrus Kirser aus Bühl (II, 444 und 539). – Johann Jakob Kirser ist in Urkunden von 1533–1575 zu belegen. GLA 44/Nr. 5093–5122.
- 22 *Leiser* (wie Anm. 17), S. 247 mit Verweis auf Kattermann, S. 13 Anm. 84.
- 23 GLA 66/8270, 57v und 63v. Vgl. auch 66/8273, 67v (von 1487) Nachtrag. Vgl. auch den Nachtrag in 66/8273, 67v und 66/8271: Thoma Karpf.
- 24 Vgl. *Leiser* (wie Anm. 17), S. 250.
- 25 GLA 44/Nr. 5064–5074. Vgl. *Leiser* (wie Anm. 17), S. 250 auch R. G. *Haebler*, Geschichte der Stadt und des Kurorts Baden-Baden, Bd. 1, Baden-Baden, 2. Aufl. 1969, S. 82 und S. 104.
- 26 GLA 46/946, ebenso 1500 März 31 für Kanzler Jacob Kirser, GLA 46/977. – So siegelt er etwa den Hausvertrag von 1515 Juli 25, GLA 46/Nr. 1037.
- 27 F. *Wielandt*, Dr. Jakob Kirser der Verfasser der badischen Erbordnung von 1511, in: ZGO NF 44 (1931), S. 350 f. Vgl. auch das Exemplar in der Bibliothek des GLA. – Dagegen einschränkend *Leiser*, S. 254.
- 28 GLA 67/54, 38r, 43r, 44r. – Ein Petrus Kirser de Buhel studierte 1524 in Heidelberg, ein gleichnamiger Petrus Kirser war 1495 in Freiburg immatrikuliert. In diesem Doktor der Rechte und Rat am Hof zu Baden (1511) vermutet *Leiser* einen Bruder des Kanzlers.
- 29 GLA 36/8: 1513 Mai 27.
- 30 GLA 66/399, 15, 16r, 27r.
- 31 GLA 44/Nr. 5064; 67/54, 43r.
- 32 ZGO 27 (1875), S. 111.
- 33 GLA 67/82, 259r–260v: 1545 April 15.
- 34 Den Hinweis verdanke ich einem Zeitungsartikel im Badischen Tagblatt vom 24. Okt. 1995, Nr. 246. Bei der Entzifferung war mir Frau Prof. R. Neumüllers-Klauser, Heidelberg, behilflich.
- 35 GLA 44/Nr. 5093 f.
- 36 GLA 44/Nr. 5086. Vgl. auch Nr. 5087–5094 (Siegel).

Friedrich von Stein, Amtmann der Ämter Steinbach, Bühl, Großweier 1632–1634

Walter E. Schäfer

Über den Verlauf des Dreißigjährigen Krieges im mittelbadischen Raum, besonders über das Schicksal der Einwohner, ist verhältnismäßig wenig bekannt. Die erhaltenen Aktenbestände geben nur spärliche Auskunft. Doch sind, andererseits, auch wichtige Materialien wie das Tagebuch des Abtes von Schwarzach, Gallus Wagner, in schwer leserlicher Handschrift in Latein, nur unzureichend ausgewertet.¹

Zur Erinnerung eine kurze Übersicht, die den Rahmen für eine detailliertere Darstellung ergeben soll. Es lassen sich ohne größere Schwierigkeiten fünf Phasen des Kriegsverlaufs in dieser Gegend unterscheiden. In der ersten Phase, derjenigen des böhmisch-pfälzischen Krieges zwischen 1619 und 1622 blieb die Gegend um die Ämter Steinbach und Bühl noch weitgehend vom Kriegsgeschehen verschont. Nur vom nahen nördlichen Elsaß, von den plündernden Truppen Ernsts von Mansfeld zeichnete sich eine Bedrohung ab. Erst durch die Niederlage des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach bei Wimpfen am Neckar im Mai 1622 und das ungestüme Vordringen bayrischer Truppen unter Graf von Tilly griffen die Kriegshandlungen unmittelbar auf die Markgrafschaften Baden-Durlach und Baden-Baden über. Die größten Schäden erlitt Bühl, wo im Juli 1622 einhundertsechzig Gebäude verbrannten und an die hundert Einwohner getötet wurden. Georg Friedrich von Baden-Durlach hatte schon im April 1622 zugunsten seines Sohnes Friedrich V. (1594–1659) auf die Herrschaft verzichtet. Doch konnte durch diese freiwillige Abdankung die Markgrafschaft Baden-Durlach seinem Haus nicht erhalten bleiben. Durch einen Schiedsspruch des Reichshofrats vom August 1622 mußte Friedrich V. die Markgrafschaft Baden-Baden der Baden-Badener-Linie, das heißt Markgraf Wilhelm (1600–1677) zurückgeben.

Die dritte Phase wurde durch die Landung Gustav Adolfs von Schweden in Pommern im Juli 1630 eingeleitet. Die Schlachten in Sachsen, bei Breitenfeld 1631, bei Lützen 1632, ebneten den schwedischen Truppen den Weg nach Süddeutschland. Nachdem Wild- und Rheingraf Otto Ludwig (1597–1635) unter dem Oberbefehl des schwedischen Feldmarschalls Gustav Horn die kaiserlichen Truppen im August 1632 bei Wiesloch besiegt hatte, lagen beide Markgrafschaften dem Zugriff der schwedischen Armee offen. Im Oktober 1632 besetzte ein schwedisches Kommando unter dem württembergischen Adligen Bernhard Schaffalitzky von Mukodell auf

Freudenthal Baden-Baden und die umliegenden Orte.² Im April 1633 übertrugen die in Heilbronn versammelten evangelischen Stände die Herrschaften Baden-Durlach und Baden-Baden nun an Markgraf Friedrich V. Die katholischen Einwohner der Markgrafschaft Baden-Baden mußten dem lutherischen Markgrafen huldigen (in Baden-Baden im Juli 1633 im Neuen Schloß). Seine Herrschaft unter dem Schutz des schwedischen Heeres – in dem nicht wenige deutsche Adlige so wie Rheingraf Otto Ludwig Kommandostellen innehatten – dauerte nur rund zwei Jahre.

Denn durch die verheerende Niederlage Bernhards von Weimar und Gustav Horns bei Nördlingen im September 1634 und das stürmische Vorrücken der kaiserlichen und bairischen Armeen nach Südwestdeutschland wurden die Machtverhältnisse erneut völlig umgestürzt. Noch im September 1634 wurden Baden-Baden und Bühl besetzt. Markgraf Wilhelm von Baden-Baden kehrte in sein Herrschaftsgebiet zurück und wurde im Mai 1635 durch Verfügung des Kaisers Ferdinand II. in beiden Markgrafschaften eingesetzt. Damit hatte die fünfte Phase des Krieges begonnen. Sie wurde die leidvollste für die Bevölkerung des mittelbadischen Raumes, denn sie war durch Totschlag, Mißhandlungen und Plünderungen, durch Brandschatzungen und Kontributionen ausgeblutet und erschöpft, auch wenn sie, anders als die Bevölkerung der südlichen Ortenau und der Grafschaft Hanau, von Truppendurchzügen und Kriegshandlungen weniger berührt wurde. Erst in den vierziger Jahren, im Sommer 1644 und im Frühjahr 1645, stürzten Vorstöße französischer Truppen rheinabwärts auf Lichtenau und Stollhofen das Land in neuen Schrecken. Auch die Friedensschlüsse von Münster und Osnabrück im Oktober 1648 brachten der Bevölkerung noch keine Erleichterung. Die schwedischen Besatzungen blieben bis zum Sommer 1650 im Land, als Druckmittel für die von Schweden geforderten Entschädigungszahlungen. Erst danach konnte, mühsam und zögerlich, der Wiederaufbau beginnen.

Es versteht sich, daß der dreimalige Herrschaftswechsel, 1622 in der Markgrafschaft Baden-Baden, 1632 und 1634 in beiden Markgrafschaften, mit mannigfachen Unzuträglichkeiten für die notleidende Bevölkerung verbunden war. Nicht nur, daß sie Einquartierungen von verrohten Soldaten zu ertragen, Umlagen für Kontributionszahlungen aufzubringen, ja mit Zwangsrekrutierungen in die Landmiliz zu rechnen hatte. Jeder Herrschaftswechsel bedeutete den mehr oder weniger stark ausgeübten Zwang zum Übertritt zur anderen Konfession. Friedrich V. ließ 1633 die lutherische Konfession auch in der Markgrafschaft Baden-Baden zur Landesreligion erklären.³ Immerhin duldete er mancherorts noch katholische Geistliche und den katholischen Kult in Simultankirchen. Markgraf Wilhelm von Baden-Baden verfügte 1635 die Zwangsausweisung aller lutherischen Geistli-

chen und veranlaßte Zwangsmaßnahmen zur Rekonversion der Landbewohner.⁴ Wer die nötigen Mittel noch besaß, ging ins Exil, nach Straßburg etwa. Die Menge mußte, wenn auch oft halbherzig, sich der jeweils neuen Konfession anbequemen.

Von allen so umrissenen Phasen ist das „schwedische Interim“, die Phase zwischen 1632 und 1634 im mittelbadischen Raum, am dürftigsten dokumentiert. Die vorliegenden Ortsgeschichten von Baden-Baden und Bühl gehen über den Dreißigjährigen Krieg in großen Strichen hinweg. Über die Jahre zwischen 1632 und 1634 findet sich meist kein einziger Satz.⁵ Nur die Darstellung von Ludwig Lauppe über die Geschichte Lichtenaus, welche überhaupt die größte Dichte an Informationen erreicht, berührt auch diese Jahre – doch im Blick auf das Hanauerland.⁶ Selbst die umfassenderen Darstellungen der Geschichte der Ortenau gehen über diese Zeitspanne rasch hinweg.⁷

In dieses dunkle Feld der Geschichtsschreibung vermag die umfangreiche Schrift einer Predigt gewisses Licht zu bringen, welche am 22. Oktober 1666 in der evangelischen Kirche von Lichtenau gehalten worden ist. Ein Exemplar der gedruckten Leichenpredigt findet sich in der Bibliothèque Nationale et Universitaire von Straßburg (M 29633). Sie trägt in barocker Weitschweifigkeit den Titel:

Apostolische Collation Zwischen Dem zeitlichen Leiden und der künftigen Herrlichkeit / die an uns soll offenbaret werden / Bey Ansehnlicher und Volckreicher Leichbegängnus Deß Weyland Reichs Wolgebornen Herrn / Herrn Friderichs / Freyherrn vom Stain / auff Neuenweyer und Boßenstein / ect. Der Evangelischen Herren Thum= Capitularen hoher Stiffts Straßburg hochansehnlichen Raths / auch löblicher Freyer Reichs=Ritterschafft in Schwaben Viertheils am Necker / Schwarzwald / Ortenauischen Bezürcks wolerbetenen ältern Raths / und Ausschusses / ect. Welcher Sambstags den 13^{ten} Weinmonats deß lauffenden 1666^{ten} Jahrs / gegen 12 Uhr in der Nacht zu Neuweyer im Oberr=Schloß an einem starcken Schlagfluß in dem 65sten Jahr seines Alters in Christo seinem Heyland und Seligmacher sanfft und seelig eingeschlaffen / und den 22. in Liechtenau in der Pfarrkirch zur Erd bestätigt / Erkläret und vorgetragen von Joachim Westphalen / Mitarbeitern am Wort zu Liechtenau. Straßburg / Mit Dolhopffischen Schrifften / druckts Johann Schütz.⁸

Schon die hier genannten Titel und Funktionen lassen erkennen, daß der verstorbene Freiherr Friedrich vom Stain (manchmal auch Stein geschrieben) im politischen Geschehen in der Ortenau eine gewisse Rolle gespielt haben muß. Was das Titelblatt noch verschweigt: dieser Herr vom Stain

war von 1632 bis 1634, also während des „schwedischen Interim“, baden-durlachischer Amtmann in den Ämtern Steinbach, Bühl und Großweier. Das macht ihn für die Geschichte des mittelbadischen Raumes bemerkenswert.

So wie der Titel unterstreicht der Umfang einer gedruckten Leichenschrift die Bedeutung des Verstorbenen. Die Länge von Leichenpredigten und die Reichhaltigkeit der hinzugefügten Ehrengedichte (Epicedien) ist in dieser Zeit repräsentativ.⁹ Der Umfang von rund sechzig Seiten in diesem Fall liegt im Durchschnitt von Leichenpredigten für Adlige.¹⁰ Die Ehrengedichte wurden in der Regel auf Kosten der nächsten Angehörigen des Verstorbenen gedruckt und während oder nach dem Trauergottesdienst unter die Trauergäste verteilt, dann auch an Verwandte, Freunde und Bekannte verschickt. Einzelne Gelehrte, Pfarrer oder Standesherrn sammelten aus genealogischem Interesse oder aus dem Bedürfnis, in solchen Schriften christlichen Trost zu finden, solche Leichenschriften.

Die wohl umfangreichste Sammlung ist die Stolberg-Stolbergische in der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel mit rund fünfundzwanzig Tausend solcher Leichenpredigten. Auch sie enthält ein Exemplar der Leichenpredigt für Friedrich vom Stain.

Für unsere Zwecke sind nicht alle Teile des Druckes von Wichtigkeit. Doch gebe ich einen Überblick über seine Zusammensetzung, schon um den Personenkreis erkennen zu lassen, der zum ehrenden Gedächtnis des Friedrich vom Stain beitrug. Der Druck von 1666 umfaßt:

- 1) Die Leichenpredigt des amtierenden Pfarrers von Lichtenau, Joachim Westphal, in dem von der Kirchenordnung für die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, aber auch sonst in lutherischen Herrschaften üblichen Aufbau:¹¹
 - a) Die Predigt über Römer 8:18, welche den düsteren Zeithintergrund des Lebens Friedrichs vom Stain erkennen läßt: *Ich halte es dafür / das dieser Zeit leyden der Herrligkeit nicht werth sey / die an uns soll offenbahret werden.* Sie geht auf den Verstorbenen noch nicht ein, sondern dient der Stärkung des Glaubens an den Sinn der Leidenserfahrungen und an die Auferstehung. Wie viele Pfarrer dieser Epoche beweist der Prediger seine Gelehrsamkeit durch häufige Zitate aus dogmatischen und exegetischen Schriften.
 - b) Die „Leichabdankung“, (*Personalia* überschrieben), in welcher der Prediger den Lebenslauf des Verstorbenen skizziert, in der Regel auf Grund von Informationen von den Angehörigen. Solche „Leichabdankungen“ dienen nicht nur der Ehrung des Verstorbenen, sie haben

zugleich erbauliche Funktion für die Trauergemeinde. Der Prediger beleuchtet den christlichen Lebenswandel des Verstorbenen, vor allem sein christlich geduldiges und gläubiges Sterben, wobei das letzte Wort vor seinem Tod besondere Bedeutung erhält, in diesem Fall *ich will gern sterben, bettet mir vor* (S. 26).

- c) Ein abschließendes Gebet.
- 2) Vier Ehrengedichte (Epicedien), die wie üblich den Angehörigen Trost zusprechen und den Verstorbenen würdigen. Sie werden in der Regel – wie alles in diesem Zeitalter repräsentativer Ordnungen – nach dem Rang der Beiträger geordnet. In unserem Fall folgen aufeinander:
 - a) ein deutschsprachiges Sonett von Johann Jacob Wieger, Sekretär der lutherischen Domkapitulare des Bistums Straßburg (darüber später mehr);
 - b) Eine lateinische Elegie in Hexametern von Andreas Barth, Pfarrer in Lampertheim (Pfalz);
 - c) zwei Sonette in deutscher Sprache von David Dörnen, Pfarrer in Kieselbronn („Küßelbron“) bei Pforzheim.
- 3) Eine selbständige Serie von verschiedenartigen Epicedien, mit besonderem Titelblatt und neu beginnender Paginierung, von Quirin Moscherosch (1623–1675), dem Pfarrer von Bodersweier in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg und damals bekannten Dichter, dem Bruder von Johann Michael Moscherosch (1601–1669), dem Satiriker.¹² Seine fünf deutschen und lateinischen Texte in Versen sollen in ihrer Verschiedenartigkeit erlesener Dichtungsformen offenbar die poetischen Fähigkeiten Quirin Moscheroschs demonstrieren. Sie machen zusammen fast die Hälfte des ganzen Druckes aus. Da sind:
 - a) ein Figurengedicht (Technopaignie) in Form eines Kreuzes, also eine aus der Spätantike überlieferte Gedichtform, in der deutsche Verse von verschiedener Länge und Anordnung die Figur eines Kreuzes bilden, eines Grabkreuzes;
 - b) ein „Letterwechsel“ (anagrammatisches Gedicht) in Latein, eine gleichfalls spätantike Dichtungsart, in der durch Umstellung der Buchstaben eines Namens in eine andere Reihenfolge ein neuer, oft überraschender Sinn abgewonnen wird. Dieses Gedicht ist Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (1633–1714) gewidmet und es wird zu fragen sein, was der Verstorbene mit diesem Sohn eines regierenden Fürsten, des Herzogs August von Braunschweig-Wolfenbüttel, zu tun hatte;
 - c) sechs lateinische Hexameterverse, die auf Bibelstellen anspielen, in denen – in Anspielung auf den Familiennamen vom Stain – von Steinen die Rede ist, etwa vom Grundstein, auf den man bauen kann;
 - d) ein zweites anagrammatisches Gedicht zu Ehren von Karl vom Stain, dem zweiten Sohn des Friedrich vom Stain;

- e) das Hauptstück, eine „Elegie“ in fünfhundertzweiundfünfzig deutschen Alexandrinerversen auf siebzehn Seiten. Sie bringt nun in Versform den Lebenslauf des Verstorbenen, in Übereinstimmung mit dem Personalteil der Predigt, zum Teil etwas detaillierter.¹³

Fragt sich, wie es zu Beiträgen von Autoren aus so verschiedenen Gegenden, von Straßburg bis zur Pfalz, kam. Im Fall von Joachim Westphal ist klar, daß er als amtierender Pfarrer von Lichtenau die Predigt übernehmen mußte. Die Herren vom Stain, die im oberen Schloß in Neuweier residierten, konnten auf katholischem Gebiet nicht beerdigt werden. Sie wurden in der Kirche von Lichtenau, dem nächstgelegenen lutherischen Ort, bestattet.¹⁴ Johann Jakob Wieger aus Straßburg trat als Vertreter des lutherischen Donkapitels des Bistums Straßburg auf, dem der Verstorbene als Rat angehört hatte. Der Pfarrer von Lampertheim muß wohl in früheren Jahren in Diensten Friedrichs vom Stain gestanden sein. Darauf deutet die Widmung seines Gedichts *Domini sui, dum vixit gratiosi* (S. 29). Pfarrer David Dörnen in Kieselbronn war in früheren Jahren Hauslehrer der Kinder Friedrichs vom Stain (*Generosi pie defuncti viri, masculae prolis, quondam Praeceptore domestico*) und zwar in Straßburg im Exil, wo er von Friedrich vom Stain beherbergt worden war. Nur im Fall von Quirin Moscherosch ist nicht erkennbar, durch welche Motive er zu so gewichtigen Beiträgen bewegt wurde. Es fällt auf, daß mit Ausnahme von Wieger alle Beiträger Pfarrer sind, die in einem Dienstverhältnis zu Friedrich vom Stain standen oder ihm etwas zu verdanken hatten. Adelsgenossen fehlen, etwa, was zu erwarten wäre, von der Freien Reichsritterschaft der Ortenau.

So reizvoll es wäre, die eigenartigen Versgebilde der Autoren dieser Druckschrift unter literarischen Gesichtspunkten näher zu betrachten, so müssen nun doch vom historischen Aspekt aus jene Teile gemustert werden, die Informationen über Leben und Ämter des Friedrich vom Stain geben. Das sind der Personalteil der Predigt und die ausführliche „Elegie“ Quirin Moscheroschs. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, rekonstruiere ich die Biographie aus diesen beiden Teilen.

Das ursprünglich auf der Schwäbischen Alb beheimatete Geschlecht derer von Stein von Reichenstein faßte schon im frühen 16. Jahrhundert im oberrheinischen Raum Fuß.¹⁵ Einzelne Glieder erwarben das Bürgerrecht in Straßburg, andere traten in Dienste der Markgrafen von Baden-Durlach und ehelichten Damen aus oberrheinischen Geschlechtern. Quirin Moscherosch in seiner Elegie umschreibt diesen schwäbischen Drang zum Rhein so:

*Herr Friederich vom Stain entsprossen / von den Schwaben /
 Die mit dem Liebes-Band sich durch den Schwarzenwald
 Und hohen Kniebis=Berg (kan nicht die Liebe traben?)
 Gar leichtlich lassen ziehn / und Ihren Auffenthalt
 In fetter Ortenau gesucht / und auch gefunden . . . (S. 4)*

So war auch der Vater Friedrichs vom Stain, Caspar von Stein, im Amt als Geheimer Rat Georg Friedrichs von Baden und zum Landvogt der Grafschaft Hochberg eingesetzt gewesen. Er war mit Anna Horneck von Hornberg vermählt. Die Familie besaß das obere Schloß in Neuweier und, als Lehen der Markgrafen von Baden-Baden, Anteile der Ganerbenburg Tiefenau, einer Wasserburg nordwestlich von Kartung.¹⁶ Sie stand zugleich jedoch im Lehensverhältnis zu den Markgrafen von Baden-Durlach durch Besitzungen am Kaiserstuhl, zum Beispiel in Ihringen.

Der Sohn, Friedrich von Stein, wurde am Amtssitz seines Vaters, in Emmendingen, am 24. August 1601 geboren. Seine Jugend war dadurch überschattet, daß der Vater zwei Jahre nach seiner Geburt, 1603, starb und seine Erziehung in die Hände des noch lebenden Großvaters Philibert von Stein gelegt werden mußte. Doch deuten alle Anzeichen darauf hin, daß er eine sorgfältige Erziehung erfuhr. Seine Mutter und seine Erzieher gehörten nicht mehr zu jenen Adligen, die abfällig von der gelehrten Bildung als „Blackscheißer“ verunglimpften. Adelsöhnen aus solchen Familien stand die militärische Laufbahn bevor. Sie übten sich früh im Kriegsdienst, auch für fremde Mächte. Für Funktionen in den Verwaltungsbehörden frühabsolutistischer Staaten kamen sie immer weniger in Frage. Die Konkurrenz mit Söhnen aus bürgerlichen Patrizierfamilien, die ein humanistisches Studium absolviert, Jura und Politik studiert hatten, wurde immer härter. Der ausgebildetste frühabsolutistische Staat, Frankreich, war richtungsweisend. Schon unter Ludwig XIII. stiegen immer mehr Bürgerliche in Verwaltungspositionen auf. Von solchen sozialen Veränderungen spricht Quirin Moscherosch und gebraucht die Symbole von Schwert und Feder dazu:

*„nicht Wollust nur zu pflegen /
 Wie sonst die Weichling thun / wann sie die Mutter sehn;
 Besonders freye Kunst / und Sprachen fort zu hängen /
 Daß mit der Zeit Er möcht' in dopplem Adel stehn:
 Gestalt sich gar wol schickt zum offnen Helm die Feder /
 Dern auch der Kaiser selbst die Oberstelle gibt /
 Und trägt sie auf dem Huth; Ja da das Schwerdt im Leder
 Nur an der Seiten hängt / wird diese so beliebt /
 Daß man sie hinders Ohr mit grossem Ruhm zu stecken
 Und auch zu führen weißt . . .“ S. 7)*

Die Erzieher wählten für Friedrich von Stein den Weg der juristisch-politischen Bildung. Schon 1605, etwa fünf Jahre alt, erhielt Friedrich von Stein Unterricht durch den Emmendinger Pfarrer Johann Neander,¹⁷ im Alter von sechs bis sieben Jahren wurde er auf das markgräfliche Gymnasium nach Durlach geschickt, nicht etwa nach dem näher gelegenen Straßburg: die traditionelle Bindung der Familie an die Durlacher Markgrafen sollte aufrecht erhalten werden. In den Alexandrinerversen Moscheroschs:

*Bald in dem fünfften Jahr must unser Friederich wandern
Nebst andern in die Schul / zu fassen gute Lehr /
Da / bey dem Prediger des ortens / Herrn Neandern /
Er also underricht / daß man je mehr und mehr
Den guten Kopff verspührt / der fähig war zu fassen /
Was Ihm nur kame vor: So daß mit großer Freud
Des Groß Herrn Vatters Er von dannen in die Classen
Gen Durlach ward verschickt / daselbsten eingeweyht
Als sonst ein Musen=Kind . . .“ (S. 6)*

Im Jahr 1606 entschloß sich die Mutter zu einer zweiten Ehe, durch die sie in die Heimat derer von Stein, auf die Schwäbische Alb, zurückkehrte. Sie heiratete Johann Friedrich von Degernau, Obervogt zu Balingen. Warum dieser nach dem Tod des Großvaters Philibert von Stein 1608 den Schwiegersohn zu sich nach Balingen holte, bleibt unklar. Sicher ist, daß er auch unter der Obhut des Schwiegervaters „freye Künst und Sprachen“ lernte, also humanistisch gebildet wurde. Im Alter von sechzehn Jahren, dem gewöhnlichen Alter für den Eintritt in die akademische Ausbildung, bezog Friedrich von Stein die Akademie in Straßburg.¹⁸ Er stand unter der Aufsicht eines entfernten Verwandten, des früheren Stettmeisters Hans Simon von Brumbach, und wohnte auch bei ihm. Über die Art seiner Studien verlautet in der Leichenschrift nichts, doch muß man annehmen, daß er nach Absolvierung des Grundstudiums in der Artistenfakultät Jura und Geschichte studierte, etwa bei dem Rechtslehrer Joachim Cluten (1582–1636) und dem zu dieser Zeit angesehensten deutschen Historiker, Matthias Bernegger (1582–1640), der die Maximen der antiken Historiker auf die politischen Verhältnisse seiner Zeit übertrug.¹⁹ Von einer Abschlußprüfung ist allerdings keine Rede, war aber auch bei Adelsöhnen mit Aspirationen auf den Hof- und Verwaltungsdienst nicht nötig. Dem Studium schloß sich 1620 bis 1621 die übliche Kavalierstour durch Frankreich nach Paris an, die dazu diente, Französisch, die Diplomaten-sprache, zu lernen und die politischen Verhältnisse unter Ludwig XIII. und Richelieu kennen zu lernen.

Schon Ende 1622, nach der Niederlage Georg Friedrichs von Baden-Durlach, wurde er von Friedrich V. in den Hofdienst berufen und zum Kam-

merherrn ernannt. Ob er mit Friedrich V. Ende 1622 nach Stuttgart floh und wie er sich und seine Familie während der Verheerungen der unteren Markgrafschaft durch bayrische, spanische und kaiserliche Truppen erhalten konnte, ob etwa im Obern Schloß in Neuweier, berichtet die Leichenschrift nicht. Jedenfalls nahm Friedrich V. seine Dienste in den turbulenten Jahren zwischen 1622 und 1634 noch in Anspruch und ernannte ihn, so lesen wir, 1626 zum Hofrat. 1627 brach er, vielleicht auf Kosten des Markgrafen, zu einer Reise nach Italien über Venedig, Bologna, Florenz, Siena auf und verbrachte den Winter 1627 auf 1628 in Rom. Auch eine Reise nach Spanien muß sich angeschlossen haben. 1630 ernannte ihn Friedrich V. zum Geheimen Rat, berief ihn also in das höchste Regierungsgremium. Quirin Moscherosch rühmt sein diplomatisches Geschick bei Missionen zu Kaiser Ferdinand II. nach Wien in dem für die Protestanten besonders schwierigen Jahr des Restitutionsedikts 1629, zu Kurfürst Johann Georg von Sachsen in Dresden 1630, zum Reichstag von Regensburg 1631 und zum Leipziger Konvent, der Versammlung der evangelischen Stände, als Berater Friedrichs V. 1631, schließlich zu Gustav Adolf von Schweden nach Hanau 1631. Der junge von Stein muß die Kriegsparteien und ihre Interessen gründlich kennengelernt haben.

Das Jahr 1632, der Einzug der Schweden in beide Markgrafschaften, brachte auch für Friedrich von Stein die Wende, die Rückkehr auf die angestammten Güter. Er heiratete im Oktober 1632 eine begüterte junge Dame, Susanna Margareta von und zu Hattstein, die er als Kammerjungfer von Eleonore („Leonora“), der Gemahlin Friedrichs V., am Hof kennengelernt hatte. Im Januar 1633 verließ er den badischen Hof und siedelte nach Neuweier über. Schon 1632 wohl, spätestens Anfang 1633, setzte ihn Friedrich V. als Amtmann in den Ämtern Steinbach, Bühl und Großweier ein.²⁰ Nach Quirin Moscherosch:

*„Wie der gesehen sich
In so beglückter Eh' / hatt' Er das Hofe=Leben
Getrachtet auf ein ort zusezen / und vergnügt
Mit seinem Ehgemal der Ruhe sich ergeben /
Auf eignem Ritter=Gut / das in Neuweyer ligt;
Doch seine Treu und Fleiß dem Fürsten nicht entzogen /
Besondern nach/wie vor / der Obern Vogterey
Der ämpter Steinbach / Bühl / Grossweyer / so gepfogen:
Daß beides Fürst und Volk gelobet seine Treu.
Vorab / wann in Geheim Er mit zu Rath gesessen /
Und für des Landes Heyl gedichtet und getracht.“ (S. 12)*

Was er nun für des Landes Heil als Amtmann der Ämter Steinbach, Bühl und Großweier getan hat, darüber schweigen sowohl der Prediger als der

Dichter Moscherosch. Sie halten sich eher – wie in Leichenschriften üblich – bei der Familiengeschichte auf: das Ehepaar gab sieben Söhnen und vier Töchtern das Leben.

Der Einfall der Kaiserlichen nach der Schlacht bei Nördlingen im September 1634 setzte der kaum mehr als zweijährigen Verwaltungstätigkeit ein Ende und trieb den Herrn von Stein von seinen Besitzungen. Doch auffallend spät, erst im Dezember 1634, trat er die Flucht nach Straßburg an, wohin schon lange zuvor Friedrich V. mit seinem Hofstaat geflohen war. Hatte er Hoffnung, sich auf Grund seiner Beziehungen auch zur andern Seite, zu Markgraf Wilhelm von Baden-Baden, in Neuweier halten zu können? Er scheint ziemlich mittellos angekommen zu sein, *omnia secum portans* wie es heißt, und lebte mit seiner Familie nicht am markgräflichen Hof im ‚Drachenschlüssel‘, der Residenz der Markgrafen in Straßburg, sondern, vom Magistrat und Privatpersonen unterstützt, in eigenem Haushalt.²¹ Aus den knappen Worten der Leichenpredigt läßt sich so viel schließen, daß er in den Jahren bis zum Kriegsende als juristischer Ratgeber zur Verfügung stand, Vormundschaften übernahm, aber auch als Berater der nach Straßburg geflüchteten evangelischen Landesherrn gebraucht wurde. Seine juristische Bildung und Erfahrung kamen ihm zugute. Ein Amt im Straßburger Magistrat, so wie andere badisch-durlachische Räte, scheint er nicht angestrebt zu haben. Doch wurde er noch in Straßburg, 1650, zum Rat der Ortenauer Reichsritterschaft, der schon seine Vorfahren angehört hatten, ernannt.²² Nicht aus der Leichenschrift, aus anderen Quellen wird deutlich, daß er auch noch im Exil auf die Vermehrung des Familienbesitzes bedacht war. Er erwarb 1641 oder 1642 Anteil an der – zerstörten – Ganerbenburg Bossenstein im Achertal und nannte sich fortan nach diesem Rittergut (s. Titelblatt, S. 425)²³

Noch nicht der Friedensschluß 1648, aber der Abzug der schwedischen und kaiserlichen Truppen vom Oberrhein 1651, erlaubte ihm die Rückkehr nach Neuweier. Eine neue Epoche wirkungsvoller Tätigkeit brach an. Er blieb im Amt als Geheimer Rat Friedrichs V. und scheint sich besonders um den Wiederaufbau von Kirchen und Schulen Verdienste erworben zu haben. Die höchste Ehrung erfuhr Friedrich von Stein, als er, schon sechzigjährig, durch Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel 1661 zum Rat der evangelischen Domkapitulare des Bistums Straßburg ernannt wurde. Zu dieser Funktion so viel: Das Straßburger Domkapitel hatte sich 1584 endgültig in einen evangelischen und einen katholischen Teil gespalten, nachdem die Evangelischen die Verwaltungszentrale des Kapitels, den Bruderhof, gewaltsam besetzt hatten. Die katholischen Domherren zogen später nach Molsheim, die evangelischen, die „Bruderhöfischen“, blieben in Straßburg unter dem Schutz der Stadt und der deutschen evangelischen

Fürsten, die dann im Westfälischen Frieden auch die reichsrechtliche Sanktionierung des evangelischen Kapitelteils erreichten. Die Evangelischen erhielten damit offiziell acht Kapitularstellen von vierundzwanzig, davon zwei für je ein Mitglied der Häuser Braunschweig und Mecklenburg. Diese Domherren residierten so gut wie nie in Straßburg, sondern bezogen lediglich von dort die Einkünfte ihrer Präbende.²⁴

Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel war um 1648, noch minderjährig, in das evangelische Kapitel aufgenommen und von seinen Mit-Domherren zum Dekan gewählt worden. Aus welchen Gründen dessen Wahl auf Friedrich von Stein fiel, ob etwa dessen Kenntnis der Straßburger Verhältnisse und die Nähe Neuweiers zu Straßburg eine Rolle spielten, ist noch zu klären.²⁵

Seine Tätigkeit muß allerdings schon durch Alterskrankheiten beeinträchtigt gewesen sein. Oft ließ er sich durch seinen zweiten Sohn Karl vertreten. Kurz vor seinem Tod 1666 verzichtete er auf die Ratsstelle bei der Ortenauer Ritterschaft.

Die Leichenpredigt verschweigt, wie es den Begräbniskonventionen entspricht, die Familienzwickigkeiten, welche die letzten Jahre des Schloßherren in Neuweier überschatteten. Aktenbestände des Badischen Generallandesarchivs enthalten einen Brief Friedrichs von Stein vom Jahr 1664 an Friedrich V., in dem er den Markgrafen davon unterrichtet, daß er seinen ältesten Sohn Friedrich enterbt habe. Er bittet darum, die Lehensrechte auf seinen zweiten Sohn Karl zu übertragen.²⁶

Ungeschönt wirft er in diesem Schreiben seinem ältesten Sohn sexuelle Ausschweifungen und uneheliche Kinder vor, daneben hohe Schulden und – man mag es kaum glauben – der Sohn Friedrich habe ihn *vor die Klinge gefordert*. Tatsächlich enthalten die Karlsruher Akten den Lehensbrief für den zweiten Sohn Karl und dessen Dankschreiben an den baden-durlachischen Markgrafen.

Am 12. Oktober 1666 starb Friedrich von Stein in seinem Schloß in Neuweier am „Schlagfluß“. Erst am 22. Oktober wurde er, wir sagten es schon, in der Kirche in Lichtenau bestattet. Der Eintrag des Pfarrers Joachim Westphal im Kirchenbuch ist lapidar:

*Den 22 Octobris ist der Alte Herr von Stein, N: Friedrich allhier zu Lichtenaw in der Kirch begraben worden, aetatis 65.*²⁷

Der Nachfolger und zweite Sohn Karl stiftete bei dieser Gelegenheit einen

Geldbetrag für die Anschaffung von Glocken in der noch nicht völlig wiederhergestellten Kirche von Lichtenau.²⁸

Einige Indizien dieser Biographie deuten darauf hin, daß es sich bei Friedrich von Stein um eine bedeutendere Persönlichkeit gehandelt haben muß, deren Schicksal allerdings durch den wechselhaften Kriegsverlauf geprägt wurde. Der zweimalige Umsturz aller Verhältnisse im mittelbadischen Raum, die Kürze seiner Amtszeit in den ihm anvertrauten Ämtern, gaben ihm keinen Raum, nachhaltig zu wirken. Er war nicht nur juristisch geschult. Er muß auch Autor einer ganzen Reihe von Schriften gewesen sein, die allerdings nie gedruckt wurden. Jedenfalls lassen sie sich im Druck nicht nachweisen. So bescheinigt ihm Quirin Moscherosch, daß er nach seiner Reise durch Italien im Alter von rund sechsundzwanzig Jahren eine Schrift über die Staatsverfassung der italienischen Staaten zusammengestellt habe:

*Weil er nicht bloß gesehn / der Länder Seltzamkeit /
Besonders in ein Buch mit Fleiß auch hat geschrieben
Der Völker Recht und Staat / wie man ein Regiment
Mit Weißheit führen soll; Wie sich im Krieg zu üben /
Zu Schutz der Bürgerschaft / daß die bleib' ungeschändt;
Wie auch zu Frieden=zeit der Underthan gelangen /
Zu seinem Recht / und dabey bleiben mag. (S. 9)*

Und von den durch Krankheiten getrüben letzten Lebensjahren berichtet Quirin Moscherosch:

*Wie gar / gar anderst ist es izt mit Euch geworden /
Als es war vor der zeit! Die erste Krafft ist hin /
Die Glieder werden welck / Ihr eylt dem Todten=Orden
Mit allen vieren zu; Doch achtt Ihrs für Gewinn /
Und gar nicht für Verlust / weil Euch noch übrig blieben
Die Kräfften des Gemüts / Gedächtnis und Verstand /
So / daß zu solcher Zeit mehr nützlichs Ihr geschrieben /
Als andre Hundert thun / die doch in vollem Brand
Des Bluts und Muths noch stehn. Wie das die klugen Schrifften
Welch' Ihr in grosser meng' habt hinder Euch gelegt /
Bezeugen / darmit Ihr Euch selber woltet stifften
Ein Grabmal / welches noch der Neid noch Zeit bewegt. (S. 16)*

Schade, daß Moscherosch nicht die geringste Andeutung gibt, welcher Art diese zahlreichen Schriften waren. Friedrich von Stein muß ein strenger Christ gewesen sein. Das schimmert durch die konventionellen Stilisierungen seiner Frömmigkeit in der Leichenpredigt durch. Er hielt regelmäßig

Hausandachten in der Kapelle seines Schlosses in Neuweier, zu denen oft auch der Pfarrer von Lichtenau kam. Mehr noch, der Leichenprediger gebraucht Wendungen, die vermuten lassen, daß der Herr von Stein Anhänger der von Straßburg ausgehenden religiösen Reformbewegung zur Erneuerung eines tätigen Christentums war, der Reformorthodoxie, die man als ein frühes Stadium des Pietismus verstehen kann. So führt der Prediger über ihn aus:

Ist frölich in Hoffnung / gedultig in Trübsal / eiverig und inbrünstig im Gebet und Liebe Gottes gewesen / und hat sich dabey nach Pauli Vermahnung / möglichstes Fleisses der Heiligen Nothdurfft angenommen / Kirchen und Schulen und deroselben Bediente Ihm treulich lassen anbefohlen seyn / und so viel müglich jhnen allen geneigten Willen / Ehre / Gunst und Beforderung erwiesen / nicht weniger auch Witwen und Waisen nebenst andern miserabel Personen / in jhrem Elende mit Rath / Hülff und Trost beygesprungen / und also beyde deß Glaubens und Lebens Liecht vor den Leuten leuchten lassen / daß sie seinen guten Wandel gesehen / und Gott im Himmel zu preisen Ursach gehabt. Zu solcher praxi pietatis und übung der wahren Gottseligkeit / die unser seelig Verstorbenen besagter massen in seinem Christenthumb hat sehen lasen . . . (S. 24)

Die Bewährung des Glaubens durch Werke der Barmherzigkeit war eine zentrale Forderung der sogenannten Reformorthodoxie. *Praxis pietatis* war eines ihrer Stichworte, nach dem Titel der Schrift eines anglikanischen Bischofs namens Lewis Bayly: ‚Practice of piety‘, die 1634 in Straßburg in deutscher Übersetzung erschienen war.²⁹ Und auch die Wendung von der „wahren Gottseligkeit“ deutet in diese Richtung. Die starke religiöse Bindung erklärt wohl auch des Herrn von Stein schroffes Vorgehen gegen den ältesten Sohn.

Ein Rätsel bleibt, was Quirin Moscherosch, den Pfarrer von Bodersweier und Bruder des bekanntesten Autors des Hanauerlandes in dieser Zeit, veranlaßt hat, ein solch weit ausholendes, den ganzen Lebenslauf referierendes Gedicht in „heroischen Versen“ zu verfassen und zwei Jahre nach dem Begräbnis der Leichenschrift hinzufügen zu lassen. Er könnte Friedrich von Stein während seiner Studienzeit in Straßburg kennengelernt haben. 1642 bezog Quirin Moscherosch, etwa neunzehnjährig, das Collegium Wilhelmitanum in Straßburg, ein Internat, in dem bedürftige Schüler mit einem Stipendium unterhalten und unterrichtet wurden. Von 1645 bis Ende 1647 studierte er Theologie an der Universität Straßburg. Doch macht er in seiner Elegie keine Andeutung einer Bekanntschaft. Ihr Eingang läßt eher darauf schließen, daß Quirin Moscherosch dem Verstorbenen fremd war:

*Ist dis der erste Dienst / den ich Dir kan erweisen /
 Hoch Edles Stamm=hauß Stain: daß Deinen Friderich /
 Dem Gott und Menschen hold / Ich nach dem Tod soll preisen?
 Ach ja! weils Gott so schikkt / geschicht es williglich.*

Das klingt nach einer Dichtung im Auftrag. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß Quirin Moscherosch am Hof von Hanau-Lichtenberg unter Graf Reinhard II. (1628–1666) und seiner Witwe Anna Magdalena repräsentative poetische Aufträge übernahm und zum Beispiel ein Festspiel für die Hochzeit Reinhardts II. schrieb, das am Hof in Rheinbischofsheim aufgeführt wurde.³⁰ Doch von dieser Seite kann ein Auftrag für das Gedicht kaum gekommen sein. Es wäre dann auch zum Zeitpunkt des Begräbnisses gedruckt erschienen. Wahrscheinlicher ist, daß Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel den Auftrag zu dieser verspäteten Ehrung des Friedrich von Stein, seines Rates in bischöflich-Straßburgischen Angelegenheiten, gegeben hat. Das würde die betonte Heraushebung dieser Funktion in der Elegie erklären. Doch bedarf das Verhältnis beider Moscherosch, des Johann Michael, der von 1649 bis 1652 in dem Straßburger Hotel des Herzogs Anton Ulrich wohnte, wie des Quirin Moscherosch, der nur hier mit einem Gedicht die Beziehung zu Anton Ulrich herstellt, einer umfassenden Klärung.³¹ Sie dürfte dann auch neues Licht auf Friedrich von Stein werfen.

Anmerkungen

- 1 Stadtgeschichtliches Institut der Stadt Bühl.
- 2 Augustin *Kast*: Mittelbadische Chronik für die Jahre 1622–1770. Bühl 1934, S. 31, 34, 35–37. Es handelt sich um Bernhard Schaffalitzky von Mukodell auf Freudental (1591–1641), der unter Bernhard von Weimar bis zum Generalmajor aufstieg. S. die Leichenpredigt in der UB Tübingen LXVI, 22. fol. S. Wilhelm *Kühlmann*, W.E. *Schäfer* (Hgg.), Des Jesaias Rompler von Löwenhalt erstes Gebüsch seiner Reim-Gedichte. Tübingen 1988, S. 36, Anmerkung zu S. 129.
- 3 Rolf Gustav *Haebler*, Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, Bd. 1, Baden-Baden 1969, S. 119. Manfred *Krebs*, Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau. In: Die Ortenau 50 (1960), S. 119.
- 4 Manfred *Krebs*, Politische . . . Geschichte (wie Anm. 3, S. 195).
- 5 Für Bühl: Karl *Reinfried*, Kurzgefaßte Geschichte der Stadtgemeinde Bühl im Großherzogtum Baden. Freiburg 1877 (Neudruck Bühl 1981). *Ders.*: Das ehemalige badisch-windeckische Kondominat Bühl. In: Die Ortenau 4 (1913), S. 12–39. Otto *Gerke*: Personalchronik von Bühl. In: Die Ortenau 25 (1938), S. 141–144. *Ders.*: Geschichte der Stadt Bühl in Baden. Bühl 1936. Suso *Gartner*, Bühl in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In: Bühler Heimatgeschichte Nr. 11 (1997), S. 54–75. Für Baden-Baden: s. die Bibliographie in Gustav *Häbler*, Geschichte (wie Anm. 3).
- 6 Ludwig *Lauppe*, Burg, Stadt und Gericht Lichtenau. Eine heimatgeschichtliche Rückschau, hrsg. v. Lisbeth *Lauppe*. Weinheim 1984.

- 7 Eberhard *Gothein*, Die oberrheinischen Lande vor und nach dem dreißigjährigen Kriege. In: ZGO 40 (1886), S. 1–45. Philipp *Ruppert*, Geschichte der Ortenau. Achern 1878. Manfred *Krebs*, Politische ... Geschichte (wie Anm. 3). Ludwig *Lauppe*, Kriegsgeschehen am Oberrhein 1620/22. In: Die Ortenau 56 (1976), S. 277–282; 57 (1977), S. 65–66. Walter *Mez*, Die Restitution der Markgrafen von Baden-Baden nach der Schlacht bei Wimpfen 1622–1630. Diss. Freiburg 1912. Manfred *Hildenbrand*, Der Dreißigjährige Krieg. In: Kurt *Klein* (Hg.), Land um Rhein und Schwarzwald. Die Ortenau in Geschichte und Gegenwart. Kehl 1980, S. 93–111. Karl *Hanß*, Geschichte der Ortenau in Dokumenten. Bd. I. Offenburg 1995.
- 8 Zwei weitere Exemplare in der UB Heidelberg und in der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, nach Rüdiger *Fluck*, „ergezlichkeit in der Kunst“. Zum literarischen Werk Quirin Moscheroschs (1623–1675). In: Daphnis 4 (1975), H. 1, S. 27.
- 9 Die Literatur zur Gattung Leichenpredigt in dem Artikel von Rudolf *Lenz*, Leichenpredigt, in: Walther *Killy* (Hg.), Literatur Lexikon Bd. 13, S. 509–511.
- 10 Die Leichenpredigt für Johann Christoph von der Grün, ein Jahr später, 1667 gedruckt, umfaßt ebenfalls sechzig Seiten. S.W.E. *Schäfer*, Vom Adjutanten Bernhards von Weimar zum Grundherrn am Oberrhein: Johann Christoph von der Grün (1603–1666). In: Die Ortenau 74 (1994), S. 389–400. Die Leichenpredigt für Philipp Jakob von Hüffel, den Amtmann von Lichtenau und Willstätt, gest. 1671, umfaßt achtzig Seiten. Vgl. W.E. *Schäfer*, Quirin Moscherosch am Hof zu Rheinbischofsheim. In: Daphnis 15 (1986), H. 1, S. 85.
- 11 Maßgebend auch für die Grafschaft Hanau-Lichtenberg war die Straßburger Kirchenordnung, z.B. in der Ausgabe ‚Revidirte Kirchen Ordnung‘. Straßburg 1670 (BNU Straßburg Mk II a 106367). Joachim Westphal wurde 1662 zum Diakon in Lichtenau gewählt, war dann 1667 Pfarrer in Rheinbischofsheim, 1675 (als Nachfolger von Quirin Moscherosch) in Willstätt. S. Heinrich *Neu*, Pfarrerbuch der evangelischen Kirche in Baden T1.II, Lahr 1939, A.168. W.E. *Schäfer*, Quirin Moscherosch (wie Anm. 10), S. 141. Ludwig *Lauppe*, Burg (wie Anm. 6), S. 313, 472.
- 12 Zu diesem in der Ortenau leider vergessenen Autor zahlreicher Schriften mein Artikel in Walther *Killy* (Hg.), Literatur Lexikon, Bd. 8, S. 243–235 (mit Bibliographie).
- 13 Vgl. Rüdiger *Fluck*, „ergezlichkeit“ (wie Anm. 8), S. 27.
- 14 Vgl. Ludwig *Lauppe*, Die Reformation im klösterlich-schwarzachischen Kirchspiel Scherzheim-Lichtenau. In: Die Ortenau 33 (1953), S. 178.
- 15 J. Kindler von *Knobloch*, Das Goldene Buch von Straßburg. Wien 1885, S. 357 *Ders.*, Oberbadisches Geschlechterbuch, Bd. I, S. 170 (von Brumbach).
- 16 Maximilian *Basler*, Wasserschloß Tiefenau. In: Die Ortenau 21 (1934), S. 158. Franz *Zoller*: Das Wasserschloß Tiefenau. In: Die Ortenau 64 (1984), S. 126–127. Auch der Hartunger Hof bei Stollhofen gehörte zum Besitz. Vgl. Ludwig *Lauppe*, Die Reformation (wie Anm. 14), S. 178. GLA Best. 72, Lehens- und Adelsachen, enthält zahlreiche Akten zu Lehensangelegenheiten des Hauses Stein von Reichenstein, darunter solche, welche Besitzungen am Kaiserstuhl betreffen.
- 17 Heinrich *Neu*, Pfarrerbuch (wie Anm. 11), Bd. II, S. 433.
- 18 In der Leichenpredigt ‚die Hohe Schul‘ in Straßburg – vor der Erhebung zur Universität 1621.
- 19 Zu Cluten: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne, Nr. 6, S. 522–523. Zu Bernegger: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne, Nr. 3, S. 184–185.
- 20 Die Ortschroniken von Neuweier erwähnen Friedrich von Stein nur insofern, als er 1632 den gesamten Besitz der Familien von Stein vereinigen konnte. Heinrich Berl: Neuweierer Chronik. Baden-Baden 1943, S. 16. Karl *Schwab*, Das obere Schloß Neu-

- weier. In: Die Ortenau 64 (1984), S. 278. Ursula *Schäfer*, Karin *Rogge*, Heinz *Bischof*, Das Baden-Badener Rebland unter der Yburg, Baden-Baden 1989, S. 26, 80, 195. Nach Karl *Reinfried*, Das ehemalige . . . Kondominat (wie Anm. 5), S. 38 wurde das Amt Großweier mit Unzhurst und Neusatz ab 1583 zusammen mit dem Amt Bühl verwaltet.
- 21 Einen Begriff vom markgräflichen Hofstaat in Straßburg und den zugehörigen Beamten gibt Otto *Winckelmann*, Das Straßburger Drachenschlüssel. In: ZGO N.F. 33 (1918), S. 58–113.
 - 22 Schon 1491 wurde die Familie von Stein Mitglied der Ortenauer Reichsritterschaft. S. Ursula *Schäfer* u.a., Das Baden-Badener Rebland (wie Anm. 20), S. 280.
 - 23 Ernst *Batzer*: Die Ruine Bossenstein. In: Die Ortenau 21 (1934), S. 209–210. Hans-Martin *Pillin*, Die Burg Bossenstein. In: Die Ortenau 64 (1984), S. 185–189. Nach H.-M. Pillin war die Burg schon vor 1640 zerstört.
 - 24 Ich danke Helmut Hartmann in Bechtheim bei Worms für diese Auskünfte. Vgl. auch Christian G. *Gumpelzhaimer*: Evangelische Religionsgeschichte des hohen Stiftes Straßburg. Schwerin 1794. Aloys *Meister*, Der Straßburger Kapitelstreit 1583–1592. Straßburg 1899. Peter *Herrsche*, Die deutschen Domkapitel im 17. und 18. Jahrhundert. Bd. I, Einleitung und Namenslisten. Bern 1984.
 - 25 Das Staatsarchiv Wolfenbüttel enthält Akten (1 Alt 5, Band 917–921) über die Ernennung Friedrichs von Stein zum Rat und Wiegers zum Sekretär. Ich danke Hans-Henrik Krummacher, Mainz, für diese wertvolle Information.
 - 26 GLA Bestand 72, Lehen- und Adelssachen, Brief vom 23. September 1664.
 - 27 Landeskirchliches Archiv Karlsruhe, Kirchenbuch Lichtenau, Bd. II, S. 232.
 - 28 Ludwig *Lauppe*, Burg (wie Anm. 6), S. 312.
 - 29 Vgl. meine Darstellung der Reformorthodoxie in Straßburg in Wilhelm *Kühlmann*, W.E. *Schäfer*, Frühbarocke Stadtkultur am Oberrhein. Studien zum literarischen Werdengang J.M. Moscheroschs (1601–1669), Berlin 1983 (= Philologische Studien und Quellen H. 109), S. 130–160; zu Bayly, S. 159.
 - 30 W.E. *Schäfer*, Quirin Moscherosch (wie Anm. 10).
 - 31 W.E. *Schäfer*, Johann Michael Moscherosch. Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter. München 1982, S. 156: über J.M. Moscheroschs Wohnsitz im Henneberger Hof.

Wenn die Kirchenbücher reden (Niederschopfheim)

Josef Bayer

In Niederschopfheim beginnen die Kirchenbücher sehr früh, d.h. das Tauf- u. Ehebuch. Pfarrer Johann Geissling (Pfarrer in Niederschopfheim 1595–1608) begann die beiden Bücher mit seinem Amtsantritt. Das Totenbuch beginnt dann Pfarrer Jakob Khuon 1617. Man kann also sagen: in Niederschopfheim beginnen die Standesbücher sehr früh.

Das Konzil von Trient hatte angeordnet, daß jede Pfarrei nun Standesbücher zu führen habe. Bis diese Anordnung überall bekannt war, verging sicher geraume Zeit. Und bis alle Pfarrer bereit waren, diese Neuerung durchzuführen, da und dort sicher noch einmal eine gewisse Zeit. Man muß allerdings auch sagen, daß im 30jährigen Krieg und in den Raubkriegen Ludwigs XIV. in vielen Orten die vorhandenen Bücher verloren gegangen sind. Niederschopfheim macht da eine Ausnahme. Die ersten Bücher in Niederschopfheim sind schwer lesbar, sie sind aber kostbare Urkunden, sie spiegeln die harten Kriegsjahre des 30jährigen Krieges und der Raubkriege sehr gut wieder.

Von 1616 bis zu seinem Tod 1632 versieht Pfarrer und Kammerer Jakob Khuon die Seelsorge. Er hielt auch aus, als die Schwedischen und Kaiserlichen durch die Ortenau zogen, raubten, plünderten und töteten, und die Not den Bürgern so zusetzte, wie der Amtmann Beer (Bähr) von der Herrschaft Binzburg, wozu auch Niederschopfheim gehörte, folgendermaßen schilderte:

1622 vielfältige Einquartierungen, schlagen, todschießen und stechen, auch tödliches Anfallen des Hauses Bünzburg, Zersprengung der Pferde . . . hinwegnehmen des Viehs.

1624 . . . die zu Hofweier u. Schopfen weit über 100 Stück Vieh verloren. In den Ritterdörfern haben 1000 Pferde Quartier genommen, die Bauern, Weib, Kind gefoltert, einschlagen der Öfen, Türen, Tore, 400 fl zahlen müssen.

1625 Zu Binzburg 2 alte Tore zerschlagen, Riegel und Band krumm oder eingeschlagen . . . die Fenster sind zur Notdurft der Hausbewohner repariert.

1627 Habe 32 Ohm Wein . . . 30 Viertel (120 Pfund) Haber zur Steuer gegeben; damit war es nicht genug. Bald danach als das gesammelte Gesindel, 3 Kompanien von Italien, Franzosen, Niederländer, Kroaten . . . haben sie Schopfen, Hofweier, Schutterwald (also in der ganzen Herrschaft Binz-

burg) Quartier genommen . . . Gott solle den armen Bedrängten in ihrer Armut Geduld verleihen.

1629 mich wundert, wie die verarmten Leuten die Überlast so lange erschwingen mögen, zumal weil die Kontributionen bei der Städter und Ritterdörfern immer fort gehen.

1630 Mit der Ernt gehts schlecht; 70 Garben müssen zu 1 Viertel gedroschen werden.

1634 Die Dörfer sind im Grund ruiniert; von verschiedenen ist nicht 1 Sester Gülten geliefert, in der Zehntscheuer zu Schopfen alle Früchte fortgeführt und zu nichts gemacht. In Schopfen Hofweier und Schutterwald finden sich nicht 20 Pferde, kein Haar Rind . . . kein einziges Schwein, an Federvieh nicht weniger . . . die altaria sind aufgerissen, stündlich nimmt der Tod Mann und Weibspersonen hinweg, also daß in Schopfen bis in 34 Häuser ausgestorben und ebenso in Hofweier nicht weniger. Bleiben also die Güter sowohl aus Mangel an Personen als abgenommener Pferde wüst liegen, so daß diesen Sommer der 10. Teil nichtgebauert kann werden.

1632 versieht Pfarrer Thomas Eisele und 1634/35 Pfarrer Martin Hofmann die Pfarrei. Ein Todeseintrag dieser beiden Pfarrer findet sich nicht im Totenbuch, es ist daher anzunehmen, daß sie vor den Kriegereignissen geflohen sind (in Hofweier war auch Pfarrer Kindler während des Krieges einige Male abwesend). Ordnungsmäßige Zustände herrschten in jenen Jahren nirgends mehr. Das ist auch für Niederschopfheim anzunehmen, da nach 1635 bis 1653 die Seelsorge im Ort nur notdürftig von den Benediktinern in Schuttern oder von den Franziskanern in Offenburg ausgeübt wurde. Die Namen der „Aushilfen“ sind in den Standesbüchern genannt. Joseph Locherer von Schuttern 1635/36, Caspar Meister aus Schuttern 1642, 1646 Eusebius Schweller, Franziskaner in Offenburg, 1647, Heinrich Eglof, Franziskaner in Offenburg und Guardian dort, der Franziskaner aus Offenburg Antonius Brichner (?) 1648, 1649, 1651, 1653. Im Taufbuch fehlen die Einträge von 1637 bis 1641, ebenso fehlen alle Taufeinträge von 1643 bis 45. 1642 hat P. Caspar aus Schuttern 3 Kinder getauft, 1646 finden wir 7 Einträge von einem Schutterner Pater, 1647 5 Einträge vom Guardian Eglof, 1648 10 Einträge von P. Antonius. 1649/50 fehlen wieder alle Angaben. 1651 sind 3 Taufen eingetragen, 1652 1 Taufe, 1653 sind 3 Kinder getauft von Pfarrer Kindler aus Hofweier. Vor dem Krieg wurden in Niederschopfheim durchschnittlich 30 Kinder getauft. Diese Fakten zeigen doch deutlich die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges.

Das Totenbuch beginnt, wie schon gesagt, erst 1617. Es bringt immer nur kurz Namen, Tag, Monat und Jahr, über Todesursache rein nichts. Die Zahl der Toten schwankt vor dem Krieg zwischen 6 und 14. 1622 waren es 19 Tote, 1629 24 (Kriegseinwirkungen!). 1622 hört das Totenbuch mit dem

Juni auf. Bis Juni weist das Totenbuch bereits 28 Einträge auf und belegt damit drastisch die Feststellungen des Amtmanns Beer aus dem Jahr 1634.

Auch das Ehebuch aus dieser Zeit spricht eine deutliche Sprache. Einträge fehlen aus den Jahren 1632, 1634, 1636, 1643, 1646 bis 1653. 1656 ist ein Eheeintrag, 1637 sind es vier. Von da an läßt sich feststellen, daß sich die Bevölkerungszahl wieder stabilisiert.

Der Dreißigjährige Krieg hinterließ ein verwüstetes, entvölkertes Land. Nach Kähni überlebten in Hofweier den Krieg 22 Menschen. In Diersburg waren nach eigener Forschung noch 12 übrig. In Reichenbach/Lahr überlebten nur noch so viel, daß noch nach Jahren das Gericht nicht voll besetzt werden konnte. Für Niederschopfheim fehlt die Zahl, es wird dort aber ähnlich gewesen sein, wie man aus den Kirchenbüchern schließen kann.

Nach dem Krieg nahm die Bevölkerungszahl wieder zu. Wodurch? Dadurch, daß in die entvölkerten Gebiete viele Fremde zuzogen. In unserer Heimat hat sich aber kein Völkergemisch angesammelt. Die Einwandernden waren alle deutschen Blutes. Zum Teil kamen sie aus weiter Ferne, zum Teil wurde die Entvölkerung aus der näheren Heimat aufgefüllt. In unsere Gegend sind viele Schweizer zugezogen. In Hofweier leben heute noch Nachkommen solcher Schweizer, z.B. die Herzog, Michel, Litteneker, Rubi, Stutz. Nach Niederschopfheim kamen auch etliche Schweizer, aber heute leben von ihnen keine Nachkommen mehr. So kam aus Hertzogenbusch, Berner Gebiet, ein Johann Kauffmann und heiratete 1666 in Niederschopfheim; 1668 zog ein Ulrich Bristener nach hier, auch aus dem Berner Gebiet; 1657 eine Catharina Schnider aus dem Luzerner Gebiet; 1666 ein Caspar Rohrhirs aus Neukirch, Luzerner Gebiet; 1682 ein Michael Koler aus Müllen, Bregentzer Herrschaft; 1706 Johann Zacharias Sutter aus Schwyz; 1707 Jakob Schmitt aus Wallenstadt/Helvetia; 1659 Bartholomäus Grauvogel Sassenensis; ebenfalls 1659 Isaak Bross „Helvetia Bernensis“; 1697 Johanna Nettler aus Brodt/Tyrol. Aber von all diesen Zuwanderern sind keine Nachkommen mehr da.

Zuzüge aus der näheren Umgebung: Ich habe mir die Mühe gemacht, unter diesem Gesichtspunkt die Ehen von 1666 bis 1699 zu untersuchen: Von 171 in diesem Zeitraum geschlossenen Ehen sind 98 mit auswärtigen Partnern geschlossen worden. Und zwar holten sich 28 auswärtige Männer ihre Frauen aus Niederschopfheim; dagegen holten sich 71 Niederschopfheimer Männer ihre Frauen von auswärts – aus Hofweier, Oberschopfheim, Schutterwald, Offenburg, Ortenberg. Bevorzugtes „Jagdgebiet“ waren das Kinzigtal und Schuttertal – meist etwas abgelegene Gegenden, wo der

Krieg nicht so sehr hauste. Aber auch aus dem Elsaß und Schwabenland kamen Zuzügler.

Mindestens so schlimm wie die Schweden und Kaiserlichen im Dreißigjährigen Krieg hausten dann die französischen Mordbrenner gerade in der Ortenau. Auch das fand in den Kirchenbüchern ihren Niederschlag. Die Bücher enthalten fast lückenlos die Zahl derer, die die Osterkommunion empfangen haben. 1667 heißt es lapidar: *defectu Parochi in aliis vicinis ecclesiis Communio facta non potuit* – weil der Pfarrer fort war, machte man die Osterkommunion in anderen benachbarten Kirchen. Daher konnte die Zahl hier nicht eingetragen werden. Und 1677: *Fuimus in exilio Offenburgi alter alibi, numerari et scribi non portuerunt* – wir waren im Exil in Offenburg, andere anderswo, daher konnte nicht gezählt und aufgeschrieben werden. Was verbirgt sich nicht hinter solchen kurzen und vielsagenden Bemerkungen!! Auch das Taufbuch läßt einiges erahnen. Am 1. 2. 1693 wird in Nockerthausen/Suevia ein Kind Johann Philipp Meyer getauft: *Eltern ob belli tumultu ambo in Suevia ab anno 1689* – wegen der Kriegswirren sind die Eltern seit 1689 in Schwaben. Am 12. 3. 1699: Magdalena Feger getauft *in absentia proprii Parochi baptizans P. Vincentius OSB vicarius in Oberschopfheim* – in Abwesenheit des Pfarrers tauft P. Vincentius OSB, Vikar in Oberschopfheim. Am 22. 6. 1703 Anna Maria – Eltern sind Bürger in Dundenheim, wegen den Kriegszeiten hier getauft. 15. 9. 1704 *Maria Magdalena baptizata est in Niederschopfheim* – Eltern: Friedrich Fällin und Margarete, cives in Hofweier. Getauft in Niederschopfheim. Am 11. 2. 1705 *in absentia parochi in Hoffwir infans Maria Madalena Stutz baptizata est in Niederschopfheim* – wegen der Abwesenheit des Pfarrers in Hofweier wurde das Kind Maria Magdalena Stutz in Niederschopfheim getauft. Eltern: Michael Stutz und Barbara Werterin in Hofweier. 9. 12. 1709 *In absentia Parochi in Hofwir infans Anna Maria Langenbacher baptizata est hic* – wegen Abwesenheit des Pfarrers in Hofwir wurde das Kind Anna Maria Langenbacher hier getauft – Eltern: sind Bürger in Hofweier. Am 28. 7. 1710: *durante Belli tumultu baptizatus est Johannes Jenger in ecclesia Ettenheimensi ab . . . Johannes Dietrich, parochus ibidem* – weil die Kriegswirren immer noch andauern, wurde Johannes Jenger in der Kirche zu Ettenheim von . . . Johannes Dietrich, Pfarrer dort, getauft. Eltern: Johannes Jenger und Ottilia Mettler in Niederschopfheim.

Eine Notiz von Pfarrer Sulzbach (1687–1717) im 3. Standesbuch ab 1696 bezeugt: *Notandum quod infantes sub me ab anno 1687 usque ad annum 1690 baptizati in antiquo libro baptismali inveniri possint, quem baptizatorum librum Anno 1690 una cum ornamentis ecclesiae propter saevientem bellum curavi deponi in Monasterio monialium, vulgo Wittichen in valle Kintzingana . . .* zu bemerken ist, daß die Kinder, die von mir vom Jahr

1687 bis 1690 getauft worden sind, im älteren Taufbuch gefunden werden können. Denn ich habe angeordnet, daß das Taufbuch mit den Kirchenornamenten zusammen wegen des immer noch tobenden Krieges im Frauenkloster, das im Volk Wittichen heißt, deponiert werden. Dazu hat der Kirchenpfleger Caspar Schaub in seinem Verzeichnis über die Zehntpflichtigen die Bemerkung gemacht: *im Jenner 1688 hab ich Caspar Schaub die Kirchenornadt in das Kloster Wittich hinweg gebracht, und mir dasselbige hilfft hinwegtragen Bastian Erat der alt und Hans Erat. Und Im Jahr 1697 gezalt auf St. Catarina Tag hab ich Caspar Schaupp der Kirchenpfläger die obgeschriebene Kirchensach wieder heim gebracht und mit mir Johann Meyer der Mößner.* So sind diese Kirchenbücher mit den Ornatn erhalten geblieben.

Dieser Schaupp berichtet darin ebenso: *Anno 1688 ist die französische Armee für Philippsburg gezogen auf den Michaelstag –*, ganz klar: durch Niederschopfheim.

Weiter heißt es dort: *Im Jahr 1689 gezalt den 19. August sind die Franzosen wieder in Offenburg gezogen und haben damahlen das ganze breißgau, Ober und Unterelsaß mit einem Kriegsgewalt gezwungen. Die Reichs Stadt Offenburg mußte die Ringmauern abbrächen und mußten alle Dirm und Bollwerck demontieren. Die Stadt Offenburg wurde gantz und gar ausgeplindert. Es haben auch die Franzosen die Vorräthe hinweckgefehrt. Hernach auf den 9. Tag Herbstmonath haben sie den schönen Kirch Durm samt dem Chor gerissen . . . Und haben die Stadt in Brandt gestürzt, welches ein so erschrückliches Feier gewesen, daß es allen Menschen ein Schräckhen geben.*

Und weiter: *Im Jahr 1689 haben auf den 9. Herbstmonat die Franzosen die Stadt Offenburg schon geschleift gehabt, sie haben auch alle Mauern und Dieren (Türme?) schon über einen Hauffen geworfen und die Stadt gantz und gar ausgeplindert gehabt, sindt auf den abendt die Mordbrenner kommen und haben die Stadt an allen Orten angesteckt. Ist also ein Erschrückliches Feuer gewesen, daß ich Caspar Schaub in Meiner Stuben bey der Nacht in einem Buch gelesen von der Helle des Feuers.* Dasselbe berichtet von Diersburg auch der Senior Karl Christoph Roeder aus der Rede alter Menschen.

Anno 1698 gezalt ist Eine Erschrückliche Deyerung geweßen, daß der Sester Weitzen 2 fl 2 B und der Ohm Wein (50 l) 5 fl auf die Erndt . . . Im obgemeldten Jar hat der Franzoß das gantze breißgau, wirdtemberger Landt, Schwabenland mit einer großen Erschrücklichen Haupt Summa geldts Brandschatzung angedroht auf des Heiligen Apostels Tag Simoni und Judi

. . . Anno 1698 auf den heiligen Johannes Tag ist der Friede herauß kommen, der zwischen dem Römischen Kaiser und dem König in Frankreich . . . Gott erhalt den lang!

Sowohl die Kirchenbucheinträge wie auch die Anmerkungen des Kirchenpflegers Kaspar Schaub sind trockene und dürre Angaben. Aber welches Leid verbirgt sich dahinter! Man muß diese Menschen wirklich bewundern – keine Verzweiflung, keine Resignation. Kein Gedanke daran: „man kann es nicht verantworten, in solchen Zeiten Kinder in die Welt zu setzen!“ Vielmehr ein großes Gottvertrauen: „Gibt Gott ein Häschen, gibt er auch ein Gräschen.“ Und Gott ist und bleibt der Herr der Geschichte, er wird alles wieder zum Guten lenken! 1714 hörte mit dem Tod Ludwigs XIV der Krieg und damit das Elend auf. Die Leute konnten aufatmen und sich 20 Jahre des Friedens erfreuen. Ein ungeheurer Lebenswille brach sich Bahn, ein unvorstellbarer Wiederaufbau begann, vergleichbar mit den Jahren nach 1945.

Als Anhang einiges zum religiösen Leben in Niederschopfheim, besonders von den Prozessionen. So war in den Bittagen die Prozession in auswärtige Pfarreien, so nach Zunsweier, Hofweier und in die Leutkirche. Ob die Leutkirche nicht eine uralte Verpflichtung war aus der Zeit, wo Oberschopfheim und Niederschopfheim eine Markgemeinschaft und damit ein Kirchspiel waren mit der Leutkirche als Pfarrkirche?

An Christi Himmelfahrt: circa bannum, um den Bann. Bei dieser Prozession wurde der Pfarrer von der Gemeinde entlohnt, weil das Allerheiligste mitgetragen wurde.

An Fronleichnam-Prozession mit dem Allerheiligsten „in et extra bannum“ in und außerhalb des Bannes. Auch da wurde der Pfarrer wegen des Allerheiligsten von der Gemeinde entlohnt.

Am Pfingsttag wurde eine Prozession nach Hofweier durchgeführt. Und an Mariä Heimsuchung mit Hofweier und Zunsweier zusammen nach Weingarten. Anscheinend ging diese Prozession auf ein Gelübde zurück. Denn um 1800 hatte Pfarrer Siebert in Straßburg um die Erlaubnis nachgesucht, diese Prozession umändern zu dürfen in eine Ortsprozession. Nur wenn ein Gelübde vorlag, mußte die bischöfliche Erlaubnis eingeholt werden, das Gelobte zu ändern.

Die Prozessionen in Niederschopfheim, Hofweier, Schutterwald, also in der ehemaligen Herrschaft Binzberg, wurden in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts in die uns noch bekannten Flurprozessionen umgewandelt.

Die Rheinbanngrenze im Bereich von Drusenheim

Ludwig Uibel

Die nachstehende Abhandlung ist eigentlich eine Ergänzung der Arbeit „Überrheinisches Gemeindeeigentum nach dem Rheingrenzvertrag von 1840“ des Verfassers, erschienen in der „Ortenau“, Jahrgang 1989. Es ist deshalb zum Verständnis des Themas unumgänglich, die zitierte Arbeit, soweit sie das Thema betrifft, in ihren Grundzügen darzustellen.

Als durch den Ausbau der Siedlungen im Mittelalter die wirtschaftlichen Interessen der Dorfgemeinschaften miteinander konkurrierten, schritt man, um Konflikte zu vermeiden, zur Abgrenzung der Dorfgemarkungen. Für die Rheindörfer zu beiden Seiten des Stromes wurden so die Wälder längs der Rheinufer zu Gemarkungsteilen, der Talweg des Rheins zu einem Teil dieser Grenze. Die Wälder selbst wurden zum dörflichen Allgemeingut (= Allmende). Die Sache mit dem Talweg als Grenze hatte aber einen Haken, da sein Verlauf sich mit der Zeit verändern konnte und auch veränderte. Da im Wirtschaftsgefüge eines Dorfes und des einzelnen Bauern die Besitzanteile an Acker, Weide und Wald (Waldweide und Holz) aufeinander abgestimmt waren, hätte ein teilweiser oder ganzer Wegfall des Rheinwaldbesitzes eine lebensbedrohende Katastrophe bedeutet. Diese Krisis konnte aber bei jedem Hochwasser und der dabei möglichen Verlagerung des Stromverlaufs eintreten. Es bestand deshalb ein gemeinsames Interesse aller Rheindörfer links und rechts des Stromes, Maßnahmen zu treffen, die eine solche Katastrophe unmöglich machen sollten. Zur Abwendung der genannten Gefahr schritt man zur Fixierung fester Gemarkungsgrenzen, auch im Bereich des Stromes. Am Beginn der Realisierung dieser Idee war sicher der Hauptstrom die Eigentumsgrenze. Spätere Verlagerungen des Talwegs machten aber diese Grenze zu Altwässern und schufen jenseits des Stromes liegendes Gemeindeeigentum. Im Lauf der Jahrhunderte konnten die neu geschaffenen (Grenz-)Altwässer selbst wieder teilweise oder ganz mit Rheinschotter aufgefüllt werden. Die Rheingemarkungs- oder Bannsgrenzen blieben aber unverändert.

Zur Dokumentation dieser Grenzen stehen uns als Basis und Ausgangspunkt unserer Darlegungen für das 18. bzw. 19. Jahrhundert zwei Landkarten zur Verfügung:

1. Plan über die Lichtenauer, Scherzheimer und Grauelsbaumer am Rhein dies- und jenseits gelegenen Gemeinde-Waldungen und Inseln etc. Ver-

fertigt von Förster Gebhardt zu (Rhein-)Bischofsheim im Jahre 1773 (Maßstab 1 : 8475).¹

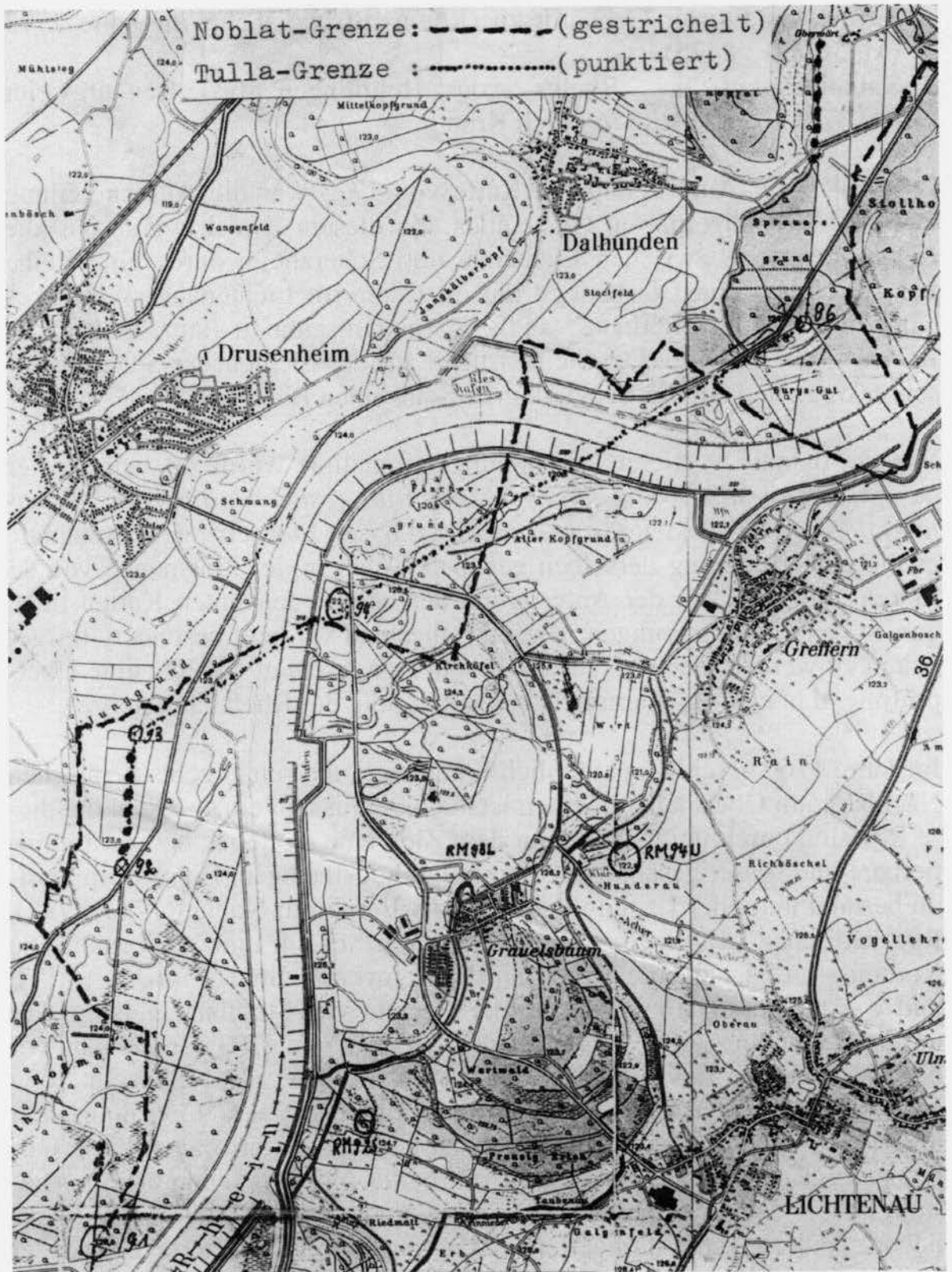
2. Situationsplan des Rheins von Helmlingen bis Neuburgweier (1 : 37 000) erstellt 1816 durch Krauth.²

Der Anlaß zur Anfertigung der Karte von 1773 war die Allmendteilung zwischen den angeführten Gemeinden. Zu diesem Zweck wurde u.a. die Eigentumsgrenze zwischen Lichtenau und Scherzheim durch eine Reihe von 35 Grenzsteinen festgelegt, die im Osten im Lichtenauer Wörth begann und bei der „Redoute“ südlich von Drusenheim (am Südufer des Kreuzrheins) aufhörte. Die Steine trugen auf der Lichtenauer Seite ein Bischofskreuz und auf der Scherzheimer Seite einen Rhombus.

Von der damals existierenden Rheinbanngrenzlinie wurde 60 Jahre später gesagt, daß *diese seit undenklichen Zeiten die respektive Lage des Eigentums der Ufergemeinden fest bestimmte*,³ d.h. seit Menschengedenken hatte es nie eine Änderung derselben gegeben. Auch in der Zeitspanne von 43 Jahren, die zwischen der Anfertigung der beiden genannten Karten liegt, gab es keine Veränderungen. Dieser Tatbestand verdient besonders festgehalten zu werden, denn gerade in diesem Zeitabschnitt erfolgte eine Überprüfung, d.h. eine Erneuerung bzw. Bestätigung der Rheinbanngrenze.

Im Jahre 1769 beschlossen nämlich Frankreich und seine rechtsrheinischen Nachbarn am Oberrhein, eine gemischte Kommission einzusetzen, die diese Revision durchführen sollte mit dem Ziel, eine moderne, besser kontrollierbare und besser geschützte Grenzziehung festzulegen. Diese Kommission bestand unter der Leitung von François-Bernardin Noblat (1714–1792). Ihre badischen Mitglieder waren die Herren Schenk und Wallbrunn. Die Kommission begann ihre Arbeit an der Schweizer Grenze im Jahre 1770 und war mit ihrer Arbeit 1780 in die Gegend von Straßburg gelangt. Für unsere Betrachtungen bedeutet das, daß der Plan von 1773 den Zustand vor der Noblatschen Revision wiedergibt. Noblat bzw. ab 1784 sein Sohn Marie-François Pierre Noblat haben ihre Arbeit im Jahre 1790 eingestellt und waren dabei bis Roeschwog gelangt.⁴ Sie haben also auch die Banngrenze im Bereich von Drusenheim bearbeitet. Wie wir schon oben festgestellt haben, wurden dabei aber, wie der Kartenvergleich zeigt, keine merklichen Änderungen durchgeführt. Wir wollen das erörterte Stück der Grenzlinie trotzdem Noblat-Grenze nennen, weil sie durch die Noblat-Kommission ihre Bestätigung erhielt.

Die reformierte „uralte“ Grenze sollte aber nach wenigen Jahren, soweit sie die Markgrafschaft Baden tangierte (ungefähr das halbe rechte Rheinufer zwischen Basel und Karlsruhe), einen ersten Stoß erhalten. Baden



Bemerkung: Die Tullagrenze ist, wenn sie durch Wege markiert ist, nicht durchgezogen, oder, um das Kartenbild zu erhalten, nur fein punktiert. Maßstab: 1 : 36 000

schloß am Ende des ersten Koalitionskrieges (nach preußischem Vorbild) im Jahre 1796 (am 14. Fructidor) mit Frankreich einen Separatfrieden, nach dessen Bestimmungen Baden die Oberherrschaft Frankreichs über alle Rheininseln und einen 36 Fuß (= 12 Meter) breiten Landstreifen am rechten Rheinufer anerkannte, Gemeinden und Privatpersonen sollten aber die Nutznießung ihres bisherigen Eigentums unter der französischen Souveränität behalten. Staat und Kirche hingegen sollten ihren Besitz an Frankreich abtreten.⁵

Fünf Jahre nach diesem Abkommen wurde durch den Frieden von Lunéville (1801) das endgültige Ende der alten Rheinbanngrenze eingeläutet. In ihm wurde festgelegt, daß die seit 1648 zwischen Deutschland und Frankreich geltende Souveränitätsgrenze auch die Grenze des Gemeindeeigentums sein sollte. Diese Grenze wurde durch den Talweg (Hauptstrom) dargestellt. Das über den Rhein hinübergreifende Gemeindeeigentum mit seiner verwickelten Linie von 1280 Grenzpunkten störte die „klaren Verhältnisse“, die man schaffen wollte. Jetzt war zwischen den Staaten Friede, nicht aber zwischen den Rheingemeinden. Jede hoffte, daß der Rhein ihnen beim nächsten Hochwasser ein Stück Land von der anderen Seite zukommen lassen würde. Wenn der Strom das da oder dort wirklich tat, dann befürchtete man, das nächste Hochwasser könnte einem den Besitz wieder nehmen und plünderte die neugewonnenen Wälder aus. Durch allerlei Wasserbaumaßnahmen wie Sperren, Dämme usw. suchte man eine gewünschte Ablenkung des Stromes zu fördern. Ein im Jahre 1808 in Straßburg ins Leben gerufener „Magistrat du Rhin“ sollte diesem Unfug (la guerre des fascines) ein Ende machen.⁶ Es blieb ihm aber nicht viel Gelegenheit dazu, denn durch die Niederlage Napoleons und die Friedensverträge (Paris 1814 und 1815) wurde die Wiederherstellung des alten Zustandes (Noblatsgrenze) gefordert.

Die Tulla-Grenze

Zu diesem Zweck trat 1817 zu Basel ein Gremium zusammen, das sich Rheingrenzberichtigungskommission nannte, das diese Forderung realisieren sollte. Man bestellte zwei Kommissare – für Frankreich den Lieutenant-Colonel Epailly, für Baden den Obersten Tulla⁷ –, die die Arbeit in Angriff nehmen sollten. Die Noblatsche-Linie sollte aber modernisiert, d.h. praktikabler gemacht werden. Statt der 1280 Grenzpunkte wollte man nur 120 festlegen. „Die Rektifikation bestand darin, daß man (durch) eine einzelne gerade, der Lage nach mittlere Durchschnittslinie eine größere Zahl kürzerer, theils gerader, theils krummer Linien substituierte (Diplomatische Übereinkunft vom 15. Oktober 1820).“⁸ Bei dieser Veränderung der

Banngrenze sollte der Wert des betroffenen Gemeindeeigentums erhalten bleiben. Die Rückgabe sollte aber nur die Inseln betreffen und nicht das Festland. Die neue Grenzlinie konnte diese Forderungen nicht bis auf den letzten Hektar erfüllen. Zu diesem Zweck waren Ausgleichszahlungen vorgesehen.

Die maßgebende Arbeit zur Festlegung der neuen Rheinbanngrenze wurde durch Johann Gottfried Tulla geleistet, weshalb man sie auch „Tulla-Grenze“ nannte. Die Arbeit schloß auch einen Vorschlag für eine Rheinkorrektur ein. Sie war im Jahre 1823 fast ganz beendet (Ausnahme: Lücke bei Seltz) und die neuen Grenzsteine (Tulla-Steine) gesetzt. Unstimmigkeiten in den politischen Absichten (Rheinkorrektur) verzögerten die völkerrechtliche Anerkennung der Tulla-Grenze, die erst lange nach dem Tod Tullas (1828) im Jahre 1840 erfolgte, worauf dann auch die Arbeiten an der Rheinkorrektur begannen (1842).⁹

Verfolgen wir jetzt den Verlauf der Tulla-Grenze von der Renchmündung (in der Höhe von Offendorf) bis in die Nähe von Dalhunden. Dieses Stück umfaßt sieben Grenzpunkte, von denen heute noch vier durch Tulla-Steine besetzt sind (91, 92, 93, 94). Wir beginnen mit dem Grenzstein Nr. 90. Er stand südlich des Helmlinger Baggersees bei der Südwestecke eines kleinen, quadratischen Baggersees und wurde wahrscheinlich in Zusammenhang mit den Arbeiten an diesem kleinen See beseitigt. Er ist jetzt durch einen niederen Granitstein ersetzt, der aber mit Hilfe der Karte leicht zu finden ist, da er den Höhepunkt 126,4 markiert. Von hier aus überquert die Grenzlinie den Rhein und läuft schnurgerade auf den Stein Nr. 93 zu, der in der Flur „Junggrund“ bei Drusenheim steht. Die Grenze passiert dabei am Südende des „Roßmörders“ den (beschädigten) Stein Nr. 91, der unter der Tafel „Forêt domaniale d’Offendorf“ zu finden ist, läuft dann entlang der Westgrenze dieses Domänenwaldes meist auf einem ganz geraden Waldweg auf den Hochwasserdamm zu, um nach 2116,5 Metern gleich hinter dem Damm den Stein Nr. 92 zu erreichen und nach weiteren 765 Metern beim Stein Nr. 93 vorläufig zu enden. Die beiden zuletzt genannten Steine liegen in dem Ackerfeld „Junggrund“. Hier macht die Banngrenze eine Richtungsänderung nach Osten und zieht über den Stein Nr. 94 (Höhepunkt 122,7 im Südteil des Greffener Brückenkopfs) nach dem Standort des Steins Nr. 96 bei Dalhunden (beim „Immehisl“). Das letzte Stück der von uns beschriebenen Tullagrenze, ist noch durch einen Waldweg markiert, der vom „Immehisl“ parallel zum Damm nach Süden läuft. Der Stein Nr. 96 wurde erst vor wenigen Jahren ausgegraben. Der Standort des Steins Nr. 95 lag immer im Altwasser und er wurde deshalb wahrscheinlich überhaupt nie gesetzt. Die Grenzlinie 93–96 überquert also zweimal den Rhein und schneidet vom Greffener Rheinbogen ein rechtsrheinisches

Segment von ca. 60 Hektar ab, das bis 1860 Eigentum der Gemeinden Drusenheim und Dalhunden war. Vom Rheinufer nördlich von Drusenheim aus kann man diesen Waldabschnitt noch heute an der geringeren Baumhöhe identifizieren. Der Wald war bis 1961 badischer Domänenbesitz und wurde dann von Greffern gekauft.¹¹

Die Tulla-Steine erhielten ihrer wichtigen Funktion wegen eine repräsentative Gestalt. Ihre Länge sollte 150 cm betragen, der Querschnitt 30 cm × 36 cm. Nach dem Einpflanzen sollten 90 cm über dem Boden stehen. Zu jedem der Steine wurde ein gedrucktes Dokument angefertigt, auf dem der Stein selbst zusammen mit seinen zugehörigen 2 bzw. 3 Rheinmarksteinen mit hochgeklappten Seitenflächen skizziert ist. Auf der Skizze des Tulla-Steins Nr. 91 ist zu sehen: 1. Die Stein-Nummer 91 auf der Seitenfläche gegen den Nachbarstein Nr. 90. 2. Die Jahreszahl 1820 auf der Seitenfläche gegen den Stein Nr. 92. 3. Das bourbonische Lilienwappen auf der Westseite. 4. Das badische Wappen auf der Ostseite.

Dem Stein Nr. 91 sind zwei Rheinmarksteine zugeordnet:

- a) Nr. 91S sitzt zwischen dem Tulla-Stein und dem Scherzheimer Kirchturm. Auf der dem Kirchturm zugewandten Seite befindet sich das badische Wappen mit der Zahl 582,7. Die Zahl bedeutet die Entfernung vom Kirchturm zum Stein in Ruthen ($582,7 \text{ Ruthen} \times 3 = 1748,1 \text{ Meter}$). Die Gegenseite ist dem Tulla-Stein 91 zugewandt und enthält die Buchstaben RM (= Rheinmarke) und die Entfernung zu diesem Stein wieder in Ruthen (524,5). Die beiden anderen Seiten enthalten die Rheinmark-Nr. 91S (S = Scherzheim) bzw. die Jahreszahl 1820. Der Stein existiert noch und sitzt an der Ostseite des Hochwasserdamms, wo dieser die Gemarkungsgrenze Scherzheim-Helmlingen schneidet.
- b) Für den zweiten Rheinmarkstein gilt Entsprechendes. Er sitzt auf der Verbindungslinie vom Tullastein zum Herrlisheimer Kirchturm. Das bourbonische Lilienwappen ist dem Herrlisheimer Kirchturm zugewandt (Entfernung 2016,9 Meter). Die Gegenseite gibt die Entfernung (in Meter) zum Tullastein Nr. 91 an (= 1448,6). Darüber stehen die Zeichen RM. Die beiden andern Seiten tragen wieder die Rheinmarknummer (91H) bzw. die Jahreszahl 1820. Ob der Stein noch steht, ist dem Verfasser nicht bekannt. Die Verbindungslinien der Tullasteine mit den Rheinmarksteinen werden Transversale genannt. Da sich diese Transversalen jeweils in den Tullasteinen schneiden, konnten sie dazu dienen, im Falle des Verlustes eines Tullasteines durch Hochwasser seinen Standort vermessungstechnisch wiederzufinden.

Da sowohl die Tullagrenze wie auch die Transversalen meist in den Rheinwäldern verliefen, diese aber eine Vermessung behinderten, wurden längs

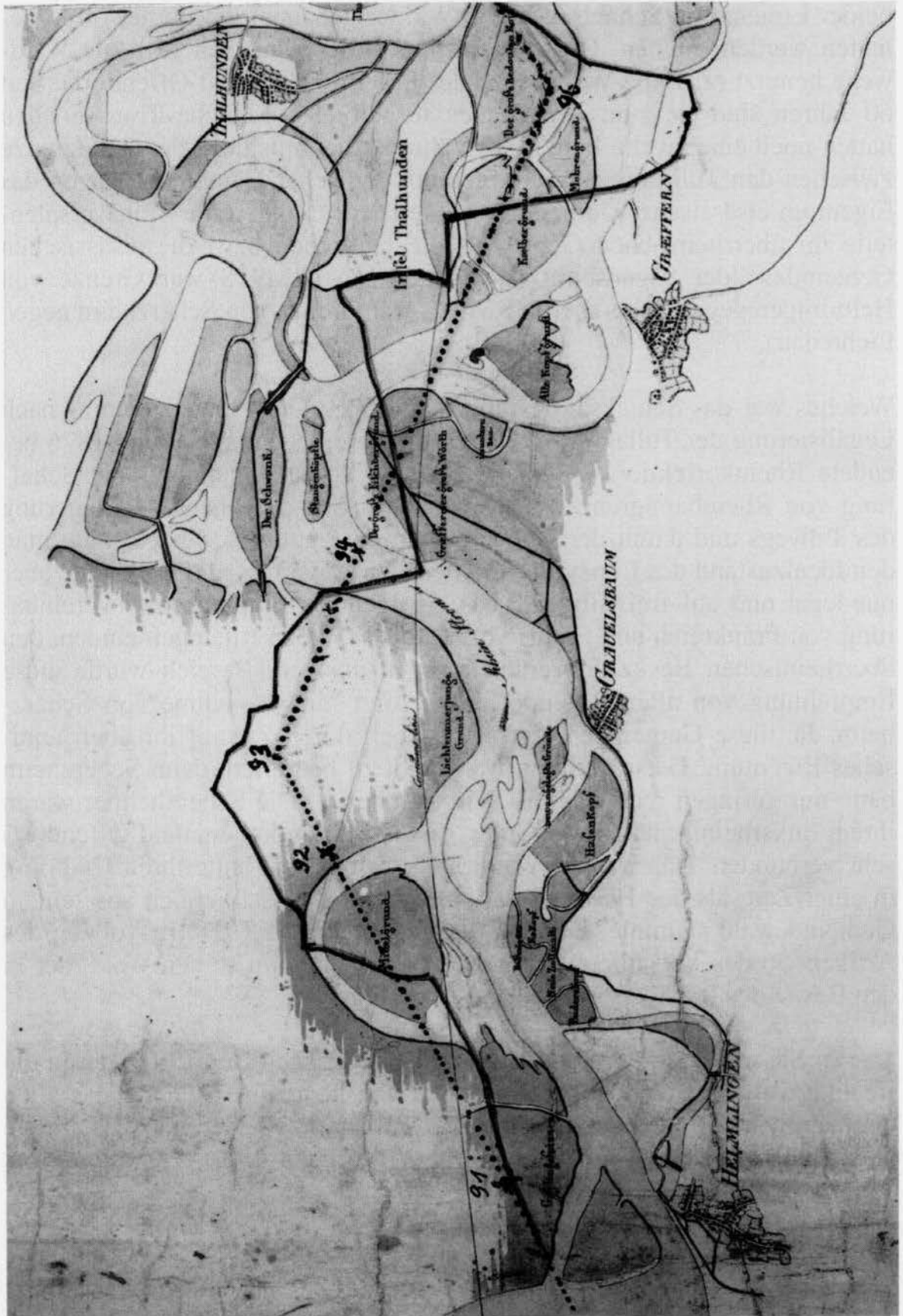
beider Linienarten Schneisen in die Wälder gehauen, die immer offen gehalten werden mußten. Deshalb wurden diese Schneisen gern als Waldwege benutzt (z.B. die Westgrenze des Forêt domaniale d'Offendorf). Seit 60 Jahren sind sie zum Teil wieder aufgeforstet. Manche Transversalen hatten noch eine zweite Funktion. Während die Teilstücke der Tullagrenze zwischen den Tullasteinen das Eigentum badischer Gemeinden gegen das Eigentum elsässischer Gemeinden abgrenzten, trennten die Transversalenteile im übrerrheinischen Gebiet oft die badischen bzw. die elsässischen Gemeindewälder gegenseitig voneinander ab (RM91S war Grenze von Helmlingen gegen Scherzheim, RM92S war Grenze von Scherzheim gegen Lichtenau).

Welches war das Schicksal des übrerrheinischen Gemeindeeigentums nach Legalisierung der Tullagrenze? Durch die bereits begonnene und 1876 beendete Rheinkorrektion war die wichtigste Voraussetzung für die Schaffung von Rheinbann Grenzen, nämlich die dauernd drohende Verlagerung des Talwegs und damit der Hoheitsgrenze, weggefallen. Jetzt konnte man den Idealzustand des Lunéviller Friedens ins Auge fassen. Das konnte aber nur legal und auf freiwilliger Basis erfolgen. So empfahl eine Vereinbarung von Frankreich und Baden vom Jahre 1857 den Rheingemeinden, den übrerrheinischen Besitz zu veräußern.¹² In unserem Bereich wurde diese Empfehlung von allen Rheindörfern befolgt mit Ausnahme von Scherzheim. Ja, diese Gemeinde vergrößerte noch durch Zukauf ihr übrerrheinisches Eigentum. Diese Haltung war leicht zu begreifen, denn Scherzheim hatte nur geringen rechtsrheinischen Waldbesitz. Die Scherzheimer waren ihrem linksrheinischen „Roßmörder“ (heute: Forêt domaniale d'Offendorf) sehr verbunden. Das war ihr Wald. Diese Mentalität hatte ihren Ursprung in einer Zeit, als das Heizmaterial eines Dorfes ausschließlich aus seinem Gemeindewald stammte. Dieser Zustand dauerte bis 1918. In Vollzug des Artikels 56 des Versailler Vertrags verlor Scherzheim seinen Wald, der in den Besitz des französischen Staates überging.¹³

Lassen Sie uns jetzt den Schritt von den historischen Betrachtungen in die Realität vollziehen und überlegen, wie wir heute im Gelände die alten Grenzen wiederfinden könnten. Für die Tullagrenze haben wir diese Frage bereits beantwortet.

Das Aufsuchen der Noblat-Grenze

Schwieriger gestaltet sich das Problem mit der Noblat-Grenze. Als Grenzzeichen wurden nur selten Steine verwendet (erkennbar an den Buchstaben RM und einer Jahreszahl z.B. 1770).¹⁴ Nach mittelalterlichem Brauch benutzte man zur Abgrenzung auch Bäume, Pfähle und Wasserläufe. Die höl-



Situationsplan des Rheins v. Krauth (1816) mit Noblatgrenze (nachgezogen) und der Rheinbanngrenze v. 1840 (vom Verf. punktiert eingetragen).²⁶

zernen Male sind natürlich längst verfault. So bleibt nur der Rückgriff auf die beiden früher beschriebenen Landkarten. In die Karte von 1773 wurde nachträglich (1823?) die Tullagrenze mit den Steinen 91, 92, 93 eingetragen. Mit Hilfe dieser drei Fixpunkte als Bezugssystem sollte es möglich sein, den Plan von 1773 in eine moderne Karte zu übertragen. Leider taten sich bei diesem Versuch Widersprüche auf. Es stellte sich heraus, daß die Kartenteile zu beiden Seiten des Stromes für sich einigermaßen korrekt waren, nicht aber die Entfernungen in West-Ost-Richtung über den Strom hinweg (die Karte ist West-orientiert!). Diese sind bis zu 30% zu kurz angegeben. Die teilweise großen Wasserflächen des offenen Rheins haben offenbar die meßtechnischen Möglichkeiten des Försters Gebhard überfordert. Für uns bedeutet das, daß immerhin die Angaben über die Noblat-Grenze in ihrem elsässischen Teil verwendbar sind. Da die Tullagrenze mit den Steinen 91, 92 und 93 bereits in den modernen Karten genau festgelegt ist, müßte diese zu allererst in die Krauthsche Karte (von 1816) eingezeichnet werden. Dazu können uns die Meßwerte aus dem Gebhardschen Plane dienen. Zur Kontrolle kann noch der Bezug auf das Dorfdreieck „Grauelsbaum – Dalhunden – Greffern“ bzw. auf die Basis „Grauelsbaum – Dalhunden“ benutzt werden. So wurden mit Hilfe einfachster Mittel die Standorte der Tullasteine in die Krauthsche Karte übertragen. Jetzt war der Weg frei für die Übertragung der Noblatgrenze des Krauthschen Planes in eine moderne Karte.

Der Verfasser benutzte dazu die topographischen Karten 1 : 25 000 des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg mit den Blättern Lichtenau-Scherzheim (7213) und Sinsheim (7214). Lassen sie uns diese Grenze von Süden nach Norden „abschreiten“, beginnend am Südende des Forêt domaniale d'Offendorf beim Stein Nr. 91. Die Noblatgrenze verläuft hier ca. 60 Meter im Osten des Steins und entfernt sich immer mehr von der Tulla-Linie (bis zu 200 Meter). Der Geländestreifen zwischen den beiden Grenzen gehörte zum Offendorfer Bann. Nach ca. 1200 Metern biegt die Noblatgrenze nach Nordwesten ab, kreuzt beim Überqueren des (damaligen) Talwegs im Roßmörder die Tullalinie und zielt auf einen dreibännigen Grenzpunkt (Offendorf – Herrlisheim – Scherzheim). Dort biegt sie nach Norden um, erreicht bei der „Redoute“ den Kreuzrhein und folgt diesem bis in die Höhe des Steines Nr. 93. Südlich der Redoute liegt noch ein Teil der „Gutlach“ im Scherzheimer Bann. Beim Stein Nr. 93 knickt die Noblatgrenze nach Osten ab – in der Flur „Junggrund“ – und erreicht nach ca. 1500 Metern bei mehreren kleinen Abknickungen das (heutige) rechte Rheinufer. Nach einem weiteren kleinen (Ost)Knick dringt sie ca. 700 Meter weit in das rechtsrheinische Gebiet vor. Dort macht die N.G. eine Richtungsänderung von 90 Grad und erreicht nach ca. 2 km das linke Rheinufer bei Dalhunden. Der Scheitel dieses rechten Winkels im Waldbezirk „Kirchhöfel“

ist der Standort des in allen alten Waldbegehungen zitierten „Großen Marksteins“ von 1573. Wir werden noch auf ihn zurückkommen. Vom Dalhundener Rheinufer aus biegt die Noblatgrenze wieder ungefähr in einem rechten Winkel nach Südosten ab und erreicht – nach anfänglich kleiner Spitze nach Süden – nördlich von Greffern wieder das rechte Rheinufer, schneidet dort ein Areal heraus und kehrt nach dem linken Rheinufer zurück, um nach 2,5 km in nordwestlicher Richtung mit leichter Ostbiegung verlaufend (am Kartenrand) zu enden.

Grenzkontrolle nach Art der Vorväter

Nach dem „Abgehen“ der Noblat-Grenze wenden wir uns nochmals ihrer Vergangenheit zu. Im Bewußtsein der betroffenen Gemeinden bestand die durch Noblat reformierte Grenze seit „undenklichen Zeiten“. Diese Grenzlinie hat nun in den Urkunden des Klosters Schwarzach ihre Spuren hinterlassen, denn seine Äbte waren Grundherrn des Dorfes Greffern. Die dem Rhein zugewandte Banngrenze von Greffern war gleichzeitig Abteigrenze gegen die Grafschaft Hanau-Lichtenberg (gegen Drusenheim) und die Herrschaft Fleckenstein (gegen Dalhunden). In den Jahrhunderten vor Noblat war es amtliche Pflicht des Klosters Schwarzach einerseits und der Bevollmächtigten von Hanau-Lichtenberg bzw. Fleckenstein andererseits, diese Grenze regelmäßig zu überprüfen. Die in einer Prozeßschrift des 18. Jahrhunderts¹⁵ enthaltenen Auszüge aus Protokollen dieser Überprüfungen ergeben uns ein anschauliches Bild dieser Kontrollen und auch der Grenze selbst. Wir überblicken dabei den Zeitabschnitt von 1602 bis 1719.

Wir beginnen mit dem Zitieren der Grenzbegehungen der Banngrenze Drusenheim-Greffern und zuerst mit einer Urkunde aus dem Jahre 1708:

Extrakt aus der Urschrift.

Auff heut dato den 13. Martii 1708 ist der Untergang zwischen dem Wörth die gemeine Waydt genant, denen gemeindten Greffern, Ulm, Hunden undt Schwarzach gehörig, ahn einem, undt dan dem großen Wörth, so man den alten Wörth nenet, undt denen von Drusenheim zuständig, ahn andern theil, durch nachfolgende Persohnen vorgenommen worden, in Gegenwarth H. Ignatii Wichens löbl. Gotteshaußes Schwartzach Amtmanns, H. Peter Reinfridts deß Schulth. allda. Ahn seithen Drusenheim ist beyweßendt geweßen H.; Marzloff Reyff Staabhalter daselbsten, undt weilen H. Schultheiß von Herrlisheimb wegen vorgefallenen Geschäften dißem Untergang mit beywohnen können, hat er seinen Skribenten H. Georg Philipp Berblinger darzue abgeordnet. Ahn vorderist seindt die Undergänger folgendermaßen geordnet undt dieselbe, so schon vormahls darbey geweßen, bey ihren Pflichten undt Ayden, damit jeder seiner Herrschafft zuegethan, erinnert worden, dießen Untergang altem Gebrauch undt Herkommen gemäß nach ihrem besten können undt Vermögen zu verrichten, die Loch mit Fleiß zu suchen, undt zue bestellen, auch hierinnen zu handeln waß diß Orths der Gerechtigkeit ähnlich, undt ein jeder vor Gott undt gnädiger Herrschafft zu verantworten getraue; diejenige so noch niemals darbeygewesen, haben den Aydt abgelegt, undt Handtrew von sich gegeben. Undergänger etc. . . . Folgen die Loch etc.

Von dannen des 31sten Lochß weiset es über den Rhein uff die grefferer Seith, uff den großen dreyeckheten Stein, welcher mit der zweyen Herrschafften Hanaw und Schwarzach Wappen gezeichnet, solcher stein scheidet die drei Gemeinden Grefferen, Lichtenaw und Drußenheimb.

Hierauff seindt durch den Schwarzacher Botten (nachdem von dem Vorgänger die Umbfrag beschehen, ob solcher Undergang gebührlich undt zue beeder gnädiger Herrschafften gnädigem Contento verrichtet seye, welches ein jeder von denen geschworenen Undergängern absonderlich mit Ja beantwortet) die Lochen, daß niemandt beschädigen solle bey 5 lb. pf. straff verboten worden etc.¹⁶

Eine solche Grenzkontrolle hieß also *Undergang*, die Teilnehmer *Undergänger*. *Loch* war eine alte Bezeichnung für Grenzzeichen. Die im obigen Auszug stehenden letzten Zeilen stehen fast bei jedem Protokoll. Sie bedrohen die Beschädigung der Lochen mit einer Strafe von 5 Pfund Pfennigen. Ein 85 Jahre älteres Protokoll soll uns den Untergang noch näher illustrieren:

Aus der Urschrift.

Zu wissen, das uff heüt dato, den 22ten Septembris, Anno 1623 ein Undergang, zwischen dem Wert, die gemein waiüdt genandt, deren von Vlm, Hunden, unnd Schwartzach, zugehörig. An Einem, unnd dem großen Wertt, so man den alten Wertt nennet, denen von Drusenheim zuständig. Am Andern theil, durch nachfolgende Personen beschehen . . . den Undergängern, solches bey dem Äüdt, damit Ein Jeder seinem Herrn zugethan ist, befohlen worden . . . Namblichen Süben von denen von Greffern, Vlm, Hunden, unnd Schwartzach, unnd Süben von denen von Drusenheim seütten . . . Einer um den andern geschrenckht . . . seinen Anfang genommen bey dem großen DreyEckheten Stein, mit zweyen Herrn, Hanauw, unnd Schwartzachisch Wappen . . . und ist solcher Undergang geschehen, In Beysein der obgemelten Undergängern und Hannß Gemen, Vogt zu Drusenheim, wegen Hanauw, unnd Geörg Huebers. Schultheisen zu Schwartzach, in Namen unnd von wegen deß Closters daselbsten. Actum ut supra.¹⁷

Die Kontrollkommission bestand außer den leitenden Beamten aus 14 Untergängern, sieben von jeder Grenzpartei, die hintereinander *einer um den andern geschrenckht* – die Geraden von der einen, die Ungeraden von der andern Partei – einhergingen. Der erste Untergänger hieß *Vorgänger*, der ein erfahrener Mann sein mußte. Einer der Beamten hatte Befehlsgewalt über die Untergänger. Er war der *Mannmeister*. Zusätzlich gingen noch einige *Baumschläger* mit, die die in den Lochen eingehauenen Kreuze erneuern mußten. Ein Auszug aus einem Protokoll von 1713 beschreibt das Ende eines Untergangs:

Nach solchem seindt die Undergänger zue samem getretten undt angezeigt, daß sie nunmehr ihren gang vollbracht, undt ihrem besten Wissen und Verstand nach, Ziehl und Zeichen renewret undt erfrischet hätten, mit welchen man verhoffentlich allerseiths zue frieden sein werde; Hierauff wur-

*den sie beederseiths ihres Aydtes, damit sie bishero gebunden waren, widerumb entschlagen. Endlichen ist auch vorgehalten worden, wo einer einen der Undergänger ungebührlich und straffbahr befunden, daß er solches anietzo anzeigen solle . . .*¹⁸

Außer den bereits zitierten Auszügen aus drei Untergangsprotokollen enthält die Sammlung noch sechs weitere derartige Urkunden, die Drusenheim betreffen. Um Wiederholungen zu vermeiden, seien hier nur die Drusenheimer Mitglieder der jeweiligen Kommission aufgeführt:

1654

. . . H. Christman Silberman der zeit Hochgrfl. Hanauischen Vogten zu Drusenheim . . . Undergänger. 1) Hanß Kuenz von Grefferen Vorgänger etc. 1. Loch ist ein großer Aichbaum mit dreyen Creutzen . . . (Das letzte Loch ist der große Bannstein von 1573).

1663

. . . Sodann Hr. Carly Reiff, Hochgräfl. Hanawischen Stabhalter zue Drusenheim . . . Undergänger. 1) Jacob Seyfrid von Drusenheim etc. 1) Ein groser Aüchbaum mit dreyen Creützen . . .

1672

. . . Sodann Hr. Carl Reiffen, Hochgräfl. Hanau. Schultheißen des Stabs Offendorf . . .

1682

*. . . Sodann hochgräfl. hanauischen seiten . . . Andreas Seyfridt, Schöffelmeisters zu Drusenheim . . .*¹⁹

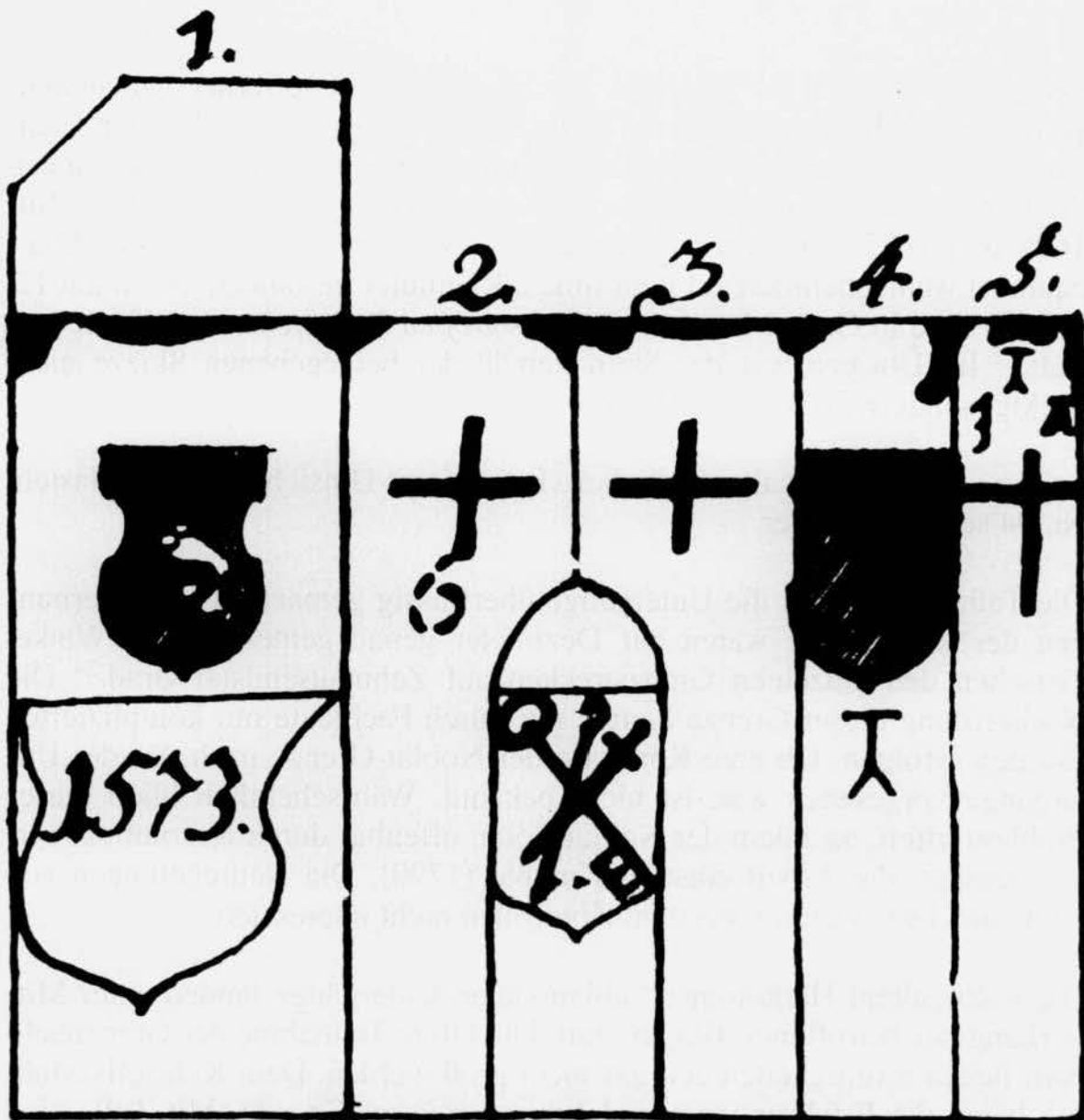
1719

*. . . ahn seiten Drusenheim ist gegenwärtig gewesen H. Johann Ludwig Zweigel Hgräfflich Hanau Amtsschaffner, H. Frantz Groß Schulth. des Staabs Offendorf . . . Nota: Weilen dann diese 4 Loch in Rhein gefallen, undt nicht mehr zu finden seindt, alß(o) ist verglichener Maßen, beederseits beliebt worden, daß man Statt der 4 in (den) Rhein gefallenen Lochen 240 Schritt am Rhein hinaufgemessen und von der schregs über den Rhein hierüber gegen den drei eckhigen Stein . . .*²⁰

Zum Schluß sei noch das älteste Grenzprotokoll der benutzten Quelle²¹ zitiert:

1605

Zuwissen, das uff . . . den 21ten Tag Martii Anno Sechzehnhundert und Fünff ein Undergang zwischen dem Wertt, die gemeine Waydt genandt . . . und dem grossen Wertt . . . denen von Trusenheim zustenndig . . . und man derselb seinen Anfang bey dem grossen dreyeckiten Stein (gemacht) . . . und ist solcher Undergang geschehen in beysein der obgemelten Undergänger und herrn Johann Beyller Schaffner des Closters Schwartzach, unnd Jörg Huebers des Schultheissen daselbsten, Hannß Grass des Vogts von Trusenheim wegen Hanauw, Actum ut supra.



Der Große Stein von 1573

Ehemaliger Standort: Am rechten Rheinufer nördlich von Grauelsbaum (Ankenkopf).

Seite 1: Aufsteigender Löwe, das Wappen der Lichtenberger

Seiten 2–3: Schlüssel, Schwert und Abtsstab, das Wappen des Klosters Schwarzach

Seite 4: Zeichnung läßt ein badisches Wappen vermuten, (nachweisbar falsch)

Seiten 4 und 5: Dorfzeichen, auf Seite 4 wahrscheinlich Grauelsbaum (Baum mit Wolfsangel, die hier fehlt)

Nach einer Skizze beim GLA (142/24)

Wenn man dieses Dokument mit dem über 100 Jahre jüngeren vergleicht, dann fallen die vielen Gemeinsamkeiten im Wortlaut auf. Die alten Protokolle wurden offenbar als Vorlagen für die neuen benutzt. Die Zeit hatte damals einen langen Atem. Der immer wieder erscheinende Hinweis auf den *großen dreieckhiten Stein* zeigt die Bedeutung dieses Grenzzeichens.

Dieser Stein stand am Südende der Drusenheim–Grefferner Rheinbann-grenze (siehe Krauthsche Karte!). Das Nordende wurde durch einen Eichbaum mit drei Kreuzen markiert. In den meisten notierten Fällen begannen die Untergänge an diesem Baum und endeten am großen Bannstein. Nur 1605 und 1623 ging man in der umgekehrten Richtung. Besagter Eichbaum ist wahrscheinlich auf dem linken Rheinufer gestanden. Noch am 12. 4. 1771 fand in Grauelsbaum wegen des *großen Bannsteins* eine Konferenz statt.²² Im Übrigen war der Stein gemäß der beigegebenen Skizze nicht 3eckig, sondern 5eckig.²³

Leider ist er nicht erhalten geblieben. In gewisser Hinsicht ist der Tullastein Nr. 94 sein Nachfolger.

Die Tulla-Grenze hat die Untergänge überflüssig gemacht. Die Entfernungen der Grenzsteine waren auf Dezimeter genau gemessen, die Winkel zwischen den einzelnen Grenzstrecken auf Zehntausendstel Grad.²⁴ Die Nachprüfung dieser Grenze konnte nur durch Fachleute mit komplizierten Geräten erfolgen. Ob eine Kontrolle der Noblat-Grenze nach Art der Untergänge vorgesehen war, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich blieb dieses Problem offen, nachdem der Noblat-Sohn, offenbar durch Revolutionswirren bedingt, die Arbeit einstellen mußte (1790). Die Neuregelungen von 1796 und 1801 waren vorerst an Kontrollen nicht interessiert.

Die nach „altem Herkommen“ ablaufenden Untergänge fanden unter Mitwirkung der betroffenen Bürger statt. Die tätige Teilnahme der Grenznachbarn ließen Streitigkeiten erst gar nicht groß werden. Dem Kontrollverfahren lagen die Erfahrungen von Jahrhunderten zu Grunde. Mit Tulla sind wir in das Industriezeitalter eingetreten. Der Bürger muß jetzt die Wahrung seiner Interessen einer Maschine überlassen und dem Spezialisten, der damit umzugehen versteht.

Stellen wir uns am Ende dieser Betrachtungen einen Untergang bildlich vor:

Er beginnt feierlich mit der Vereidigung der Untergänger. Dann bewegt sich eine Schlange von über zwei Dutzend Menschen durch den Auenwald. Es ist Ende März und die Büsche und Bäume beginnen eben zu grünen. Es riecht nach Pappeln und dem Schlamm der Altwasser. Die männliche Dorfjugend, die am Ende der Schlange mitgeht – weniger schweigsam wie die Untergänger – ist nicht nur geduldet, sondern erwünscht. Aus ihren Reihen kommen die Untergänger der nächsten Generation, und die Fähigkeit, sich die Lochen einzuprägen, ist in der Jugend am besten ausgebildet.

Am Schluß stehen alle Teilnehmer um den großen Bannstein auf dem Ankenkopf. Die Untergänger werden von ihrem Eid entbunden und man trennt sich im Bewußtsein, eine wichtige Pflicht erfüllt zu haben.

Anmerkungen

- 1 Gemeindearchiv Lichtenau.
- 2 Generallandesarchiv Karlsruhe (= GLA) H Rheinstrom 55.
Die Insel am Südende der Karte wird „Mittelgrund“ genannt. Das ist falsch. Es muß „Roßmörder“ heißen. Die Insel Mittelgrund lag südwestlich von Helmlingen.
- 3 GLA 237/29714 (Badisches Staats- und Regierungsblatt 1840).
- 4 Eugene Kurtz: Les bornes Noblat (1714–1792) et Tulla (1770–1828) dans notre secteur in „Société d’histoire des Quatre cantons, Annuaire 1988, S. 123 ff.“
- 5 Staatsarchiv Freiburg, WSD, ZR Nr. 171.
- 6 Wie Anmerkung 4, S. 125.
- 7 Ebenda.
- 8 Wie Anm. 3.
- 9 Wie Anm. 3, S. 129 ff., S. 176.
- 10 Wie Anm. 3, Geometrische Beschreibung der Banngrenze.
- 11 Kaufvertrag liegt bei der Wasser- u. Schiffahrtsdirektion Freiburg.
- 12 Badisches Staats- und Regierungsblatt 1857, S. 302.
- 13 Gemeindearchiv Scherzheim.
- 14 Wie Anm. 4, S. 129 f.
- 15 „Gerettete Wahrheit in einer diplomatischen Geschichte der Abtei Schwarzach am Rheine . . .“, Gedruckt: Jacob Bevern, Bruchsal 1780.
- 16 ebenda, S. 666.
- 17 ebd., S. 537.
- 18 ebd., S. 666.
- 19 1654–1682, ebd., S. 538.
- 20 ebd., S. 667.
- 21 ebd., S. 315.
- 22 Wie Anm. 15, Num. 785.
Ludwig *Lauppe*: Burg, Stadt und Gericht Lichtenau. Herausgeber: Lisbeth *Lauppe* und Dr. Wilhelm *Lauppe*. Weinheim 1984, S. 187.
- 23 GLA 124/24.
- 24 Wie Anm. 10. Die Angaben der geometrischen Bannbeschreibung stimmen, was die Entfernungen der Tullasteine anbetrifft mit den Strecken auf den modernen Karten genau überein. Eine Abweichung ergibt sich beim Winkel beim Stein Nr. 93.
- 25 Maßstab des Originals: 1 : 8475, bei obiger Verkleinerung: 1 : 20 000.
- 26 Maßstab des Originals: 1 : 37 000, bei obiger Verkleinerung: 1 : 52 500.

Die Glashütte des Klosters Frauenalb im Ettlinger Albtal – eine „Filiale“ der Mittelberger Glashütte

Günter Schäfer

Weithin ist bekannt, daß zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Gebiet des Klosters Frauenalb im Ettlinger Albtal eine Glashütte bestand. Über diese Tatsache hinaus reichen die Kenntnisse aber kaum, da nur wenige schriftliche Zeugnisse verfaßt wurden oder erhalten blieben¹. Es sind insbesondere keine Pacht- oder Nutzungsverträge zwischen dem Kloster und den Gläsern überliefert, wie sie ansonsten bei Glashütten in regelmäßigen Abständen abgeschlossen wurden. Da auch die Kirchenbücher der Pfarreien Burbach und Völkersbach erst um das Jahr 1725 beginnen und diejenigen des Klosters Frauenalb Lücken aufweisen, lassen sich aus dieser Quelle ebenfalls nur wenige Rückschlüsse auf die Frühzeit der Glashütte gewinnen. Aus einigen schriftlichen Dokumenten und ergänzenden Funden in den Kirchenbüchern kann deshalb nur ein ungefähres Bild entwickelt werden.

Gründung und Standorte der Glashütte

Die Glasherstellung im Albtal wurde von den Glasmachern der nahe gelegenen Mittelberger Hütte angeregt und betrieben. Es bestanden während der vergleichsweise kurzen Betriebszeit der Hütte enge persönliche Verbindungen zum Mittelberg². Die Albtaler Hütte wurde von Glasmeistern gegründet und geleitet, die Mitbesitzer in Mittelberg waren. Die nachweisbaren Glasmacher im Albtal stammten teils direkt vom Mittelberg oder waren mit den dortigen verwandtschaftlich verbunden.

Gegründet wurde die Albtaler Glashütte im Jahre 1705, sieben Jahre nach derjenigen auf dem Mittelberg. Ein Schreiben des Klosters an die markgräfllich badische Verwaltung in Rastatt, unterzeichnet von Äbtissin Salome von Breitenlandenbergl, gibt darüber Auskunft³. Sie bittet darin um Genehmigung, durch Peter Schmid, den Gründer und Obermeister der Mittelberger Glashütte, in ihren klösterlichen Waldungen eine Glashütte errichten zu dürfen. Die Mittelberger Glasmacher seien auf der Suche nach einem neuen Hüttenstandort und hätten einen solchen auf Spielberger Gemarkung, im baden-durlach'schen Hoheitsgebiet, ausgemacht. Da sie aber lieber in einem katholischen Ort arbeiten und wohnen würden, hätte Peter Schmid in mehreren Gesprächen um die Erlaubnis zum Betreiben einer neuen Glashütte auf Frauenalber Gebiet nachgesucht. Ein geeigneter Standort sei im Albtal bereits ausfindig gemacht, und mit dem Betrieb der

Glashütte könne das bisher nicht genutzte, *alte und abgestandene Gehölz auf gähem und steinigem Berg zum Nutzen des Klosters* verwertet werden⁴.

Da der Standort der Hütte in dem bis dahin abgeschiedenen Tal und insbesondere die notwendige Holznutzung, das Jagdrecht des Markgrafen auf das „hohe Wild“ (Hirsche, Wildschweine, Auerhähne) berühren und gegebenenfalls beeinträchtigen konnte, mußte der Markgraf zu dieser Ansiedelung seine Erlaubnis erteilen. Diese Zustimmung erbat die Äbtissin mit dem Schreiben von 1705. Sie verwies dabei darauf, daß der markgräfliche Oberjäger und der in Burbach ansässige „Forstknecht“ den vorgesehenen Platz kennen und für die markgräfliche „Wildfuhr“ als unschädlich beurteilen würden⁵.

Bereits zwei Wochen später unterzeichnete Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden ein kurzes Schreiben seiner Kanzlei an die Äbtissin und erteilte dem Kloster die Erlaubnis für die Glashütte, mit dem Vorbehalt, daß sein Jagdrecht dadurch keinen Schaden erleiden dürfe⁶.

Danach schweigen die Akten für ein Jahrzehnt. Es ist jedoch nachgewiesen, daß die Glashütte unmittelbar nach der Genehmigung auch tatsächlich errichtet wurde. In einer Plankarte aus dem Jahre 1707 über den Verlauf der im Spanischen Erbfolgekrieg errichteten „Ettlinger Linien“ ist die neue *Glahshuth* im Albtal eingezeichnet. Ihr Standort lag gegenüber der Moosalb-Einmündung in die Alb, ziemlich genau an der Stelle, an der heute das Gasthaus „Fischweier“ und der Albtalbahnhof stehen⁷. Man hat demnach den Standort der Glashütte unmittelbar an die „Landesgrenze“ Baden-Baden (Gemarkung Schöllbronn) und Baden-Durlach (Gemarkung Spielberg) gelegt, von wo aus die geringstmöglichen Beeinträchtigungen der fürstlichen Jagdvergnügen zu erwarten waren.

Um die Jahreswende 1716/17 sind weitere Schreiben zwischen dem Kloster Frauenalb und der markgräflichen Verwaltung in Rastatt überliefert⁸. Die neu gewählte Äbtissin Gertrud von Ichtrazheim wandte sich mit der Bitte an Markgräfin Sibylla Augusta, Witwe des „Türkenlouis“, die Glashütte im Albtal an einen „bequemeren Ort“ verlegen zu dürfen. Beantragt wurde, die Glashütte ins Moosalbtal hineinzuschieben, *etwa 150 Schritt von der baden-badischen Grenze und 1000 Schritt vom baden-durlach'schen Territorium* entfernt. Der neue Standort wäre somit etwa auf halbem Weg zwischen Fischweier und der Schöllbronner Mühle gelegen. Es war nicht ungewöhnlich, daß Glashütten verlegt wurden, wenn die Holzvorräte in erreichbarer Umgebung zu Ende gingen. Es war wirtschaftlicher, eine Glashütte abzubauen und an geeigneter Stelle wieder zu errichten, als den Hauptrohstoff Holz über größere Entfernungen zu transportieren⁹. Die Bitte der Äbtissin wurde jedoch abgeschlagen, *um die Wild-*

fuhr nicht völlig zu ruinieren, da am vorgesehenen neuen Standort ein stark begangener Wildwechsel das Tal querte.

Insgesamt geben diese Schriftstücke wesentliche Hinweise zur Glashütte:

- Zum einen wird erwähnt, daß die Glashütte seit gut zehn Jahren in Betrieb sei, und somit wird deren Gründung um das Jahr 1705/06 bestätigt.
- Zum zweiten ist einem Vermerk zu entnehmen, daß die Pachtdauer zwischen Kloster und Glasern auf 30 Jahre vereinbart worden sei. Somit kann die Existenz dieser Glashütte zwischen 1705 und mindestens 1735 als gesichert gelten.
- Zum dritten beklagt der baden-badische Oberjägermeister, daß die Glasmacher bereits größere Waldteile kahl gehauen hätten, so daß diese für die fürstliche Jagd „untauglich“ geworden seien. Er schlägt statt dem Standortwechsel ins Moosalbtal vor, die Glashütte auf der „anderen Bergseite“ von der Grenze weg zu verlegen, sie also im Albtal in Richtung Gertrudenhof zu verschieben.
- Die Beweggründe sind klar. Die Glasmacher hatten den links der Alb liegenden frauenalbischen Berghang (Gemarkung Burbach), vermutlich bis in die Höhe des Gertrudenhofs, bereits kahl geschlagen. Der rechte Albtalhang zwischen Fischweier und der Einmündung des Katzenbachs gehörte zum baden-durlach'schen Gebiet (Gemarkung Spielberg) und stand für die Holznutzung nicht zur Verfügung. Mit der Verlegung der Hütte ins Moosalbtal wollte man näher heranrücken an die noch reicheren Holzvorräte an dieser Talseite. Der markgräflichen Verwaltung lag dagegen daran, die Holznutzung der Glashütte auf das Albtal zu beschränken und das Moosalbtal für die Jagdnutzung freizuhalten.

Offensichtlich befolgte das Kloster den Vorschlag der markgräflichen Verwaltung und verlegte die Glashütte um das Jahr 1717 in den Bereich des Gertrudenhofs. Die Holznutzungen konzentrierten sich nun auf die rechte Albseite zwischen Katzenbach und Gertrudenhof (Gemarkung Pfaffenrot). Hier wurden durch Kahlhiebe im Wald gleichzeitig landwirtschaftlich nutzbare Rodungsinseln gewonnen und im Laufe der Jahre ausgedehnt. 1723 vergab das Kloster *öde Güter im Katzenbach* auf zwanzig Jahre an Franz Schurfler mit der Verpflichtung, die Baumstümpfe zu roden und das Land *zu Bau und Nutzen* zu bringen¹⁰. 1726 errichtete die Äbtissin den Gertrudenhof und verpachtete eine Wiese *ohnweit der allhisig Glashütte oder damahlig Hofs* an ihren Klosterverwalter Johann Albert Sperl und den Hammerschmied Joseph Mühlfreund auf zehn Jahre zur Errichtung und zum Betrieb einer Hammerschmiede mit Eisenwerk¹¹. Dieser Vertrag dokumentiert die erfolgte Verlegung der Glashütte zum Gertrudenhof und berechtigt zu der Annahme, daß ein älteres Hofgebäude für Zwecke der Glashütte genutzt wurde.

Gebäude der Glashütte

Die erwähnte Karte aus dem Jahre 1707 skizziert die Glashütte südlich der Einmündung der Moosalb in die Alb auf der rechten Talseite mit zwei voneinander abgesetzten Punkten. Ein größerer Punkt unmittelbar an der Alb markiert wahrscheinlich die Produktionsstätte, der kleinere zweite, etwas höher am Waldrand gelegen, den Wohnbereich der Beschäftigten¹². Weitere Einzelheiten sind zwar nicht überliefert, dennoch dürfte die Anlage, in bescheidenerem Umfang, dem üblichen Typ entsprochen haben.

Das Produktionsgebäude war aus Holz in leichter Bauweise errichtet, da innen bei Betrieb eine große Hitze herrschte. Die Maße der Mittelberger Glashütte sind überliefert: 21 m lang, 13,5 m breit, ca 7 m hoch und zuerst in Holzfachwerk erbaut¹³. Ähnliches dürfte für die Albtaler Hütte gelten. Wichtigster Bestandteil der Glashütte war der Glasofen, in dem in sorgfältig hergestellten, etwa drei Zentner Material fassenden Glashäfen aus feuerfester Erde das Glasrohgut geschmolzen wurde. Glasöfen waren nur begrenzt haltbar und mußten alle zwei bis drei Jahre grundlegend erneuert werden. Neben den Glasöfen standen Kühlöfen, die mit Abwärme der Glasöfen mäßiger erhitzt wurden, um das fertige Glasprodukt auf eine Temperatur abzukühlen, bei der nach Entnahme nicht mehr die Gefahr des Zerspringens bestand. In Nebengebäuden war häufig eine Poche zum Zerstampfen der Quarzgesteine untergebracht, immer eine Pottaschesiederei. Zu einer Glashütte gehörte im Regelfall ein Magazin, in dem die Fertigwaren bis zum Verkauf gelagert wurden. Die Wohnhäuser der Glasmeister und der sonstigen Hüttenmitarbeiter standen meist von der Glashütte etwas entfernt. Die Wohnungen sollten zum einen vor dem ständigen Qualm der Hüttenfeuerungen so weit möglich geschützt werden. Zum anderen brach in Glashütten nicht selten Feuer aus. Auch aus diesem Grund trug ein gewisser Abstand der Wohnhäuser von der Hütte zur Sicherheit bei.

Materialien zur Glasherstellung

Der Quarz als Hauptbestandteil des Glases war in möglichst reiner Form am wertvollsten. Die Glashütte Mittelberg bezog den Quarzsand vom Schwarzwaldrand, wo zwischen Waldprechtsweier und Bühlertal teilweise im Untertagebau hochwertiger pliozäner Glassand gewonnen und an zahlreiche Glashütten der näheren und weiteren Umgebung geliefert wurde. Teilweise wurde als billigerer Rohstoff auch zu Sand verfallener und durch moorige Gewässer von Eisen befreiter heller Buntsandstein verwendet.

Der entscheidende Rohstoff zur Glasherstellung war das Holz. Glashütten verschlangen gewaltige Holzmengen. Rund 90% des Holzes wurde nur

verbrannt, um aus der Asche das unbedingt notwendige Kaliumcarbonat zu gewinnen. In der Pottaschesiederei wurde die bevorzugte kaliumreiche Buchenholzasche durch Auslaug- und Eindampfprozesse zu Pottasche veredelt. Der Zusatz von Asche oder Pottasche war notwendig, um als Flussmittel den Schmelzpunkt des Quarzsandes herabzusetzen und das Glasrohmaterial einige Zeit bearbeitbar zu halten. Die restlichen 10% Brennholz dienten der Feuerung der Glasöfen und der Pottaschesiederei.

Als dritter wesentlicher Rohstoff wurde der weichen Rohglasmischung Kalkstein beigelegt, der für die Härte und Stabilität des fertigen Glases sorgte.

Zur Färbung oder Entfärbung der Gläser wurden noch verschiedene Zusatzstoffe benötigt. Aus den Grundsubstanzen erzeugtes Glas hatte immer eine grüne Farbe, die durch geringe Eisenverunreinigungen im Quarz hervorgerufen wurde. Diese Grünfärbung konnte durch Braunstein (Manganoxid), im Sprachgebrauch der Glasmacher „Glaserseife“ genannt, neutralisiert werden. Setzt man Braunstein in größerer Menge bei, wurde das Glas dagegen amethystfarben. Zur Blaufärbung der Gläser diente Kobalt. Weißes undurchsichtiges Glas konnte durch die Zugabe von Asche verbrannter Knochen erzeugt werden, nach diesem Zusatz wurde diese Glasorte „Beinglas“ genannt.

Die Herkunft der verwendeten Rohstoffe und deren Mischung zählten zum „Betriebsgeheimnis“ einer Glashütte. Ganz grob bestand eine Rohglasmischung aus etwa hundert Teilen Quarz, dreißig Teilen Pottasche, fünfzehn Teilen Kalkstein sowie färbenden oder entfärbenden Zusatzstoffen. Die genauen Rezepturen variierten etwas und wurden jeweils in dem engen Kreis jeder Glasmacherfamilie gehütet.

Die Jahresproduktion einer durchschnittlichen Glashütte betrug etwa 100 Tonnen Glas. Der hierfür notwendige Holzbedarf lag bei etwa 3000 bis 4000 Ster. Diese Zahlen sind für die Mittelberger Hütte belegt¹⁴. Unterstellt man, daß die Albtaler Glashütte eine kleinere war und als „Zweigstelle“ der Mittelberger vermutlich eine geringere Jahresproduktion leistete, kann man den Holzbedarf mit jährlich etwa 2000 Ster annehmen. Bei den damaligen Bestockungsverhältnissen dürfte die „Ausbeute“ je Hektar Waldfläche höchstens 500 Ster erreicht haben. Die Glashütte verbrauchte also jährlich den Holzvorrat von vier Hektar Wald, in den zehn Betriebsjahren zwischen 1706 und 1716 entstanden somit etwa 40 Hektar Kahlflächen. Damit waren innerhalb von zehn Jahren die steilen Hänge auf der linken Albseite zwischen Fischweier und etwa dem Gertrudenhof kahlgehauen. Die Verlegung der Glashütte in die Nähe neuer Abholzungsgebiete machte deshalb Sinn¹⁵.

Sozialstruktur der Glashütte

Die Glashütten der damaligen Zeit waren genossenschaftlich organisiert. Gegenüber dem Landesherrn hatte der Ober- oder Hüttmeister die Stellung eines Vogtes, der die Bewohner nach außen vertrat. Der Pachtzins und andere Abgaben wurden entsprechend den Anteilen der Mitbesitzer gemeinschaftlich aufgebracht. Innerhalb der Hütte arbeitete aber jeder Meister auf eigene Rechnung, er besaß seinen eigenen Arbeitsstand und beschäftigte eigene Arbeiter. Benötigt wurden Holzhauer, Fuhrknechte, Pottaschesieder und Schürer, die in Tag- und Nachtschichten das Feuer des Glasofens unterhielten und bewachten. Die Meister kauften ihre Rohmaterialien und ihre Werkzeuge selbst ein und hatten jeweils eigene Lehrjungen. Diese waren fast ausnahmslos die Söhne oder nahe Verwandte der Meister.

Die Anteile der einzelnen Meister an der Hütte entsprachen der Anzahl der Stände am Glasofen, die in ihrem Besitz waren. Im Regelfall hatte ein Glasofen zehn Öffnungen zur Entnahme der heißen Glasmasse aus je einem Glashafen. Vor jeder Öffnung befand sich ein Arbeitsstand zur Erzeugung der Glaswaren. Häufiger besaß ein Meister mehrere Stände, an denen er teilweise andere Glasmacher in seinem Auftrag beschäftigte. Die Glashütte Mittelberg wurde 1698 von zwei Meistern gegründet, 1702 trat ein dritter ein und nach 1722 waren immer sechs Meister Besitzer von zusammen zehn Arbeitsständen¹⁶. Dabei ist nachweisbar, daß die späteren Eigentümer fast ausnahmslos mit den drei Erstbesitzern verwandtschaftlich verbunden waren und als Söhne oder Schwiegersöhne Hüttenanteile erbten. Nur einmal, nämlich 1751, konnte ein nicht zur „Sippe“ gehörender, auswärtiger Glasmeister (Johannes Meyer) einen Stand ersteigern, mit der Auflage, die Mutter sowie die Kinder des verstorbenen Vorgängers zu versorgen¹⁷. Familiäre Verbindungen zwischen den Glasmachern sowie den Bauern- und Handwerkerfamilien der umliegenden Dörfer beschränkten sich zunächst auf relativ wenige Patenschaften bei Taufen sowie hin und wieder auf die Wahrnehmung des Zeugenamtes bei Trauungen. Die Ehepartner der Glaserkinder stammten teilweise aus der Glashütte selbst, in den ersten Jahrzehnten nach der Hüttengründung kamen sie jedoch zu einem hohen Prozentsatz aus Südschwarzwälder Glashütten, dem Herkunftsgebiet der Hüttengründer. Im Völkersbacher Kirchenbuch sind als Herkunftsorte der Ehepartner genannt: St. Blasien, Knobelwald (St. Peter), Neustadt, Rotwasser (Altglashütten), Falkau/Saig, Gündelwangen (Bonndorf), Lenzkirch, Villingen. Erst in einer späteren Phase des Glashüttenbestandes sind Heiratsverbindungen in die umliegenden Dörfer häufiger, umgekehrt finden sie jedoch nicht statt¹⁸.

Dies ist keine Besonderheit der Mittelberger Glashütte, sondern war allge-

mein üblich. Glasmacher waren ein besonderer Stand und blieben in der Regel unter sich. Im Gegensatz zu den Bauern der umgebenden Dörfer waren sie nicht leibeigen und somit auch nicht fronpflichtig. Sie konnten die Herrschaftsgebiete problemlos verlassen, ohne Abzugsgelder bezahlen zu müssen. Den Grundherren waren sie meist hoch willkommen, auch wegen der Zinsen, die sie für den Betrieb ihrer Hütte und den Bezug des Holzes bezahlten. Wichtiger waren jenen häufig die Rodungsinseln und die landwirtschaftlichen Nutzflächen, welche die Glaser beim Abzug kostenlos hinterließen und auf denen leibeigene Bauern angesiedelt werden konnten.

Die Albtaler Glashütte erreichte bei weitem nicht den Umfang der Mittelberger. Dennoch fällt die geringe Zahl der Einträge in den Kirchenbüchern des Klosters Frauenalb und der Pfarrei Burbach auf. Im Vergleich zu den zahlreichen Mittelberger Einträgen im Völkersbacher Kirchenbuch erstauen die wenigen Notizen über Taufen, Heiraten oder Beerdigungen, gemessen an dem doch hohen Personalstand einer voll funktionsfähigen Glashütte¹⁹. Letztlich sind nur wenige Glasmacher identifizierbar, die Besitzer und Betreiber der Glashütte waren. Zwei davon waren Hüttmeister bzw. Mitbesitzer der Mittelberger Glashütte. Bei der engen personellen Verflechtung der beiden Glashütten liegt deshalb der Gedanke nahe, daß im Albtal nur eine kleine Mannschaft, vorzugsweise von Glasmachern wohnte, die meisten Beschäftigten aber ihren eigentlichen Hauptsitz in Mittelberg hatten und die Hütte im Albtal von der „Zentrale“ aus versorgten. Die räumliche Nähe der beiden Hüttenstandorte von etwa zwei Stunden Gehzeit erhöht die Wahrscheinlichkeit dieser Vermutung. Die Analyse der Kirchenbucheinträge läßt den Schluß zu, daß im Albtal gleichzeitig nur etwa drei Glasmacher wohnten. Das Hilfspersonal, wie Holzhauer, Spalter und Schürer, lebte teils in der näheren Umgebung der Hütte (Katzenbach), teils in den nahen Dörfern Pfaffenrot und Burbach und wurde letztlich auch direkt vom Mittelberg zugezogen.

Ziel der Glashüttengründung war die Verwertung bisher nicht genutzter Holzvorräte. Die dafür zunächst kahlgelegten Berghänge waren für eine landwirtschaftliche Nutzung ebenso ungeeignet wie die schmale, feuchte Talaue. Die Lebensmittelversorgung der Glashüttenbetreiber mußte deshalb von Mittelberg her erfolgen oder durch Kauf in den umliegenden Dörfern sichergestellt werden.

Glasmacher und Hüttenbesitzer

Die Gründung der Albtaler Glashütte ging nachweislich auf den Mitbesitzer der Mittelberger Glashütte, *Peter Schmid*, zurück. Die Frauenalber Äbtissin nennt seinen Namen und seine Stellung in ihrem Bittschreiben an die

markgräfl. badische Verwaltung, sodaß dessen Identität außer Zweifel steht²⁰. Die aus einer St. Blasianischen Glashütte stammenden Glasmacherbrüder Peter und Johann Schmid schlossen 1698 den Pachtvertrag über die Mittelberger Glashütte. Während offenbar Johann Schmid als Hüttmeister und Vogt das heranwachsende Gemeinwesen dort steuerte, kümmerte sich Peter Schmid frühzeitig um einen weiteren Hüttenstandort. Offensichtlich führte er sowohl Gespräche mit der Äbtissin von Frauenalb, wie auch mit der markgräfl. durlach'schen Verwaltung. Möglicherweise erfolgte im Jahre 1702 der Einkauf des Glasmeisters Michael Sigwarth aus der Rotwasserglashütte (Altglashütten) in die Glashütte Mittelberg unter Übernahme eines Achtel Anteils von Peter Schmid bereits unter dem Blickpunkt der Erweiterung und Umstrukturierung dieser Hütte. Peter Schmid blieb nachweislich Miteigentümer der Mittelberger Hütte bis zu seinem Tod um 1715; bei der ersten Vertragsverlängerung 1718 war dessen Anteil im Besitz seines Sohnes Melchior Schmid²¹. Sehr wahrscheinlich leitete Peter Schmid als Teilhaber und Hüttmeister den Aufbau der Albtaler Glashütte selber, mangels Dokumenten muß dies aber eine Vermutung bleiben.

Belegbar ist dagegen, daß der Glasmeister *Joseph Sigwarth* um das Jahr 1715 Hüttmeister der Albtaler Glashütte wurde, vermutlich als Nachfolger von Peter Schmid. Im Jahre 1722 wurde er mit dem Ableben des Mittelberger Hüttengründers Johann Schmid, als einer von dessen Schwiegersöhnen, zusätzlich Miteigentümer der dortigen Glashütte und erhielt einen Hüttenanteil (von insgesamt zehn) als Erbe.

Joseph Sigwarth heiratete um 1710 auf dem Mittelberg Eva Schmid, Tochter des Hüttengründers Johann Schmid. In den Jahren 1712 bis 1715 sind im Völkersbacher Kirchenregister die Taufen dreier Kinder verzeichnet. Ein viertes Kind mit den bezeichnenden Vornamen Maria Gertrud Regina Adelheid wurde am 2. April 1717 in der Klosterkirche Frauenalb getauft und ist sowohl in den Kirchenbüchern von Völkersbach wie auch von Frauenalb verzeichnet. Patin war keine geringere als die Frauenalber Äbtissin Maria Gertrud von Ichtrazheim, wie übrigens auch bei einem weiteren am 10. Dezember 1718 getauften Sohn des Ehepaares. Da die Äbtissin dieses Patenamts nachweislich nur bei wichtigen Persönlichkeiten ihrer Verwaltung oder ihrer näheren Umgebung übernahm, kann hieraus gefolgert werden, daß Joseph Sigwarth vermutlich die Position des Hüttmeisters und Vogts der Frauenalber Glashütte innehatte.

Das Ehepaar Joseph Sigwarth und Eva Schmid stiftete beim Gertrudenhof in der Nähe der Glashütte einen Bildstock, der heute verschollen ist. Die Inschrift, leider ohne Jahreszahl, ist überliefert. JOSEPH SIGWART GLASMAISTER UND EVA SCHM(ID)²².

Joseph Sigwarth verstarb wahrscheinlich 1727 auf der Glashütte beim Gertrudenhof und wurde auf dem Friedhof in Marxzell beerdigt. Sein Tod ist urkundlich nicht nachweisbar, da das Sterberegister der Pfarrei Burbach erst ab 1729 geführt wurde. Im Völkersbacher Register, das bereits im Juli 1724 einsetzte, ist sein Tod nicht verzeichnet. Seine Witwe kehrte als Teilhaberin der dortigen Glashütte auf den Mittelberg zurück und heiratete am 04. November 1727 in der Pfarrkirche Völkersbach den Glasmacher Christian Steiner aus Gündelwangen bei Bonndorf²³. Nach dem Tod des zweiten Ehemanns, der am 18. März 1745 im Alter von 44 Jahren auf dem Mittelberg verstarb, gehörte Eva Schmid zur Führungsmannschaft der Glashütte und unterzeichnete zusammen mit fünf weiteren Mitbesitzern und Glasmeistern den Antrag vom 13. April 1746 an die markgräfl. Verwaltung²⁴. Eva Steiner, geb. Schmid, verwitwete Sigwarth, verstarb in Mittelberg am 14. Februar 1753 im Alter von etwa 65 Jahren²⁵.

Der Name eines weiteren Glasmachers der Albtaler Hütte ist ab dem Jahre 1728 aus etlichen Einträgen im Burbacher Kirchenbuch überliefert. Es handelt sich um *Georg Spiegelhalder*, der mit einer Ursula Sigwarth verheiratet war. Diese war offensichtlich eine Schwester des Mittelberger Glas- und späteren Hüttmeisters, Joseph Sigwarth, der in erster Ehe mit Johanna Schmid, einer weiteren Tochter des Hüttengründers Johann Schmid, in zweiter Ehe mit Susanna Enzmann verheiratet war. Die beiden Paare übernahmen gegenseitig die Patenschaften für alle ihre Kinder^{26, 27}. Die Familie Spiegelhalder war kinderreich, aber von hoher Kindersterblichkeit betroffen. Am 19. 03. 1733 verstarb die Tochter Susanne im Alter von vier Jahren. Zwei Jahre später raffte der Tod zwischen dem 13. und 17. September 1735 die vier Kinder Elisabeth, Joseph, Melchior und Katharina im Alter zwischen achtzehn Monaten und sieben Jahren dahin. Georg Spiegelhalder verstarb in der Albtaler Glashütte am 31. 12. 1742 und wurde im Sterbeeintrag als *Glasmacher aus Lenzkirch* bezeichnet²⁸. Er wurde auf dem Friedhof in Marxzell beerdigt.

Nach dem Tod des Ehemannes und Vaters lebte die Familie noch einige Jahre beim Gertrudenhof. Am 04. Juli 1745 verstarb dort die Tochter Gertrud im Alter von neunzehn Jahren. Im selben Jahr wurde ein weiterer Sohn, Balthasar, unter der Ortsangabe *Gertrudenthal* in der Burbacher Firmliste aufgeführt. Am 20. Mai 1747 heiratete die Witwe, Ursula Sigwarth, den Burbacher Witwer Michael Rabold und zog mit ihren Kindern an den Wohnort des zweiten Ehemanns. Diese Ehe dauerte nicht lange, da Michael Rabold bereits am 25. Januar 1751 im Alter von 49 Jahren verstarb. Die Witwe überlebte den zweiten Ehemann um fünfzehn Jahre und verstarb in Burbach am 25. November 1764 im Alter von etwa 65 Jahren²⁹.

Zwei weitere Kinder heirateten in die nähere Umgebung: der Sohn Kaspar Spiegelhalder 1757 in Malsch Barbara Ochs aus Freiolsheim, die Tochter Magdalena Spiegelhalder 1766 in Burbach in erster Ehe Christian Faul aus Hindelang und 1772 in zweiter Ehe Joseph Merz aus Pfaffenrot²⁹.

Ein weiterer nachweisbarer Glasmacher im Albtal war *Samuel Sigwarth*, dessen Sohn 1731 als einziger Nachweis der Familie in einer Firmliste genannt wird³⁰. Weder Herkunft noch späterer Lebensweg sind bisher feststellbar. Eine Verbindung der Familie zum Mittelberg kann nicht nachgewiesen werden, ist aber wahrscheinlich.

In derselben Firmliste von 1731 werden auch der Glasmeister *Peter Sigwarth* und seine Ehefrau Magdalena als Eltern dreier Firmlinge genannt³¹. Ihre Herkunft vom Mittelberg kann durch verschiedene Patenschaften als gesichert gelten. Nach Schließung der Albtaler Hütte kehrte Peter Sigwarth wieder zur Glashütte auf den Mittelberg zurück. Er war Trauzeuge der Eheschließung zwischen Michael Rabold und Ursula Sigwarth am 20. 05. 1747 in Burbach und wurde in diesem Eintrag als *Glasmacher in Mittelberg* bezeichnet. Später zog er nach Pfaffenrot und verbrachte dort seinen Lebensabend, vermutlich bei seinem Sohn Joseph Sigwarth, der 1742 Christina Steiner aus Pfaffenrot heiratete. Das Sterberegister im Kirchenbuch beurkundet den Tod des sechsundsechzigjährigen verwitweten Glasmachers in Pfaffenrot am 13. Februar 1754³².

Bis heute erinnert das von seiner Familie gestiftete Wegkreuz in Pfaffenrot an der Abzweigung von Pforzheimer- und Holzbachstraße an die Glasherstellung im Albtal und daran, daß die Vorfahren der Pfaffenroter Siegwarts Glasmeister aus dem Südschwarzwald waren³³.

Das Ende der Glashütte im Albtal

Das Ende der Glasproduktion im Albtal kann mangels Quellen nur indirekt und ungefähr ermittelt werden. Die ursprünglich zwischen Kloster und Glasern vereinbarte erste Pachtzeit über 30 Jahre (bis ca. 1735) wurde mit Sicherheit verlängert. Eine Glasproduktion im Albtal kann solange angenommen werden, wie die Anwesenheit von Glasmachern beim Gertrudenhof nachzuweisen ist. Das Aufhören von Kirchenbucheinträgen läßt auf das Ende der Tätigkeit der Glasbläser schließen. Dies scheint um 1743 der Fall gewesen zu sein.

Für diese Annahme spricht ein weiterer Grund. Ausgangspunkt der Glashüttenansiedlung war nachweislich die Absicht des Klosters, die vorhandenen, aber nicht benötigten und nicht verkäuflichen Holzvorräte an den Alb-

talhängen gewinnbringend zu nutzen und an geeigneten Orten landwirtschaftliche Flächen zu schaffen oder zu erweitern. Zu Beginn der 1740er Jahre änderten sich dafür die Voraussetzungen erheblich. Von 1739 bis 1741 wurde die Alb, einschließlich Moosalb, wieder als Floßgewässer hergerichtet, und aus ihrem Einzugsbereich wurden ab etwa 1741 große Brenn- und Nutzholzmengen nach Ettlingen, Karlsruhe, Durlach und in andere Orte verflößt³⁴. Holz konnte also wesentlich gewinnbringender vermarktet werden. Das Kloster verlor mit Sicherheit sehr rasch das Interesse an der Glashütte, da die Glaser nicht die gleichen Holzpreise bezahlen konnten. Selbst auf dem abgelegenen und flößereitechnisch ungünstigen Mittelberg machte sich die Konkurrenz der Floßholznutzung sehr schnell bemerkbar. Die dortigen Glasmeister boten der markgräflichen Verwaltung am 13. April 1746 an, zur Sicherung der Holzversorgung ihres Betriebes den selben Holzpreis wie die Flößer bezahlen zu wollen³⁵. Die Glashütte im Albtal, direkt neben dem Floßgewässer gelegen, hatte keine Chance mehr, ihre Holzversorgung zu rentablen Preisen zu sichern.

Schließlich gibt es noch einen indirekten archivalischen Beleg, daß die Glashütte vor 1745 geschlossen wurde. Am 28. Januar 1745 unterzeichneten Äbtissin Gertrud von Ichtrazheim und Jakob Gysi, aus Zofingen in der Schweiz stammend, einen Vertrag über einen 15-jährigen Betrieb der Hammerschmiede im „Gertrudenthal“³⁶. Im Gegensatz zur Vereinbarung von 1726 war diesmal die Glashütte nicht mehr erwähnt. Allerdings wird Gysi auferlegt, neben der Hammerschmiede und den zugehörigen Kanalsystemen auch den Unterhalt zweier weiterer Gebäude zu übernehmen. Neben dem Gertrudenhof dürfte das zweite Gebäude wahrscheinlich das Wohnhaus der Glasmacher gewesen sein. Die eigentliche Glashütte war wohl bereits abgebrochen oder abgebrannt worden.

Zusammenfassung

Die in der einschlägigen Literatur meist vage, teilweise mit falscher geographischer Zuordnung genannte Glashütte des Klosters Frauenalb wurde 1705 im Ettlinger Albtal bei Fischweier gegründet und um 1717 in den Bereich des Gertrudenhofes verlegt. Die Hütte wurde um 1743 geschlossen, als eine wirtschaftliche Holzversorgung nicht mehr gewährleistet war.

Die Hütte im Albtal wurde von Glasmeistern der Glashütte Mittelberg als Zweigstelle gegründet und betrieben. Sie wurde personell und materiell vom Mittelberg versorgt. Für Hilfsdienste, insbesondere für die Holzaufbereitung, wurden Bewohner der umliegenden Dörfer Pfaffenrot und Burbach sowie Siedler im Bereich Katzenbach-Gertrudenhof mitbeschäftigt.

Für das Jahr 1731 ist die gleichzeitige Anwesenheit von mindestens drei Glasmacherfamilien nachzuweisen, dies dürfte der üblichen Belegung während der Bestandszeit entsprochen haben.

Die Entwicklung einer eigenständigen voll ausgebauten Glashütte war vermutlich von Beginn an nicht vorgesehen, da die abzuholenden Talhänge ebenso wie die schmale, feuchte Talauwe aus standörtlichen Gründen für eine landwirtschaftliche Selbstversorgung ungeeignet waren. Die Hütte im Albtal hatte vermutlich den Zweck, die dort vorhandenen, nicht genutzten Holzvorräte im Eigentum des Klosters Frauenalb einer Verwertung zuzuführen und gleichzeitig die Produktionszeit auf dem Mittelberg, bei angespannter Holzversorgung, durch eine „Auslagerung“ eines Teils der Glasherstellung zu verlängern. Folgerichtig wurde die Hütte auch sofort geschlossen, als durch die Wiederaufnahme der seit dem Dreißigjährigen Krieg brachliegenden Albflößerei um das Jahr 1741 bessere Vermarktungsmöglichkeiten für Holz entstanden.

Quellen und Anmerkungen

- 1 *Metz, R.*: Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald. Lahr 1977, S. 122. Nach *Metz* war die Hütte im Albtal unmittelbar südlich der Moosalbmündung in die Alb angesiedelt.
Moser, L.: Badisches Glas. Wiesbaden 1969. Im Text wird die Hütte im Albtal nicht erwähnt. In einer Hüttenübersichtskarte verlegte Moser die „Pfaffenroter Hütte“ fälschlicherweise in den Südschwarzwald und in das Hauensteiner Albtal in die Nähe St. Blasens.
Kröll, U.: Glaskunst im Schwarzwald. Waldkirch 1994, S. 152/153. Erwähnt im Verzeichnis eine Glashütte „Pfaffenrot im Albtal-Gertrudenhof“ im Nordschwarzwald für das 16./17. Jhd., behält aber auf der Übersichtskarte die falsche geographische Darstellung von *Moser* bei.
Schwarzwälder Glas und Glashütten. Bestandskatalog des Franziskaner-Museums Villingen. Gibt dieselben Übersichten wie *Kröll*.
Maus, H.: Schwarzwälder Waldglas. In: Badische Heimat, Nr. 2/1997, S. 237–253. In einer 192 Standorte umfassenden Glashüttenliste werden geographisch richtig aufgezählt: „Albtal, Mündung der Moosalb (um 1700)“ und „Gertrudenhof, östl. Burbach (16./17. Jhd.)“.
- 2 Die Glashütte auf Gemarkung Mittelberg (Gemeinde Gaggenau-Moosbronn) bestand von 1698 bis 1772.
- 3 GLA Karlsruhe, Abt. 229/15896. Antrag des Klosters Frauenalb vom 01. April 1705 sowie Bewilligung desselben vom 13. April 1705.
- 4 Es handelt sich um die linksseitig aus dem Albtal aufsteigenden steilen Hänge von Hornkopf und Brückberg auf Burbacher Gemarkung, bestehend aus mittlerem Buntsandstein (Bausandstein) und von dichten Blocklagen überrollt (Hauptkonklomerat, smc2).
- 5 Wie Anmerkung 3.

- 6 Wie Anmerkung 3.
- 7 GLA Karlsruhe, H/B-S I, E5. Der Autor hält den von *Metz* festgestellten Standort für richtig, auch wenn die nicht maßstabsgetreue und perspektivisch verzerrte Kartenskizze, die insbesondere das Albtal zwischen Fischweier und Marxzell erheblich verkürzt wiedergibt, zunächst Zweifel offenläßt. Eine zusätzliche Bestätigung ergibt sich aber aus einem Bericht des markgräflichen Jägermeisters Franz Hundtbiß vom 1. Dez. 1716, nach dem die Glashütte 150 Schritte von der baden-badischen Grenze entfernt steht.
- 8 GLA Karlsruhe, Abt. 229/15896. Berichte der markgräflichen Verwaltung vom 01., 10. und 17. Dez. 1716 sowie Schreiben der Frauenalber Äbtissin vom 05. Jan. 1717.
- 9 Verlegungen von Glashütten über relativ kurze Entfernungen waren nicht selten; z.B. Altglashütte/Neuglashütte im Südschwarzwald oder die mehrfache Verlegung der Nordracher Glashütte im Mittleren Schwarzwald.
- 10 GLA Karlsruhe, Abt. 40, II/36. Vertrag vom 15. Sept. 1723. Die Ödflächen lagen im Bereich der heutigen „Diebswiesen“ (Gemarkung Pfaffenrot), umfaßten allerdings wesentlich größere, inzwischen wieder bewaldete Teile des Brandkopfes.
- 11 GLA Karlsruhe, Abt. 229/83037. Vertrag vom 01. Sept. 1726.
- 12 Wie Anmerkung 7.
- 13 *Schilli, H.*: Wohn- und Werkbauten in Glashütten des nördlichen Schwarzwaldes. In: *Alemannisches Jahrbuch* 1958, S. 150–169.
- 14 Wie Anmerkung 13. 1 Ster = 1 Raummeter.
- 15 Wie Anmerkung 8.
- 16 GLA Karlsruhe, Abt. 229/67829. Pachtverträge vom 9. Mai 1698, 20. Sept. 1718 und 18. März 1732, sowie Antrag vom 13. April 1746.
- 17 GLA Karlsruhe, Abt. 229/83037.
- 18 Erzbischöfl. Archiv Freiburg (EAF): Tauf-, Ehe- und Sterberegister der Kath. Pfarrei St. Georg in Völkersbach.
- 19 EAF: Tauf-, Ehe- und Sterberegister des Klosters Frauenalb und der Kath. Pfarrei St. Peter und Paul in Burbach.
- 20 Wie Anmerkung 3.
- 21 Wie Anmerkung 16.
- 22 *Lacroix, E., Hirschfeld, P. u. Paeseler, W.*: *Kunstdenkmäler Badens, Amt Ettlingen*, Karlsruhe 1936, S. 102 und S. 109.
- 23 Wie Anmerkung 18.
- 24 Wie Anmerkung 16.
- 25 Wie Anmerkung 18.
- 26 Wie Anmerkung 18.
- 27 Wie Anmerkung 19.
- 28 Wie Anmerkung 19.
- 29 Wie Anmerkung 19.
- 30 Wie Anmerkung 19.
- 31 Wie Anmerkung 19.
- 32 Wie Anmerkung 19.
- 33 Wie Anmerkung 22.
- 34 *Scheifele, M.*: *Die Flößerei auf der Ettlinger Alb*. Gernsbach 1993, S. 48–74.
- 35 Wie Anmerkung 16.
- 36 GLA Karlsruhe, Abt. 229/67829.

Die Geistlichkeit des Landkapitels Ottersweier und die Zustände in der Pfarrei Honau im Lichte der Visitation des Jahres 1808¹

Michael Rudloff

Herrn Pfarrer Geistlicher Rat Günter Reinholdt in Honau zu seinem 60. Geburtstag am 28. 3. 1999 gewidmet.

Einleitung

Nachdem das Bistum Konstanz im Jahre 1808 die rechtsrheinischen Anteile des Bistums Straßburg² zur kommissarischen Verwaltung zugewiesen bekommen hatte, ordnete der Konstanzer Generalvikar von Wessenberg³ an, in den drei sträßburgischen Dekanaten⁴ Lahr, Offenburg und Ottersweier Visitationen durchzuführen. Zum Visitor ernannte er den Dekan des Landkapitels Wiesental, Joseph Vitus Burg,⁵ der zwanzig Jahre später zum ersten Weihbischof der kurz zuvor neugegründeten Erzdiözese Freiburg⁶ ernannt und zuletzt gar Bischof von Mainz wurde. Dekan Burg nahm sich der gestellten Aufgabe mit der ihm eigenen Gründlichkeit an und versuchte, möglichst viele Pfarreien persönlich zu bereisen. Zur Vorbereitung der Visitationen wurde den Pfarrern der drei betroffenen Dekanate eine Liste mit 114 Fragen zugeleitet, die von diesen zu beantworten waren. Die diesbezüglichen Antworten und die Ergebnisse der einzelnen Besuche und Gespräche wertete Dekan Burg nach Abschluß der umfangreichen Visitationen umfassend aus und ging in seinen Berichten an die Kirchenbehörde auf jede einzelne Pfarrei ein, hielt die Zustände in den noch bestehenden Klöstern fest und beurteilte die in den Kapiteln tätigen Seelsorger. Ferner erfaßte er, zum Zwecke einer besseren Auswertung, in tabellarischer Form Angaben zu den religiösen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Pfarreien und zum Klerus.

Im folgenden wird dargelegt, was sich aus den Visitationsunterlagen bezüglich der Situation und den Zuständen im Dorf und in der Pfarrei Honau ergibt. Zuvor erfolgt jedoch ein Blick auf die Verhältnisse im Dekanat Ottersweier, zu dem die Pfarrei Honau seinerzeit gehörte.⁷ Aus all dem wird ersichtlich, daß die Visitationsunterlagen aufgrund der persönlichen Anmerkungen des Visitors eine aufschlußreiche Quelle zur kulturell-religiösen Mentalität in den visitierten Dekanaten zu Beginn des 19. Jahrhunderts darstellt, die größtenteils noch der Auswertung für die einzelnen Orts- und Pfarrchroniken harret.

Die Zustände im Dekanat Ottersweier

Die Geistlichen

Da im Bistum Konstanz der Geist der Aufklärung vorherrschte, wollte die neue Kirchenbehörde durch die Visitationen natürlich vor allem auch in Erfahrung bringen, inwieweit diese pastorale Linie mit dem Klerus der drei in Verwaltung übernommenen straßburgischen Dekanate verwirklicht werden konnte bzw. ob dort gar *Mißstände*⁸ herrschten, gegen die anzugehen war. Im Geist der Aufklärung wurde die durch Jahrhunderte gepflegte Überlieferung kritisch geprüft, und oft auch verworfen. Es galt nur noch, was aus eigener Einsicht belegbar erschien. Bildung war ganz wichtig, deshalb bemühte man sich um die Schulen; denn man glaubte, daß die Unwissenheit den Menschen zum Schlechten bringe, das Wissen aber gut mache. Für die aufgeklärte Bistumsführung war das Ideal ein Pfarrer, der sich mit Hingabe der Seelsorge widmete, sich um die Kranken und Armen kümmerte, der alles tat für die Schule und die Hebung des Lehrerstandes, der würdig den Gottesdienst feierte, die Liturgie in jeder Weise verständlich machte und das Hauptaugenmerk auf eine gute Predigt und einen tüchtigen Unterricht der Jugend im Glauben lenkte. Deshalb sollten sich die Geistlichen stets weiterbilden, durch Konferenzen, Einrichtung von Bibliotheken und Lesezirkeln oder durch eigene Zeitschriften. Die Gläubigen sollten aktiv am Gottesdienst teilnehmen durch Singen und Beten. Die Texte der Sakramentspendung sollten deutsch vorgetragen werden, damit sie verstanden und bedacht werden konnten, das Volk sollte dazu gebracht werden, die eigene Pfarrei als eine Bruderschaft der Gottes- und Nächstenliebe zu verstehen.⁹

Zur Verwirklichung bzw. Erreichung dieser Ziele war es natürlich wichtig, den Zustand der Seelsorge und die Geistlichkeit in den drei genannten Dekanaten kennen zu lernen. Aufgrund der Visitationen ergab sich für das Dekanat Ottersweier das folgende Bild. Dort gab es 33 Pfarreien, von denen zum Zeitpunkt der Visitation 2 vakant waren (Achern und Ulm bei Oberkirch), sowie die Kuratie Herrenwies und die Lokalkaplanei Ulm bei Schwarzach. Ferner gab es jeweils ein Benefizium in Neuweier (Filial von Steinbach), in Schloß Rodeck (Pfarrei Kappel Rodeck) und in Ulmburg (*auch Thiergarten genannt*, in der Pfarrei Ulm bei Oberkirch). Zu den 31 besetzten Pfarreien, der Kuratie, der Lokalkaplanei und den 3 Benefizien kamen noch weitere 19 Hilfspriesterstellen, von denen allerdings 4 unbesetzt waren. Abgesehen von den 9 Pensionären, die im Dekanat Ottersweier ihren Ruhestand verbrachten, gab es dort somit 51 Priester.

Die Priester des Kapitels Ottersweier bestanden sowohl aus Welt- als auch aus (ehemaligen) Klostergeistlichen. Von den Weltgeistlichen hatten zwölf

ihre Ausbildung im Seminar von Straßburg, sechs in Ettenheim, vier in Bruchsal,¹⁰ zwei in Heidelberg¹¹ und jeweils einer in den Seminaren zu Freiburg, Würzburg und Mainz erhalten. Die in den straßburgischen Seminaren zu Straßburg und Ettenheim ausgebildeten Kleriker empfand der Visitator als *in einem Modell gegossen*. Er vermerkte, daß ihre wissenschaftliche Bildung, das Kostüm ihrer Haare, ihre Art zu denken, ihre *amtliche Grandeza*¹² usw. sich beinahe auf den Punkt ähnlich seien. Nach seiner Ansicht zeichnete sie vor allen anderen genehmen Priestern ihr Wandel durch Zurückgezogenheit und Unbescholtenheit aus. Von diesen unterschieden sich die Kleriker der Speyrer Diözese, also vom Bruchsaler Seminar, sowohl durch ihre freiere und aufgeklärtere Denkart als auch durch ihr äußerlich ungebundeneres Benehmen, wodurch sie nach Ansicht des Visitators jedoch auch in ihrer Sittlichkeit bescholtener waren.

Die Gruppe der im Dekanat tätigen ehemaligen Ordensgeistlichen setzte sich aus acht Benediktinern von Schwarzach, sechs von Schuttern und vier von Ettenheimmünster zusammen. Die Exbenediktiner von Schuttern standen nach wie vor ganz unter der Leitung ihres ehemaligen Priors Kolumban Häusler,¹³ der als Pfarrer in Sasbach eingesetzt und gleichzeitig als Schulvisitator für das Dekanat tätig war. Daß es gerade Pfarrer Häusler war, den der Visitator ausdrücklich der Unfähigkeit verdächtigte und den er einen *Eiferer für die guten Sitten der Geistlichen ohne seines gleichen* nannte, darf nicht verwundern. Kann doch unterstellt werden, daß Dekan Burg nicht nur als ehemaliger Franziskaner, also als ein Mann der sich einst bewußt den Idealen eines Mendikantenordens¹⁴ verschrieben hatte, sondern vor allem auch als entschiedener Verfechter der Aufklärung ein anderes Glaubensverständnis hatte, als der ehemalige Prior eines Benediktinerklosters.

Im Dekanat Ottersweier waren ferner noch zwei ehemalige Kapuziner, ein ehemaliger Augustiner sowie jeweils ein Angehöriger der ehemaligen Klöster Allerheiligen (Prämonstrantenser) und Gengenbach (Benediktiner) sowie ein Angehöriger des noch bestehenden Franziskanerrekollektenklosters Fremersberg¹⁵ in der Seelsorge tätig.

Daß sich die vormaligen Patres nicht ganz von ihrem alten Denken und ihren Einstellungen lösen konnten, kann der Anmerkung Burgs entnommen werden, *so wie sich die Klöster ehemals nicht liebten, so lieben sich nun diese Individuen nicht. [. . .] Überhaupt scheinen sie mir eine von ihrem nativen Standpunkt versetzte Pflanze zu seyn*. In seinem Bericht hielt er fest, daß er gegen die Sittlichkeit der im Kapitel angestellten Ordensgeistlichen keine Klagen gehört habe, daß dies aber auch deren Stolz erhöhe und deren Geist über den hier und da beschuldigten Weltklerikerstand

erhebe. Bezüglich der ehemaligen Angehörigen des Klosters Schuttern bemerkte er ferner, daß diese sich durch einen bei Klerikern ganz ungewöhnlichen Luxus in Möbeln auszeichneten, und daß er bei ihnen eine ganz auffallende Abneigung gegen die Prämonstratenser von Allerheiligen gefunden habe.

Ein besonderes Lob sprach der Visitator den Geistlichen des Kapitels Ottersweier für ihre Kleidung aus. Im Visitationsbericht hielt er fest, daß die Kleidung der Geistlichen nirgends besser sei als in dieser Gegend. Im Hause und in der Kirche trugen sie gewöhnlich eine Soutane und ansonsten auch ein *schwarzes langes Kleid*.

Visitator Burg versuchte, jeden einzelnen der im Dekanat Ottersweier tätigen Geistlichen zu beurteilen. Da er für zwei Priester außer dem Hinweis *unbekannt* nichts anmerken konnte, wurden letztendlich insgesamt 49 aktive Geistliche beurteilt. In einer eigens aufgestellten Tabelle wurden von ihm in der Spalte *Moralität der Geistlichen* immerhin 20 Priester mit Begriffen wie *sehr gut, gut, ohne Tadel* und ähnlichem bedacht, je einmal wurden Bemerkungen wie *überhaupt ein wohlgesitteter Mann, ein strenger und exemplarischer Mann* und *ein überaus strenger Sittenrichter, an sich aber auch selbst untadelhaft* gemacht. Somit wurde knapp die Hälfte der beurteilten Priester eindeutig positiv eingestuft. Ob man die Beurteilung eines Hilfspriesters als *gut aber ungebildet* positiv oder negativ zu werten hat, mag Ansichtssache sein, die Beurteilung eines anderen Hilfspriesters als *sehr roh und ungebildet* ist jedoch einwandfrei als nachteilig einzuschätzen. Diskutiert werden kann auch, welcher Gruppe letztendlich die 7 Geistlichen zuzuordnen sind, bei denen zwar vermerkt wurde, daß sie der *Unfähigkeit verdächtig* bzw. *beschuldigt* seien, bei denen der Visitator aber auch ausdrücklich vermerkte, daß dies nach seinem Anschein ohne Grund der Fall sei. Bei einem weiteren Geistlichen wurde der gleiche Hinweis bezüglich der Unfähigkeit gemacht, ohne daß die Einschränkung, dies sei wohl ohne Grund der Fall, folgte. Bei drei Priestern wurde angemerkt, daß sie gerne trinken würden, ein Priester wurde als *prozeßsüchtig*, einer als *übertrieben religiöser Mann, mit einem kleinen Totensarg auf dem Nachttisch*, einer als des Konkubinats *laut beschuldigt* und einer als (ohne Beweise) verdächtig, Vater zweier Kinder zu sein, charakterisiert. Der *Ausschweifungen* wurden insgesamt 7 Priester verdächtig, wobei es sich hierbei um Delikte von Kartenspielen über Tanzen bis hin zum *verdächtigen Umgang mit einer Witwe* handelte. Ein Priester wurde gar mit dem Zitat charakterisiert: *Er dankt Gott, daß er nicht ist, wie die Menschen dieser Welt*.

Bei einer Wertung dieser Beurteilungen muß bedacht werden, daß dem aufgeklärten Visitator eher traditionell eingestellte Priester, die nicht mas-

siv gegen Wallfahrten und ähnliche Formen der Volksfrömmigkeit vorgingen, sicherlich als „unfähig“ auffielen. Ferner darf unterstellt werden, daß Dekan Burg als ehemaliges Mitglied eines Bettelordens den aus vermögenden Stiften hervorgegangenen Priestern gegenüber nicht unbedingt positiv eingestellt war. Von daher dürfen nur die drei Trinker, der eventuelle zweifache Kindsvater und der des Konkubinats verdächtige Priester sowie die 7 der Ausschweifungen bezichtigten Priester als „verdächtig“ eingestuft werden. Und selbst hierbei ist Vorsicht angebracht, denn ein Pfarrer, der gerne tanzt oder trinkt, macht sich allein dadurch noch keiner priesterlichen Verfehlungen im heutigen Sinne schuldig.

Unter Würdigung aller Tatsachen und Eindrücke empfahl der Visitor dem Bischöflichen Ordinariat Konstanz in seinem Schlußbericht, den Mitgliedern des Kapitels Ottersweier einen Bericht zu erteilen, *worin ihr Eifer für die Seelsorge, und die Rechtschaffenheit ihrer Sitten mit einem reizendem Lobspruche geehrt und gelobt wird.* Diesen gut gemeinten Ratschlag versah er allerdings mit der Anmerkung: *Das dürfte mehr gutes stiften, als die derbste Strafpredigt.*

Daß die Äußerungen und Einschätzungen Burgs tatsächlich stark durch seine aufklärerischen Ansichten geprägt waren, ergibt sich sehr gut aus dem nachfolgenden Paragraphen, mit dem er seinen Bericht ergänzte:

§ 4 Allgemeine Charakterzüge der Geistlichkeit des Kapitels Ottersweyer

Ich würde ein Lügner seyn, wenn ich behaupten wollte, daß die Geistlichkeit von dem Kapitel Ottersweyer schlimmere Züge in ihrem Charakter habe, als anderswo; um aber mein Referat ganz zu machen, so glaube ich auch hierüber meine gemachten Beobachtungen niederschreiben zu müssen.

- 1. Der erste und am allermeisten auffallende Zug ist der Hang nach Bequemlichkeit; es ist gleich alles zu viel, zu unverbringlich. Daher die Liebe zum Alten.*
- 2. Der Hang zur Widerspänstigkeit; kein Stand auf der Welt ist so wideretzlich als der geistliche. Keine Verordnung ist recht, keine vernünftig, keine billig, am allerwenigsten eine Bischöfliche.*
- 3. Die Habsucht. Selten ist der Geistliche vergnügt, mit hämischen Neide sieht er auf die, welche mehr haben, und wenn es ihm gelingt noch mehr zu erhalten, so glaubt er wirklich, er sey nun ein verdienter Mann, dem jedermann Ehre erweisen müßte; er verachtet den armen und nothleidenden Mitbruder, als einen der es nicht besser verdient. Noch nie wird man gehört haben, daß die übermäßig reichen Pfarrer, einem armen*

- Nachbar, der vielleicht eine beschwerliche Pfarrei pastorieren muß, nur Geld zu einem Kleide gegeben habe.
4. *Der Geistliche ist ein politischer Zwitter, er will weder der Kirche noch dem Staat gehören. Macht ihm dieser Gesetze, so sagt er, ich gehöre der Kirche, der Staat greift zu weit; will ihm die Kirche Schranken setzen, so ruft er, welche Anmaßung.*
 5. *Heuchelei, besonders bei den sogenannten Altgesinnten. Geht man auch nur eine kurze Zeit mit ihnen um, so braucht man keine große Menschenkenntnis, um zu bemerken, daß sie über verschiedene Religionsgebräuche und Kirchendisziplinarverordnungen anders denken als sie scheinen, und manchmal mit vielen Lästerungen behaupten. Ob es Klugheit nur zu heißen ist, seine vernünftige Gesinnung zu verheimlichen, weis ich nicht; ich heiß es Heuchelei, besonders wenn die Absicht dabei böse ist. In der Kirche ist der Heuchler am thätigsten.*
 6. *Mangel an brüderlichem Einverständnis: Kein Handwerk ist sich so sehr gehässig als der Geistliche. Es ist eine der ersten Beobachtungen, die ein Visitor machen muß, wenn er eine Viertel Stunde mit einem Geistlichen umgeht, daß er ohne langes Nachforschen alle Fehler und Schwachheit anderer aus seinem Munde erfahren kann. Von den guten Eigenschaften wird gewöhnlich sehr wenig gesprochen.*
 7. *Priesterlicher Rang- und Tugendstolz. Jeder Stand hat dieses eigen, daß er glaubt, von seiner Existenz hänge die Existenz aller anderen Stände ab, dem geistlichen scheint das aber am allermeisten eigen zu seyn. Hat sich nun einmal dies ein Dum[m]kopf oder eitler Egoist in den Kopf gesetzt, so mischt er sich in alle Angelegenheiten der Welt, und sucht zu herrschen. Dem Ehrgeize dieser Art gibt der Tugendstolz gar nichts nach.*
 8. *Sinnlicher Lebensgenuß. Der Geistliche ist darum colibatair, um dem übersinnlichen Lebensgenusse nachzustreben; Delikatesse und Unmäßigkeit im Essen und Trinken, sollte also seine Bestimmung nicht seyn, und doch scheint es mir gar zu oft, als wäre er so. Die Geistlichen dieses Kapitels sind auch in Hinsicht eines schlechten Umgangs mit Weibsbildern nicht mehr und nicht minder in Verdacht, als anderswo; aber daß kann der bischöfl. Visitor als Wahrheit angeben, daß sich in allen Pfarrhäusern junge und wohlgebildete Mädchen als Haushälterinnen und Dienstmägde befinden, nur an einigen Orten traf ich wirklich Verwandte an.*

Bei genauer Betrachtung erkennt man, daß der Visitor entgegen seiner Ankündigung keine speziellen Charakteristika der Priester des Kapitels Ottersweier aufgelistet hat. Seine Ausführungen sind eher allgemeiner Art und könnten in jedem beliebigen Visitationsbericht stehen. Die in Ziffer 1 kritisierte Liebe zum Alten und die Ausführungen laut Ziffer 5 lassen je-

doch Spannungen erkennen, wie es sie zwischen den „Aufklärerischen“ und den „Altgesinnten“ gab.

Mißbräuche im Dekanat

In seinem Bericht an die Konstanzer Kirchenbehörde gibt Visitor Burg seiner Verwunderung Ausdruck, daß im Kapitel Ottersweier bereits so viele Mißbräuche in Vergessenheit geraten waren, die sich anderswo noch hartnäckig hielten. Zum Beleg dessen führte er 7 *abgestellte Mißbräuche* an:

1. *Wetterbenediktionen sind zur Zeit der Gewitter gar keine üblich, auch nicht einmal nach der Meße, nur geschieht dies letztere in 2. oder 3. Kirchen wohin es vermuthlich von Exdiöcesanen gebracht wurde.*
2. *An abgestellten Feiertagen wird nirgends ein feierlicher Gottesdienst gehalten, und überall gearbeitet.*
3. *Votiv Prozessionen sind größtentheils abgestellt, die gewöhnlichen sind an nähere Orte oder auf die Pfarrei selbst eingeschränkt, und geschehen mit Anstand.*
4. *Wallfahrten an entferntere Orte geschehen selten.*
5. *Von der Weihung des Drey König Wasser weis man hier nichts.¹⁶*
6. *Leichenreden sind ungewöhnlich (:Sie gehören offenbar unter Mißbrauch, weil der Seelsorger Mensch ist und hier als nur gar zu oft Menschlichkeiten vorträgt.)*
7. *Benediktionen des Viehs, sind hier auch unbekannt.*

Als *noch bestehende Mißbräuche* bezeichnete er die allzu häufige Aussetzung des Hochwürdigsten Gutes, die seines Erachtens ganz der Einsetzung des hl. Abendmahles entgegen war. Allerdings machte er diesen Mißstand nur in den ehemals österreichischen Gebieten aus. Als weitere Mißstände bezeichnete er die Segnung neuer Häuser und der Brautbetten sowie Bruderschafts- und Votivprozessionen. Auch die drei im Kapitel noch bestehenden Wallfahrten zur Hl. Dreifaltigkeit in Sasbach, zur Maria Linden bei Ottersweier und zu den 14 Nothelfern in Kappelwindeck zählte er zu den Mißbräuchen, konnte jedoch anmerken, daß diese eher ab als zunahmen. Bemängelt wurde außerdem, daß man in einigen Pfarreien in den drei letzten Tagen der Karwoche sogenannte Heilige Gräber errichtete. Visitor Burg meinte zwar, daß dies die Religiosität des Volkes fördere und deshalb einstweilen noch bestehen bleiben könne, schränkte jedoch ein, daß diese halt hier und da zu *schauspielmäßig* seien. Und als letzten Kritikpunkt führte er an, daß obwohl die Kirchweih entsprechend einer Diözesanverordnung am ersten Sonntag im September in der Kirche gehalten werde, dennoch in jedem Dorf nach wie vor in den Wirtshäusern die alten Kirchweihstage abgehalten würden.

Die Vermögensverhältnisse der Pfarrei Honau

Die „Lokalverhältnisse“ und das Vermögen des Honauer Kirchenfonds

Der von Visitator Burg erstellten tabellarischen Auflistung der *Lokalverhältnisse* kann bezüglich der Pfarrei Honau entnommen werden, daß diese dem Patronat des Landesfürsten unterstand und im Amtsgebiet des Oberamtes Bischofsheim¹⁷ belegen war. Im Jahr 1808 waren im Pfarrort 262 Seelen,¹⁸ darunter 150 Kommunikanten, ansässig. Ferner wohnten in den umliegenden protestantischen Ortschaften weitere 40–50 Katholiken, die von Honau aus betreut wurden. Im Pfarrort selbst gab es eine katholische Schule mit 24 Kindern, deren Lehrerstelle zum Zeitpunkt der Visitation jedoch vakant war.

Einen guten Eindruck scheinen die kirchlichen Gebäude hinterlassen zu haben, denn in der Aufstellung wird die Kirche mit dem Begriff *geräumig* und das Pfarrhaus mit der Bezeichnung *neu* charakterisiert. Was den Visitator zu diesen Einschätzungen gebracht hat, wird wohl sein Geheimnis bleiben, denn aus den Akten ergibt sich ein Bild, nach dem die Verwendung anderer Ausdrücke eigentlich hätte näher liegen müssen. So ist aus der Baugeschichte der Kirche¹⁹ bekannt, daß diese im Jahr 1787 wegen Einsturzgefahr geschlossen werden mußte und, nachdem ein Neubau nicht finanziert werden konnte, erst 1793 repariert wurde. Diese Reparatur war dann allerdings so notdürftig, daß das Gebäude 1841 wiederum wegen Einsturzgefahr geschlossen und anschließend sogar abgerissen werden mußte. Von daher mag es zwar sein, daß die Kirche zu recht als *geräumig* bezeichnet wurde, ein ergänzender Hinweis auf deren baulichen Zustand wäre aber sicherlich angebracht gewesen.

Auch die Bezeichnung des Pfarrhauses als *neu* verwundert angesichts der Tatsache, daß dieses im Jahr 1805 der Kurfürstlich-Katholischen-Kirchenkommission zu Bruchsal als baufällig bekannt war, und daß, da noch nicht endgültig geklärt war, wer für dessen Unterhalt aufzukommen hatte, nichts zu dessen Erhaltung getan wurde.²⁰ Zwar hatte der Visitator mit seiner Feststellung recht, nach der die Baupflicht für das Langhaus der Kirche der Gemeinde oblag²¹ und der Landesfürst hingegen für den Unterhalt des Chores, des Kirchturmes und des Pfarrhauses aufzukommen hatte, doch bekannten sich die Staatsbehörden zu jenem Zeitpunkt noch nicht zu dieser Baupflicht.

Ebenfalls verwunderlich ist, daß die vorhandenen Paramente vom Visitator als *gut* bezeichnet wurden. Denn nur 4 Jahre später geht aus einem Bittbrief²² unter anderem hervor, daß in Honau bis auf zwei alle Ministranten-

kleider von den Schaben zerfressen waren und das dort verwendete Totentuch fast nur aus Löchern bestand. Ferner war nur noch ein altes ausgeflicktes Kirchenfähnlein vorhanden, daß in Fetzen herunterhing, und der Kelch war bereits öfters geflickt und zerbrach immer wieder. Auch gab es kein rotes Meßgewand, wie es für das Pfingstfest vorgeschrieben war, und von den sechs vorhandenen Meßgewändern waren fünf geflickt und drei gänzlich unbrauchbar.

Interessant ist, daß sich aus der tabellarischen Aufstellung ergibt, daß in der Honauer Kirche – wie übrigens in allen Kirchen des Kapitels – eine Orgel vorhanden war. Diese Orgel hatte wohl der vorherige Zehntherr des Dorfes, das Straßburger Stift zum Alten St. Peter, das für die innere Ausstattung der Kirche zu sorgen hatte, angeschafft. Denn die Gemeinde Honau selbst hätte sich eine solche wohl kaum leisten können, hatte sie doch seit der Trennung von Wantzenau²³ einen teuren Rechtsstreit vor dem Reichskammergericht Wetzlar geführt, der fast sämtliche Mittel des Dorfes verbrauchte.²⁴ Aber nicht nur die Gemeinde war arm, auch für die Pfarrei und den Honauer Kirchenheiligen²⁵ war diese Bezeichnung zutreffend.

Den Visitationsunterlagen kann entnommen werden, daß das Kapital des Kirchenfonds,²⁶ der den Kulturaufwand zu bestreiten hatte, lediglich 275 Gulden²⁷ betrug. Wie wenig das war, macht jedoch erst die nachfolgende Auflistung der Kirchenfondvermögen aller Pfarreien des Dekanates Ottersweier deutlich:

Pfarrei ²⁸	Anmerkungen	Kapital des Fonds im Jahre 1808
Achern		12 000 fl
Bühl		5 000 fl
Bühlertal		5 000 fl
Fautenbach		7 000 fl
Gamshurst		8 700 fl
Großweyer		14 496 fl
Honau		275 fl
Hügelsheim		1 600 fl
Iffezheim	8 300 fl Kapital und jährlich 350 fl Gefäll	8 300 fl
Kappel Rodeck		keine Angaben ²⁹
Kappel Windeck		3 545 fl
Lauf		1 109 fl
Moos		900 fl
Neusatz	11 000 fl Kapital u. einen jährlichen Zehnt von 1 000 fl	11 000 fl
Oberachern		6 000 fl
Önsbach		1 500 fl
Ottersdorf		4 000 fl
Ottersweyer	Pfarrfond ist dem Religionsfond einverleibt	
Plittersdorf		1 200 fl
Renchen	18 151 fl Kapital und jährlich 500 fl Zehnt	18 151 fl
Sandweyer		3 000 fl
Sasbach		9 000 fl
Sinzheim		6 000 fl
Steinbach		5 000 fl
Stollhofen		3 000 fl
Söllingen		8 000 fl
Schwarzach		11 000 fl
Vimbuch		6 000 fl
Ulm b. Oberkirch	31 000 fl Kapitl und 600 fl andere Einkünfte	31 000 fl
Unzhurst		5 000 fl
Waldulm		7 190 fl
Wagshurst		4 300 fl
Winterdorf		4 600 fl

Diese Auflistung zeigt, daß der Honauer Kirchenfond tatsächlich über außergewöhnlich wenig Kapital verfügte. Wenn man dann noch berücksichtigt, daß ihm auch keine Grundstücke gehörten, kann die Pfarrei ohne weiteres als die ärmste des Dekanates bezeichnet werden. Der Kirchenfond Moos, der als zweitärmster des Dekanates dastand, verfügte immerhin über mehr als das dreifache an Kapitalvermögen als der Honauer Fond, und der reichste Kirchenfond (Ulm b. Oberkirch) fast über das 113-fache Vermögen. Der Abstand zum zweitärmsten Kirchenfond, dem von Moos, erscheint in Anbetracht der Tatsache, daß sich Moos damals erst von einer Lokalkaplanei zur Pfarrei entwickelte (der damalige Pfarrer Franz Ambros Thiebaut³⁰ war nach den Angaben in den Visitationsunterlagen der erste Lokalpriester, mit dem die Pfarrei besetzt wurde), noch gravierender. Vor diesem Hintergrund wird die Armut des Honauer Fonds noch deutlicher. Im Schnitt verfügten die Kirchenfonde des Dekanates Ottersweier über ein Vermögen von 6 866 Gulden, dem 25-fachen dessen, was der Honauer Kirchenfond sein Eigen nannte.

Die Einkünfte der Pfarrei Honau

Eine weitere von Visitor Burg erstellte Tabelle führt die „*Einkünfte der Pfarreien*“ auf. Dieser Liste ist zu entnehmen, daß dem Honauer Pfarrer jährlich 7 Gulden 34 Kreuzer an Anniversargebühren³¹ und 5 Gulden Stollgebühren³² zustanden. Einen Anspruch auf Bodenzins oder Gülten³³ hatte er nicht, jedoch standen ihm $\frac{1}{4}$ Acker und ein Garten³⁴ zur Bewirtschaftung zur Verfügung, was einen jährlichen Ertrag von 3 Gulden ausmachte. An Kompetenzen standen ihm ferner 15 Viertel³⁵ Weizen (85 fl), 15 Viertel Korn (60 fl), 10 Viertel Gerste (30 fl), eine Geldkompetenz von 82 Gulden 30 Kreuzer sowie Holz und Wellen im Wert von weiteren 40 Gulden, zusammen also 297 Gulden 30 Kreuzer zu.

Nachdem weder ein Anspruch auf den Groß- noch auf den Kleinzehnten bestand, betrug das Einkommen der Pfarrei Honau somit insgesamt 313 Gulden und 4 Kreuzer. Hiervon mußte der im Jahr 1808 amtierende Pfarrer Ludwig Arbogast Thiebaut³⁶ seinem Vorgänger im Amt des Ortsgeistlichen, dem 73-jährigen Pfarrer Schirrmann,³⁷ sogar noch jährlich 161 Gulden abgeben.

Der Vergleich mit den anderen Pfarreien des Dekanates ergibt folgendes:

Pfarrei	Ertrag der Pfarrei	damit verbundene Auslagen	Nettoertrag
Achern	874 fl	Unterhalt eines Hilfspriesters 200 fl	674 fl
Bühl	1 089 fl	Hauszins (170 fl), Unterhalt Kaplan (250 fl), Dotation Kuratie Herrenwies (47 fl), Bauschilling zum Pfarrhaus (250 fl)	372 fl
Bühlertal	748 fl	Unterhalt eines Vikars 250 fl	498 fl
Fautenbach	1 167 fl		1 167 fl
Gamshurst	877 fl	Unterhalt eines Kaplans 250 fl	627 fl
Großweyer	1 049 fl	Bauschilling zum Pfarrhaus 300 fl	749 fl
Honau	313 fl 4 xr	Abgabe an Pfarrer Schirrmann 161 fl	152 fl 4 xr
Hügelsheim	593 fl		593 fl
Iffezheim	877 fl		877 fl
Kappel Rodeck	1 009 fl	Unterhalt Vikar (250 fl) u. Abgaben (6 fl)	753 fl
Kappel Windeck	1 115 fl 40 xr		1 115 fl 40 xr
Lauf	805 fl		805 fl
Moos	485 fl		485 fl ³⁸
Neusatz	687 fl 10 xr	Hält keinen Vikar, sondern läßt die Frühmesse von einem Franziskaner für 55 fl lesen	632 fl 10 xr
Oberachern	839 fl 30 xr		839 fl 30 xr
Önspach	602 fl 30 xr		602 fl 30 xr
Ottersdorf	704 fl		704 fl
Ottersweyer	1 115 fl	Unterhalt für 2 Vikare 500 fl	615 fl
Plittersdorf	354 fl		345 fl
Renchen	1 755 fl 36 xr	An Pfarrei Wagshurst und Abgaben insg. 102 fl 9 xr	1 653 fl 27 xr
Sandweyer	348 fl 30 xr		348 fl 30 xr
Sasbach	1 856 fl 36 xr	Unterhalt eines Vikars 250 fl ³⁹	1 606 fl 36 xr
Sinzheim	673 fl 10 xr		673 fl 10 xr
Steinbach	1 183 fl	Unterhalt eines Vikars 250 fl	933 fl
Stollhofen	702 fl 20 xr	Eber und Wucherstier müssen gehalten werden	702 fl 20 xr
Söllingen	436 fl 30 xr	An Pfarrer von Hügelsheim für 2 Messen wöchentlich 59 fl	377 fl 30 xr
Schwarzach	971 fl	Unterhalt eines Vikars 250 fl	721 fl
Vimbuch	1 023 fl	Unterhalt eines Vikars 250 fl	773 fl
Ulm	2 370 fl	Unterhalt eines Vikars 250 fl	2 120 fl
b. Oberkirch			
Unzhurst	1 269 fl	Unterhalt eines Vikars u.a. (400 fl)	869 fl
Waldulm	833 fl		833 fl
Wagshurst	410 fl 30 xr		410 fl 30 xr
Winterdorf	461 fl 30 xr		461 fl 30 xr

Die vorstehende Auflistung zeigt wiederum, wie arm man in Honau war. Der normale Ertrag der Pfarrei, also das Einkommen des Pfarrers, betrug 313 Gulden 4 Kreuzer. Keine andere Pfarrei im Dekanat Ottersweier verfügte über ein derart geringes Einkommen. Nachdem der amtierende Pfarrer Thiebaut hiervon sogar noch 161 Gulden an seinen Vorgänger abgeben mußte, verblieb ihm aus der Pfarrei Honau lediglich noch ein Einkommen von 152 Gulden und 4 Kreuzer. Ohne seine Pension von 450 Gulden, die er als ehemaliger Benediktiner erhielt, hätte es sich Pfarrer Thiebaut somit nicht leisten können, die Stelle als Honauer Pfarrer anzutreten.⁴⁰

Die Zustände in Honau

Pfarrer Ludwig Arbogast Thiebaut

Aus den Visitationsunterlagen ist ersichtlich, daß der damalige Honauer Pfarrer gesund war und in Punkto Moralität als *ohne Tadel* beurteilt wurde. Dies zeigt, daß ihm der Umstand, daß sein Haushalt durch die erst 34-jährige Rosina Franzin von Ettenheim geführt wurde, bei der sittlichen Beurteilung offensichtlich nicht zum Nachteil gereichte. In den Anmerkungen zu den einzelnen Visitationen wurde bezüglich Honau folgendes festgehalten:

Honau Pfarrei mitten in der protestantischen Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Pfarrer Ludwig⁴¹ Thiebaut von Straßburg ehemals Benediktiner von Ettenheimmünster 40 J. alt. Seine Begriffe sind nicht heiterer als die eines gemeinen Benediktiners, und eines Elsässers.⁴² Seine protestantischen Nachbarn sehen die Dürftigkeit seiner Bibliothek und dringen ihm die ihrigen auf. Ich sah an ihm einen Eifer seine Seelsorge in Ordnung zu bringen, und gab ihm in der Kürze der Zeit mehrere passende Lehren. Ich gab ihm Winke, den öffentlichen Gottesdienst so einzurichten, daß er sich in thunlichen Sachen dem protestantischen näherte, weil es doch die erste Pflicht des geistlichen Religionslehrers sey, jeder möglichen Annäherung Bahn zu machen. Doch dies geschah nur im Vertrauen.

Pfarrer Thiebaut wurde am 19. 10. 1768⁴³ in Straßburg geboren, studierte als Benediktiner teils in Straßburg, teils in Freiburg im Breisgau Theologie und wurde zu Gengenbach als Subdiakon, zu Offenburg als Diakon und zu Hofweier als Priester ordiniert. Seit dem 23. 10. 1806 nam er die Seelsorge in Honau wahr, nachdem der Großherzog von Baden als Patron der Pfarrei Honau ihn am 16. 10. 1806 dem Erzbischöflichen Ordinariat in Kippenheim vorgestellt hatte. Zuvor war er als Vikar im Filial Wallburg der zum Kloster Ettenheimmünster gehörenden Expositur Münchweier in der Seelsorge tätig gewesen.⁴⁴

Er gab an, daß sich in seiner Pfarrei sehr viele arme und bedürftige Menschen befänden, denen er teils durch eigene Kräfte, teils durch andere Mildtätige beizuspringen trachte. *Kranke zu besuchen, und den sterbenden beyzustehen erachte ich meinerseits für eine der größten Pflichten eines Seelsorgers, daher, – wenn sich Kranke in meiner Pfarrey befinden, so besuche ich dieselbe täglich, ich unterrichte, tröste und stärke dieselbe theils mit Vernunftsgründen, theils mit Gründen aus der hl. Schrift, und stehe denselben bey bis an das Ende ihres Hinscheidens.*

Die Christenlehre

Jeden Sonntag und zuweilen auch an den gebotenen Feiertagen erteilte der Pfarrer nachmittags von 1 bis 2 Uhr, teilweise auch bis $\frac{1}{2}$ 3 Uhr in der Pfarrkirche Christenlehre. Eine Unterteilung in verschiedene Gruppen wurde, da es in Honau keine so zahlreiche Jugend gab, hierbei nicht vorgenommen. Die Größeren und die Kleineren waren demnach beieinander versammelt, jedoch so, daß der Unterricht der Größeren aus dem großen und der Unterricht der Jüngeren aus dem kleineren Katechismus erteilt wurde.

Der Lehrstoff für die Kleinen beinhaltete zuerst das Vaterunser, den englischen Gruß, den Glauben in Gott Vater, die Zehn Gebote Gottes und die fünf Gebote der christlichen Kirche.⁴⁵ Diese Themen versuchte Pfarrer Thiebaut den Kindern auf jede nur mögliche, leicht verständliche Art auszulegen, bevor er den Unterricht von Gott und dessen Eigenschaften, von der allerheiligsten Dreifaltigkeit, von der Menschwerdung, von den sieben Sakramenten usw. abhandelte. In der Fastenzeit erteilte er dann den Unterricht von der Beichte und den dazu gehörigen Bedingungen.

Den Unterricht der Größeren erteilte er nach dem bis dato vorgeschriebenen Größeren Straßburger Katechismus. Er fing mit dessen erstem Hauptstück über das Christentum und dessen Kennzeichen an und ging dann von einem Kapitel zum anderen. Nachdem pro Christenlehre ein oder zwei Kapitel ausgelegt wurden, gab er diese Kapitel zum auswendig lernen auf und ließ sie beim nächsten Mal vorsagen. Seine Vorgehensweise schilderte er wie folgt: *Ich gebe in jeder Christenlehre ein oder auch zwey Kapiteln zum auswendig lernen auf, die ich vorher faßlich auslege, ich laße von diesem oder jenem Knabe, oder Mädchen dieselbe auswendig hersagen, oder sozusagen herschnappeln, ich untersuche nun, ob sie von dem hergesagten auch einen Begriff haben, und alsdann lege ich auf eine leicht verständliche Art alles dieses widerum noch einmal selbst aus, und gehe nicht weiter, bis ich sehe, daß die hersagende es auch wirklich begreifen, oder begriffen haben.“*

Die Kleinen besuchten nach Aussage von Pfarrer Thiebaut die Christenlehre fleißig, da er sie streng dazu anhielt. Die Erwachsenen, noch nicht verheirateten Personen beiderlei Geschlechts, erschienen zwar auch fleißig, da er sie hierzu durch Geldstrafen anhielt, doch versuchte sich durchaus der eine oder andere von der Christenlehre frei zu machen, besonders diejenigen, die beim Militär waren und nur zu Besuch zuhause waren.

Rund um die Kirche und Gottesdienst

Aus den weiteren Ausführungen ist ersichtlich, daß Pfarrer Thiebaut, soweit er nicht durch Krankheit oder andere Umstände daran gehindert wurde, jeden Sonntag und an den gebotenen Feiertagen einen Gottesdienst mit Predigt hielt, und zwar morgens um 9 Uhr. Während der Fastenzeit hielt er dabei katechistische Reden, ansonsten Abhandlungsreden bzw. Reden mit Einteilungen samt Epilog.⁴⁶ Während der sonn- und feiertäglichen Gottesdienste gab es Choralgesang, hin und wieder wurde auch eine deutsche Messe gesungen. An den Werktagen und an den abgesetzten Feiertagen wurde in Honau nur eine hl. Messe gelesen, sonst gab es nichts. Diese Tatsache und die Auskunft, daß die Leute nicht an den abgesetzten Feiertagen festhielten, sondern an diesen Tagen ihrer Arbeit nachgingen, da sie sehr wohl über den Unterschied zwischen den gebotenen und den nicht gebotenen Feiertagen unterrichtet seien, wurde vom Visitator sicherlich positiv aufgenommen. Die Fest- und Fasttage und die Vorabende wurden jeweils nach der Predigt verkündigt, weltliche Verkündigungen gab es hingegen in der Kirche nicht.

An Samstagen und an den Vorabenden der Festtage wurde niemals Vesper und an Sonn- und Feiertagen keine Leichen-Officien gehalten. Jeden Sonntag und an den hohen Festtagen applicierte Pfarrer Thiebaut die Messe für seine Pfarrkinder, das heißt, daß er für diese Tage keine Stipendien für Meßintentionen annehmen durfte. Dieser Vorgehensweise liegt eine Regelung zugrunde, die auch heute noch gilt.

Natürlich saßen die beiden Geschlechter in der Honauer Kirche voneinander getrennt. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung während der Gottesdienste hatte der Heiligenpfleger⁴⁷ die Kinder zu beobachten, während auf der Empore ein *Kirchenrührer* die ledigen Burschen überwachte.

Prozessionen waren damals an jedem Monatssonntag, jeden Muttergottes-tag, in der Kreuzwoche, am Markustag, an Fronleichnam und am Patrontag (Michaelstag) üblich. Pfarrer Thiebaut bescheinigte dem gläubigen Volk, daß es die Prozessionen jedesmal mit Andacht begleiten würde und daß

kein Mißbrauch obwalte. Wallfahrten waren hingegen in der Pfarrei gar nicht üblich. Nur selten, und zwar bei Hochzeiten und bei Leichenbegräbnissen, war das *Opfergehen um den Altar herum* in Gebrauch.⁴⁸ Obwohl es bei den genannten Anlässen zweimal während des Gottesdienstes praktiziert wurde, war der Ertrag, das Opfergeld, absolut unbedeutend. Der Mesnerdienst, von Pfarrer Thiebaut mit dem Begriff *Sakristandienst* bedacht, war mit dem Schullehrerdienst verbunden; die Besoldung des Sakristans erfolgte ausschließlich durch die Gemeinde.

Über die Spendung der Sakramente

Pfarrer Thiebaut gab an, daß es in Honau eine wohlunterrichtete und in gutem Ruf stehende Hebamme gab, die er regelmäßig über die Taufe unterwies. Bei den Taufen, die immer in der Kirche vorgenommen wurden, sobald der Vater das zu taufende Kind anzeigte, waren *nur ein Pfetter und eine Göttel dabey, und keine Evangelischen*. Gleich anschließend trug Pfarrer Thiebaut das Jahr und den Tag der Geburt und der Taufe, Name und Zuname des Kindes, der Eltern, sowie *Pfetter und Göttel* in das Taufbuch ein. Einen Taufschein stellte er allerdings gemäß der staatlichen Vorgaben niemals ohne entsprechenden Erlaubnisschein der *respectiven Behörde* aus.

In Bezug auf das Sakrament der Firmung sah es nicht so gut aus, da in Honau und in den benachbarten Pfarreien seit 1791 keine solche mehr durchgeführt worden war. Zur heiligen Kommunion wurden die Knaben im vierzehnten und die Mädchen im dreizehnten Lebensjahr zugelassen, anschließend wurde diese bis zum sechzehnten Lebensjahr alle sechs Wochen vorgenommen. Die Erstkommunion versuchte man jeweils mit aller nur möglichen Feierlichkeit zu gestalten, sie wurde mit vorhergehender Predigt und Anrede an die Kommunikanten, mit einem Hochamte, Te Deum und Läuten aller Glocken begangen.

An jedem ersten Sonntag im Monat, an jedem Muttergottestag und an jedem Festtag war Kommunion, wozu die Pfarrkinder vom Pfarrer angehalten wurden. Zur Vorbereitung wurde an diesen Tagen und am ersten Samstag des Monats Beichte gehört. Mittags um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr wurde mit den Glocken ein Zeichen zur Beichte gegeben und ab 3 Uhr saß der Pfarrer dann im Beichtstuhl. Bei starkem Andrang hörte er dann auch noch an den Sonn- und Festtagen morgens ab 6 bzw. 7 Uhr Beichte. Ab dem siebten bzw. achten Lebensjahr, *jenachdem das Vernunftslicht hervorleuchtet*, wurden die Kinder zur Beichte zugelassen, nachdem sie zuvor durch Lehrer und Pfarrer entsprechend unterrichtet und examiniert worden waren. Ferner wurden vor der österlichen Zeit die Erwachsenen im geistlichen Unterricht über die Artikel der Beichte und Kommunion unterwiesen. An-

schließlich mußten zuerst die erwachsenen ledigen Knaben am Passionssonntag, die erwachsenen ledigen Mädchen am Palmsonntag, die Verheirateten beiderlei Geschlechts am Mittwoch vor dem Gründonnerstag sowie am Ostersonntag und Ostermontag die fremden Auswärtigen und am Osterdienstag die zuhaus krank Liegenden ihre österliche Beichte und Kommunion verrichten. Diese Vorgehensweise wurde jedes Jahr acht Tage zuvor öffentlich im Gottesdienst verkündet. Während der österlichen Zeit erhielt jeder Kommunikant einen gedruckten Kommunionzettel, der am Weißen Sonntag im Pfarrhaus abzugeben war, wo der Pfarrer ein Verzeichnis führte, um die Einhaltung der Osterpflicht zu überwachen.

Üblich war es, das Sanctissimum, also das Allerheiligste, jeden ersten Sonntag im Monat, jeden Muttergottestag, dort jedoch nur während des Amtes, am Patronstag, am Fronleichnamfest und dessen Octav hindurch sowie am Bernhardusfest⁴⁹ in der Monstranz auszusetzen. Im Weißkelch⁵⁰ wurde das Allerheiligste zweimal in der Woche während der Fastenzeit sowie am Gründonnerstag und am Karfreitag den ganzen Tag hindurch ausgesetzt. An gewissen Festen wurde vor und nach dem Amt bzw. vor und nach der Vesper, und an Fronleichnam an den 4 Altären mit dem Venerabile⁵¹ der Segen erteilt. Sechsmal im Jahr wurde eine Hostie für *das Allerheiligste* konsekriert, das viermal im Jahr purifiziert⁵³ wurde. Am Gründonnerstag und am Karfreitag wurden Betstunden zur Anbetung des Altarsakramentes abgehalten, während derer der Rosenkranz und eine Litanei gebetet wurden.

Acht Tage vor einer Vermählung führte der Pfarrer mit den Brautleuten ein Gespräch über den Glauben, Gott und dessen Eigenschaften, über die sieben Sakramente, speziell jedoch über Beichte, Kommunion und *von der Ehe und dessen Schuldigkeiten*. Die Verkündigung des Aufgebotes fand dann in der Regel während des Sonntagsgottesdienstes statt; nach Ablauf von 24 Stunden wurde dann die *Copulation*⁵⁴ am darauffolgenden Montag vorgenommen.

Zum Schluß der Ausführungen *In Hinsicht des Gottesdienstes* ist zu erfahren, daß es in Honau niemals üblich war, das Wetter zu *benedicieren*, also einen Wettersegen vorzunehmen. Aufgrund einer großherzoglichen Verordnung war es zum Zeitpunkt der Visitation auch nicht mehr erlaubt, bei Gewitter mit den Glocken zu läuten. Die von Pfarrer Thiebaut diesbezüglich verwendeten Formulierungen lassen allerdings den Schluß zu, daß das Gewitterläuten bis zu diesem Verbot durchaus üblich war. Interessant ist, wie der Pfarrer von Neusatz die entsprechende Frage beantwortete: *Ehe dessen ist noch beim Anfang, in der Mitte und zu Ende des Gewitters nur zum Gebet geläutet worden, jetzt aber da die Weltliche zu beherrschen ha-*

ben, so ist auch dieser löbliche Gebrauch erst dieses Jahr für ganz abgestellt worden.

Über die Schule

Die Fragen nach der Schule konnte Pfarrer Thiebaut nur teilweise beantworten, da der Schuldienst zum Zeitpunkt der Visitation seit 8 Wochen vakant war.⁵⁵ Er gab jedoch an, daß sich die Schulkinder zur Winterszeit täglich zweimal und zur Sommerszeit einmal, und zwar morgens in der Frühe, versammelten. Das Schuljahr dauerte jeweils vom 2. November bis zum 1. Oktober des Folgejahres. Die Kinder wurden in ihrem *halbsiebenden Jahr* zur Schule geschickt und aus dieser in der Regel in ihrem vierzehnten bzw. bei Mädchen bereits in deren dreizehnten Jahr wieder entlassen. Auf die Einhaltung der Schulpflicht wurde streng geachtet, Versäumnisse wurden beim ersten Mal mit einer Strafe von einem Schilling,⁵⁶ das zweite Mal mit einer Strafe von zwei Schilling usw. geahndet. Die Kinder wurden in der Schule nach dem Geschlecht voneinander getrennt und innerhalb der Geschlechter nochmals nach Alter und Fortgang in gewisse Klassen unterteilt. Diese Klasseneinteilung nahm in Honau der Lehrer unter der Aufsicht des Pfarrers vor. Da der Schullehrer vom Landesherr berufen wurde, mußte er dem Pfarrer kein Glaubensbekenntnis ablegen. Mit Hilfe eines Stöckleins und einer Rute wurde die kleinere Jugend, nach Aussage von Pfarrer Thiebaut *jedoch sehr selten*, vom Lehrer bestraft.

Mit den Angaben, daß man um die Gesundheit der Schulkinder zu erhalten die Schule reinlich halte, regelmäßig gesunde Luft hineinlasse und diese ausräuchere,⁵⁷ enden die Ausführungen zu diesem Thema. Insgesamt ergeben die einzelnen Mosaiksteinchen ein ganz passables Bild der schulischen Situation in Honau. Dieses Bild wird abgerundet, wenn man zur Kenntnis nimmt, welchen Eindruck der Visitor generell über die Schulen im Dekanat Ottersweier gewann: *Die Schulen in diesem Kapitel sind alle in sehr guter Ordnung. Die Großh. Regierung des Mittelrheins zeichnet sich sehr darum vor der Regierung des Oberrheins aus. Die Schulversäumnisse der Kinder werden gestraft, die nöthigen Bücher und Schulrequisiten werden angeschafft, die Pfarrer zum Schulbesuche genöthigt. Auch werden überall Prämien⁵⁸ ausgetheilt.*

Über die Sitten

Wie bereits erwähnt, hatte Pfarrer Thiebaut im Jahr 1808 in Honau 262 Seelen zu betreuen, wozu noch die Katholiken kamen, die sich als Dienstboten in den *umliegenden zwölf evangelischen Ortschaften* aufhielten.⁵⁹ Zwar gab es im Pfarrort selbst keine Evangelischen, doch war man *hier zu*

Land sehr Tolerant, und dieses umso mehr, da um Honau herum lauter evangelische Ortschaften seyen. Auf die Frage nach Gelegenheiten zur Sittenverderbnis theilte Pfarrer Thiebaut mit, daß er von solchen nichts wisse, und mußte gewißhaft gestehen und sagen daß die Unzucht wenig, oder gar nicht hier herrscht, zumal es in Honau nur eine Handvoll lediges Volk gebe. Dort wo er jedoch etwas dergleichen bemerke, greife er sofort mittels Gewissenslehren, Warnungen und Kirchenstrafen durch und versuche, das Übel gleich im Keim auszurotten. Ferner trage er jede nur mögliche Vorsorge in Bezug auf die Trennung der Kinder beiderlei Geschlechts in Rücksicht der Schlafkammern. Vom Mißbrauch der vermischten Bäder unter der Jugend wußte er ebenfalls nichts. Den Sitten und dem Glauben nachteilige und verbotene Bücher gab es in Honau genauso wenig, wie ihm auch unreine Gesänge und unehrbare Bilder in diesem kleinen Bauern-Örtchen Honau ganz unbekannt waren, zumal er sich alle Mühe gab, daß auswärtige Krämer niemals solche gefährlichen Sachen unter seinen Pfarrkindern ausstreuten.

Weitere Hinweise auf die ärmlichen Verhältnisse im Dorf können der folgenden Antwort entnommen werden: *Niemand ist hier in Honau dem Müßiggang ergeben, ohnerachtet es hier viele Arme, und auch einige Bettler hat; sie werden alle zur Arbeit angehalten; es ist leider den Armen weder aus der Gemeinde /:sehr klein:/ weder aus irgend einer Stiftung noch sonst vorgesehen, indem gar keine Armenkasse für die Gemeinde Honau gestiftet ist; das Pfarramt hat keine Beschreibung oder Verzeichnis der Armen, sonst müßte er das ganze Örtchen Honau aufzeichnen.*

Auf die Frage, wie er gegen verschiedene abergläubische Sachen vorgehe, gab Pfarrer Thiebaut die folgende Antwort: *Hier in Honau weis man nicht das mindeste von verborgenen Plätzen, von Handwahrsagerey, Zauberey, Gauklerey, und folgsam habe ich es zu gut, solche Sachen auszurotten.*

Über die Visitation in Honau

Die Pfarrei Honau wurde von Dekan Burg in Begleitung des Erzpriesters⁶⁰ Franz Joseph Merkel⁶¹ von Fautenbach visitiert. Auch wenn Burg die wissenschaftliche Bildung des Honauer Pfarrers nicht allzu hoch einschätzte, so lobte er doch dessen Eifer in der Seelsorge und zeigte ihm auf, wie er den Gottesdienst sachte umgestalten und an den der evangelischen Nachbarn angleichen könne. Gleichzeitig ermahnte er ihn, sich stets bewußt zu sein, daß er, aufgrund der Lage der Pfarrei inmitten einer protestantischen Umgebung, als Vorbild aufzutreten habe. Hiermit wollte Dekan Burg auch zum Ausdruck bringen, daß man in einer solch exponierten Pfarrei den Anhängern der anderen Konfession gegenüber nicht als Eiferer auftreten solle.

Actum Honau den 15. Oct. 1808 Coran Visitatione Eppali.

Auf die vorgelegten Fragen erinnert die bischöfliche Visitation, daß sich H. Pfr. Thiebaut mit doppeltem Eifer die Pflichten seines Berufes möge angelegen seyn lassen, weil er mitten unter den Protestanten wohnt, und in allen seinen Verrichtungen und seinem ganzen sittlichen Betragen von ihnen beobachtet wird. Er verbinde mit jedem Gottesdienst das Wort Gottes, mache die öffentliche Liturgie so erbaulich und verständlich als möglich, und suche durch seinen höchst bescheidenen Wandel zu zeigen, daß er eben so fern von inhumaner Ro[h]heit, und beleidigender Streitsucht, als Gleichgiltigkeit über die Irrthümer sey. Vor allem glühe Gottesfurcht in seinem Herzen, um es nie zu vergessen, daß fremde⁶² Augen auf ihn gekehrt sind.

*Burg Visitor Eppaly.
Merkel Erzpstr.*

Schlußbemerkung

Für die damaligen Verhältnisse war es eine gewaltige Leistung, in kürzester Zeit die Pfarreien dreier Dekanate zu visitieren. Die mit den Visitationen zusammenhängenden Anstrengungen wurden jedoch voll gerechtfertigt. Aufgrund der guten Vorbereitung und der exakten Auswertungen konnte sich die geistliche Regierung in Konstanz nämlich ein genaues Bild der Situation in ihrem neuen Verwaltungsbereich machen. Bereits im Februar des Jahres 1809 erteilte sie auf der Grundlage dieser Erkenntnisse die ersten Anweisungen, was in den drei Dekanaten Lahr, Offenburg und Ottersweier zu ändern sei. Und im gleichen Jahr wurde der Visitor Burg auf die Pfarrei Kappel a. Rh. versetzt und zum bischöflichen Kommissar für den straßburgischen Bistumsanteil ernannt. Dies zeigt, wie sehr man mit seinen Leistungen und seinem Einsatz zufrieden war. Auf der Grundlage seiner Ermittlungen wurde ein Prozeß eingeleitet, die Seelsorge zu vereinheitlichen, d.h. die bisher nicht zum Bistum Konstanz gehörenden Pfarreien entsprechend den Konstanzer Verhältnissen zu reformieren. Mit der Gründung des Erzbistum Freiburg im Jahre 1827 vereinigten sich dann die Wege der einstmals zu unterschiedlichen Bistümern gehörenden Pfarreien endgültig, doch dauerte es noch etliche Jahrzehnte, bis die Auseinandersetzungen zwischen den „aufgeklärten“ Geistlichen, die sich an der modernen, bürgerlich dominierten und vorherrschenden Kultur orientierten, und jenen, die sich an das von der römischen Amtskirche vertretene religiös-kulturelle Deutungssystem hielten, der Geschichte angehören sollten.

Anmerkungen

- 1 Quelle: Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Generalia Bistum Konstanz, Signatur A 1/1285 (Rubrik: Straßburger Bistumsgebiet, Betreff: Beilage zur A 1/1281: Dekanat Ottersweier). Zitate aus dieser Quelle erfolgen unter Beibehaltung der alten Schreibweise und Interpunktion, sie werden in *kursiver Schrift* wiedergegeben.
- 2 Zur Geschichte dieses Gebietes siehe Hermann Schmid in *Badische Heimat* 1980, Heft 3: „Der rechtsrheinische Teil der Diözese Straßburg in den Jahren 1802–1808“ und in *Freiburger Diözesanarchiv* 107 (1987), S. 45–75: „Der diesseitige Teil der Diözese Straßburg nach der Großen Revolution (1791–1827)“.
- 3 Wessenberg, Ignaz Heinrich Freiherr von, geb. 4. 11. 1774 in Dresden, geweiht 9. 9. 1812 in Fulda, gest. 9. 8. 1860 in Konstanz.
- 4 Die Bezeichnungen Dekanat und (Stadt- oder Land-)Kapitel werden vielfach (auch in den hier ausgewerteten Visitationsunterlagen und in kirchlichen Erlassen dieses Jahrhunderts) gleichbedeutend gebraucht. Das Dekanat ist jedoch ein Verwaltungsbezirk, also eine nicht rechtsfähige Einrichtung, während das Kapitel eine rechtsfähige Körperschaft des öffentlichen Rechts ist, die durch das Kollegium der Priester eines Dekanates gebildet wird (vgl. Statut für die Dekanate im Erzbistum Freiburg vom 8. 1. 1980 (Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg (ABI) S. 277), zuletzt geändert am 20. 7. 1995 (ABI S. 237)).
- 5 Burg, Dr. Joseph Vitus (eigentlich Joseph Anton, der Name Vitus wurde später als Klostername angenommen), geb. 27. 8. 1768 in Offenburg, geweiht 26. 9. 1791, gestorben 22. 5. 1833.
Auf die Abhandlung von Hubert Wolf, „Staatsbeamter und katholischer Bischof – Joseph Vitus Burg (1768–1833) aus Offenburg zwischen Historiographie und Ideologie“ in *Freiburger Diözesanarchiv* 116 (1996), S. 41–59, wird verwiesen.
- 6 Bereits 1821 erfolgte durch die päpstliche Bulle „Provida sollersque“ die Neuumschreibung der Diözesangrenzen von fünf Bistümern für die Länder Württemberg, Baden (einschließlich Hohenzollern), Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel und Nassau. Zugleich wurde die Bildung der Oberrheinischen Kirchenprovinz mit Metropolitansitz in Freiburg in die Wege geleitet und das Bistum Konstanz aufgehoben. Aufgrund personeller und juristischer Probleme zwischen Rom und Karlsruhe wurde die Errichtung der Erzdiözese Freiburg jedoch erst mit der am 11. 4. 1827 von Papst Leo XII. erlassenen Ergänzungsbulle „Ad dominici gregis custodiam“ gesetzgeberisch abgeschlossen und vollzogen.
- 7 Das Landkapitel Ottersweier wurde durch Erzbischöfliche Verordnung vom 31. 12. 1928 (Anzeigeblatt der Erzdiözese Freiburg 1929, S. 209) aufgehoben. Gleichzeitig wurde die Pfarrei Honau dem bereits bestehenden Landkapitel Offenburg und die Pfarreien Achern, Erlach, Fautenbach, Gamshurst, Großweier, Kappelrodeck, Mösbach, Oberachern, Önsbach, Ottenhöfen, Renchen, Sasbach, Sasbachwalden, Stadelhofen, Tiergarten, Ulm b.O., Wagshurst und Waldulm dem neuerrichteten Landkapitel Achern zugewiesen. Aus den bis dahin ebenfalls zum Landkapitel Ottersweier gehörenden Pfarreien bzw. Pfarrkuratien Altschweier, Bühl, Bühlertal (Untertal) St. Michael, Bühlertal (Obertal) U.L. Frau, Eisental, Herrenwies, Hügelsheim, Kappelwindeck, Lauf, Moos, Neusatz, Neuweier, Ottersweier, Schwarzach, Sinzheim, Söllingen, Steinbach, Stollhofen, Ulm b.L., Unzhurst, Varnhalt, Vimbuch und Weitenung wurde das neuerrichtete Landkapitel Bühl gebildet. Mit Aufhebung des Landkapitels ging auch der Verwaltungsbezirk (Dekanat) Ottersweier unter.

- 8 Zu den Mißständen rechnete man Äußerungen der Volksfrömmigkeit wie Reliquienverehrung, Prozessionen, Bittgänge und Wallfahrten und die damit zusammenhängenden Votivgaben, aber auch Gebetsvereine, Bruderschaften, das laute Rosenkranzbeten während der Messe, Benediktionen wie z.B. den Blasiussegen und weiteres.
- 9 Wolfgang Müller: Christliches Land seit 15 Jahrhunderten. In: Das Erzbistum Freiburg 1827–1977, Freiburg 1977, S. 11–26. Wolfgang Müller: Christliches Land seit 15 Jahrhunderten – Kirchengeschichte am Oberrhein. In: Veröffentlichung des Instituts für Religionspädagogik der Erzdiözese Freiburg, Freiburg 1988, S. 1–22.
- 10 Damals zur Diözese Speyer gehörig.
- 11 Damals zur Diözese Worms gehörig.
- 12 Würde, anmutig-würdevolles, überlegen-liebenswertes Benehmen.
- 13 Häusler, Kolumban, Bruder des Prälaten von Ettenheimmünster, geb. 24. 11. 1757 in Offenburg, gest. 24. 4. 1818 in Sasbach: Prior des Klosters Schutern, 1804 Pfarrer zu Sasbach bei Achern.
- 14 Bettelorden, bei denen aufgrund des Armutsgelübdes nicht nur die einzelnen Mitglieder, sondern auch der Orden selbst über keinerlei Besitz verfügt.
- 15 Die Patres des Klosters Fremersberg hatten 1753 die Pastoration von Herrenwies-Hundsbach übernommen. Die Aufhebung des Klosters erfolgte sehr spät, nämlich erst am 27. 4. 1826. Ausführliche Abhandlung in „Das Franziskanerkloster Fremersberg bei Baden-Baden“, Badenia 1926.
- 16 Dem am Vorabend des Dreikönigstags (Epiphania, 6. Januar) geweihten Taufwasser wird von der Volksfrömmigkeit eine besondere Wirksamkeit zugesprochen.
- 17 Die Pfarrei Honau war die einzige katholische Pfarrei im Amtsbezirk (Rhein-)Bischofsheim.
- 18 Zum Zeitpunkt der Visitation lebten in Honau ausschließlich Katholiken.
- 19 Zur Baugeschichte der Kirche siehe Michael Rudloff: Aus der Geschichte der Pfarrkirche St. Michael in Honau. In: Ortenau Nr. 96 (1996), S. 537–559.
- 20 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Aktenbestand Oberstiftungsrat/Finanzkammer, Nr. 10952 Kirchen- u. Pfarrhausbau vol. I, 1805–1851.
- 21 Mit Gemeinde ist hier die Kirchspielsgemeinde gemeint.
- 22 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Aktenbestand Oberstiftungsrat/Finanzkammer, Nr. 10959 Kirchengeräte, 1812–1853.
- 23 Im Verlauf des 17. Jahrhunderts, wahrscheinlich infolge des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) und der von 1636–37 wütenden Pest, ging die Pfarrei Honau ein. Die wenigen überlebenden Einwohner wurden damals in die auf dem linken Rheinufer gelegene Pfarrei Wantzenau, die bis 1468 selbst Filiale von Honau war, eingepfarrt. 1730 erfolgte dann, da die Pfarrei Honau wiedererrichtet wurde, die Trennung von Wantzenau.
- 24 In diesem Rechtsstreit, der bis zum Untergang des Deutschen Reiches vor dem Reichskammergericht anhängig war, ging es um die Aufteilung des gemeinsamen Gemeindevermögens zwischen Wantzenau und Honau.
- 25 Das Stiftungsvermögen des Kirchenfonds gehörte nach ursprünglicher Anschauung dem jeweiligen Kirchenpatron (Heiligen), in Honau also dem Erzengel Michael. Von daher stammen auch die Begriffe *Heiligenfond* oder *Heiligenpflege*.
- 26 Kirchenfonds sind nach badischem Staatskirchenrecht rechtsfähige Stiftungen des öffentlichen Rechts, deren Vermögen der örtlichen Kirche zur Bestreitung der Kult- und Baubedürfnisse gewidmet ist. Da die Baupflicht in Honau bereits anderweitig abgedeckt war, hatte der dortige Kirchenfond für den Kulturaufwand (Hostien, Kerzen, Öl für das Ewige Licht etc.) aufzukommen.

- 27 1 Gulden (fl) = 60 Kreuzer (xr); von 1674–1874 in der Ortenau gängige Währung.
- 28 Es wurde die Originalschreibweise übernommen.
- 29 Statt Angaben zum Vermögen des Kirchenheiligen (Kirchenfond) wurden Angaben zu den Einkünften des Pfarrers gemacht.
- 30 Thiebaut, Franz Ambros, geb. 31. 5. 1771 in Ettlingen, geweiht 1796, ein ehemaliger Benediktiner des Klosters Schwarzach.
- 31 Für Jahrtagsmessen.
- 32 Gebühren für kirchliche Handlungen (Taufe, Hochzeit, Beerdigung).
- 33 Der von der Nutznießung eines Gutes zu entrichtende Grundzins hieß Gülte.
- 34 Aus der im Erzbischöflichen Archiv Freiburg (Bestand Finanzkammer, Nr. 10951) verwahrten „Darstellung des Einkommens und Vermögens der katholischen Pfarrpfünde Honau“ aus dem Jahr 1845 ergibt sich, daß der Pfarrgarten eine Größe von 1 Viertel, 65 Quadratruthen und 75 Quadratfuß hatte.
- | | | | | |
|----------------|---|-------------------|---|--------------------|
| 1 Viertel | = | 100 Quadratruthen | = | 900 Quadratmeter |
| 1 Quadratruthe | = | 100 Quadratfuß | = | 9 Quadratmeter |
| 1 Quadratfuß | | | = | 9/100 Quadratmeter |
- Mit „ $\frac{1}{4}$ Acker“ ist demnach die Flächenmaßeinheit „Viertel“ gemeint, = $\frac{1}{4}$ Morgen = 9 ar.
- 35 Nach dem Lichtenauer Maß, das auch in Honau als Fruchtmaß galt, wurde die glatte Frucht nach 1 Viertel zu 6 Sester (gleich 115,698 Liter nach heutigem Maß) berechnet. Bei der rauhen Frucht umfaßte 1 Viertel hingegen 7 Sester, was 134,981 Liter nach heutigem Maß ausmachte.
- 36 In der im Erzbischöflichen Archiv Freiburg verwahrten Kartei der verstorbenen Diözesanpriester wurde der Honauer Pfarrer Thiebaut mit den Vornamen „Wilhelm Arbogast“ erfaßt. In den Unterlagen zur Visitation gibt Pfarrer Thiebaut jedoch eindeutig „Ludwig“ als Vornamen an. Nach den Angaben auf Seite 246 im Freiburger Diözesanarchiv (FDA) 12/1878 gab es im Kloster Ettenheimmünster sowohl einen Pater Ludwig Thiebaut als auch einen Pater Arbogast Thiebaut. Demnach stellt sich die Frage, ob hier evtl. eine Verwechslung vorliegt. Weiteren Aufschluß bietet jedoch der erste für die Freiburger Diözesanpriester erschienene Nekrolog (FDA 17/1885), in dem klargestellt wird, daß es sich bei Ludwig und Arbogast Thiebaut um *eine* Person handelt. Dies bestätigen auch die Angaben von Hermann Schmid in „Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811“ (Teil 2), in: FDA 99/1979, S. 173–375, und in „Der Untergang des Benediktiner-Stifts Ettenheimmünster 1802/03“ in: Die Ortenau, 62/1982, S. 112 ff.
- 37 Franz Michael Schirrmann, geb. ca. 1731–33, gest. 12. 4. 1809 Bühlertal, beerd. 14. 4. 1809 Bühlertal.
- 38 Für dieses Einkommen mußte der Pfarrer auf seine Pension verzichten.
- 39 Einen weiteren Vikar bezahlte der Pfarrer von seiner Pension.
- 40 Hermann Schmid macht in Die Ortenau, Nr. 62/1982 (vgl. Literaturhinweis in Fußnote 36), über Arbogast Thiebaut die Bemerkung, daß sich jener in den Staatsakten dadurch verewigt habe, daß er die Domänenverwaltung jahrelang mit Pensionserhöhungsgesuchen bombardierte.
- 41 Wegen des Vornamens wird auf Fußnote 36 verwiesen.
- 42 Diese Anmerkung zeigt, daß Visitor Burg keine hohe Meinung von der wissenschaftlichen Bildung und Auffassungsgabe des Honauer Pfarrers hatte, galten seinerzeit doch die Elsässer (und auch deren Klerus) als verhältnismäßig ungebildet.
- 43 Pfarrer Thiebaut gibt im Bogen zur *Beantwortung der von Einem hochfürstlichen Erzbischöflichen General Vicariat von Constantz vorgestellten Fragen* an, daß er bis den 21. October 1808 40 Jahr alt ist.

- 44 Arbogast [Ludwig] Thiebaut kam 1806 als Pfarrverweser nach Honau und wurde 1807 in die Pfründe eingewiesen, d.h. zum Pfarrer bestellt. 1818 wechselte er auf die Pfarrei Ulm bei Lichtenau. Er verstarb am 23. 8. 1854.
- 45 Die Kirchengebote lauten:
1. Du sollst die Feiertage halten!
 2. Du sollst alle Sonn- und Feiertage die hl. Messe mit Andacht hören!
 3. Du sollst die gebotenen Fast- und Abstinenztage halten!
 4. Du sollst wenigstens einmal im Jahre deine Sünden beichten!
 5. Du sollst wenigstens einmal im Jahre und zwar in der österlichen Zeit die hl. Kommunion empfangen.
- 46 Epilog = Schlußwort.
- 47 Der Kirchenfondrechner, dessen Amt in Honau bis 1818 im jährlichen Wechsel und seither auf längere Zeit vergeben wurde.
- 48 Bei Begräbnissen hielt sich dieser, als Tumbaopfer bekannte Opfergang bis nach dem II. Vatikanischen Konzil.
- 49 Bernhard von Baden, Patron des Großherzogtum Baden.
- 50 Hostienkelch, Ziborium.
- 51 Allerheiligstes.
- 52 Hier im Sinn von „für die Monstranz“.
- 53 Reinigung.
- 54 Veraltet für Trauung.
- 55 Seit 1797 war Valentin Wahle als Schulmeister in Honau tätig. Im Spätjahr 1808 wurde er durch den Schullehrer Johann Joram abgelöst, der allerdings nur bis 1809 in Honau wirkte.
- 56 1 Schilling (ß) = 12 Pfennig = 24 Heller; 1 Gulden = 60 Kreuzer = 120 Pfennig = 10 Schilling.
- 57 Zur Bekämpfung von Ungeziefer.
- 58 Gemeint sind Preise für die Klassenbesten.
- 59 Welche 12 Ortschaften Pfarrer Thiebaut meinte, läßt sich nicht genau feststellen.
- 60 Mit Erzpriester (Archipresbyter) wurde der „erste“ Priester eines Kapitels bezeichnet (heutige Bezeichnung: Dekan).
- 61 Merkel Franz Joseph, geb . 28. 8. 1751 Offenburg, geweiht 1. 6. 1776, gest. 28. 5. 1834 Fautenbach, seit 1786 Pfarrer von Fautenbach.
- 62 Das Wort „fremde“ wurde durchgestrichen und durch das Wort „da“ ersetzt. Die Farbe der Tinte legt die Vermutung nahe, daß Erzpriester Merkel diese Änderung angebracht hat. Gemeint sind wohl nicht die Augen der evangelischen Nachbarn, sondern die Augen Gottes.

„. . . die Wohltath einer Postverbindung zu gewähren.“

Zur Entwicklung der Postverbindungen im Oberen Kinzigtal
zwischen 1806 und 1871

Michael Eble

Nachrichten übermitteln – mit neuesten Technologien . . . Briefe und Pakete versenden – per Bahn oder auf der Straße . . . Poststellen in Gemeinden – eröffnen und schließen . . . Bushaltestellen und Bahnverbindungen – im Öffentlichen-Personen-Nahverkehr (ÖPNV) . . . Trassenführungen und Varianten – von Neubaustrecken . . . Frachtpostzentrum 77 in Lahr . . . Briefpostzentrum 77 in Offenburg . . . Nachtpostflüge auf dem Flugplatz Lahr – ja oder nein . . . Ortsumgehungen und Tunnelbauten . . .

. . . die Planung und Gestaltung von Verkehrsverbindungen sind durch ein Bündel von Wünschen, Vorstellungen und Interessen geprägt – die tägliche Berichterstattung in den Medien führt die Auseinandersetzungen darüber immer wieder vor Augen. In den letzten Jahren des 20. Jahrhunderts ist dies nicht anders, als es in früheren Jahrhunderten der Fall war. Die Entwicklung der Postverbindungen im Oberen Kinzigtal im 19. Jahrhundert gibt hiervon Zeugnis. Die nachfolgenden Ausführungen sollen hierüber näheren Aufschluß geben.

Neu ab 01. Mai 1837:

Zwischen Schiltach und Hausach wird eine tägliche Briefpost und eine wöchentlich 2malige Postwagensverbindung durch die Großh. Posthalterei Hausach und zwischen Schiltach und Alpirsbach eine wöchentlich dreimalige Briefpostverbindung durch die Königlich Würtemb. Postanstalt zu Alpirsbach unterhalten, . . . – so steht es im ersten Dienstvertrag zwischen der Großherzoglichen OberPostDirection in Karlsruhe und dem Engelwirt Isaac Wolber zu Schiltach vom 17. (Schiltach) / 25. (Karlsruhe) März 1837.¹ Damit ist die erste regelmäßige Postverbindung durch das Obere Kinzigtal eingerichtet. Mit dem gleichen Tag werden in Wolfach und Schiltach Großherzoglich Badische Postexpeditionen eröffnet. Eine durchgehende Postverbindung durch das Kinzigtal zwischen Offenburg und Freudenstadt war installiert – wobei zunächst zwischen Schiltach und Alpirsbach noch keine Personenbeförderung möglich war.

Zähe Verhandlungen waren vorausgegangen. Zahlreiche Probleme – und was als solche erachtet wurde – mußten einer Klärung zugeführt werden. Fragen der Verkehrsentwicklung, wirtschafts- und sozialpolitische Überlegungen waren dabei in den Blick genommen worden. Sie werden hier dargestellt für den badischen Teil des Oberen Kinzigtals zwischen Hausach und Schenkenzell und die örtlichen Verhältnisse in Schiltach und Schenkenzell. Dazu kommen die grenzüberschreitenden Regelungen mit der württembergischen Post in Alpirsbach und Schramberg. Der zeitliche Rahmen spannt sich von der Bildung des Großherzogtums Baden im Jahre 1806 bis zum Übergang der badischen Post auf die mit der Reichsgründung 1871 neu geschaffenen Deutschen Reichspost.

Das Kinzigtal – ein Verkehrsweg durch den Schwarzwald

Lange vor der Einrichtung regelmäßiger Postverbindungen im 19. Jahrhundert war das Kinzigtal ein bedeutender Verkehrsweg zwischen dem Oberrhein und den Gebieten an Neckar und Donau. 74 n. Chr. bauten die Römer die Straße durch das Kinzigtal zwischen Argentorate/Straßburg und Arae Flaviae/Rottweil – als direkte Verbindung zwischen ihren linksrheinischen Gebieten in Gallien und denen in Obergermanien. Zwischen Schiltach und Schenkenzell führte diese Straße aus dem Kinzigtal durch das Kaibachtal hinauf auf die Paßhöhe am Brandsteig (Gemeinde Schenkenzell). Von dort aus weiter zum Kastell Waldmössingen und nach Rottweil. Bedeutende Funde belegen den Standort der römischen Straßenstation auf dem Brandsteig.² Aus Herrscheritineraren des 9.–11. Jahrhunderts können auf dem gleichen Wege Reiserouten durch das Kinzigtal nachvollzogen werden.³ Die von Schiltach ausgehende „Alte Rottweiler Straße“ war in späteren Jahrhunderten gleichfalls eine wichtige Querverbindung zwischen dem Rheintal und dem Oberen Neckarraum. Der heutige Schiltacher Marktplatz hat sich aus der Straßengabelung von Kinzigtal- und Rottweilerstraße entwickelt. Die Gründung der Stadt verdankt sich diesem wichtigen Durchgangspunkt für Handel, Gewerbe und Reisende.⁴

Landkarten aus dem 17. und 18. Jahrhundert belegen mit Straßen und Postrouten durch das Obere Kinzigtal die Bedeutung dieses Verkehrsweges.⁵

Zwischen Rhein und Neckar – Postrouten durch den Schwarzwald

Im Verkehrsschatten liegt das Obere Kinzigtal bei Gründung des Großherzogtums Baden im Jahre 1806. Die Post-Routen mit regelmäßigen Verbindungen durch den Schwarzwald nehmen andere Wege.

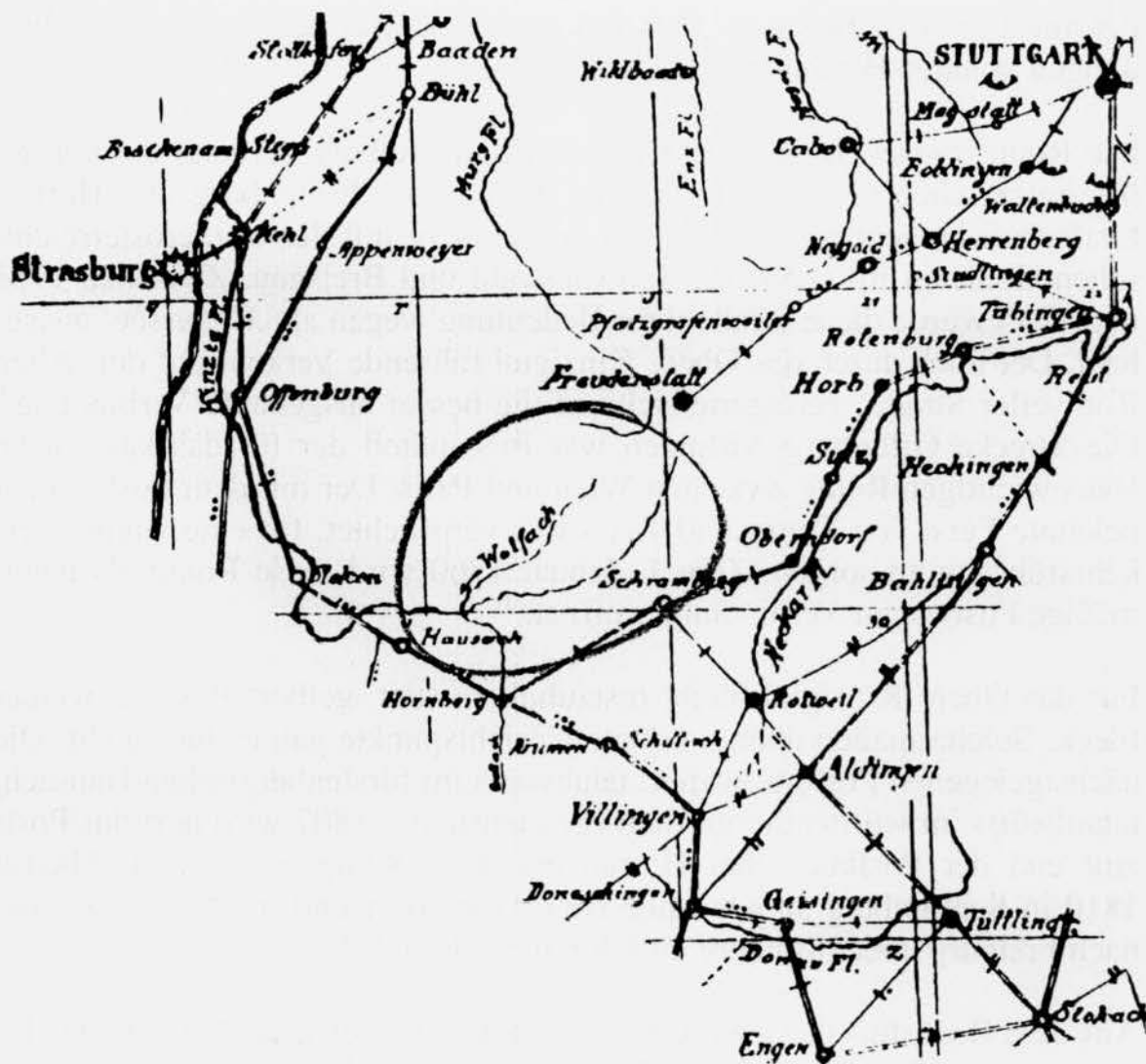


Abb. 1: Statt ‚Gelber Post‘ ein weißer Fleck im Oberen Kinzigtal – Ausschnitt aus der badischen Postroutenkarte von 1810.

Querverbindungen zwischen der Hauptroute im Rheintal von Frankfurt nach Basel und der Linie von Stuttgart/Cannstatt durch das Neckartal und weiter nach Schaffhausen in die Schweiz gab es:

- zwischen Stuttgart und Freiburg im Breisgau: über Oberndorf–Schramberg–Föhrenbühl–Hornberg durch das Elztal;⁶
- zwischen Offenburg und Villingen: über Hausach–Hornberg durch das Schwanenbach-/bzw. Reichenbachtal über Krumm-/Langenschiltach.⁷

Verknüpft waren die beiden Routen in Hornberg – was dem Ort entsprechende Bedeutung verschaffte. Auf diesen regelmäßigen Post-Verbindungen wurden Briefe, Gepäckfracht und Bargeld nach einem festen Fahrplan

befördert – durch Boten zu Fuß und zu Pferde. Bei den Postwagenverbindungen konnten Personen mitreisen.⁸

Die Route zwischen Stuttgart/Cannstatt und Freiburg verband die vorderösterreichischen Gebiete am Oberen Neckar um Rottenburg und Horb – Grafschaft Hohenberg – sowie um Schramberg mit den vorderösterreichischen Gebieten im südlichen Schwarzwald und Breisgau. Zwischen 1783 und 1785 wurde diese Straße ihrer Bedeutung wegen als ‚Chaussee‘ ausgebaut. Der noch durch das Obere Kinzigtal führende Verkehr auf der ‚Alten Rottweiler Straße‘ verlagerte sich auf die besser ausgebaute Verbindung.⁹ Die Strecke Offenburg–Villingen war Bestandteil der für das kaiserliche Haus wichtigen Route zwischen Wien und Paris. Der mit dem Postverkehr belehnte Fürst von Thurn und Taxis war verpflichtet, für eine zügige Verkehrsführung zu sorgen. Zum 1. Januar 1760 wird diese Route als regelmäßige Postwagen-Verbindung eröffnet.¹⁰

Für das Obere Kinzigtal bleibt festzuhalten: statt ‚gelber‘ Post ein weißer Fleck. Solchermaßen übergeordnete Gesichtspunkte gab es hier nicht. Die nächstgelegenen Postorte waren: talabwärts im fürstenbergischen Hausach, talaufwärts im württembergischen Freudenstadt – 1807 wird dort das Postamt und der Postkurs über Herrenberg nach Stuttgart errichtet. Ebenso 1810 in Schramberg an der Linie nach Oberndorf und ins Neckartal bzw. nach Freiburg über Hornberg und durch das Elztal.¹¹

Aus dem Bedürfnis der jeweils Herrschenden, Postdienste als wichtiges Instrument von Politik und Verwaltung innerhalb und außerhalb der eigenen Grenzen zu nutzen, vollzieht sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Wandel hin zu staatlichen Organisationen für Nachrichtenübermittlung, Frachtverkehr und Warentransport sowie Reisen auch über große Entfernungen. Ein intaktes Straßennetz, feste Postorte mit Personal und den notwendigen Einrichtungen an Unterkünften, Lagerraum und Stallungen waren Voraussetzung für einen fahrplanmäßigen Postverkehr. Im Oberen Kinzigtal hing die Entwicklung der Postverbindungen entscheidend ab von den besonderen Verhältnissen im badisch-württembergischen Grenzgebiet.

1806 bei Bildung des Großherzogtums wurden die fürstenbergischen Gebiete um Schenkenzell und Wolfach badisch. Die von Süden an die Kinzig angrenzenden Gemarkungen von Schiltach, Kirnbach und Gutach waren Teil des württembergischen Oberamtes Hornberg. Hausach, bis dahin fürstenbergisch, wurde wiederum badisch. Weiter talaufwärts erreichte man – an Schenkenzell angrenzend – auf Alpirsbacher Gemarkung wieder württembergisches Territorium. Das an Schiltach angrenzende Schramberg

gehörte bis zur staatlichen Neuordnung zu den vorderösterreichischen Landen.

Zu den eher schlechten Straßenverhältnissen und der – auch verkehrsbedingten – wirtschaftlichen Randlage für Handel und Gewerbe kamen im geographischen Verlauf des Tales mehrfach wechselnde Herrschaftsbereiche hinzu. 1810 erfolgte ein umfangreicher Gebietsaustausch zwischen Baden und Württemberg. Ein Tauschobjekt: das württembergische Oberamt Hornberg wird mit seinen Gemeinden Teil des Großherzogtums Baden. Für das Obere Kinzigtal eine nicht unwesentliche Voraussetzung für die weitere Entwicklung von regelmäßigen, durchgängigen Postverbindungen. Wenngleich diese noch weitere 27 Jahre auf sich warten lassen sollten.

„. . . die Wohltath einer Postverbindung zu gewähren.“

1827 nimmt ein Brief mit der Post von Hausach im Kinzigtal nach Alpirsbach im Kinzigtal den folgenden Weg: von Hausach auf dem Kaiserl. Reichspostkurs nach Hornberg; von dort aus geht es auf die Strecke über den Fohrenbühl hinunter nach Schramberg und weiter nach Oberndorf am Neckar. Hier gibt es – 1827 neu eingerichtet – eine Postverbindung über Alpirsbach nach Freudenstadt. Bei 24 km direkter Distanz auf dem Weg durch das Kinzigtal nimmt dieser Brief – und auch alle andere Post sowie die Reisenden auf diesem Weg – einen Lauf über ca. 70 km, nahezu den dreifachen Weg.¹²

Orte wie Schiltach und Wolfach, die noch über keine feste Posteinrichtung verfügen konnten, mußten sich mit privaten Boten und Fuhren behelfen oder sich aber der Amts- und Gemeindeboten bedienen. Hierfür gab es weder einen festen Fahrplan noch verbindliche Fracht- und Portosätze für die Bezahlung der Botendienste. Mit der 1827 errichteten Postverbindung zwischen Freudenstadt und Oberndorf a.N. über Alpirsbach erreicht erstmals eine regelmäßige Postverbindung das Obere Kinzigtal – von seinem württembergischen Teil her.¹³ Für Wolfach und Schiltach sollte diese „Wohltath“ noch weitere 10 Jahre auf sich warten lassen. Die Eröffnung der neuen württembergischen Route nimmt der Schiltacher Stadtrat zum Anlaß, bei der badischen Postverwaltung für die Bürger seiner Stadt eine Posteinrichtung zu verlangen.

Die Abschrift des Briefes ist im Schiltacher Stadtarchiv erhalten und schildert eindrücklich die damaligen Verkehrsverhältnisse und die damit verbundenen Benachteiligungen in der Vergangenheit:¹⁴

Copia

Einer Hochpreißlichen OberPostDirection Carlsruhe.

Schon im Monat August 1827 wurde der hiesige Engelwirth Wolber beauftragt bey Einer Hochpreißlichen OberPostDirection in Carlsruhe um ein PostEinrichtung Dahierin Schiltach gehorst. nachzusuchen. Er kam mit der mündlichen Nachricht zurück, daß im Mt. Septber. der Herr OberPostRath v. Stoecklan unsere Gegend bereißen und zugleich Einsicht nehmen wolle ob unserem Gesuch entsprochen werden kann. Da nun diese Zeit verfloßen so nehmen wir die Freyheit unser dießfalsiges Gesuch wieder in Erinnerung zu bringen und ganz gehorsamst zu bitten sowohl uns als dem ganzen handelnden Publicum des Breisgaus die Wohltath einer PostVerbindung zu gewähren. Denn die Vortheile, welche uns solche Verbindung zwischen dem Breisgau und dem Würthembergischen SchwarzWalde leisten, sind unverkennbar. Denn wenn man in Betracht zieht, daß durch unregelmäßige Bothen und Gelegenheitsfuhren Briefe und Effecten versandt werden müssen, wenn Briefe und Effecten welche über Freudenstadt laufen nach Oberndorf retour von Oberndorf nach Schramberg und erst von da durch den Bothen zu uns und nach Wolfach (etc.) gehen, wenn Bfe. und Effecten von Lahr und dem übrigen Breisgau nach Freudenstadt (etc.) ebenfalls auf Würthembergischer Routte einem schon unförmigen Gange unterworfen sind. Wenn man dieses versagen will, so kann man sich leicht einen Begriff machen, wie nachtheilig das auf Städte wirken muß – welche beinahe allein ihre Nahrung durch Verkehr und Handel mit dem Auslande suchen müssen. Überhaupt aber ist es keine neue Idee, über hier eine PostVerbindung anzuknüpfen, schon bei Verlegung der Chaussee über Hornberg war Schiltach, vermög der uralten RottweilerHeerStraße, welche über hier führte zum PostVerkehr bestimmt, man machte aber die Sprengung des Hohensteins und anderer Stellen durch übertriebene Kostenüberschläge zur Unmöglichkeit und so wurde uns damals auf ungerechte Weise diese Nahrung entzogen. Diese Hinderniße sind nun durch die zweckmäßigen Verordnungen unseres Herrn Ingenieurs behoben, sodasß die Straße von Hausach nach Alpirsbach in gutem fahrbaren Stande hergestellt ist. Auch ist die Alpirsbacher projectierte PostVerbindung nach Freudenstadt in Wircksamkeit getreten und gehen wöchentlich 2mal eine 2spännige Post Chaise und 2mal BriefPost dahin ab. Da nun nach unsern . . . Ansichten von Seiten Würthemberg keine Hinderniße im Wege liegen und diese Verbindung nun Nutzen gewähren, niemals aber nachtheilig auf das allgemein einwirken, das es bey dem außerordentlichen Zuwachs an Bevölkerung zum großen Bedürfnisse geworden, neue Betriebsamkeit zu . . . öffnen und der Verdienstlosigkeit zu steuern, so hoffen wir unsomehr daß unserm Gesuch gütigst entsprochen werde, und bitten . . . das Postwesen in Schiltach dem Engelwirth Wolber hochgefälligt übertragen zu wollen.

Schiltach den 19ten O.ber 1827

StadtRath

17 Jahre liegt es zurück, daß die württembergischen Schiltacher badische Untertanen wurden. Das Bemühen, eine Gleichstellung mit den früheren Landsleuten einige Kilometer talaufwärts zu erreichen, ist nicht von der Hand zu weisen. Doch diese Bemühungen kommen ins Stocken.

Zwischen den einzelnen Staaten in Deutschland laufen in diesen Jahren intensive wirtschafts-politische Bemühungen, um die Gründung von gemeinsamen Zollvereinen zu erreichen. Handel, Verkehrswesen und Zollbestimmungen sollen übergreifend vereinheitlicht werden. Das Großherzogtum Baden hält sich mit einem Beitritt zu einem Zollverein mit seinen benachbarten deutschen Staaten zurück, weil die Vorteile des Handelsverkehrs mit Frankreich und der Schweiz überwiegen. Hier sind beträchtliche Zolleinnahmen möglich.

1828 beginnen einzelne deutsche Staaten regionale Zollvereine zu bilden – so entsteht auch der ‚Süddeutsche Zollverein‘ als Zusammenschluß der beiden Königreiche Bayern und Württemberg. Die badisch-württembergische Grenze im Oberen Kinzigtal wird somit zu einer hohen Hürde in den Bemühungen der betroffenen Gemeinden, eine verbesserte Verkehrsanbindung zu erreichen. Zwei Wirtschaftsgebiete mit unterschiedlichen Bedingungen bestimmen und behindern die unmittelbare Nachbarschaft.¹⁵

Zum 1. Januar 1834 wird der deutsche Zollverein von nord- und süddeutschen Staaten gebildet. Württemberg war von Anfang an mit dabei (der bisherige ‚Süddeutsche Zollverein‘ mit Bayern wurde aufgelöst), Baden trat 1836 dem deutschen Zollverein bei. Eine neue Chance, die immer noch fehlende Postverbindung durch das Obere Kinzigtal zu realisieren, tat sich auf. Anschaulich dokumentiert dies ein Schreiben des Alpirsbacher Gemeinderats vom 7. Dezember 1835 an die ‚Königliche Generaldirektion der württembergischen Posten‘.¹⁶ Hier einige Auszüge:

Alpirsbach den 7. Dez. 1835:

Der Gemeinderath bittet um gnädige Einleitung zur Herstellung einer unmittelbaren PostVerbindung zwischen Alpirsbach und der badischen Post Hausach. Der Verkehr zwischen Alpirsbach und sämtlichen Ortschaften des Kinzigthales bis Kehl ist von jeher schon wegen der Flößerei bedeutend gewesen. Dessen ungeachtet bestand das Kinzigthal entlang keine unmittelbare Postverbindung, sondern man war auf die Route über Oberndorf, Schramberg und Hornberg nach Hausach beschränkt und daher, wenn Nachrichten und Effecten auf einem kürzeren Wege schneller nach Hausach oder von dort hierher gelangen sollten, auf Expresso und Gelegenheiten verwiesen, auch hat sich das handeltreibende Publicum durch regelmäßige Fußboten sogut als möglich zu helfen gesucht. Das Bedürfniß

wurde hierdurch aber noch nicht befriedigt und ein angemessener, die Handelsinteressen befördernder Postkurs in den sehr gewerblichen Orten des Kinzigthales Alpirsbach, Schiltach, Wolfach fortwährend vermißt. Deswegen sah sich der Stadtrath in Schiltach veranlaßt sich an die großherzogliche Oberpostdirection mit der Bitte zu wenden, in Schiltach eine Post zu errichten und solche mit der damals organisierten Postanstalt in Alpirsbach zu verbinden. Die badische Oberpostbehörde erklärte sich nicht abgeneigt, sondern machte deren Gewährung von dem Umstande abhängig, ob die Postanstalt in Alpirsbach, die anfänglich nur auf 1 Jahr . . . ins Leben treten sollte, bestehen bliebe . . . worüber sich Königl. Generaldirection der würt. Posten . . . dahin aussprach, daß . . . keine bestimmten Zusicherungen ertheilt werden können. Auf das hin wurde, da damals der bairisch würt. Zollverein ohnehin eine bedauerliche Störung des Handelsverkehrs zwischen Baden und Württemberg zur Folge hatte, der vorliegende Gegenstand auf bessere Zeiten ausgesetzt. Diese sind nun gekommen: durch den Anschluß Badens an den Deutschen Zollverein wird der frühere Verkehr sich nicht nur wieder herstellen, sondern zum Vortheil beider Nachbarstaaten noch lebhafter gestalten, da . . . überhaupt in die Gewerbl. Industrie eine größere Regsamkeit gekommen ist; darum tritt aber auch das Bedürfniß einer directen Postverbindung zwischen Alpirsbach und Hausach aufs neue dringend hervor . . . daß wöchentlich zweimal ein unmittelbarer Postenlauf zwischen Alpirsbach und Hausach . . . und zwar in zweckmäßigem Zusammentreffen mit den in Alpirsbach und Hausach ankommenden oder abgehenden Posten stattfinde. . . .

Mit Schreiben vom 18. Juli 1836 schickt der Schiltacher Gemeinderat eine nochmalige ausführliche Stellungnahme an „Eine Großherzoglich Hochpreißliche OberpostDirektion“ in Karlsruhe. Die seit Jahresanfang vereinheitlichten Zollverhältnisse der beiden Nachbarstaaten werden als wesentliche Begründung genannt.¹⁷

Noch sind einige Monate Geduld nötig, dann ist der eingangs genannte Dienstvertrag¹⁸ der badischen Postverwaltung mit Engelwirt Isaac Wolber perfekt: Zum 1. Mai 1837 wird die Postwagenverbindung Hausach–Wolfach–Schiltach eröffnet.¹⁹ Am gleichen Tag wird die Briefpostverbindung Alpirsbach–Schenkenzell–Schiltach als Reitpost eingerichtet.²⁰

Zollvereinsgründung, rasch voranschreitende Industrialisierung, der Bau erster Eisenbahnlinien in Deutschland . . . Entwicklungen, die den Ausbau der Verkehrslinien in Baden – noch sind es Postrouten mit Pferdegespann und Wagen – zur Folge haben. Rentierliche Investitionen mit ständig steigenden Einnahmen für den badischen Staat, wie auch beim späteren Ausbau des Eisenbahnnetzes – (s. hierzu Anm. 8).

Für die Rhein-Seitentäler im Schwarzwald belegt dies die Zeittafel zur badischen Postgeschichte²¹:

- **Oberes Kinzigtal:** Wolfach–Schiltach–Alpirsbach, – wie dargestellt – ab 1837
- **Wolftal:** Wolfach–Schapbach–Bad Rippoldsau, ab 1838 (Sonderdienste zur Badesaison und bei Aufhalten von Mitgliedern des Großherzogl. Hauses in Bad Rippoldsau gab es schon in früheren Jahren).
- **Elztal:** Waldkirch-Elzach, ab 1838.
- **Oberes Gutachtal:** Hornberg–Triberg–St. Georgen, ab 1839 (Eröffnung der neuen Straße über Triberg nach Villingen; die alte Route über Krumm-/Langenschiltach – s. Anm. 7 – wird eingestellt).
- **Murgtal:** Gaggenau–Gernsbach–Forbach, ab 1839.
- **Renchtal:** Oberkirch–Oppenau–Bad Peterstal/Bad Griesbach, ab 1840.

Als eine weitere Neuerung im Postbetrieb wurden dann 1851 in Baden und in Württemberg die Briefmarken eingeführt – mit einheitlichen Tarifen im Deutsch-Österreichischen Postvereinsgebiet. Zuvor war dies bereits in Bayern (1849) und Sachsen (1850) geschehen.

Grenzüberschreitende Arbeitsteilung

Zurück ins Obere Kinzigtal. Der badisch-württembergische Postbetrieb ist fortan durch grenzüberschreitende Zusammenarbeit gekennzeichnet. Zu Beginn 1837 wird als badische Postwagenverbindung die Strecke von Hausach über Wolfach nach Schiltach befahren und als württembergische Reitpost die Strecke von Alpirsbach über Schenkenzell nach Schiltach.

Ein literarisches Zeugnis über die damaligen Verkehrsverhältnisse hat uns Annette von Droste-Hülshoff überliefert. In einem Brief vom 30. September 1844 an ihre Schwester Jenny berichtet sie von einer ihrer Reisen von Meersburg in ihre münsterländische Heimat: *Es war schon sehr finster, als wir in Schramberg kamen. (. . .) Dort riet uns der Postmeister dringend ab, im Finstern über Wolfach zu gehen, da der erste Teil des Weges über schmale Klippenwände führe und erst vor einigen Tagen dort ein großes Unglück geschehn und ein Wagen mit Menschen und Pferden in den Tobel gestürzt sei. Das war uns doch zuviel und verlangten wir es auch gar nicht, sondern fuhren nach Hornberg und machten dort, da der Regen wieder in Strömen goß, unser erstes Nachtquartier. Am andern Morgen kamen wir etwa eine halbe Stunde vor Abgang der Eisenbahn in Offenburg an.* (zit. nach der Briefe-Gesamtausgabe, 2. Band, Düsseldorf 2/1968, S. 339.)



Abb. 2: Die Zeichnung von Karl Weysser aus dem Jahre 1869 zeigt einen vor dem Wolfacher Rathaus abgestellten Postomnibus-Wagen.

Eine weitere bedeutsame Veränderung bringt dann aber das Jahr 1855: Die Herstellung einer Postomnibusverbindung zwischen Offenburg und Schramberg über Schiltach, sowie Cariolpostfahrt zwischen Rippoldsau und Wolfach betreffend . . .²²

Das württembergische Schramberg erhält einen Direktanschluß an die badische Postroute durch das Kinzigtal nach Offenburg. Im gleichen Jahr

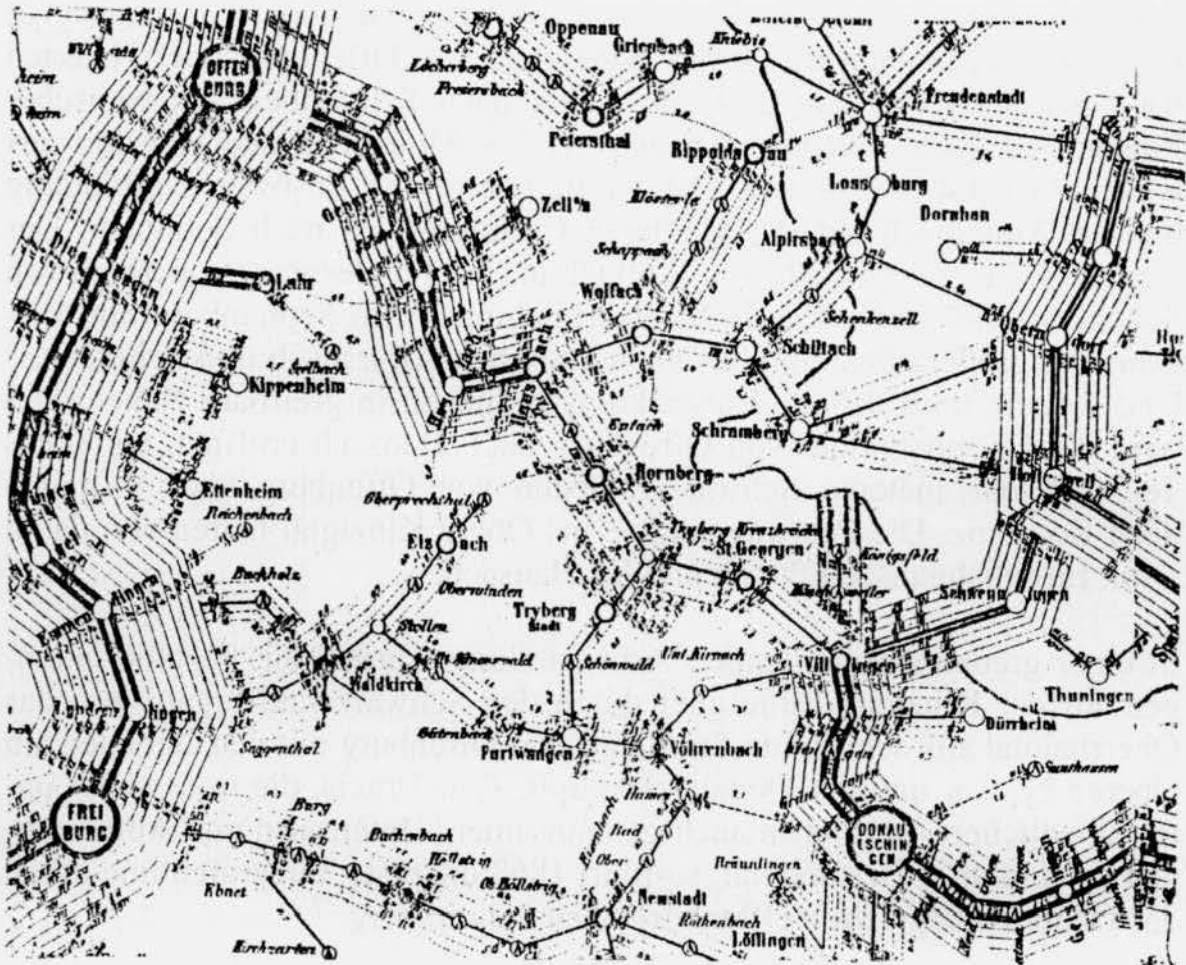


Abb. 3: Ausschnitt aus der badischen Post- und Eisenbahn-Kurskarte, Sommerdienst 1870. Ein dichtes Kursliniennetz ist entstanden. Noch fehlt der Gebirgsabschnitt der Schwarzwaldbahn zwischen Hausach und Villingen (1873 eröffnet).

wird mit dem letzten Teilstück von Freiburg nach Basel die badische Hauptbahnlinie von Mannheim/Heidelberg über Karlsruhe–Offenburg (1844) und Freiburg (1845) nach Basel fertiggestellt. Die alte Bergroute der Schramberger-Chaussee über den Fohrenbühl nach Hornberg und von dort aus durchs Kinzigtal nach Offenburg sowie ins Elztal und den Breisgau nach Freiburg wird auf eine durchgehende Talroute umgestellt. In Offenburg gibt es dann Bahnanschluß. Und ins Wolfstal nimmt die Post nun auch Personen mit – im einachsigen Cariolpostwagen auf 2 Sitzplätzen.

1857 erhält auch das letzte Teilstück zwischen Alpirsbach und Schiltach die Personenbeförderung mit der Cariolpost.²³ Im dazwischenliegenden Schenkenzell wird eine Postablage zur Aufgabe und Abholung von Briefen und ‚Fahrpoststücken‘ (= Pakete) eingerichtet.²⁴

Damit besteht nach einer Ausbauzeit von 20 Jahren eine durchgängige Postwagenverbindung durch das Kinzigtal. Von Offenburg über Hausach nach Schiltach und von dort aus weiter nach Schramberg als badischer Postomnibuskurs. Von Freudenstadt her bis Alpirsbach und von dort aus weiter nach Oberndorf a.N. die württembergische Postwagenverbindung und ab Alpirsbach auf der kleineren Cariolpost bis nach Schiltach. Der weitere Ausbau der Straße von Wolfach bis zur Landesgrenze oberhalb von Schenkenzell²⁵ verbessert die Postverbindungen: Im September 1860 verkehrt der größere Postomnibus auch zwischen Alpirsbach und Schiltach.²⁶ Und weitere umwälzende Entwicklungen rücken in greifbare Nähe. 1866 wird die Eisenbahnlinie von Offenburg nach Hausach eröffnet, als erstes Teilstück der späteren Schwarzwaldbahn von Offenburg über Villingen nach Konstanz. Die Postwagenkurse ins Obere Kinzigtal laufen von da an – mit Eisenbahnanschluß – ab und bis Hausach.

In einer grenzüberschreitenden Arbeitsteilung wurden die Postverbindungen auf der Kinzigtal-Linie quer durch den Schwarzwald organisiert, das Oberrheintal aus dem Raum Straßburg und Offenburg mit den Gebieten am Oberen Neckar und der Donau verknüpft. Eine Praxis, die trotz vieler unterschiedlicher – aber eben auch gemeinsamer – Interessen und Auffassungen auch künftig Bestand hat; so führt 1863 die erste Telegrafienlinie durch das Obere Kinzigtal von Offenburg nach Schramberg.²⁷

Beim Bau der Eisenbahn durch das Kinzigtal von Hausach nach Freudenstadt – eröffnet 1886 – sowie der Stichbahn von Schiltach nach Schramberg – eröffnet 1892 – wird es neben den badischen und württembergischen Streckenanteilen auch eine Arbeitsteilung im Fahrbetrieb und bei der Postbeförderung mit der Bahn geben.²⁸

Menschen und Ereignisse – Die Brief- und Fahrpostexpedition Schiltach 1837–1871

Nachfolgend werden beispielhaft die örtlichen Postverhältnisse in Schiltach geschildert, Personen und ihre Aufgaben im Postbetrieb benannt.²⁹ Die Eröffnung der Fahrpostlinie von Hausach nach Schiltach bringt für Wolfach und Schiltach die ‚Errichtung von Brief- und Fahrpostexpeditionen‘ zum 01. 05. 1837.³⁰ Wie schon eingangs erwähnt, wird in Schiltach die Brief- und Fahrpostexpedition im Gasthaus Engel in der Spitalstraße eröffnet – an der damaligen Durchgangsstraße von Hausach nach Schramberg. Erster Schiltacher Postexpeditor ist der Engelwirt Isaac Wolber (1779–1860).



Abb. 4: Das ehemalige Gasthaus ‚Engel‘ in der Schiltacher Spitalstraße; hier wurde am 01. Mai 1837 die ‚Brief- und Fahrpostexpedition Schiltach‘ eröffnet. Aufnahme vom August 1996; Foto: M. Eble.

Per Vertrag werden die Postgeschäfte mit Isaac Wolber einem Privatmann übertragen – Schiltach ist somit eine kontraktmäßige Postanstalt, im Unterschied zu den ‚ärarischen‘ Postanstalten mit Staatsbediensteten. Sohn Christian Wolber (1818–1886) übernimmt 1845 den ‚Engel‘ von seinem Vater und wird auch dessen Nachfolger als Postexpeditor.

In den Revolutionsjahren 1848/49 beteiligt sich Christian Wolber aktiv an den freiheitlichen Bestrebungen: er stellt als Postexpeditor die örtlichen Postdienste für Fahrten und Staffetten zwischen badischen und württembergischen Orten zur Verfügung.³¹ Dies brachte ihm nach der Niederschlagung der Revolution eine Haftstrafe ein, seine Wirtschaft mußte er schließen und als Postexpeditor wurde er entlassen. Nach seiner Inhaftierung verließ er seine Heimat für 2 Jahre. *Der dem Postexpeditor Christian Wolber wegen seines Verhaltens während der Mairevolution aufgekündigte Postexpeditionsdienst zu Schiltach ist dem Hauptlehrer Georg Philipp Goll daselbst . . . übertragen worden.*³² Christian Wolber kehrte 1852 nach Schiltach zurück, wurde 1868 Ratschreiber der Stadt und hatte dieses Amt bis zu seinem Tod am 18. 10. 1886 inne.³³

Die Postexpedition wechselte dann mit dem neuen Postexpeditor Georg Philipp Goll an die Hauptstraße im Vorstädtle, zwischen der Bäckerei Eßlinger und dem jetzigen – 1985 neu erbauten – Postgebäude.³⁴ Beim Ende der badischen Posthoheit 1871 und deren Übergang auf die Deutsche Reichspost ist Golls Sohn Carl Postexpeditor.³⁵ Die bisherige Postexpedition wird Kaiserliches Postamt. Bis zum Neubau der heutigen ‚alten Post‘ – jetzt u.a. Stadtarchiv – um 1895 war die Post im danebenstehenden Gebäude des Holzhändlers Jakob Trautwein, dem früheren Lehengerichter Rathaus, untergebracht.³⁶ Zwischen den beiden Post-Expeditor-Familien Wolber und Goll bestanden auch familiäre Verbindungen: Isaac Wolbers Stiefbruder Philipp Wolber war verheiratet mit einer Tochter des Hornberger Posthalters Baumann. Ein Sohn aus dieser Ehe, Ph. Friedr. Wolber, war verheiratet (1853) mit Amalie Goll, Tochter von G. Ph. Goll.³⁷

Mit Carl Goll endet die Reihe der ‚kontraktmäßigen‘ Schiltacher Posthalter. Danach sind staatliche Postbeamten im Dienst.

Die badische ‚Landpost-Anstalt‘ im Oberen Kinzigtal

Der Ausbau der badischen Post in den Schwarzwaldtälern mit einem dichter geknüpften Liniennetz mit festen Fahrplänen war Ende der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts abgeschlossen. Was noch fehlte, war ein organisierter Zustelldienst auch für kleine Gemeinden, einzelne Ortsteile und Weiler so-

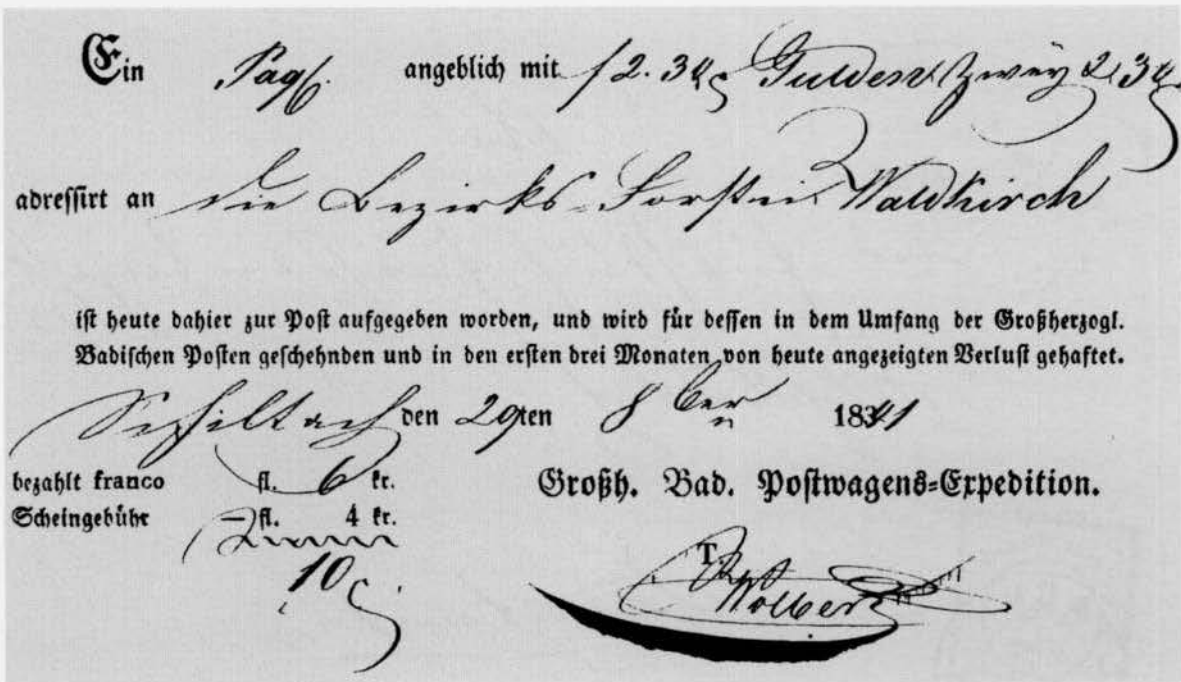


Abb. 5: Posteinlieferungsschein aus dem Jahre 1841 über eine Geldsendung von Schiltach nach Waldkirch. Das Formular trägt die Unterschrift „Wolber“.

wie auch für weiter von den Posttrouten gelegene Höfe. Noch gab es keine Briefkästen mit regelmäßiger Leerung. Auch fehlten Aufgabe- bzw. Abholstellen in Gemeinden ohne Posteinrichtung. 1859 wurde dem Rechnung getragen: *Vom 01. Mai 1859 an hat die Großherzogliche Postverwaltung die Beförderung der Briefe und Zeitungen sowie der kleinen Paket- und Werthsendungen auf sämtliche Landgemeinden des Großherzogtums auszudehnen. Die Beförderung zwischen den Landorten und den Poststellen, sowie zwischen den Landorten unter sich, geschieht durch die Landpostanstalt.*³⁸

Die letzte Ausbaustufe der – im heutigen Sprachgebrauch – ‚gelben Post‘ wurde umgesetzt: Botenbezirke werden eingeteilt, Zustellgänge festgelegt, Briefkästen aufgestellt und als Nebenstellen der Postexpeditionen in Gasthäusern oder Kaufläden die sog. Postablagen eingerichtet. Die noch praktizierte Postbeförderung durch Amts- und Gemeindeboten oder den Ortsdienern wurde eingestellt.³⁹

Im Bereich der Brief- und Fahrpostexpedition Schiltach gab es mit der schon 1857 eingerichteten Postablage Schenkenzell eine Vorstufe der Landpost.⁴⁰ Die Postablage befand sich im Haus Landstraße 4 im Ladengeschäft des Kaufmanns Samuel Faller (1817–1874) direkt an der Straße zwischen Alpirsbach und Schiltach sowie an der Abzweigung nach Kaltbrunn/Wittichen gelegen.⁴¹

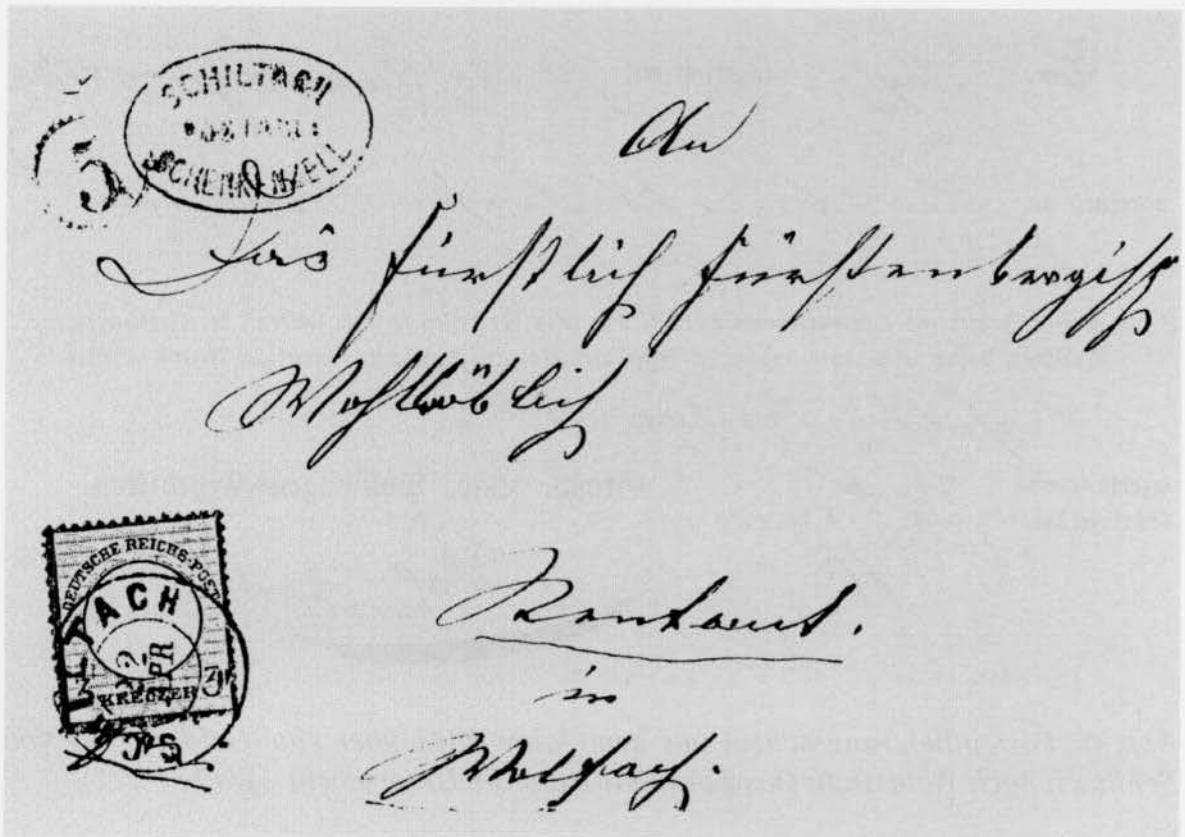


Abb. 6: Landpostbrief von Wittichen – Uhrstempel ,5‘ – über Schenkenzell – ovaler Postablagestempel – und Schiltach – Ortsstempel auf der Briefmarke – nach Wolfach. Alle 3 Stempel stammen noch von der badischen Post. Die Briefmarke ist schon eine Ausgabe der Deutschen Reichspost von 1872.

Die Postverwaltung übersandte den Gemeinden Bekanntmachungen für den öffentlichen Aushang, um die Neuerungen im Postbetrieb publik zu machen.⁴² Als Besonderheit in Baden erhielten die Landpostbriefkästen in den einzelnen Orten eigene im Innern der Briefkästen befestigte Stempel, nach ihrem Aussehen ‚Uhrstempel‘ genannt. Im Bereich der Postexpedition Schiltach sind ‚Uhrstempel‘ mit den Nummern ,1‘ bis ,5‘ bekannt.

Nach heutigem Stand der Auswertung war der Stempel ,4‘ im Botenbezirk Kaltbrunn, der Stempel ,5‘ im Botenbezirk Wittichen in Gebrauch.⁴³ Die weiteren Zuordnungen sind noch nicht eindeutig geklärt. 1864 erhält die Postablage Schenkenzell wie alle anderen Postablagen in Baden einen eigenen Stempel.

Die Postdienste in der Postablage waren gleichfalls ‚kontraktmäßig‘ per Vertrag geregelt. Beim Übergang der badischen Post auf die Deutsche

Reichspost wurden die Postablagen in Kaiserliche Postagenturen umgewandelt. Samuel Faller versieht seine Aufgabe als Postagent von Schenkenzell bis zu seinem Tod 1874.⁴⁴

„Postamt macht zu – neue Postagentur im Supermarkt“

So oder ähnlich lauteten in den letzten Jahren wiederholt die Überschriften von Zeitungsmeldungen aus mittelbadischen Gemeinden. Die Postagentur von 1872 hat eine namensgleiche Entsprechung in den 1990er Jahren gefunden. In kleineren Orten ist die Post wieder in Ladengeschäften und Supermärkten zu finden. So hat die Gemeinde Schenkenzell seit 06. Juli 1998 wieder eine Postagentur im Lebensmittelmarkt Springmann in der Bahnhofstraße. Das bisherige Postamt neben dem Rathaus wurde am 03. Juli 1998 geschlossen.⁴⁵ Die „Wohlthat einer Postverbindung“ sicherzustellen braucht heute genauso eine engagierte Interessenvertretung der kommunalen Verantwortlichen gegenüber der Postverwaltung – wie schon im Brief des Schiltacher Stadtrats von 1827 zu lesen war.⁴⁶

Anmerkungen

- 1 Stadtarchiv Schiltach, Postakten – Ich danke an dieser Stelle Herrn Julius Hauth (1899–1988) und Herrn Herbert Pfau, beide Schiltach für ihre freundliche Unterstützung anlässlich eines Besuchs im Stadtarchiv Schiltach im September 1985.
- 2 s. Ph. *Filtzinger*, *Die Römer in Baden-Württemberg*, Stuttgart 1995, S. 572, Schenkenzell-Brandsteig, Römische Straßenstation.
- 3 s. H. *Harter*, *Adel und Burgen im Oberen Kinziggebiet*, Freiburg/München 1992, S. 22.
- 4 s. H. *Harter*, ‚Kirche, Burgen und Stadt – die geschichtlichen Anfänge Schiltachs im Mittelalter‘ in ‚Schiltach – Schwarzwaldstadt im Kinzigtal‘, Schiltach 1980, S. 48 ff. sowie H. *Fautz*, ‚Die Landstraßen im oberen Kinzigtal‘ in ‚Die Ortenau‘ 45/1965, S. 169 ff.
- 5 s. die Karte von G. Bodenehr, um 1660, in ‚Schiltach – Schwarzwaldstadt im Kinzigtal‘, wie Anm. 4, S. 287; ebenso die ‚Special-Post-Karte durch den Schwäbischen Kreis‘ von 1752 – s. Vorlage bei R. *Hahn*, ‚Franz Christoph Ferdinand von Grimmelshausen, Postmeister zu Offenburg‘ in ‚Die Ortenau‘ 47/1967, S. 77 ff.
- 6 s. F. *Weber*, *Post und Telegraphie im Königreich Württemberg*, Stuttgart 1901, S. 95.
- 7 s. K. *Hitzfeld*, ‚Hornberg an der Schwarzwaldbahn – Vergangenheit und Gegenwart der Stadt des Hornberger Schießens‘, Hornberg, 1970, S. 191.
- 8 ausführlich hierzu: K. *Stiefel*, *Baden 1648–1952*, Bd. II, S. 1487 ff., ebenso F. *Weber*, wie Anm. 6), S. 91 ff. sowie K. *Löffler*, *Geschichte des Verkehrs in Baden*, Heidelberg 1910, S. 285 ff.
- 9 wie Anm. 4, H. *Fautz*, S. 174.
- 10 wie Anm. 6, S. 54.
- 11 wie Anm. 6, S. 92/93.

- 12 s. Kurskarte von 1827 der 1742 eingerichteten Fahrpost Frankfurt–Basel in ‚Archiv für deutsche Postgeschichte‘, Heft 2/1990, Frankfurt am Main 1990, S. 28.
- 13 wie Anm. 6, S. 112.
- 14 Stadtarchiv Schiltach, Postakten, Briefabschrift vom 19. Oktober 1827.
- 15 s. hierzu H.P. Müller, ‚Wege in den Zollverein‘ – Baden und Württemberg und die deutsche Handelseinigung im Vormärz; in ‚Beiträge zur Landeskunde‘, regelmäßige Beilage zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg, Nr. 4, August 1985.
- 16 Abschrift im Stadtarchiv Schiltach, Postakten.
- 17 Stadtarchiv Schiltach, Postakten.
- 18 s. a. Anm. 1.
- 19 s. Reg. Blatt 1837, S. 86; zit. n. E. Graf, Handbuch der badischen Vorphilatelie (1700–1851) – Baden-Handbuch I, Schwandorf 1971, S. 271.
- 20 wie Anm. 6, S. 115.
- 21 A. Hodapp, Zeittafel zur Postgeschichte von Baden 1615–1872, masch. schriftl. Manuskript, Karlsruhe 1949.
- 22 s. Verordnungsblatt der Direktion der Großherzoglichen Badischen Verkehrsanstalten – nachf. VoBl-DirGBV –, 19./1855, S. 122.
- 23 s. VoBl-DirGBV, 21./1857, S. 14 sowie Amtsblatt der Königlich-Württembergischen Verkehrsanstalten, Jg. 1857, S. 53.
- 24 Schreiben des ‚Großherzoglichen Post- und Eisenbahnamtes Offenburg‘ vom 31. März 1857, s. Postakten Schenkenzell im Generallandesarchiv Karlsruhe – GLA 389/159.
- 25 wie Anm. 4, H. Fautz, S. 179.
- 26 s. VoBl-Dir GBV, 24./1860, S. 276.
- 27 s. Postakten im Stadtarchiv Schiltach – Schreiben des Großh. Handelsministeriums vom 02. Januar 1863.
- 28 s. hierzu A. Kuntzemüller, Geschichte der Kinzigtalbahn Hausach–Freudenstadt und Schiltach-Schramberg, in ‚Die Ortenau‘ 22./1935, S. 89 ff.
- 29 Herr Julius Hauth (1899–1988) hat dem Verfasser im Jahre 1986 dankenswerterweise Notizen und Aufzeichnungen zu den die Schiltacher Postgeschichte betreffenden Personen überlassen. Diese dienten als Grundlage zur Abfassung dieses Abschnitts.
- 30 s. Grh. Bad. Staats- und Regierungsblatt XII vom 25. April 1837, S. 86; Abschrift in den Unterlagen von Julius Hauth, s. Anm. 29.
- 31 s. H. Fautz, Schiltach in den Revolutionsjahren 1848 und 1849, in ‚Die Ortenau‘, 54./1974, S. 235/236.
- 32 s. VoBl-DirGBV, 14./1850, S. 66.
- 33 s. Auszug aus dem ‚Stamm- und Familienbuch Dorner‘ – Schiltacher Linien – von Gotthilf Elwert, Deuringen/Württemberg, 1932; Kopie in den Unterlagen von Julius Hauth.
- 34 s. Notizen von Julius Hauth, Schiltach, o. J. sowie dessen Mitteilung an den Verfasser vom 03. 04. 1985.
- 35 s. Anm. 34.
- 36 s. Anm. 34.
- 37 s. Anm. 33.
- 38 s. VoBl-DirGBV, 23./1858, S. 45 ff.
- 39 s. Anm. 38.
- 40 s. Anm. 24.
- 41 Briefbelege und Postformulare aus dieser Zeit tragen die Unterschrift von Samuel Faller (1817–1874); dieser war auch Ratschreiber der Gemeinde Bergzell / jetzt zu Schenkenzell gehörend. Ein noch erhaltenes Kassenbuch von S. Faller enthält zahlreiche Einträge über Kosten für die Postdienste.

- 42 so erhalten im Gemeindearchiv Kaltbrunn; Aktenband XII – Post- u. Telegr.Wesen. Ich danke an dieser Stelle den Mitarbeitern der Gemeindeverwaltung Schenkenzell für die freundliche Unterstützung beim Archivbesuch im November 1985.
- 43 Auswertungen des Verfassers.
- 44 s. Amtsblatt der Deutschen Reichspostverwaltung, Nr. 65, v. 10. Sept. 1874, S. 372.
- 45 s. Amtliches Nachrichtenblatt für die Stadt Schiltach und die Gemeinde Schenkenzell vom 02. Juli 1998.
- 46 s. Anm. 14.

Nachweise zu den Abbildungen

- Abb. 1: Badische Postroutenkarte von 1810, in Baden-Handbuch I, Schwandorf 1971, dort als Abb. 7, S. 30.
- Abb. 2: ‚Karl Weysser als badischer Architektur- und Landschaftsmaler‘, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Haus Löwenberg in Gengenbach, Gengenbach 1980, S. 64.
- Abb. 3: K. Löffler, ‚Geschichte des Verkehrs in Baden‘, Heidelberg 1910, Karte im Anhang.
- Abb. 4: privat.
- Abb. 5: privat.
- Abb. 6: privat.

„Etwas für mein idyllisches Gemüt“

– Rebecka Dirichlet, geb. Mendelssohn, in Kehl und in
Straßburg 1843 –

Rolf Kruse

1997 gedachte die musikalische Welt des 150. Todestages Felix Mendelssohn Bartholdys (1809–1847) und feierte den genialen klassizistisch-romantischen Komponisten mit zahlreichen Aufführungen seiner Werke. Unter diesen gehören besonders das Violinkonzert, die Schottische und Italienische Symphonie, die Konzertouvertüren und viele seiner Klavier- und Kammermusikwerke¹, aber auch die zum Teil volkstümlich gewordene Lied- und Chormusik zum ständigen Repertoire vieler Musiker und Chöre und erfreuen sich bei Verehrern „klassischer“ Musik großer Beliebtheit. Seine geistlichen Werke – zwei große Oratorien, Paulus und Elias, zahlreiche Orgel- und Chorwerke – haben gerade in letzter Zeit eine neue Würdigung erfahren. Nicht zuletzt ist Mendelssohn mit seiner Musik zu Shakespeares „Sommernachtstraum“ eine wahrhaft kongeniale Vertonung gelungen, so sehr, daß dieses Werk des großen englischen Dramatikers nicht mehr ohne die Vertonung durch diesen deutschen Komponisten gedacht werden kann. Als Wunderkind von keinem geringeren als dem alternden Goethe wahrhaftig geliebt und ihm bis zum Lebensende herzlich verbunden², als virtuoser Pianist und Orgelspieler, als sehr geschätzter Dirigent, z.B. als Leiter des Leipziger Gewandhausorchesters, als Begründer der sich dank ihm weltweit entwickelnden J.S. Bach-Renaissance³ und als Gründer des Leipziger Konservatoriums, aber auch aufgrund seiner Bildung, seiner natürlichen Eleganz und seiner liebenswürdigen Ausstrahlung war Felix Mendelssohn Bartholdy einer der glänzendsten Persönlichkeiten seiner Zeit. Unter den Zeitgenossen haben ihn noch mehr als die Deutschen die Engländer⁴, an der Spitze das englische Königshaus⁵, ins Herz geschlossen. So ist es kein Zufall, daß diese Mendelssohn-Verehrung gerade in England bis zum heutigen Tag ungebrochen geblieben ist, während in Deutschland schon 1850 Richard Wagner Mendelssohns Musik als minderwertig jüdisch diffamierte⁶ und einen Antisemitismus in der Musikkritik einleitete, der dann im Dritten Reich einen wahnwitzig-verbrecherischen Höhepunkt erreichen sollte.

Felix Mendelssohn Bartholdys zu gedenken, heißt aber auch, der Großen seiner berühmten Familie zu gedenken.

Da ist sein Großvater Moses Mendelssohn (1729–1786), als Bibelübersetzer, Literaturkritiker und vor allem als Philosoph ein enger Freund Gottfried Ephraim Lessings, Vorbild für dessen großes Humanitäts- und Toleranz-Drama „Nathan der Weise“.

Da ist seine Tante Brendel, älteste Tochter Moses', die sich nach ihrer Taufe Dorothea nannte, in leidenschaftlicher, gesellschaftlich „skandalöser“ Liebe und zweiter Ehe mit dem romantischen Philosophen, Kunst- und Literaturkritiker Friedrich Schlegel verbunden⁷ und selbst Schriftstellerin.

Da sind die Eltern: der Vater Abraham, erfolgreicher Bankier, klug und hervorragend gebildet und, obgleich ausgesprochen frankophil, finanziell in den Befreiungskriegen 1813 so sehr engagiert, daß sein gemeinnütziger Sinn durch Wahl zum Berliner Stadtrat ausgezeichnet wird; ebenso, wenn nicht höher gebildet, ist Mutter Lea⁸, geistvoll witzig und vielfältig begabt, vor allem auch musikalisch. Beide Eltern ermöglichen ihren vier Kindern Fanny, Felix, Rebecka und Paul, die sie 1816 evangelisch taufen lassen⁹, eine ausgezeichnete Schulbildung allein durch sorgfältig ausgesuchte Haus- und Privatlehrer. Früh wird dabei die musikalische Begabung aller ihrer Kinder, besonders aber der beiden älteren Fanny (1805–1847) und Felix erkannt und gefördert, vor allem durch Friedrich Zelter¹⁰, den Duzfreund Goethes. So unterhält Vater Abraham in Berlin, in seinem repräsentativen Haus mit Gartensaal, einen gleichsam „großen musikalischen Salon“ und ermöglicht in sog. „Sonntagsmusiken“ musikalische Auftritte seiner Kinder und die Aufführung der Kompositionen seiner beiden Ältesten in nahezu jeder Art von Besetzung. Diese Tradition setzt Fanny, die mit Familie¹¹ im Elternhaus wohnt, auch nach dem Tod der Eltern fort. Schon Zeitgenossen erkannten, daß Fannys musikalisch-künstlerische Begabung, als Komponistin wie als ausübende Musikerin, Pianistin und Dirigentin, der ihres Bruders Felix keineswegs nachstand¹²! Auch Paul (1812–1874), jüngstes Kind, konnte als ausgezeichnete Cellist im Geschwister-Ensemble mitwirken.

Da ist schließlich Rebecka (1811–1858), die jüngere Schwester von Felix, zärtlich „Beckchen“ genannt (Abb. 1), ebenfalls sehr musikalisch: Sie spielt Klavier und ist mit einer schönen Stimme begabt, die sie allein, im Duett mit ihrer Schwester Fanny und im Ensemble der „Sonntagsmusiken“ wirkungsvoll einsetzen kann. Fanny komponiert ihre zahlreichen Lieder mit Klavierbegleitung zunächst für sie. Rebecka wächst zu einem schönen und klugen Mädchen heran, ausgezeichnet durch „die Schärfe ihres Verstandes, ihren Geist und ihren sprudelnden Witz“¹³, gilt sie doch als die Sprachbegabteste unter den vier Geschwistern. Felix, selbst zu heiterem Humor fähig, steht seiner jüngeren Schwester näher als der mehr ernsten

„kantorhaften Fanny mit den dicken Augenbrauen“. Johanna Kinkel¹⁴, selbst Komponistin, Ehefrau des 48er Revolutionärs Gottfried Kinkel,¹⁵ und Freundin des Hauses Mendelssohn, schreibt über Rebecka:

Rebecka stand allgemein im Rufe, den durchdringendsten Verstand in der ganzen Mendelssohn'schen Familie zu besitzen. Diese schöne junge Frau, deren Geist und Witz allgemein bewundert wurden, war zugleich eine außerordentlich bedeutende Musikerin. Als ich dies bei einer Gelegenheit entdeckte, wo wir eine neue Komposition miteinander zu vier Händen vom Blatt spielten, sprach ich mein Erstaunen darüber aus, daß Rebecca Mendelssohn nie unter den musikalischen Größen Berlins mitgenannt wurde. Sie sagte scherzend: ‚Meine älteren Geschwister haben mir meinen Künstlerruhm weggestohlen. In jeder anderen Familie würde ich als Musikerin hoch gepriesen worden sein und vielleicht als Dirigentin einen Kreis beherrscht haben. Neben Felix und Fanny konnte ich zu keiner Anerkennung durchdringen‘.¹⁶

Politisch sind Fanny, Felix und Rebecka die Liberalen in der Familie, unter ihnen gibt Rebecka politisch die radikalsten Meinungen von sich. Dies ist sicher ein Grund, daß Heinrich Heine¹⁷, der auch ein Verehrer der umschwärmten Rebecka ist, sich ihr besonders verbunden fühlt. 1829 schreibt er an den gemeinsamen Freund Droysen¹⁸: *Die dicke Rebecka, grüßen Sie mir . . . das liebe Kind, so hübsch, so gut, jedes Pfund ein Engel.*¹⁹

Rebecka ist sehr wahrscheinlich jene geheimnisvolle, anonym bleibende, in schwarz gekleidete Dame „mit wohlthuender Altstimme“²⁰, von der der junge Student Carl Schurz²¹ die hohe Summe überreicht bekommt, die ihm 1851 für die spektakuläre Befreiung Gottfried Kinkels¹⁵ aus dem Spandauer Zuchthaus und die anschließend gemeinsame Flucht nach England zur Verfügung gestellt wird.²²

Von Karl August Varnhagen von Ense²³, der mit Rebecka an der Befreiung Kinkels beteiligt war, stammt eine besonders liebevolle Charakterisierung aus dieser Zeit 1849; nach einer Abendgesellschaft in ihrem Hause schreibt er in sein Tagebuch:

Ein wahrhaft glücklicher Abend. Rebecca las mir aus den Reisebriefen ihres Bruders Felix vor . . . Die reiche Vergangenheit der edlen glücklichen Familie stieg lebendig vor mir empor. Ebenso wie der Bruder erscheint mir auch . . . die vorlesende Schwester im schönsten Lichte. Ich betrachte Sie mit wahrer Freude. Im Vorlesen und Mittheilen eröffnet sich ihr edles, reiches Gemüth, ihr gebildeter Geist, ihr reiner Sinn in ganzer Fülle . . .²⁴



*Rebecka Dirichlet,
geb. Mendelssohn Bartholdy, im
Alter von etwa 43 Jahren.
Bleistiftzeichnung von Wilhelm
Hensel, ihrem Schwager¹¹.
Kupferstichkabinett, Sammlung der
Zeichnungen und Druckgrafik,
Staatliche Museen zu Berlin –
Preußischer Kulturbesitz.*

Wie alle Mendelssohns ist auch Rebecka eine hervorragende Briefschreiberin. Brief- und Tagebuchschreiben in geschliffenem Deutsch war damals in diesen Gesellschaftskreisen ein wichtiger Teil der Erziehung. Briefe wurden als Familienbriefe abgefaßt, sie waren wie die Reisebriefe zum Weitergeben und Aufheben gedacht. Da die Briefe nur an Posttagen abgingen, konnte man sich mit dem Schreiben mehrere Tage Zeit lassen oder sie als Tagebuch-Fortsetzungen konzipieren – letzteres wurde zu einer Spezialität der Mendelssohn-Familie. Sie sind Zeugnisse einer hohen Kultur des Briefschreibens von literarischem Wert, einer Kultur, die uns heute abhanden gekommen ist.²⁵

1832 heiratet Rebecka den genialen Mathematiker G. P. Dirichlet²⁶, aus dieser glücklichen Ehe entspringen vier Kinder. Den lang gehegten Wunsch, eine große Bildungsreise, eine „Italienische Reise“ nicht nur in der Nachfolge Goethes, der ja im Hause Mendelssohn größte Verehrung genießt, sondern auch auf den Spuren ihrer Geschwister Felix und Fanny zu unternehmen²⁷, kann sie erst 1843 verwirklichen. Wie Fanny reist auch Rebecka mit Familie, d. h. mit ihren beiden Söhnen Walter, 10 Jahre, und Ernst, 3 Jahre²⁸, und mit Personal (Diener und Köchin) zunächst ohne

ihren Mann, der noch durch Vorlesungen an Berlin gebunden ist und mit dem sie sich in Badenweiler treffen wird.

Über Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe und Baden-Baden erreicht die kleine Reisegesellschaft Mitte Juli Kehl²⁹, wo übernachtet wird, um am nächsten Tag, vor der Weiterfahrt nach Freiburg und Badenweiler, Straßburg zu besuchen.

Am Abend des Ankunftstages schreibt Rebecka an ihre Schwester Fanny unter anderem³⁰:

Kehl, 15. Juli 1843.

. . . Heute . . . habe ich auf gut Wetter gewartet . . . Es kam aber nicht, und da fahren wir im Regen hierher, hinter den Bergen wurde es besser und der Münster lag prächtig in der Abendsonne vor uns. Morgen früh gehe ich mit (Sohn) Walter hinüber, mir ist wie am Vorabend eines Ereignisses. Wie luftig und leicht steigt er (der Münster) schon in der Ferne der Berge herauf, er scheint viel höher als die Berge.

Hier in Kehl habe ich weit über meine Erwartung ein gutes Wirtshaus³¹ gefunden, sehr still, reinlich, ungeheure Betten, Forellen und Pfirsichkompott, habe dabei an Dich gedacht, liebe Fanny, wie bei allem, was mir gefällt oder auch nicht gefällt. Überhaupt gefällt mir's hier sehr schön, obgleich keine Gegend ist, nach dem prätensiösen³², vornehmen Baden mit den großen Hotels mit fünftausend Kellnern und ebensoviel Klingeln, die den ganzen Tag bimmeln. Hier läuten die Glocken³³, ein Haufen Bauern in weißen Jacken und Pelzmützen kannegießert³⁴ vor dem Hause, andre kommen mit Lasten auf dem Kopfe vom Felde herein, und alle sagen guten Abend, das ist etwas für mein idyllisches Gemüt, und man merkt schon der Luft an, daß die Berge nahe. Eben läutet es aber zehn, sehr spät für einen Kleinstädter. Gute Nacht; morgen mehr . . .“

Dieser Briefabschnitt ist für Rebeckas temperamentvollen locker-heiteren und dabei nicht unkritischen Briefstil durchaus typisch. Um so höher ist die liebevolle Aufzählung ihrer Kehler Eindrücke zu werten: das gute Wirtshaus mit den *ungeheuren Betten* und seinem offensichtlich wohl-schmeckenden Essen; die Stille in der Stadt, wo – anders als im lauten Hotel Baden-Badens – allenfalls die Glocken läuten; die sympathischen Bauern in ihrer charakteristischen Hanauer Tracht, die zwar vor dem Hause *kannegießern*, also offenbar lebhaft politisieren, aber sehr freundlich sind, denn *alle sagen guten Abend!* All dies macht, daß sich Rebecka – wiederum anders als im *prätensiösem* (anspruchsvollem, selbstgefälligem) Baden-Baden – in Kehl ausgesprochen wohl fühlt; *Das ist etwas für mein*



*Frauenhaus, oberer Teil der
Wendeltreppe mit Gewölbeschluß.
Zeichnung von J. Knauth⁴².
Aus: Straßburg und seine Bauten.
Hrsg. Architekten- und Ingenieur-
verein für Elsaß-Lothringen.
Straßburg, K.J. Trübner, 1894.*

idyllisches Gemüt, obgleich hier *keine Gegend* ist, womit sie wohl die flache Rheinebene im Kontrast zur idyllischen Tallage Baden-Badens meint.

So zufriedengestellt, beschließt sie diesen Tag zehn Uhr abends *sehr spät für einen Kleinstädter* in Kehl mit einem Gute-Nacht-Gruß für ihre Schwester und setzt dann diesen Brief einige Tage später mit einem Bericht über ihren Straßburg-Besuch fort:

Gestern früh fuhr ich mit (Sohn) Walter und (Diener) Schuhmacher nach Straßburg, verweilte drei Stunden in, auf und um den Münster herum. Schuhmacher wunderte sich, daß der Münster keinen Kranen auf hat³⁵, wir hörten die Messe, die Orgel, sahen eine Prozession die Kirche umziehen . . . es war zu schön. Auch Erwins Haustreppe³⁶ sind wir bis oben hinangeklettert, von der Du so viel erzählt hast. . . .

Rebecka bezieht sich hier auf den begeisterten Bericht ihrer Schwester Fanny, die drei Jahre zuvor, im August 1840 auf der Rückfahrt von ihrer

großen Italienreise Straßburg mit Münster und Münsterbauhütte (Frauenwerkhaus) besucht hat. Aus ihrem Reisetagebuch zitiert ihr Sohn Sebastian Hensel³⁷:

Wir fuhren nach Kehl, gingen von dort zu Fuß über die Rheinbrücke, setzten uns in eine Karrete³⁸ und erreichten durch die noch ziemlich lange Allee Straßburg und den Münsterplatz . . . Nicht weit davon steht Erwin von Steinbachs Haus, wovon vieles Alte erhalten ist und unter andern eine Treppe, die ein wahrer Edelstein ist. Sie ist schneckenartig gewunden und so um ihre Spindel gedreht, daß man von unten bis oben durchsehen kann. Da sieht es nun aus, nicht wie ein Kunstwerk, am wenigsten wie ein Bauwerk, sondern wie ein phantastisches Naturprodukt, wie eine jener wunderbaren Muscheln, die turmartig gewunden sind, unbeschreiblich schön. Die stützenden Säulchen durchschneiden das Gelände, welches sich astartig darum schlingt. Die Treppe ist in ihrer Art ein ebenso großes Meisterwerk als der Dom.³⁹

Fanny, ohnehin leicht zu schwärmerischer Begeisterung neigend, zieht hier einen schon poetisch zu nennenden Vergleich, um die in der Tat meisterhafte Wendeltreppe zu schildern, die natürlich nicht Meister Erwin, der 1318 starb, sondern der Münsterwerkmeister Thoman Uhlberger um 1579 geschaffen hat. Der Treppenturm lehnt sich in der Südostecke des Hofes an den östlichen Gebäudeteil des heutigen Musée de l'Oeuvre Notre Dame an, außen sechseckig, im Inneren aber rund, und darin windet sich die Treppe über vier Stockwerke hinweg, um drei schlanke Säulen herum, die Mitte freilassend, abgeschlossen mit einem gotischen Rippengewölbe unter einer mit gotischem Maßwerk gesicherten Balustrade (Abb. 2)⁴⁰.

Abschließend soll Rebecka noch einmal zu Wort kommen, die nach dem Besuch Straßburgs am Sonntagvormittag mit ihrer kleinen Reisegesellschaft die Fahrt Richtung Freiburg fortgesetzt hat und dort diesen in Kehl begonnenen Brief abschließt:

. . . Nachmittags um zwei saßen wir wieder im Wagen und fuhren im schönsten Land unter dem schönsten Himmel hierher . . . Freiburg ist ein Paradies, der ganze Weg von Kehl an prächtig . . . Ich freue mich, Süddeutschland noch recht zu genießen, ehe ich durch die Schweiz und Italien⁴¹ vielleicht verwöhnt und vornehm geworden . . .“

So gibt uns dieser Reisebrief Rebeckas in Fortsetzungen nicht nur eine heitere Momentaufnahme von der damaligen Kleinstadt Kehl und ihrer Bewohner, sondern er bezeugt auch das Fortwirken des Erwin-von-Steinbach-Mythos in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und dessen Ausweitung auf

das Frauenwerkhaus mit seiner kunstvollen Treppe als einer vermeintlichen Schöpfung dieses berühmten Münsterbaumeisters.

Und wir Nachgeborenen dürfen uns heute, mehr als 155 Jahre später, über das Lob freuen, das die prominente reisende Großstädterin, Mitglied einer berühmten Familie, der Stadt Kehl und ihren Bewohnern gespendet hat, aber auch darüber, daß *der Münster* und daneben *Erwins Haus* und *Erwins Treppe* uns bis heute in ihrer Schönheit erhalten geblieben sind.

Anmerkungen und Literaturangaben

- 1 Darunter das Streichoktett op. 20, geniales Durchbruchswerk des 17jährigen Komponisten, das besonders im Scherzo die märchenhafte Geister- und Feenwelt der Sommernachtstraum-Ouvertüre vorwegnimmt, die er im gleichen Jahr 1826 komponiert hat. Daher hat man dieses Scherzo auch als „Ouvertüre zur Ouvertüre zum Sommernachtstraum“ bezeichnet (*Jacob, H. E.: Felix Mendelssohn und seine Zeit. Frankfurt, S. Fischer, 1959, S. 69.*)
- 2 Felix Mendelssohn Bartholdy (M.B.) hat Goethe zwischen November 1821, mit zwölf Jahren, und Mai/Juni 1830 insgesamt viermal in seinem Wohnhaus in Weimar besucht und ihm ausgiebig vorgespielt (*Kleßmann, E.: Die Mendelssohns – Bilder aus einer deutschen Familie. Darmstadt, WBG 3. Auflage 1997, S. 72 f.*).
- 3 Die legendär gewordene Wiederaufführung der „vergessenen“ Matthäus-Passion mit der Berliner Singakademie am 11. 3. 1829 unter Felix M.B.s Leitung, 102 Jahre nach ihrer Erstaufführung, ist die Geburtsstunde der J.S. Bach-Renaissance.
- 4 Zwischen 1832 und 1846 unternahm Felix M.B. 10 Konzertreisen nach England.
- 5 Juni 1841 musizierte Felix M.B. auf einer Privataudienz vor dem englischen Königspaar im Buckinghampalast und begleitete sowohl Queen Viktoria wie ihren Prinzgemahl Albert, die beide unter anderem Lieder von Felix und Fanny M.B. sangen (*Hensel, S.: Die Familie Mendelssohn 1729–1847. Nach Briefen und Tagebüchern, Berlin, B. Behr, 15. Aufl. 1908, Bd. II, S. 225 f.*).
- 6 Zuerst unter dem Pseudonym K. Freigedank, das aber bald gelüftet wurde, veröffentlichte Richard Wagner das Pamphlet „Das Judentum in der Musik“ und nahm es später (1883) auch in seine Gesammelten Schriften auf (*Jacob, H.E.: a.a.O., S. 374 f./378 f.* Auch: *Gregor-Dellin, M.: Richard Wagner. Sein Leben, sein Werk, sein Jahrhundert. München, Piper 1980, S. 310 f.*)
- 7 *Reich-Ranitzki, M.: Friedrich Schlegel. Der romantische Prophet. In: Die Anwälte der Literatur. Stuttgart DVA 1994, S. 65 f.*
- 8 Mutter Lea, geb. Salomon, spielte Cembalo und sang, zeichnete, sprach Französisch, Englisch, Italienisch und konnte Homer im griechischen Urtext lesen (*Kleßmann, E.: a.a.O., S. 56.*)
- 9 Sechs Jahre später, 1822, lassen sich auch die Eltern Abraham und Lea, fern von Berlin auf einer Reise, evangelisch taufen.
- 10 Zelter, Carl-Friedrich (1758–1832), Lied-Komponist, Leiter der Berliner Singakademie, Musikprofessor an der Berliner Akademie der Künste, musikalischer Berater seines Duz-Freundes Goethe.
- 11 Diese Zeichnung trägt keine Signatur, Rebeckas Alter ist geschätzt von Frau Dr. Cécile Lowenthal-Hensel, Urenkelin von Wilhelm und Fanny Hensel, geb. M.B., Mendels-

- sohn-Gesellschaft Berlin (Mündliche Mitteilung). Fanny M.B. heiratet 1829 Wilhelm Hensel (1794–1861), königlicher Hofmaler und Professor für Historienmalerei an der Berliner Akademie der Künste, der in Hunderten von Zeichnungen die Mitglieder der Familie Mendelssohn und ihren Freundeskreis porträtiert hat. Dem einzigen Kind dieser Ehe, Sebastian (1830–1898), verdanken wir die Bewahrung des Mendelssohn-Erbes in Gestalt von Briefen und Tagebüchern, Zeichnungen und eigenen Lebenserinnerungen.
- 12 Zeitgenössische Urteile über Fanny (zitiert nach *Tillard*, Françoise: Die verkannte Schwester. München, Drömer u. Knauer 1996): *Gleichbegabte Schwester*, S. 151 (Goethe): wie Bruder Felix *auch unendlich begabt*, S. 175 (I. Moscheles, berühmter Pianist u. Komponist); ihrem Bruder Felix *ebenbürtig an Talent und Begabung*, S. 188 (ihr Sohn Sebastian Hensel); komponiert *mit der Souveränität eines Meisters*, S. 252 (J. Thomson, englischer Musikkritiker); Fanny, *der Geist und Tiefe aus den Augen spricht*, S. 468 (Freund Robert Schumann).
 - 13 *Hensel*, S.: a.a.O., Bd. I, S. 414.
 - 14 Kinkel, Johanna (1810–1858), Pianistin und Komponistin, in zweiter Ehe mit Gottfried Kinkel verheiratet, befreundet mit den Mendelssohns insbesondere mit Rebecka.
 - 15 Kinkel, Gottfried (1815–1882), Professor für Kunst- und Kulturgeschichte, Schriftsteller, wegen Beteiligung am Pfälzisch-Badischen Aufstand 1848 zu lebenslanger Festungsstrafe verurteilt, 1850 von C. Schurz aus dem Spandauer Zuchthaus befreit, mit ihm Flucht nach England, Professur in London und später in Zürich.
 - 16 Zit. nach *Feilchenfeldt*, K.: Karl August Varnhagen von Ense. Sieben Briefe an Rebecka Dirichlet. In: Mendelssohn-Studien. Berlin, Duncker u. Humblot, Bd. 3, 1979, S. 51 f.
 - 17 Heine, Heinrich (1797–1856), lernt 1821 als Jurastudent in Berlin das Ehepaar Karl August und Rachel Varnhagen in deren berühmten Salon kennen, lebenslange Freundschaft mit Rachel, verkehrt auch im Hause Mendelssohn, geht 1831 nach Paris.
 - 18 Droysen, Johann Gustav (1808–1884), Historiker und Politiker, verkehrt im Hause Mendelssohn, verehrt insbesondere Rebecka.
 - 19 Zit. nach *Tillard*, Fr.: a.a.O., S. 203.
 - 20 *Schurz*, Carl: Lebenserinnerungen. Berlin, G. Reimer, 1906, Bd. 1, S. 302 f.
 - 21 Schurz, Carl (1829–1906), amerikanischer Politiker und Publizist, 48er Demokrat und Freund seines Bonner Universitätslehrers Gottfried Kinkel, emigriert nach dessen spektakulärer Befreiung in die USA.
 - 22 *Feilchenfeldt*, K.: Rebecka Dirichlet: Briefe. Aus der Varnhagen von Enseschen Sammlung. In: Mendelssohn Studien. Berlin, Duncker u. Humblot, 1986, Bd. 6, S. 125 f.
 - 23 Varnhagen von Ense, Karl August (1785–1858), Diplomat und Schriftsteller, verh. mit Rachel Levin (1771–1833), deren Salon lange Mittelpunkt des literarischen Berlins war, Treffpunkt der Romantiker und Anhänger des „Jungen Deutschland“.
 - 24 Zit. nach *Feilchenfeldt*, K.: a.a.O., 1979.
 - 25 So war es Sebastian Hensel, Fannys einzigem Kind, möglich, vorwiegend aus Briefen und Tagebüchern eine Geschichte der Familie Mendelssohn von 1729 bis 1847 in zwei Bänden zu verfassen, die zu einem beliebten „Deutschen Familienbuch“ mit hoher Auflage wurde – 1900 gab dessen Sohn Paul Hensel die 10. Auflage heraus, 1918 erschien die 16. Auflage. Eine Fortsetzung stellt dann Sebastian Hensels „Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren“ dar, ebenfalls herausgegeben von seinem Sohn Paul Hensel, erschienen bei G. Reimer, Berlin 1903, 2. Auflage 1911.
 - 26 Lejeune Dirichlet, Gustav (1805–1859), Nachfolger des weltberühmten Mathematikers Carl Friedrich Gauß (1777–1855) an der Universität Göttingen, wohin Dirichlet mit Familie 1855 von Berlin aus übersiedelt.

- 27 Felix M.B. besucht Italien auf seiner großen, zwei Jahre dauernden Europareise 1830/1831, Fanny mit Familie und Personal 1839/40.
- 28 Ein dritter Sohn, das zweite Kind war 1838 mit 13 Monaten verstorben, ein viertes Kind wird auf dieser Reise, 1845, in Florenz geboren und deshalb auf den Vornamen Florentina (Flora) getauft werden.
- 29 Kehl hatte damals noch keinen Eisenbahnanschluß, die Eisenbahnlinie Appenweier-Kehl wurde erst im folgenden Jahr 1844 eröffnet. Rebecka muß also in der (eigenen) Reisekutsche nach Kehl gekommen sein.
- 30 *Hensel, S.: Familie Mendelssohn, a.a.O., Bd. 2, S. 253 f.*
- 31 Kehl-Stadt und Kehl-Dorf, bis zum Zusammenschluß 1910 zwei selbständige politische Gemeinden, hatten in diesem Jahr 1843 bei 2611 Einwohnern (518 Familien) 414 Häuser, darunter etwa 25 Wirtshäuser; die vermögende Rebecka wird in einem der komfortableren Häuser abgestiegen sein, die an der gepflasterten Hauptstraße gelegen waren (*Stüwe, H.: Kehl und die Badische Revolution 1848/49. In: Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. Offenburg, gleichnamiger Verlag, 78. Jahresband 1998, S. 387 f., dazu mündliche Mitteilung*).
- 32 Prätensiös: Altertümlich für Prätentiös = anspruchsvoll, selbstgefällig.
- 33 Glocken: Der 15. Juli 1843 war ein Samstag, Rebecka schrieb diesen Brief gegen Abend, so haben wohl die Kehler Glocken den Sonntag eingeläutet. Dies erklärt auch, warum viele Bauern schon ihre charakteristische Hanauer Tracht (weiße Jacken und Pelzmützen) angelegt haben.
- 34 Kannegießer: Der seit dem 18. Jahrhundert bezeugte, heute wenig gebrauchte Ausdruck für einen politischen Schwätzer bezieht sich auf das Lustspiel des Dänen Holberg „Der politische Kannegießer“ von 1722, in dem ein ohne Sachverstand politisierender Zinngießer die Hauptfigur ist. Davon abgeleitet kannegießern = politisierend schwatzen. Aus: Duden – das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache (Der Duden, Bd. 7), Mannheim-Wien-Zürich, Dudenverlag, 2. Aufl., 1989, S. 324.
- 35 Offenbar wundert sich der Diener, daß das Münster, das mit nur einem Turm an seiner Westfassade unfertig und also eigentlich noch in Bau befindlich ist, nicht ebenso einen Baukran trägt wie z.B. der unfertige, seit Jahrhunderten in Bau befindliche Kölner Dom, der mit seinem Baukran, einem damaligen Wahrzeichen Kölns, ihm besser bekannt zu sein scheint als das Straßburger Münster.
- 36 Erwins Haustreppe: Gemeint ist der Treppenturm mit Wendeltreppe am Ostflügel des heutigen Frauenwerk-Hauses. Beides, Haus und Treppe, sollen der damaligen Legende nach von Meister Erwin = Erwin von Steinbach (Beiname im 17. Jahrhundert hinzugefügt) erbaut worden sein, der Dombaumeister in Straßburg war, urkundlich 1284 (?), 1293 und 1316 erwähnt, 1318 in Straßburg verstorben; seine Grabinschrift befindet sich außen am Pfeiler der Johanniskapelle des Münsters. Die beiden Flügel des Frauenwerkes sind erst später erbaut worden: 1347 der Ostflügel, renoviert um 1580 und mit Treppenturm versehen vom Münsterwerkmeister Hans Thoman Uhlberger (gest. 1608), 1579 der Westflügel vom gleichen Meister.
- Historisch gesichert ist Meister Erwins Verdienst, für die große Fensterrose am Westwerk in doppeltem Rahmen eine glanzvolle architektonische Lösung gefunden zu haben. Besonders seit der Erwähnung bei Goethe (Von deutscher Baukunst 1772) spielt Erwin von Steinbach eine wichtige Rolle in der Geschichte der Wiederentdeckung der mittelalterlichen, gotischen Baukunst.
- 37 *Hensel, S.: Familie Mendelssohn, a.a.O., Bd. 2, S. 208 f.*
- 38 Karrete: Altertümliche Bezeichnung für schlechten Wagen, hier für Pferdekutsche.

- 39 An „Erwins Haus und Treppe“ erinnert sich 30 Jahre später Fannys Sohn Sebastian Hensel, der mitten im Deutsch-Französischen Krieg im Dezember 1870 einen Eisenbahntransport mit Weihnachts-Liebesgaben für die Soldaten an der Front von Berlin aus begleitet und Aufenthalt in Straßburg hat. Er schreibt in seinem „Lebensbild“ (a.a.O., S. 275): . . . *mein erster Gang in Strassburg war der Münsterplatz und auf ihm das Haus von Ervin (sic!) von Steinbach mit der wundervollen Wendeltreppe. Ich war seit meinem zehnten Jahre, 1840, nicht dagewesen, aber ich fand das Haus sofort. Diese Treppe ist in ihrer Art ein ebenso großes Kunstwerk wie der Münster.* Mit diesem letzten Satz zitiert er fast wörtlich das Reisetagebuch seiner Mutter Fanny Hensel.
- 40 Im Inneren fast identische Wendeltreppen finden sich z.B. auch in den vier Treppentürmen des Aschaffener Schlosses Johannisburg (vollendet 1614), erbaut von Georg Ridinger (1568–1616), der ebenfalls aus Straßburg stammt.
- 41 Diese Reise wird über den Genfer See nach Genua, Como, Mailand, Florenz und Assisi nach Rom führen, wo die Familie ein halbes Jahr bleibt und von wo aus noch Sizilien und Neapel besucht werden. Auf der Heimreise von dort erkrankt das Ehepaar: Rebecka an schwerer Gelbsucht und ihr Mann an „Römischem Fieber“. Sie müssen in Florenz bleiben, wohin Fanny mit Familie von Berlin aus zu Hilfe eilt. Dennoch endet diese Reise gut, wenn auch viel später als ursprünglich geplant: Rebecka überwindet ebenso wie ihr Mann die Krankheit, sie gebiert ein gesundes Kind, ihre erste Tochter, und kehrt nach insgesamt mehr als zwei Jahren im August 1845 mit ihren Kindern nach Berlin zurück.
- 42 Knauth, Johann (1864–1924): In Köln geboren, ab 1890 Tätigkeit in der Straßburger Münsterbauhütte, dann 1905–1920 Straßburger Dombaumeister. Bekam den ehrenvollen Beinamen „Retter der Kathedrale“, weil er 1909 die drohende Gefahr des Münsterturm-Einsturzes (als Folge der Rheinkorrektur ein Nachgeben der verfallenden Eichenholzfundamente) erfolgreich durch Unterfütterung der Turmlast bannen konnte. Begraben in Offenburg.

Ein Hamilton in Hornberg

Randbemerkungen zu einem Buch von Wilhelm Hausenstein

Johannes Werner

Für Kenneth Croose Parry, aus guten Gründen

Er hieß Frederick Robert Vere Douglas-Hamilton, aber die Hornberger nannten ihn, wohl weil es ihnen leichter fiel, den Himmelanton¹. Daß man ihn noch immer kennt, verdankt er seinem Neffen Wilhelm Hausenstein, der ihn verständnisvoll, ja liebevoll beschrieben hat².

Straight from the horse's mouth . . .

Da liest man, wie der Fremdling, der die älteste Tochter des Bärenwirts Baumann geheiratet hatte, in der kleinen Schwarzwaldstadt eine teils bestaunte, teils belächelte Rolle spielte; eine geheimnisvolle aber auch, denn er lebte in der Nacht und verbrachte den Tag meist im Bett. So nahm der kleine Wilhelm zunächst nur die Spuren wahr, die der unsichtbare Onkel hinterlassen hatte: Photographien, die ihn zeigten; das feine englische Sattelzeug im Stall; die schweren Wasserstiefel; die Wollsocken; den Spazierstock, angeblich aus Tropenholz; die künstlichen Fliegen, die der leidenschaftliche Angler eigenhändig herstellte; und den Duft des Beefsteaks, das ihm seine Schwiegermutter allabendlich briet. Und wenn sie es ihm auf sein Zimmer brachte, kam es manchmal vor, daß er sichtbar wurde und den Neffen zu sich rief, ihn auch an der Mahlzeit teilhaben ließ. Und manchmal trat er sogar selber in aller Öffentlichkeit auf: als Reiter und Jäger, als Begleiter der Leichenzüge zum nahen Friedhof und dabei dann als Dirigent des örtlichen Gesangvereins; und als Kommandant der örtlichen Feuerwehr (welches Amt er sich vielleicht aber nur anmaßte oder einbildete).

Jedenfalls machte der Onkel „eine einzigartige Figur. Mit ausnehmender Blässe der Haut und schmal vorstoßender Nase wie aus Elfenbein, mit wohlgepflegter Schwärze des Kopfhaars, des Backenbartes und türkisblauen Augen von seemännischer Tragweite des genauen Blicks; in schwarzer Samtjacke mit seidene Einfäßlitzen; die schlanken Schenkel in langen Reithosen aus perlgrauem Tuch, den ledernen Steg zwischen Sohlen und leicht gespornten Absätzen durchgezogen; die Handschuhe aus rauchfarbennem Hirschleder, eine falbe Rohrgerte mit Goldknauf locker in den Fin-



*Hamilton als junger Mann;
aufgenommen in Madeira*

gern; das Haupt mit halbhartem Hut bedeckt, dessen Rund vom Scheitelpunkt zur Krempe in vier Felder geteilt war, so daß Blank und Matt miteinander abwechselten: dergestalt setzte sich der Douglas-Hamilton auf der Schwarzwälder Kleinstadtstraße als ein über die Maßen distinguiertes Profil in Trab“³.

Kurz vor der Jahrhundertwende zog der Onkel mit der Tante von Hornberg nach Stuttgart. Dort hat Hausenstein ihn noch besucht⁴ und sich von ihm, der etwas gesprächiger geworden war, manches erzählen und auch zeigen lassen: Hefte mit mathematischen Formeln und mit Skizzen von Reitpferden, oder einen wappengeschmückten Siegelring. Aber wunderlicher war der Onkel auch geworden; er glaubte an strengste Hygiene und eine Diät, die vor allem aus Pillen und Pulvern bestand, träumte davon, wieder jung und sogar noch regierender Herzog von Hamilton zu werden, und unternahm lange nächtliche Wanderungen über die Feuerbacher Heide.

... and from hearsay

Soweit das, was Hausenstein aus eigener Anschauung berichtet hat. Die Vorgeschichte kannte er nur vom Hörensagen: der Onkel sei, als Sohn ei-



*Hamilton als Student;
aufgenommen in Karlsruhe*

nes britischen Diplomaten, in Rio de Janeiro geboren worden; er sei, in London oder im Park von Hamilton Palace, vom Pferd gestürzt und habe eine Schwäche der Kopfnerven davongetragen, die ihm eine Karriere in der Diplomatie oder der Marine unmöglich machte; dann habe er, um gesund zu werden, einige Jahre auf Madeira gelebt und in Karlsruhe Mathematik, Tiefbau und Eisenbahnwesen studiert; als junger Ingenieur sei er durch den Bau der Schwarzwaldbahn nach Hornberg gekommen und habe beim Bärenwirt gewohnt, dort dessen älteste Tochter Josephine kennengelernt und geheiratet und sie in England und Schottland den Verwandten vorgestellt.

Was ist davon richtig, was falsch? Manches davon wird nie mehr aufzuklären sein, aber manches doch. Denn auch außerhalb des Werks von Wilhelm Hausenstein – das sein schönstes Denkmal ist – hat der Himmellantone einige Spuren hinterlassen, mit denen sich seine Vorgeschichte nachzeichnen, an denen sich das Hörensagen überprüfen läßt.



Josephine ('Dodo') Baumann als junges Mädchen

Of gentle birth

Im Jahre 1895 starb William Alexander Louis Stephan Douglas-Hamilton, 12. Duke of Hamilton and 9. Duke of Brandon, Marquess of Douglas and Clydesdale, Earl of Angus, Arran and Lannark, Lord Aven, Polmont, Machanshire, Innerdale, Abernethy and Jedburgh Forest, Baron of Dutton, Duc de Châtellerauld, erster Peer von Schottland; und mit ihm starb die erste Linie der uradligen Familie, die um 1190 erstmals ans Licht getreten war, im Mannesstamm aus⁵. Freilich gab es eine zweite Linie, die auf einen Bruder des 5. Duke zurückging. An sie fiel nun der Titel, und zwar an Alfred Douglas-Hamilton. Sein Vater Charles Henry hatte sechs jüngere Brüder, darunter Sir Frederick, der dem Empire als Berufsdiplomat diente⁶ und dessen ältester, am 7. Dezember 1843 geborener Sohn eben jener Frederick Robert Vere Douglas-Hamilton war⁷. (Er und der neue Herzog waren somit Vettern ersten Grades.)

Als der alte Herzog, der letzte aus der ersten Linie, starb, mochte sich Frederick gewisse Hoffnungen machen, zumal die drei älteren Brüder seines Vaters auch schon gestorben waren; und noch einmal mochte er hoffen, als

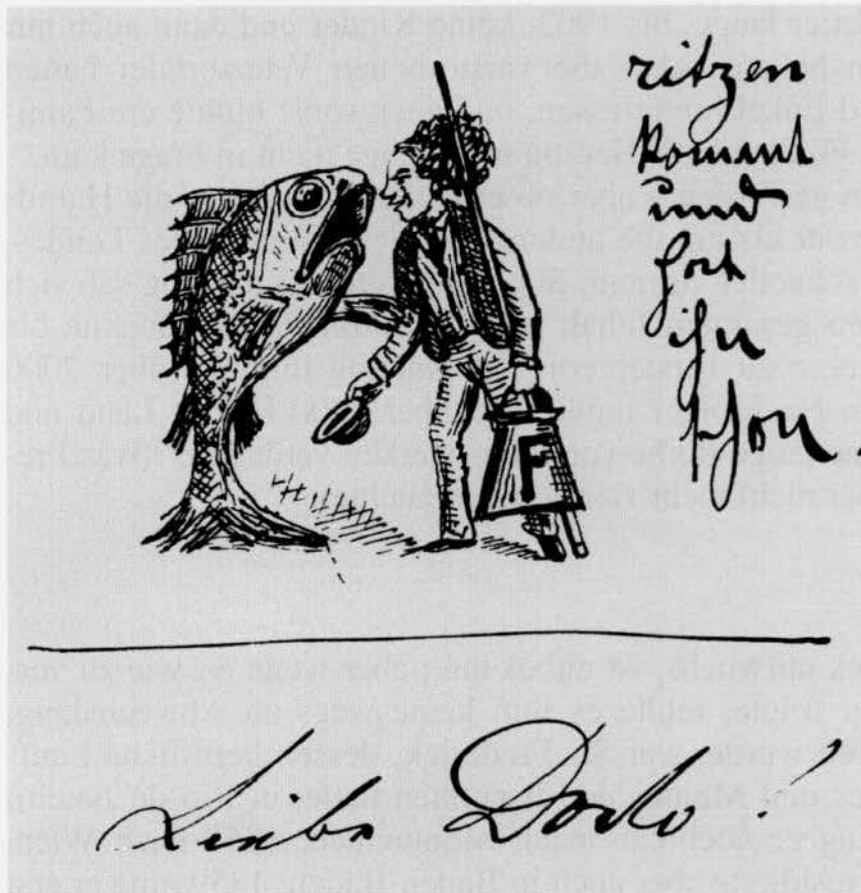
der dann erwählte Vetter lange, bis 1903, keine Kinder und dann auch nur einen einzigen Sohn bekam. Aber die verstorbenen Vatersbrüder hatten zahlreiche Söhne und Enkel hinterlassen, und auch sonst blühte die Familie allerorten, so daß Frederick als Herzog noch lange nicht in Frage kam. Er wäre es wohl gern geworden – aber ob er wußte, wie es um die Hamiltons stand? Nicht besser als um die anderen adligen Familien des Landes, deren Besitz immer schneller zerrann. Schon der alte, 12. Herzog sah sich 1882 gezwungen, den gesamten Inhalt von Hamilton Palace für eine bis dahin unerhörte Summe zu versteigern; der Katalog umfaßte über 2000 Nummern⁸. Und sein Nachfolger mußte erst über 8000 Hektar Land und dann noch einmal eine lange Reihe von Kunstwerken veräußern⁹ (was Frederick, der Vetter, aber nicht mehr zu erleben brauchte).

Early life & letters

Wie und wo Frederick aufwuchs, ist unbekannt; aber wenn er, wie zu vermuten ist, dem Vater folgte, fehlte es ihm keineswegs an Abwechslung. Als sein Sohn geboren wurde, war Sir Frederick, dessen berufliche Laufbahn in Buenos Aires und Montevideo begonnen hatte, in Rio de Janeiro beschäftigt; 1846 ging er nochmals nach Montevideo, 1852 nach Wien, 1853 nach Stuttgart, residierte aber auch in Baden-Baden; 1859 ging er erst nach Athen, dann nach Frankfurt und 1862 nach Stockholm. 1867 wurde er Generalkonsul¹⁰, 1872 auch Ministerialresident in Quito, Ecuador.

Doch da ging sein Sohn schon eigene Wege. Im Studienjahr 1866/67 war Frederick in der Mathematischen Schule am Karlsruher Polytechnikum eingeschrieben. In einem Zeugnis vom 4. Juni 1867 wird ihm bescheinigt, daß er, als Schüler des ersten Kurses, am Unterricht in allen Fächern (Differential- und Integralrechnung, Trigonometrie, Höhere Gleichungen; Geometrie; Darstellende Geometrie; Physik; Freihandzeichnen) regelmäßig teilgenommen und überall sehr gute Ergebnisse erzielt hat¹¹. Im Schlußbericht desselben Studienjahrs, am 20. Juli, steht jedoch, bei weiterhin guten und sehr guten Noten, daß er an Ostern ausgetreten sei, zumindest aus einigen Fächern; es fehlt auch der übliche Versetzungsvermerk¹². Vielleicht ging Frederick damals, gesundheitshalber, nach Madeira; sein Aufenthalt ist als solcher dadurch belegt, daß zwei der Photos, die ihn als jungen Mann zeigen, den Namen der Insel tragen und den eines J. F. Camacho, „Photographie de S.ma. Imperatriz do Brazil Viuva“. Ein ganz ähnliches Photo wurde von Adalbert Uetz in Karlsruhe, Amalienstraße 28, angefertigt.

Im Studienjahr 1869/70 tauchte Frederick wieder in Karlsruhe auf, nunmehr im zweiten Kurs der Mathematischen Schule, den er in den mathe-



Zeichnung;
ohne Datum

matischen und physikalischen Fächern mit sehr guten Noten abschloß, mit ausreichenden in Chemie, Mineralogie und Geologie; das Zeugnis stammt vom Juli 1870, ohne Angabe des Tags¹³.

Im nächsten Studienjahr, 1870/71, war „Vere Hamilton aus Rio de Janeiro“, wie er hier immer hieß, in der Ingenieurschule, bei den Bauingenieuren, eingeschrieben. Der Jahresbericht vom 4. Juli 1871 nennt die Fächer, die er im ersten Kurs belegt hatte (Festigkeitslehre, Hydraulik und Wärmetheorie, Mechanische Instrumente, Heizung und Beleuchtung, Technische Architektur, Architektonische Formenlehre, Architektonische Entwürfe, Freihandzeichnen, Baustilzeichnen, Kunstgeschichte) und die, in denen er darüber hinaus ziemlich gute oder gute Leistungen gezeigt hatte (Wasser- und Straßenbau, Maschinenbau I und Maschinenkonstruktion, Steinkonstruktion)¹⁴.

Doch schon vorher – schon bevor er sein Studium wiederaufnahm – hatte Frederick seine Josephine kennengelernt und ihr die beiden Briefe geschrieben, die sich erstaunlicherweise erhalten haben; sie sind es wert, zitiert zu werden.

Der erste Brief, geschrieben in Karlsruhe am 18. März 1869, lautet so:

An den Hornberger Windbeutel.

Ich, V. Hamilton, durch eines Juden Gnade Herzog einer unentdeckten Insel im stillen Ocean, gratuliere dem Kinde zu seinem fünfundzwanzigsten Geburtstage¹⁵.

Liebes Kind!

Ehre deinen Vater und deine Mutter und deinen Freund Hamilton, auf daß du im Frühjahr ein Paar neue Schuhe, eine Crinoline à la mode und ein Pfeffermünzküchelchen bekommest.

Noch vor kurzem lebte die Kleine im romantischen vielbesungenen Schwarzwald: nunmehr weilt sie in den gesegneten Fluren der oberrheinischen Tiefebene und da drängt sich mir unwillkürlich die Frage auf: wie mag es ihr da wohl gehen?

Die Freiburger Herrn kenne ich nicht und will sie auch nicht kennen. Ich glaube sie sind eine Art Haiden, welche nichts von dem süßen Glück wahrer Freundschaft wissen, ihre Phantasie mit Erdichtungen beschäftigen, den Schein dessen zur Schau tragen, was sie nicht besitzen, und – Traun! ich meine es nicht so schlimm, nein – Ich möchte das Geburtstagskind deshalb damit behelligen mich dem Herrn Kreisgerichtsrath Weber unbekannter Weise bestens zu empfehlen und dasselbe wolle mir verzeihen, daß ich es wage den Namen des hochgesinnten Herrn Franz zu nennen, welcher in dem Rufe steht sein treuer Jugendgefährte zu sein.

Wir alle, meine eigene Wenigkeit, die Gemälde an den Wänden u.s.w. vereinigen uns in herzlichem Gruße. Mein dienstbarer Geist blickt mit besonderem Vergnügen um sich, etwas vermuthend, wovon er nichts versteht; mein Pudel bellt entzückt und die Katze schnurrt ihm beipflichtend. Inmitten dieser Scene heimischer Glückseligkeit bringen ich und alle die Meinigen den aufrichtigen Wunsch dar, daß die kleine Toto unbeschädigt an Leib und Seele von dem verderblichen Einfluß jener Freiburger Haiden zurückkehren möge in die Arme ihrer liebevollen Mama und ihres wohlgeneigten Freundes

Trictrac¹⁶ Himmelanton.

Diesen Namen führte er also schon so früh. Was an seinem Brief außerdem auffällt, ist die vollkommene Beherrschung der deutschen Sprache und auch der deutschen Schrift; ist überdies ein geistreicher Witz – eben das, was man im Englischen ‚wit‘ nennt. Dazu kommt im zweiten Brief, der am 6. Juli desselben Jahres in Hornberg geschrieben wurde, eine beachtliche Begabung auf zeichnerischem Gebiet. Zu einem entsprechenden Bild (mit der Unterschrift: *Meine liebe Doooooooo im Bade!!!!*) gehört hier der folgende Text:

Tableaux vivants !!!

Ein junger Landmann u. der Naturforscher
Kimmel Anton besichtigen die Lärche in Nörsheim.
Jung' L.: "Was ist das denn für ein Baum?"
Kimmel Anton singt den Baumvers bekannt: "Aber
mein Baum ist ja mein Doldy - p. magen ist
für gerade mein mein verdornte Zerstörung. !!!!"



Mein Baum ist ja mein Doldy - p. magen ist
für gerade mein mein verdornte Zerstörung. !!!!"

Zeichnung aus dem Brief vom 6. Juli 1869

Tableaux vivant!!!17

Die Frau Baumann¹⁸ u. der Naturforscher HimmelAnton besichtigen die Bäder in Dürrheim. Frau B.: „Was ist denn das für ein Unthier?“ Himmel Anton durch das Fernrohr sehend: „Aber nein! Das ist ja mein Dodoly – so mager ist sie, gerade wie eine verdorrte Zwetschge!!!!“

Und weiter:

Hät[t] ich doch, wie wollt ich dich den ganzen Tag so fürchterlich stopfen wie eine Gans, damit du genießbar wirst!!!

Meine liebe liebe Dodo!¹⁹

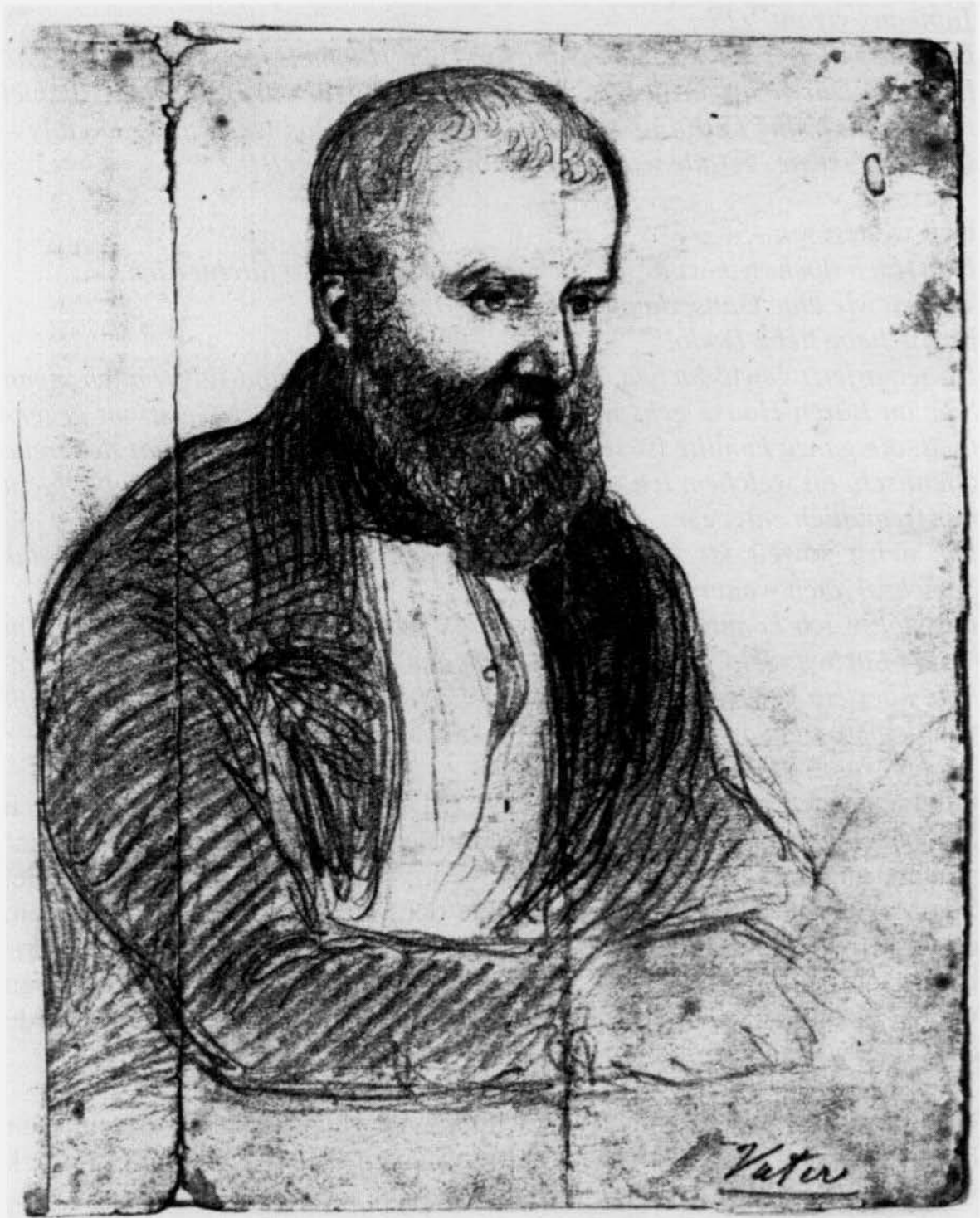
Du wirst jetzt gewiß lachen. Lachen darfst du schon und sei fröhlich, denn hier im Bären-Hause geht wie Schiller sagt kein finstrer Geist, im gegen-theil, die ganze Familie ist sehr gut gesinnt gegen mich – ja sogar der treue Ofentisch, an welchem ich dich, mein Liebchen, oft zu sehen glaube, lacht mir freundlich entgegen.

Du siehst soweit ist Alles gut gegangen und hoffentlich wird uns das Schicksal auch weiter helfen.

Ich wollte ich könnte manchmal Abends ein Bischen bei dir sein und im Walde Lustwandeln; hier habe ich auch den Wald und ist die Gegend herrlich, aber ein gewisses Etwas fehlt mir!!! Nun lebe wohl sei herzlich geküßt von deinem treuen Vere.

Offenbar war Dodo nun zur Kur in Bad Dürrheim, wo sie die bekannten Solebäder gebrauchen konnte, während Hamilton im Hornberger ‚Bären‘ wohnte und sich, um den Weg zu ebnen, von seiner besten Seite zeigte. Sein Aufenthalt hing wohl mit dem Bau der Schwarzwaldbahn zusammen, deren schwierigste Teilstrecke, die von Hausach über Hornberg und Triberg nach Villingen, ab 1865 vorbereitet und 1867 in Angriff genommen wurde. Nach einer Unterbrechung, die der Krieg 1870/71 erzwang, wurde das Werk weitergeführt und Ende 1873 vollendet²⁰.

Daß Hamilton ein geschickter Zeichner war, zeigen auch noch ein paar Bilder, die sich ebenfalls eher zufällig erhalten haben: darunter ein Stück von einem Brief an Dodo, mit dem er wohl auf seine Angelleidenschaft anspielt; eine Reihe von karikaturistisch verfremdeten Selbstporträts, ein Porträt des Bärenwirts und eine Karikatur, betitelt *Dein auf immer!*, auf seine Eheschließung mit Dodo²¹. Sie fand am 25. Juli 1872 statt, wobei Hamilton als „Eisenbahn-Ingenieurpraktikant“ in den Akten erscheint²². Von da an war er nur noch Privatier, erst in Hornberg, dann in Stuttgart²³. Dort ist Frederick Robert Vere Douglas-Hamilton, genannt Himmelanton, am 24. April 1917 gestorben. Josephine, genannt Dodo, folgte ihm am 19. Februar 1924 nach. Das gemeinsame Grab des ungleichen Paares befindet sich, noch immer, in Stuttgart-Bad Cannstatt auf dem Uffkirchhof²⁴.



Porträt von Gottlob Baumann, dem Bärenwirt; ohne Datum

The right man in the right place

Das hätte sich Gottlob Baumann auch nie träumen lassen, daß er, der alte Demokrat, der Republikaner und Revolutionär von 1848, der für seine Überzeugung mit Hab und Gut und beinahe mit dem Leben gebüßt hatte –



Hamilton im Alter

daß er einen hohen Aristokraten aus dem Hause der Herzöge von Hamilton zum Schwiegersohn bekommen sollte. Für den Himmelman war diese Ehe zwar das, was man eine Mesalliance nannte, aber dergleichen kam in seiner Familie nicht eben selten vor.

Dem jungen Wilhelm Hausenstein erschien der Onkel wie ein Bote aus einer anderen Welt – aus einem anderen Land, einer anderen gesellschaftlichen Schicht. Indem er nicht in den engen Rahmen paßte, indem er ihn sprengte, machte er ihn überhaupt erst bewußt. Ohne diese Erfahrung wäre Hausenstein nicht geworden, was er war. Mit gutem Grund hat er dem Buch über den Onkel (das er seiner Vaterstadt Hornberg widmete) als Motto einen Satz aus Goethes ‚Wilhelm Meister‘ vorangestellt: „Jugenderinnerungen verlöschen nicht, auch in ihren kleinsten Teilen“²⁵.

Umso sonderbarer übrigens, daß Hausenstein zur englischen Welt zeitlebens kein Verhältnis finden konnte, ihr auch nicht nähertrat. Der Süden, und vor allem er, lockte ihn bis ans Mittelmeer und darüber hinaus, der Osten bis in den Balkan hinein, der Westen ohnehin – aber im Norden endete für ihn die Welt am Strand der Nordsee, „auf dem die Quallen und die Muscheln, die schwarzen Rocheneier und die Seesterne liegen bleiben“²⁶. Also wurde der englische Onkel niemals entzaubert; das Geheimnis, das ihn in den Augen des Kindes umgab, blieb gewahrt; ja fast scheint es, als habe noch der Erwachsene sich ängstlich gehütet, es zu lüften. „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem, / Ich werde nimmer seinesgleichen sehn“²⁷.

Thereby hangs a tale

Doch schon einmal hatten sich die Hamiltons durch Heirat mit Baden verbunden, und zwar im selben Jahr 1843, in dem Onkel Vere das Licht der Welt erblickte. Damals trat nämlich die Prinzessin Marie Amalie Elisabeth Karoline von Baden, die jüngste, 1817 geborene Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl und seiner Gemahlin Stephanie, in der Mannheimer Schloßkirche vor den Traualtar, zusammen mit William Marquess of Douglas, dem ältesten Sohn des regierenden 10. Herzogs. Der Großherzogin wollte diese Verbindung um so weniger gefallen, als Marie ihren William erst im Vorjahr in Nizza kennengelernt hatte, kurz nach ihrer Verlobung mit dem Prinzen Karl Egon von Fürstenberg, die nun freilich hinfällig war. Andere Pläne hatten sich schon früher zerschlagen: so etwa mit dem Herzog von Leuchtenberg, dem Herzog von Braunschweig, dem Großherzog von Hessen, dem Fürsten von Hohenlohe-Langenburg – und mit Louis Napoléon, dem Sohn des holländischen Königs Louis Bonaparte und seiner Gemahlin Hortense, der sogar um Mariens Hand angehalten hatte, aber von der Großherzogin abgewiesen worden war.

Nun wurde aus Marie eine Marquise und, als der 10. Herzog starb, auch eine Herzogin von Hamilton. Sie lebte einmal hier und einmal da, oft auch in Paris, wo ihr unvergessener Louis Napoléon 1852 den Kaiserthron bestieg. Und in Paris starb 1863, durch einen Sturz nach einem Sektgelage, Herzog William; während seine Leiche, von den beiden Söhnen begleitet, auf einem kaiserlichen Kriegsschiff von Cherbourg nach Glasgow und dann nach Hamilton Palace gebracht wurde, zog sich die Witwe nach Baden-Baden zurück. Ihre dortige, glanzvolle Hofhaltung – im Palais Hamilton in der Sophienstraße – und vor allem ihr Marstall nach englischer Art waren weithin berühmt. Immer mehr fühlte sie sich aber zum nahen Kloster Lichtental hingezogen, das sich über ihre häufigen Besuche und Geschenke freuen durfte. Marie wurde selbst noch katholisch und, nach ihrem Tod im Jahre 1888, in der Lichtentaler Fürstenkapelle aufgebahrt und schließlich in einem eigens errichteten Anbau beigesetzt²⁸. Ihr älterer Sohn²⁹, der 12. Herzog, starb 1895 (worauf, wie gesagt, der Titel an die zweite Linie fiel – und ganz in die Nähe von Onkel Vere, dem Douglas).

Anmerkungen

- 1 Das englische Hamilton verwandelte sich in Himmelanton nicht anders als etwa angels. arblast (von lat. arcubalista) in Armbrust, norw. fjeldfross in Vielfraß, pers. kamerbad in Kummerbund, frz. valise in Felleisen usw.; man ersetzte das unverständliche fremdsprachliche Wort durch ein eigenes, ähnlich klingendes mit allerdings ganz anderer Bedeutung. Für diese sogenannte ‚Volksetymologie‘ ließen sich noch viele Beispiele finden.

- 2 Vgl. Wilhelm *Hausenstein*, Onkel Vere, der Douglas, oder Die Geschichte eines Spleens, in: W.H., Buch einer Kindheit. Zehn Erzählungen. Frankfurt a.M. 1936, S. 125–162; ders., Onkel Vere, der Douglas oder Die Geschichte eines Spleens. Freiburg/München 1957. – Daneben auch: Johann Armbruster (d.i. Wilhelm *Hausenstein*), Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit. Erster Band (= Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende). München 1947, bes. S. 45–50. – Die hier folgende Zusammenfassung kann Hausensteins eigene Beschreibung nicht im entferntesten ersetzen, will vielmehr auf sie hinweisen als auf eine Lektüre, die noch immer lohnt.
- 3 Lux Perpetua S. 48.
- 4 Daher hing für ihn „die halbe Jugend an dieser Stadt; Erinnerungen an meine ersten Schulferien sind mit ihr verbunden“ (Wilhelm *Hausenstein*, Das gedeihliche Stuttgart. In: W.H., Drinnen und draußen. Ein Tagebuch über Landschaften und Städte, Tiere und Menschen. München 1930, S. 190–199; hier S. 190; vgl. auch S. 197).
- 5 Vgl. Genealogisches Handbuch des Adels. Fürstliche Häuser III. (Limburg 1955), S. 359–366.
- 6 Nicht zu verwechseln mit Charles Joseph Hamilton (1779–1856) aus derselben zweiten Linie, „sometime Envoy Extraordinary and Minister Plenipotentiary at Brazil“, der keine Nachkommen hatte (vgl. Burke’s Peerage, Baronetage and Knightage. 1970, S. 1215–1216).
- 7 Nach der familiären Überlieferung, den Karlsruher Schülerlisten (GLA 448/250 und 448/253) und den Hornberger Standesbüchern wurde er in Rio de Janeiro geboren, nach dem GHdA (s.o.) hingegen in London; dort heißt es wiederum, daß seine Eltern, Sir Frederick D.-H. und Marina Norton, am 25. Februar 1843 in Rio geheiratet hätten. Frederick hatte noch drei jüngere Geschwister: Anna Marina Augusta (*London 1845), Augustus Maitland Ronald (*Buenos Aires 1847) und Archibald Douglas Schomberg (*Frankfurt a.M. 1861).
- 8 Vgl. David *Cannadine*, The Decline and Fall of the British Aristocracy. New Haven/London 1990, S. 113.
- 9 Ebd. S. 109, 115.
- 10 Vorher war er, abwechselnd, entweder Legationssekretär oder Geschäftsträger gewesen.
- 11 GLA 448/1045.
- 12 GLA 448/1038.
- 13 GLA 448/1041. – Daß das Karlsruher Polytechnikum einen guten Ruf genoß, zeigt der Zustrom, den es von weither hatte. Die jungen Männer, die, zugleich mit Frederick, im Studienjahr 1869/70 die mathematische Schule besuchten, kamen nicht nur aus vielen Orten Badens, sondern etwa auch aus Frankfurt, Köln, Kiel, Hamburg, Rostock, Leipzig, Danzig; aus Basel, Maastricht, London; aus Prag, Preßburg, Warschau, Belgrad, Riga, Reval, Moskau, Kiew, St. Petersburg, Odessa, Archangelsk und anderen östlichen Orten.
- 14 GLA 448/1648.
- 15 Nach den Hornberger Standesbüchern wurde Josephine Baumann zwar am 18. März, aber im Jahre 1845 geboren. (Ein Irrtum ist insofern ausgeschlossen, als ihr Bruder Christian Friedrich 1844 und ihre Schwester Nannette Mathilde 1846 geboren wurden.) Hat Hamilton sich also verrechnet, oder hat er den Tag der Geburt als Geburtstag mitgezählt?
- 16 Eigentlich frz. Bezeichnung für ein Brett- und Würfelspiel; ein Anklang an ‚Frederick‘.
- 17 Richtig: Tableau.

- 18 Die alte Bärenwirtin, Josephines Mutter.
- 19 Der Dodo war ein großer ausgestorbener Vogel auf Mauritius und hatte seinen Namen von port. doudo, Einfaltspinsel. Da Hamilton aus Brasilien kam, wo man Portugiesisch spricht, hat er dies gewiß gewußt, auch wenn der Name schon auf ‚Dodos‘ Kindheit zurückgehen mag.
- 20 Vgl. Albert *Kuntzemüller*, Robert Gerwig. Ein Pionier der Technik. Freiburg 1949, S. 79–134. – Die Bauakten über jene Teilstrecke (GLA 237/16648, 421/385–387) nennen den Namen Hamiltons anscheinend nicht.
- 21 Die hier herangezogenen Bilder und Briefe befinden sich sämtlich in der Wilhelm-Hausenstein-Gedenkstätte in Hornberg, die auch Hausensteins Korrespondenz (in Kopien), seine Bücher, Möbel und andere Gegenstände aus seinem Besitz verwahrt. Unter anderem ist da ein kleines, buchartig aufklappbares Schmuckstück, das ein Doppelbildnis von Tante Dodo und Onkel Vere enthält. Von Onkel Vere rühren außerdem noch eine goldene Taschenuhr (J.W. Benson, 25 Old Bond Street, London) und ein Buch mit dicken Filzblättern her, in das die künstlichen Fliegen mit ihren Häkchen eingehftet sind; ebenso ein vergilbter Briefumschlag, der auf der Rückseite ein geprägtes Staatswappen trägt (Devise: „Dieu et mon Droit“) und auf der Vorderseite die gedruckte Aufschrift: „Her Majesty’s Principal Secretary of State for Foreign Affairs, Foreign Office, Whitehall, LONDON, S.W.“
- 22 Und zwei Jahre später heiratete eine andere Schwester Dodos, Sophie Justine Emma, den Ingenieur Otto Theodor Baither, der die Hornberger Eisenbahnbrücke, Vorgängerin des heutigen Viadukts, erbaute. Er hatte wohl auch im ‚Bären‘ verkehrt. (Sophie war – einen totgeborenen Knaben mitgezählt – das fünfte Kind der Baumanns; das sechste und letzte war dann Clara, die Mutter Hausensteins.)
- 23 Daß die Ehe kinderlos blieb, führten die Hornberger angeblich darauf zurück, daß er zu viele Nächte beim Forellenfischen in der Gutach verbrachte.
- 24 Nr. 70/904, Abt. 4, Reihe 1, Nr. 4.
- 25 Nicht nur der Onkel, sondern auch der Vater war eine geheimnisvolle Gestalt, die ihren Schatten über Hausensteins Lebensweg warf; vgl. Johannes *Werner*, Der Vater. Über Wilhelm Hausenstein, den älteren, in: Die Ortenau 76 (1996), S. 527–536.
- 26 Wilhelm *Hausenstein*, James Ensor, in: W.H. Meister und Werke. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte und Schönheit bildender Kunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München 1930, S. 198–204; hier S. 200.
- 27 Hamlet (I,2) über seinen Vater.
- 28 Vgl. Maria Deodata, Frauenkloster Lichtental. Geschichte, Kirchen und Altertümer. Lichtental 1915, S. 219–221; M. Agnes *Wolters*, Marie, Herzogin von Hamilton. 1817–1888, in: Die Ortenau 34 (1954), S. 57–64.
- 29 Der jüngere scheint schon vorher gestorben zu sein. Die Tochter Mary Victoria heiratete den Erbprinzen Albert von Monaco und, nachdem die Ehe für nichtig erklärt worden war, den ungarischen Grafen Tassilo Festetics von Tolna.

*Für freundliche Auskünfte dankt der Verf. vor allem der Tochter von Wilhelm Hausenstein, Renée-Marie Parry Hausenstein in Gainesville/Florida; weiterhin Anthony R.J.S. Adolph von ‚Achievements‘ in Canterbury; H. Baldermann vom Garten- und Friedhofsamt Stuttgart; Christiane und Derek Crabtree in Canterbury; Dr. Sigmund von Grunelius in Königsdorf; PD Dr. Klaus-Peter Hoepcke vom Universitätsarchiv Karlsruhe; Rachel O’Flynn vom Library & Records Department des Foreign & Commonwealth Office in Hanslope, Milton Keynes; H. Reeb vom Bürgermeisteramt Hornberg; dem Generallandesarchiv Karlsruhe.

Ein Ettenheimer Bauernbub wird vom Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben

Zum 100. Todestag des Geschichtsschreibers
Johann Baptist von Weiß

Bernhard Uttenweiler

Aus Anlaß des hundertsten Todestages von Johann Baptist von Weiß, dem „berühmtesten Sohn der Stadt Ettenheim“, wie er immer wieder genannt wird, fand am 7. März 1999 im Bürgersaal des Rathauses in Ettenheim in Anwesenheit seines Enkels John Frederich von Weiss aus Salem im Staate Massachusetts, USA, eine kleine Gedenkfeier statt, zu der Bürgermeister Bruno Metz die Nachkommen der Sippe Weiß eingeladen hatte. Im Mittelpunkt dieser Feier stand ein Vortrag über Johann Baptist von Weiß, der am 17. Juli 1820 in Ettenheim in der Westlichen Ringstraße, damals noch „Hintere Gass“ genannt, zur Welt kam und am 8. März 1899 in Graz als berühmter Geschichtspräsident starb, nachdem er schon zehn Jahre zuvor vom Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben und 1892 als lebenslangliches Mitglied in das österreichische Herrenhaus berufen worden war. In der Tat ein märchenhafter Aufstieg eines einfachen, strebsamen und aufgeweckten Bauernbuben aus Ettenheim. Es ist äußerst interessant, den Höhen und Tiefen im Lebensweg dieses außergewöhnlichen Ettenheimers nachzugehen und dabei festzustellen, in welchem starkem Maße er schon in seiner Kindheit durch Berichte seiner Eltern über Kardinal Rohan und den Herzog von Enghien mit der französischen Geschichte in Berührung kam, eine Erfahrung, die in seinem großen Werk, der 22bändigen Weltgeschichte, in vielfältiger Weise ihren Niederschlag fand.

Während John Frederich von Weiss aus den USA ein direkter Nachkomme von Johann Baptist von Weiß ist, leben in Ettenheim nur noch Nachkommen von einem jüngeren Bruder des Historikers. Der erste namentlich bekannte Vertreter der Sippe Weiß ist der vor 1689 in Baden-Baden geborene Strumpfstricker Salomon Weiß. Dessen Sohn Caspar Weiß kam am 10. April 1737 in Baden-Baden zur Welt und erlernte wie sein Vater das Handwerk des Strumpfstrickers. Er verheiratete sich am 19. November 1764 in Ettenheim mit Maria Anna Mayer, deren Vater ebenfalls Strumpfstricker war. Im Jahre 1765 wurde Caspar als Fremder ins Ettenheimer Bürgerrecht aufgenommen¹. Sein Sohn Ignaz Weiß (der Ältere), „Stricker-Nazi“ (Stricker-Ignaz) genannt, war, wie sein Übername verrät, dem Beruf seines Vaters und Großvaters treu geblieben. Er wurde 1783 geboren und heiratete 1817 Maria Barbara Jäger, die Tochter eines Ettenheimer „Säcklers“.



Portrait von Professor Dr. Johann Baptist von Weiß aus dem ersten Band der Weltgeschichte, vierte Auflage, von 1896.

Nicht ganz drei Jahre nach der Hochzeit kam Johann Baptist, der spätere Geschichtsschreiber, als erstes von zwölf Kindern zur Welt². Ihm folgten am 9. Februar 1824 sein jüngerer Bruder Ignaz und schließlich am 17. Februar 1826 noch Wilhelm. Über die anderen Kinder ist nichts Näheres bekannt. Von dem 1824 geborenen Bruder Ignaz stammen die Ettenheimer Verwandten ab, die es allerdings in direkter Linie mit dem Namen Weiß nicht mehr gibt. Die 1867 geborene Tochter Rosa heiratete den Seilermeister Max Frey, und so kam das Geburtshaus des Historikers in der „Hinteren Gass“ in den Besitz dieser Familie.

An seinem Geburtshaus in Ettenheim wurde 1920 eine Gedenktafel angebracht

Über das Leben von Johann Baptist von Weiß zu berichten ist relativ einfach, da genügend gedruckte Biographien vorliegen. Auf die 1949 in Wien erschienene Dissertation, die leider noch nicht eingesehen werden konnte, soll hier wenigstens hingewiesen werden³. Ettenheimer Heimatforscher widmeten ihrem großen Vorbild zwar keine größere Publikation, doch haben sie auf verschiedene Art und Weise dafür gesorgt, daß er nicht in Vergessenheit geriet.



Geburtshaus des Historikers Johann Baptist v. Weiß.

*Aus der Ettenheimer Zeitung vom
17. Juli 1920*

Als am 18. Juli 1920 die Mitgliedergruppe Ettenheim im Historischen Verein für Mittelbaden gegründet wurde und die Hauptversammlung des Gesamtvereins aus diesem Anlaß in Ettenheim stattfand, wurde am Geburtshaus von Johann Baptist von Weiß in der Westlichen Ringstraße eine inzwischen kaum beachtete, aber dennoch wichtige Gedenktafel mit folgendem Text angebracht:

„Geburtshaus
des Geschichtsschreibers
Hofrat Dr. Johann Baptist von Weiß
geboren am 17. Juli 1820
gestorben am 8. März 1899 in Graz.“

In der Ettenheimer Zeitung vom 17. Juli 1920 wurde zum hundertsten Geburtstag eine von dem Volksschriftsteller F. Dor verfaßte Biographie mit einer Zeichnung von J. B. von Weiß und seinem Geburtshaus veröffentlicht, die 1995, als die Ettenheimer Mitgliedergruppe ihr 75jähriges Bestehen feierte, im Ettenheimer Stadtanzeiger wieder zugänglich gemacht wurde.

Einen lebendigen Eindruck von jener Hauptversammlung in Ettenheim vermittelt eine stimmungsvolle Beschreibung im Jahresbericht der „Ortenau“ von 1921:

Es ist 1 Uhr geworden. Im großen Saale zum „Lamm“ versammeln sich Gäste und Einheimische zu einem einfachen aber kräftigen Mittagsmahle. An der Spitze der Hufeisentafel präsidiert die ehrwürdige Matronengestalt der Tochter und langjährigen Sekretärin des Historikers Weiß, dem auf den Nachmittag eine besondere Ehrung zugedacht ist. Gegen 3 Uhr bewegt sich unter den Klängen der Musik der Festzug vom Rathaus durch die fahngeschmückten Straßen zur „Hinteren Gasse“. Ein kleines weißgetünchtes Häuschen mit schmucken grünen Fensterläden ist das Ziel des Zuges. Hier ist am 17. Juli 1820 ein großer Sohn Ettenheims, der Geschichtsschreiber Johann Baptist von Weiß, geboren worden. Das Monumentalwerk seiner 22bändigen Weltgeschichte verkündet heute noch seinen Ruhm. Am 8. März 1899 schlossen sich die Augen des Nimmermüden zum ewigen Schlummer. Ein weihevoller Männerchor leitet die Gedächtnisfeier ein. Die Erinnerungstafel wird enthüllt. Universitätsprofessor Göller = Freiburg besteigt die Rednertribüne. Mit feurigen, temperamentvollen Worten schildert er Leben und Schaffen des großen Toten. . . . Vertreter der Behörden sprechen. Ein Neffe dankt im Namen der Anverwandten des Gefeierten. Wiederum erklingt ein frischer Männerchor. Und die eindrucksvolle Feier ist zu Ende.

Eine zweite Ehrung wurde Johann Baptist von Weiß am 13. Dezember 1946 zuteil, als die Altdorfer Straße in J.-B.-von-Weiß-Straße umbenannt wurde.

Es war schließlich Dr. Ferdinand, der im Ettenheimer Heimatboten vom 16./17. Dezember 1949 wieder an Johann Baptist von Weiß erinnerte und zu seinem 50. Todestag eine ausführliche Biographie veröffentlichte, die schon 1899, kurz nach dem Tod von Professor Weiß, in den Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland unter dem Titel „Der Geschichtsschreiber J. B. von Weiß“ erschienen war.

Die Bedeutung J. B. von Weiß zeigt sich auch darin, daß seine Lebensbeschreibung schon zu Lebzeiten in das Biographische Lexikon des Kaiserthums Oesterreich von 1886, dann in die Badischen Biographien von 1906 und schließlich 1910 in die Allgemeine Deutsche Biographie aufgenommen wurde.

„Ein Sohn schlichter Landleute, die eben ihr Auskommen hatten“

Die älteste gedruckt vorliegende Biographie ist somit 1886 im Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich erschienen, also schon 13 Jahre vor dem Tode von Johann Baptist von Weiß. Darin wird seine Kindheit besonders ausführlich behandelt, und sie enthält auch sehr viele

persönliche Details aus seinem Leben, was den Schluß nahe legt, daß er an der Abfassung mitgewirkt oder hierfür zumindest eigene biographische Aufzeichnungen zur Verfügung gestellt hatte. Die folgenden Auszüge stammen somit vermutlich aus seiner eigenen Feder:

Ein Sohn schlichter Landleute, die eben ihr Auskommen, das heißt, so viel Feld, Reben und Wiesen hatten, als zu einer anständigen Haushaltung nothwendig ist. Er wurde schon als Knabe mit den Ereignissen der französischen Revolution bekannt: denn nach Ettenheim, welches nicht nur nicht allzu fern von der französischen Grenze liegt, sondern auch zum Bisthum Straßburg gehörte, zog sich einst Cardinal Rohan, nach der berüchtigten Halsbandgeschichte vom Hofe verbannt, zurück und dort hielt sich auch der unglückliche Herzog von Enghien auf, bis Napoleon ihn abfangen und nach Vincennes bringen ließ. Auch kam der Cardinal, der übrigens in Ettenheim bald beliebt wurde, hin und wieder in das Haus der Großeltern unseres Weiß. Alles Momente, welche die Erinnerung an eine so ereigniß- und folgenreiche Zeit, wie es die der französischen Revolution war, leicht wachriefen und, nachdem sich noch Lecture hinzugesellte, bleibende Eindrücke im Knaben hinterließen.

Johann Baptist sollte auch Landmann werden, wie es sein Vater war, und so weit zurück man denken konnte, seine Vorfahren gewesen.

Er fügte sich auch ganz gut darein und half frühzeitig dem Vater bei der schweren Arbeit im Felde und im Weinberg. Dabei herrschte im Elternhause ein christlich frommer Ton, wie es in jenen Tagen Brauch war und auch heute beim Landmann ziemlich oft vorkommt.

Zu Erholung horchte er aber auf die Geschichten, welche ihm die Mutter, eine ebenso fromme als herzensgute Frau, von Robinson und Andern erzählte, wobei es an gründlicher Rührung seinerseits nicht fehlte. Wenn er nicht die Schule besuchte, arbeitet er von Früh- bis Spätjahr in Feld und Wald. Bei dieser Beschäftigung lernte er die Volkssagen des daran reichen Landes frühzeitig kennen⁴.

„Die Bewohner von Ettenheim leben dem Ackerbau“

In dieser Biographie sind die Lebensstationen des kleinen Johann immer wieder mit den bekannten geschichtlichen Ereignissen um Rohan und Enghien, die sich im Ettenheim des 18. und frühen 19. Jahrhunderts abspielten, verknüpft. Liest man nun andererseits seine Ausführungen in der Weltgeschichte, begegnet man dort auch recht häufig seinem Ettenheim, das ihm in lebendiger Erinnerung geblieben war. Man merkt, daß ihm dieses Städtchen, seine Heimat, doch sehr am Herzen lag, und er in kindlicher Verbundenheit Ettenheim und seinen Bewohnern in diesem großen Werk ein Denk-

mal setzen wollte. So schreibt er im Kapitel „Enghien in Ettenheim“ im 20. Band der Weltgeschichte über den Herzog von Enghien und seinen dortigen Aufenthalt: „In Ettenheim fühlte er sich auch von der Liebe seiner Bewohner umgeben. Wer ein gutes Herz hat, der findet wieder gute Herzen. – Wie oft hat der Schreiber dieser Zeilen als Knabe in Ettenheim von alten Leuten, die den Prinzen kannten, die rührendsten Schilderungen gehört, wie leutselig er war, wie heiter, wie witzig und voll guter Einfälle, und wie er trotz seines dürftigen Einkommens noch Wohlthaten spendete; stets unter Thränen sprachen sie von seiner Verhaftung und seinem unverschuldeten Tod⁵.“ Wenige Zeilen weiter findet man ein von Heimatliebe erfülltes Lob für seinen Geburtsort: *Auch Ettenheim liegt malerisch an einem Ausläufer der Berge des Schwarzwaldes. Von weitem her sieht man schon die Kirche emporragen, die auf einem Hügel am südlichen Ende der Stadt thront; sie ist hoch und weit, am Sonntag aber dicht besetzt von der frommen Gemeinde.* Und liebevoll klingt die folgende Beschreibung der heimatlichen Landschaft, die der Bauernbub in allen Jahreszeiten naturverbunden erlebt hatte. Geradezu poetisch drückt er seine Liebe zur Ettenheimer Bevölkerung und seine Hochachtung vor ihrem Fleiß mit dem wunderschönen Bild von der *geordneten Regsamkeit des Bienenstocks* aus: *Die Bewohner von Ettenheim leben dem Ackerbau. Der fruchtbare Boden liefert durch ihre Emsigkeit reichen Ertrag. Im Juni ist ein Wald von blühenden Bäumen und wogenden Saaten um die Stadt zu sehen, zur Zeit der Ernte und des Herbstes eine geordnete Regsamkeit wie in einem Bienenstock.*

„An Entbehrungen aller Art fehlte es nicht“

1831 ließen die Eltern trotz großer Bedenken den jungen Johann das Gymnasium in Offenburg besuchen, nachdem der Ettenheimer Kaplan dem kleinen Ministranten zuvor Lateinstunden erteilt hatte. Offenburg als Schulort war deswegen nötig, weil es damals in Ettenheim noch kein Gymnasium gab, das erst zehn Jahre später, nämlich 1841, gegründet wurde. Als 1833 sein Vater starb, ließ ihn die Mutter nicht mehr gehen. Es waren ja viele Kinder zu versorgen, das Geld war knapp und reichte kaum zum Leben, und schon gar nicht für die auswärtige Unterbringung. Außerdem brauchte sie jetzt nach dem Tode des Vaters die Hilfe des Dreizehnjährigen für die Landwirtschaft um so nötiger. Glücklicherweise wurde sie von Nachbarn überredet, dem begabten Jungen doch ein Studium zu ermöglichen. Als Johann Baptist erklärte, er werde durch Stundengeben seinen Unterhalt selbst verdienen, ließ sie ihn erneut, wenn auch ungern, nach Offenburg ziehen.

Der österreichische Biograph notiert: „An Entbehrungen aller Art fehlte es nicht, er litt Hunger und Kälte, auch manche Demüthigung, aber über Al-

les hoben ihn ernster Wille, Zuversicht und Gottvertrauen hinweg; er rang sich durch alles Ungemach.“ 1838, inzwischen 18 Jahre alt, verließ er als erster Preisträger das Offenburger Gymnasium. Danach besuchte er in Freiburg das Obergymnasium, wo er bei der Abschlußfeier eine eindrucksvolle lateinische Rede über Platons Beweis für die Unsterblichkeit der Seele hielt⁶.

Mit 26 Jahren Universitätsdozent in Freiburg

Was soll ein so hochbegabter, fleißiger und strebsamer junger Mann studieren? Er selbst neigte zur Rechtswissenschaft oder zur Medizin. Seine fromme Mutter jedoch wünschte sich freilich einen Priester in der Familie. So begann er 1841 in Freiburg theologische und philosophische Vorlesungen zu hören. Vor dem geplanten Eintritt ins Priesterseminar ging er allerdings für ein Semester nach Tübingen, dann nach Heidelberg und schließlich studierte er Kunstgeschichte in München. 1844 bekam er eine Stelle an der Realschule in Freiburg und bereitete sich nebenher auf das Staatsexamen der Philologie vor. 21 Tage dauerte im Spätjahr 1845 dieses Examen in Karlsruhe. Er bestand es als erster unter zwölf Kandidaten. Die Prüfungen erstreckten sich auf Latein, Hebräisch, Französisch, Englisch und auf Geschichte. Statt Priester zu werden, dachte er jetzt an eine Universitätskarriere.

Nach dem überragenden Prüfungsergebnis in Karlsruhe erhielt Weiß von der badischen Regierung den Auftrag, in Freiburg Vorlesungen über Weltgeschichte zu halten. Da er aber noch keine Dissertation und schon gar keine Habilitationsschrift vorweisen konnte, ließen ihn die etablierten Professoren in Freiburg nicht zu. Erst nachdem er eine Arbeit über den Philosophen Leibniz und dann über die „Geschichte der Geschichtsphilosophie“ vorgelegt hatte, konnte er 1846 seine Lehrtätigkeit an der Universität Freiburg mit einer Vorlesung über alte Geschichte beginnen. Mit 26 Jahren war Weiß also schon Universitätsdozent. Sein erstes Buch, die „Geschichte Alfreds des Grossen“ brachte er 1852 heraus, zu einem Zeitpunkt, als er noch in Freiburg lehrte.

„Revolutionäre Träume gehörten nicht in seine Welt“

Von den politischen Ereignissen der Jahre 1848–49 blieb der junge Dozent in Freiburg nicht unberührt. Als 1848 aus Freiburg eine Adresse an das Frankfurter Parlament zugunsten des preußischen Kaisertums abging, schickte er einen eigenen, mit viel mehr Unterschriften versehenen „groß-

deutschen“ Entwurf für ein Kaisertum unter Führung Österreichs nach Frankfurt. Ein Deutschland ohne Österreich konnte er sich nicht denken. Seine an den bestehenden politischen Verhältnissen festhaltende reaktionäre Gesinnung, aber auch sein Mut zeigten sich insbesondere, als die Revolutionäre 1848 die badische Republik ausriefen, und die bisher großherzoglichen Beamten und Universitätsprofessoren nun der neuen Revolutionsregierung huldigen mußten. Als einziger verweigerte er den Eid. Noch schlimmer, er veröffentlichte im „Deutschen Volksblatt“ in Stuttgart scharfe Briefe gegen die Revolution. Seine Korrespondenz wurde abgefangen. Als er von der drohenden Verhaftung erfuhr, setzte er sich rechtzeitig nach Stuttgart ab. Während die Revolution auch in Ettenheim zahlreiche aktive Mitkämpfer fand, lehnte der Ettenheimer Weiß die Revolution ab, denn „Revolutionäre Träume gehörten nicht in seine Welt⁷.“ Nach Wiederherstellung der alten politischen Ordnung in Baden durch die preußischen Truppen kehrte er nach Freiburg zurück und übernahm dort 1850 die Redaktion der regierungstreuen „Freiburger Zeitung“.

Ungeachtet seines kämpferischen, wenn auch sehr konservativen Auftretens gegen die Revolution von 1848 bekam er dennoch bald Schwierigkeiten mit der großherzoglichen Regierung. In der „Freiburger Zeitung“ vertrat er die Position von Erzbischof Hermann von Vicari, der 1852 beim Tode des protestantischen Großherzogs Leopold einen Trauergottesdienst im katholischen Münster in Freiburg abgelehnt hatte. Die Veröffentlichung eines scharfen Artikels zu diesem Thema führte zu Maßregelungen gegen Weiß. Er wurde zu acht Tagen Gefängnis und 50 Gulden Strafe verurteilt. Eine Berufung wurde abgelehnt, ein Gnadengesuch wollte er nicht stellen, also trat er die Gefängnisstrafe an⁸, die aber eher einer „Reihe von Festgelagen“ glich⁹.

Aus Baden hinausgeworfen, in Graz mit offenen Armen empfangen

Noch im Gefängnis erreichte ihn die Berufung auf einen Lehrstuhl der Geschichte an der Universität Graz, die offenbar durch die Bekanntschaft mit dem kaiserlich österreichischen Gesandten von Philippsberg, den er in Freiburg kennengelernt hatte, zustande gekommen war. Am 5. Mai 1853 legte er an der Grazer Universität seinen Diensteid ab¹⁰. Von seinem neuen Wirkungsort aus schrieb er an seinen Bruder: *Aus Baden bin ich mit einem Fußtritt hinausgeworfen worden, in Österreich nimmt man mich mit offenen Armen auf*¹¹.

Neben seiner Lehrverpflichtung unternahm er viele Reisen, unter anderem auch mit Erzherzog Karl Ludwig, dem Bruder von Kaiser Franz Joseph.

Weiß hatte für zwei Jahre die ehrenvolle Aufgabe, dem Erzherzog Vorträge über die allgemeine Geschichte zu halten. Viele Bände der Weltgeschichte widmete er seinem Schüler: „Seiner kaiserlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Karl Ludwig, kaiserlichen Prinzen, Erzherzog von Österreich, königlichen Prinzen von Ungarn und Böhmen etc. etc. etc., dem hochsinnigen Förderer der Wissenschaft, Kunst und Industrie . . .“

Im Jahr 1861/62 wird Weiß Rektor der Grazer Universität, 1878 erhält er den Titel eines Hofrates, und 1889 erhebt ihn der Kaiser, wie eingangs erwähnt, in den erblichen Adelsstand. Einige der ihm zuteil gewordenen Ehrentitel führt er z.B. auf der Titelseite des 21. Bandes der Weltgeschichte auf. „Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß, k.k. Hofrath, Mitglied des österr. Herrenhauses, Ritter des Ordens der eis. Krone, Besitzer des k.k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.“

Adelsdiplom und Symbolik des von Weiß'schen Wappens

John Frederich von Weiss aus den USA stellte für diese Veröffentlichung eine Abschrift des von Kaiser Franz Joseph am 1. Januar 1890 persönlich unterzeichneten Adelsdiploms, eine von seinem Großvater verfaßte Erläuterung der einzelnen Symbole des Wappens und außerdem eine Reproduktion zur Verfügung, die er, da das Originalwappen verschollen ist, erneut anfertigen ließ. Das Adelsstands-Diplom hat folgenden Wortlaut:

Wir FRANZ JOSEPH DER ERSTE, von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich ... Haben uns in Unserer kaiserlichen und königlichen Machtvollkommenheit bewogen befunden, mit Unserer Entschliessung vom 27. Oktober 1889 Unserem lieben und getreuen Johann Baptist WEISS, geboren im Jahre 1820 zu Ettenheim in Baden, Doktor der Philosophie, Regierungsrathe und ordentlicher Professor der allgemeinen Geschichte an der Universität in Graz, Ritter des Ordens der eisernen Krone dritter Classe, Ritter des päpstlichen St. Gregor-Ordens und Besitzer des kaiserlichen ottomanischen Medschidje-Ordens 3. Classe, den Adelstand zu verleihen und ausserdem die Führung des Ehrenwortes: Edler zu bewilligen.

Wir gestatten sonach, daß Dr. Johann Bapt. Edler von WEISS sowie seine ehelichen Nachkommen, sich der nach dem Gesetze mit dem Adelstande verbundenen Rechte erfreuen und insbesondere sich des nachstehend beschriebenen Wappens bedienen dürfen, als: Zu rothen, von einem silbernen Querbalken durchzogenen Schilde mit grüner, von vier silbernen Sternen kreuzweise belegten Einfassung, oben ein offenes, beschriebenes Buch mit goldener Schrift, u. unten drei silberne Lilien, zwei über einer. Auf dem Hauptrande des Schildes ruht ein gekrönter Turnierhahn, von welchem



Adelswappen von Johann Baptist von Weiß

Da das Originalwappen verschollen ist, ließ John F. von Weiss, der 1928 in Los Angeles geborene Enkel des Historikers, dieses Wappen entsprechend der Wap-penbeschreibung von 1890 neu anfertigen.

*rechts rothe, links grüne, insgesamt mit Silber überlegte Decken herabhängen. Die Helmkrone trägt einen offenen, rechts von Silber über Roth u. links von Silber über Grün quergetheilten Adlerflug, welchem ein natürlicher Eichenzweig mit vier zwischen drei Blättern gleichmässig verteilten Eicheln eingestellt ist*¹².

Die folgende, äußerst reizvolle Interpretation dieses Wappens aus der Feder von Johann Baptist von Weiß ist zugleich eine prägnante Zusammenfassung seines Lebens und seines Charakters: *Das Buch darin soll bedeuten, daß mein ganzes Leben der Wissenschaft geweiht war; die kleine Eiche oben, soll anzeigen, daß mancher Sturm über mich hergebraust ist, daß ich mich aber nie vor dem Wind der Tagesmeinung gebeugt habe, wie eine Weide, denn daß ich in meinen politischen, wissenschaftlichen und religiösen Ansichten fest und immer mir getreu blieb. Die vier Sterne sollen meine vier Söhne mahnen, daß sie durch Verdienste glänzen sollen, und die drei Lilien meine drei Töchter, daß Tugend und Anmuth die schönsten Zierden des Weibes sind. Die österreichischen Farben wollte meine Frau, eine geborene Wienerin, auf dem Wappen; ich wünschte dazu das steirische Grün, weil die Steiermark meine zweite Heimath geworden ist*¹³.

Ettenheim in der „Weltgeschichte“

1891, in seinem 72. Lebensjahr, trat Johann Baptist von Weiß in den Ruhestand, was damals für Universitätsprofessoren üblich war und den Vorschriften entsprach. Dies bedeutete allerdings nicht, daß er sich von nun an Ruhe gönnen würde, denn seine 22bändige Weltgeschichte war zu diesem Zeitpunkt keineswegs vollendet. Der 22. Band erschien erst 1897 und erlebte, noch bevor das arbeitsreiche Leben des Geschichtsschreibers 1899 zu Ende ging, die zweite und dritte Auflage¹⁴.

Den Auftrag für eine Weltgeschichte hatte Weiß 1854, ein Jahr nach Aufnahme der Lehrtätigkeit an der Universität in Graz, von dem Wiener Verleger Braumüller erhalten. Ursprünglich waren drei Bände geplant¹⁵. 1859 lag der erste Band vor, dem dann aber noch 21 weitere Bände folgen sollten. Mit der ältesten Geschichte hatte sein Werk begonnen, mit dem Wiener Kongreß und der napoleonischen Ära endete es.

Die Fertigstellung eines Bandes nach dem anderen füllte seine Arbeitszeit voll und ganz aus. Aber es kamen immer wieder Neuauflagen der vorausgegangenen Bände mit zeitintensiven Bearbeitungen hinzu. Hierzu äußerte er sich im Vorwort zum 21. Band: . . . *weil bei dem raschen Absatze des Werkes, sobald ein neuer Band erschien, immer wieder frühere Bände neu*



*Maria Barbara Weiß geb. Jäger,
geboren 1795 in Ettenheim, die
Mutter des Historikers.*

*gedruckt und damit auch streng durchgesehen, verbessert und vermehrt werden mußten, sollte das Werk nicht incomplet sein; so sind die drei ersten Bände schon in fünfter Auflage erschienen. . . . Den vielen Freunden des Werkes danke ich für ihre Nachsicht und warme Theilnahme. Sie war mir immer ein Sporn, die Geschichte gründlich, treu und lebendig zu gestalten*¹⁶. Tatsächlich sind ihm die Leser über seinen Tod hinaus treu geblieben, sonst wären nicht einzelne Bände bis 1929 in weiteren Auflagen erschienen, einige sogar in sechster, wie eine Bibliotheksabfrage im Internet ergab¹⁷.

Nun verdankt Ettenheim seinem berühmten Sohn nicht nur die eine oder andere bereits zitierte liebenswürdige Bemerkung über das Städtchen und seine Bewohner. Er räumte, wann immer es ihm möglich erschien, und auch darin zeigt sich seine heimatliche Verbundenheit, seiner Heimatstadt mehr Platz in seinem Werke ein, als es Ettenheim in einer Weltgeschichte im Grunde zustehen dürfte.

Diese besondere Berücksichtigung Ettenheims zeigt sich deutlich im 9. Band der Weltgeschichte, wo Johann Baptist von Weiß in seinen Ausführungen zum 30jährigen Krieg der Zerstörung Ettenheims am 5. September 1637 durch Bernhard von Weimar und der Schlacht bei Wittenweier

eine ganze Seite widmete, während in einem im vergangenen Jahr erschienenen dreibändigen Werk in Großformat auf insgesamt 1773 Seiten Ettenheim mit keinem einzigen Wort erwähnt wird und Wittenweier lediglich in einem Nebensatz vorkommt.

Den 14. Band widmete er seinem Lieblingsthema, der Französischen Revolution. In diesem Band räumte er auch den Ereignissen um Kardinal Rohan mit der Geschichte vom diamantenen Halsband und dem Wunderheiler und Betrüger Cagliostro einen breiten Raum ein¹⁸.

Desgleichen widmete er der Verhaftung des Herzogs von Enghien in Ettenheim und seiner Hinrichtung in Vincennes eine relativ breite Darstellung und äußerte sich entsprechend im Vorwort zur 3. Auflage von Band 20: „Ausführlich ist der Herzog von Enghien behandelt, nicht bloß weil ich in meiner Jugend in meiner Heimat viel über ihn von Männern hörte, die den Heldenjüngling kannten, liebten und bewunderten, sondern weil sein Mord den Wendepunkt im Leben Napoleons bildet¹⁹.“

Er schämte sich seines christlichen Weltbildes nicht

Eine Bemerkung sei noch zum Weltbild des Historikers Johann Baptist von Weiß angebracht. Er wurde, wie schon dargelegt, von einer frommen Mutter erzogen und wuchs in einer frommen Gemeinde auf. Beide prägten ihn, und er blieb seinem Glauben bis ans Lebensende treu.

Sein Weltbild ist ganz vom Christentum her bestimmt. Für ihn ist Christus der Mittelpunkt der Weltgeschichte: „Wir haben, so schreibt er, zwei große Weltalter zu unterscheiden, die Zeit vor Christus und die Zeit nach Christus. Christus ist der Mittelpunkt der Zeiten. Die alte Welt hat ihn erwartet, die neue Welt und alle Zukunft ruht auf ihm. . . . seine Lehre ist der Maßstab, nach welchem jeder gerichtet wird²⁰.“

Im Hause des Historikers herrschte der Geist religiöser Pflichterfüllung

Relativ wenig wird in den verschiedenen Biographien über seine Familie berichtet. Man erfährt lediglich, daß er zweimal verheiratet war. Von 1854 bis 27. April 1860 mit Josephine Bader aus Freiburg und dann von 1867 bis 25. April 1895 mit Marie Gabriele Graf aus Wien²¹. Von seinen Kindern lebten um 1906, nach Angaben der Badischen Biographien, zwei Söhne und drei Töchter. Die Söhne ergriffen wissenschaftliche Berufe,



*Grabmal von Johann Baptist von Weiß auf dem St.-Peter-Friedhof in Graz.
Aufnahme: Stadtarchiv Graz*

zwei der Töchter gingen ins Kloster und die dritte verheiratete sich ins Badische²². Im Hause des Historikers von Weiß herrschte christlicher Sinn und der Geist religiöser Pflichterfüllung. Niemals fehlte Weiß, so lange er gesundheitlich dazu in der Lage war, an Sonn- und Feiertagen beim Gottesdienst an seinem Platz in dem traulich einsamen Kirchlein in der Nähe des „Rosenhofes“, seinem Landgut bei Graz²³.

Ein erfülltes und arbeitsreiches Leben ging zu Ende

Über seine Arbeitsweise und Schaffenskraft werden wir durch einen Brief, den er im 70. Lebensjahr an seinen Bruder schrieb, informiert: *Ich . . . bin in einer ständigen Aufregung wegen meiner Weltgeschichte. Morgens fange ich um 4 Uhr an zu schreiben und arbeite bis abends 7 Uhr mit kurzen Unterbrechungen.* Im Sommer stand er sogar schon um drei Uhr auf²⁴.

1898, er war 78 Jahre alt, stattete er Ettenheim noch einmal einen Besuch ab²⁵ und traf dort auch seinen jüngeren Bruder Wilhelm, der Pfarrer in Urloffen und zuletzt in Ebersweier war²⁶. Nach seiner Rückkehr fing er an zu kränkeln. Und dennoch arbeitete er bis kurz vor seinem Tod an seiner Weltgeschichte weiter. Das Vorwort zur 4. Auflage des 14. Bandes der Weltgeschichte, in dem auch die Darstellung der Halsbandaffaire, in die Kardinal Rohan verwickelt war, enthalten ist, unterschrieb er am 24. Januar 1899. Sechs Wochen später starb er im Alter von 79 Jahren. Damit ging ein bis zu den letzten Tagen erfülltes und arbeitsreiches Leben zu Ende. Auf den Tod, so wird berichtet, hatte er sich wie ein frommer Christ vorbereitet.

Bei seiner Beerdigung waren der Fürstbischof, das Domkapitel, die Vertreter der Grazer Universität, der Geistlichkeit, der städtischen und staatlichen Behörden anwesend²⁷. Bestattet wurde er auf dem St.-Peter-Friedhof in Graz, wo sich noch heute der Grabstein befindet.

„Hier ruht in Gott
Dr. Johann Bapt. von Weiss
k.k. Hofrat, Professor der Geschichte
an der Universität Graz
11. Mitglied des Herrenhauses
geb. zu Ettenheim, Baden, 17. Juli 1820
gest. zu Graz 8. März 1899
Ich bin die Auferstehung und das Leben²⁸.“

An seinem Sterbehaus wurde am 7. März 1937 ebenfalls eine Gedenktafel enthüllt.

Ettenheim darf auf seinen Bürgersohn Johann Baptist von Weiß stolz sein

Beschäftigt man sich intensiv mit einer bedeutenden und herausragenden Persönlichkeit, dann gelangt man allmählich zu der Überzeugung, daß diese eigentlich in jedem größeren Lexikon erwähnt sein müßte. Die Bedeutung von Johann Baptist von Weiß steht ja nach all diesen Ausführungen außer Zweifel. Er hinterließ ein immenses Werk, das zurecht als monumental bezeichnet wird. Allein die 22 Bände der Weltgeschichte, und dabei bleiben weitere veröffentlichte Werke noch außer acht, enthalten eine solche Fülle von gesammelten, gesichteten und verarbeiteten geschichtlichen Informationen, daß es kaum vorstellbar ist, wie ein einziger Mensch dies alles allein leisten konnte. Und sein Werk fand Beachtung, war weit verbreitet und erlebte über einen langen Zeitraum mehrere Auflagen. Nach dieser Überlegung ist es doch enttäuschend, wenn man im großen 20bändigen Brockhaus von 1980 vergeblich nach dem Namen von Johann Baptist von Weiß sucht und dann auch im Brockhaus von 1895 keinen Hinweis auf den im deutschen Sprachraum doch weit bekannten Historiker findet. Der Verdacht drängt sich auf, daß möglicherweise das Redaktionsteam einer weltanschaulich neutralen Enzyklopädie von einem katholischen Wissenschaftler, der sich nach eigenem Bekenntnis seines christlichen Weltbildes nicht schämt und auch in seinem Werk freimütig darüber spricht, bewußt keine Notiz nehmen will, obwohl es sich unbestreitbar um einen namhaften und außergewöhnlichen Wissenschaftler handelt. Anders sieht es mit dem Großen Herder, dem Nachschlagewerk des katholischen Verlages in Freiburg, aus. In der Ausgabe von 1935 hat man ihn nicht übergangen und sogar ein Bild des jüngeren Weiß abgedruckt, aber auch 1956 ist er noch erwähnt. In beiden Ausgaben wird die Weltgeschichte von Weiß als das einzige größere deutsche Werk charakterisiert, das eine universalgeschichtliche Entwicklung in katholischem Licht darstellt, eine Interpretation, der sich auch das Lexikon für Theologie und Kirche von 1965 anschließt, das sein Werk als ein wiederholt aufgelegtes „aus streng kirchl. Schau“ gestaltetes Lehrbuch bezeichnet. Schließlich findet man seinen Namen noch in weiteren Nachschlagewerken, so in der in Rom herausgegebenen Enciclopedia Cattolica von 1949 und im Allgemeinen Gelehrten-Lexikon von 1961. Eine überraschend lange, aber wohl kaum vollständige Literaturliste findet sich am Ende der Anmerkungen²⁹.

Abschließend sei festgestellt, daß Ettenheim auch heute noch auf seinen Bürgersohn Johann Baptist von Weiß stolz sein darf, der, obwohl er aus einfachem Hause stammte, dank seiner hohen Intelligenz, seiner erstaunlichen Willens- und Arbeitskraft und seiner wissenschaftlichen Leistung zu großem Ansehen und hohen Würden gelange. Dafür, daß er seiner Heimat

die Treue bewahrte und ihr in seinem großen Werk ein dauerhaftes Denkmal setzte, ist ihm seine Heimatstadt noch heute zu großem Dank verpflichtet.

Anmerkungen

- 1 Herrn Hubert Kewitz aus Ringsheim und Herrn Dieter Weis aus Ettenheim bin ich für die Überlassung einer nicht veröffentlichten genealogischen Übersicht der Sippe Weiß von Sippenforscher Albert Köbele dankbar. Außerdem verdanke ich den unten aufgeführten Veröffentlichungen von Dr. Joh. Baptist Ferdinand entscheidende Hilfen und Anstöße.
- 2 Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland, Band 124 (1899), S. 532–544. Nachdruck und Ergänzungen bei Johann Baptist *Ferdinand* in: Neue Miscellen (1949–1954). Über die Sippe des Geschichtsschreibers siehe Johann Baptist *Ferdinand* im Ettenheimer Heimatboten vom 01. 03. 1962. Dort auch die Lebensdaten der drei genannten Brüder.
- 3 Schwarz, Franz M.: Johann Baptist Edler von Weiss. Dissertation Wien 1949. Den Hinweis auf die Dissertation verdanke ich Herrn Dr. John von Weiss, Salem, Massachusetts, USA.
- 4 Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, Wien 1856–1891. Artikel Weiß in Band 54 (1886), S. 111–118. Eine Kopie dieser Biographie verdanke ich Frau Anne Trotter, geb. Frey.
- 5 J. B. von *Weiß*: Enghien in Ettenheim in Band 20 der Weltgeschichte, 5. Aufl. 1902, S. 397. Die 5. Aufl. wurde von Ferd. Vockenhuber herausgegeben.
- 6 Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, S. 113–115.
- 7 *Kewitz*, Hubert: Der Historiker Johann Baptist von Weiß – Ettenheims berühmtester Sohn. Revolutionäre Träume gehörten nicht in seine Welt. In: Badische Zeitung vom 8. Mai 1998. Allgemein zur Revolution in Ettenheim: Thomas *Dees*: Achaz und Maria Antonia Stehlin – ein republikanisches Ehepaar und die revolutionären Ereignisse im Amtsbezirk Ettenheim. In: Die Ortenau 78 (1998), S. 275–306.
- 8 Badische Biographien, V. Teil, Heft 11, 1906, S. 803–812. Artikel: Johann Baptist von Weiß (Verfasser: Carl *Weiß*).
- 9 Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, S. 116.
- 10 Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, S. 117.
- 11 Historisch-politische Blätter . . . bei Ferdinand, Neue Miscellen, S. 21.
- 12 Ministerial-Adels-Verzeichnis, Wien, Nummer 487/1890. Eine Abschrift wurde mir freundlicherweise von John F. von Weiss, USA, zur Verfügung gestellt.
- 13 Die Abschrift dieser Aufzeichnung von Johann Baptist von Weiß stellte ebenfalls John F. von Weiss, USA, zur Verfügung.
- 14 *Weiß*, J. B. von: Weltgeschichte, Band 21, S. VI.
- 15 Historisch-politische Blätter . . . bei Ferdinand, Neue Miscellen, S. 21.
- 16 *Weiß*, J. B. von, im Vorwort zur dritten Auflage des 21. Bandes von 1897, S. VI.
- 17 Die *Internet-Abfrage* (24. 02. 1999) verdanke ich Herrn Thomas *Dees*, Ettenheim.
- 18 *Weiß*, J. B. von: Die Geschichte vom diamantenen Halsband. In: Band 14 der Weltgeschichte, 4. Aufl., Graz und Leipzig 1899, S. 459–478. Cagliostro S. 453.
- 19 *Weiß*, J. B. von, Band 20, 3. Aufl., 1896, S. III–IV. Verhaftung und Hinrichtung Enghiens. In Bd. 20, 5. Aufl., 1902, S. 401–427, Hrsg.: Dr. Ferd. Vockenhuber.

- 20 *Weiß*, J. B. von, Band 1, 1890, S. XXVIII–XXIX im Kapitel Christus, der Mittelpunkt der Weltgeschichte. Vgl. auch *Weiß*, 3. Band, 3. Aufl. 1890, S. IV: „Ich schäme mich meiner Religion nicht.“
- 21 Die Sterbedaten der beiden Ehefrauen werden unterschiedlich angegeben. Hier wurden sie dem Artikel „Hofrath Professor Dr. Joh. Bapt. v. Weiß †“ im Grazer Volksblatt vom 09. 03. 1899 entnommen. Laut einer Aufstellung von John Frederich von Weiss starb seine Großmutter Marie Graf am 24. April 1894, auf dem Grabstein in Graz steht 24. April 1895.
- 22 Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, Wien 1886, S. 118: Sohn Otto, Dr. med. und Schriftsteller, und die im Badischen verheiratete Tochter sind aus erster Ehe. Die Kinder aus zweiter Ehe sind noch minderjährig (1886).
- 23 Badische Biographien, S. 811. Artikel von Carl *Weiß*.
- 24 Historisch-politische Blätter . . . bei Ferdinand, S. 24, und Carl *Weiß*, Badische Biographien, S. 806.
- 25 Historisch-politische Blätter . . . bei Ferdinand, S. 25.
- 26 *Kewitz*, Hubert: Geistliche Berufe aus Ettenheim. In: Dieter Weis, St. Bartholomäus Ettenheim, S. 183.
- 27 Historisch-politische Blätter . . . , bei Ferdinand, S. 24–25.
- 28 Auf dem Grabstein in Graz ist der 9. März als Todestag angegeben. Um weitere Irrtümer zu vermeiden habe ich im obigen Zitat das richtige Datum, den 8. März, eingesetzt. Vgl. auch Grazer Volksblatt, Nr. 56 vom 09. 03. 1899. Die Angaben zum Grabstein verdanke ich Frau Anne Trotter, geb. Frey.
- 29 **Literatur zur Biographie von Johann Baptist von Weiß:**
 Allgemeine Deutsche Biographie, 55 Bde., Leipzig 1875–1910. Artikel Weiß in Band 55 (1910), S. 24–26 (ADB).
 Allgemeines Gelehrten-Lexikon, Herausgeber G. A. *Zischka*, (St 1961), 687: Artikel: J. B. von Weiß.
 Badische Biographien, V. Teil, Heft 11, 1906, S. 803–812. Herausgegeben von Fr. von *Weech* und A. *Krieger* im Auftrag der Badischen Historischen Kommission. Artikel: Johann Baptist von Weiß (Verfasser: Carl *Weiß*).
 Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche seit 1750 in den österreichischen Kronländern geboren wurden oder darin gelebt und gewirkt haben. Herausgegeben von Dr. Constant von *Wurzbach*, 60 Bde., Wien 1856–1891. Artikel Weiß in Band 54 (1886), Wien, S. 111–118.
 Der Altvater 37 (1979), S. 18–19: 1899 starb Ettenheims großer Historiker Johann Baptist Weiß. 1820–1899.
Dor, F.: Johann Baptist von Weiß. In: Badischer Beobachter, 17. Juli 1920. Auch in Ettenheimer Zeitung Nr. 86 vom 17. 07. 1920 und Nachdruck im Ettenheimer Stadtanzeiger vom 12. 10. 1995.
 Enciclopedia Cattolica, Rom 1949 ff., Band XII, S. 1663, Artikel: J. B. von Weiß.
 Ettenheimer Heimatbote vom 23. 01. 1962: Bericht über den Besuch von John von Weiss aus Amerika, dem Enkel von J. B. von Weiß.
Ferdinand, Johann Baptist: Der Geschichtsschreiber J. B. von Weiß. Ein Gedenkblatt. In: Neue Miszellen (1949–1954), Ettenheim 1955, S. 16–25 (Auch im Ettenheimer Heimatbote vom 16./17. 12. 1949 mit Nachdruck der Biographie aus den Historisch-politischen Blättern von 1899, S. 532–544).
Ferdinand, Johann Baptist: Die Sippe des Geschichtsschreibers J. B. von Weiß. In: Ettenheimer Heimatbote vom 01. 03. 1962.

Finkbeiner, Gerhard: Johann Baptist von Weiß. Ein genialer Historiker. In: *Klein*, Kurt: Land um Rhein und Schwarzwald. Morstadt Verlag Kehl, 4. Aufl. 1980, S. 435–436.

Furtwängler, Robert (f): Ein Strumpfstriker-Sohn wurde Historiker von Weltruf. Vor 80 Jahren starb Johann Baptist von Weiß. Er war Ettenheims berühmtester Sohn. In: *Badische Zeitung* Nr. 55 vom 07. 03. 1979 und 05. 05. 1987.

Grazer Volksblatt, Nr. 56 vom 09. 03. 1899: Hofrath Professor Dr. Joh. Bapt. v. Weiß †.

Hensle, Willi: Lahrer Köpfe. In: *Badische Heimat*, 48 (1968), Heft 1–2, S. 222.

Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland, Hrsg.: F. *Binder* u. G. *Jochner*, 171 Bde., München 1838–1923. Artikel: Der Historiker J. B. von Weiß. Ein Gedenkblatt. Band 124 (1899), S. 532–544 (Nachdruck auch bei Johann Baptist *Ferdinand* in *Neue Miscellen* (1949–1954).

Kewitz, Hubert: Der Historiker Johann Baptist von Weiß – Ettenheims berühmtester Sohn. Revolutionäre Träume gehörten nicht in seine Welt. In: *Badische Zeitung* vom 8. Mai 1998.

Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 10, Herder Freiburg 1965. Artikel: Johann Baptist von Weiß (Bearbeiter: F. Zoepfel).

Schwarz, Franz M.: Johann Baptist, Edler von Weiss. Dissertation Wien 1949.

Weiß, F. (Welschensteinach): Dr. Johann Baptist von Weiß. In: Wissenschaftliche Beilage zur *Germania*. Blätter für Literatur, Wissenschaft und Kunst, Nr. 19 vom 11. 05. 1899, S. 149–151. Den Hinweis verdanke ich Herrn Dr. John von Weiss, USA.

Weißrieder, Josef: Ettenheims großer Historiker, Joh. Bapt. Weiß. In: 125 Jahre Gymnasium Ettenheim (1841–1966). Ettenheim 1967, S. 17–19.

Werke von Johann Baptist von Weiß:

Weltgeschichte, 22 Bde., 1859–1898, zuerst bei Braumüller in Wien, dann bei der k.k. Universitätsbuchhandlung „Styria“ in Graz. Nach dem Tode des Verfassers mehrere Neuauflagen bearbeitet und herausgegeben von Ferd. *Vockenhuber*. (Fortgesetzt von Richard *von Kralik*, Band 23 bis 28, Styria Graz 1915–1923).

Geschichte Alfreds des Großen, Hurter Schaffhausen 1852.

Geschichte der Steiermark, in: F. X. *Hlubek*, Ein treues Bild des Herzogtums Steiermark, Graz 1860.

Maria Theresia und der österreichische Erbfolgekrieg 1740–1748, Wien 1863.

Von Johann Baptist von Weiß aus dem Nachlaß von August Friedrich Gfrörer herausgegebene und bearbeitete Werke:

Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter, 2 Bde., Hurter Schaffhausen 1865 und 1866.

Geschichte des 18. Jahrhunderts, 4 Bde., Hurter Schaffhausen 1862–1873.

Byzantinische Geschichten, 3 Bde., Vereins-Buchdruckerei Graz 1872–1877.



Der



Lahrer Sinkende Bote

ist der beste, billigste und volksthümlichste Kalender.

Auflage: **Eine Million** Exemplare.










Inhalts-Verzeichniß
erzählenden Theiles.

Ein Wunder aus der alten Zeit. Mit 3 Bildern.

Untrügliches Mittel.

Unreignütigkeit. Mit 2 Bld.

Eine neue Steuer.

Charakter-Bilder vom Kriegsschauplatz. Mit 15 Bildern.

Quartierleben im Felde.

1) Ein Soldatenquartier. Mit 2 Bld.

2) Ein Offiziersquartier. " "

Der Revolutionär oder: Noch ein Geheimmittel. Eine Standrede. Mit 2 Bildern.

Doktor und Apotheker. Mit 8 Bildern.

Weltbegebenheiten. Mit 22 Bildern.

Bilder der Weltbegebenheiten.

Wirkung einer Predigt gegen den Jink. Vork. in Kirchhofungen. Die Führer der Altkatholiken. v. vort. Wie Peter Romian die Peterspenninge verspielt. Kultusminister Falk. Portrait. Bismarck mit der Steinard. Victor Emmanuel Neujahresgruß an Sr. Heiligkeit. Stiftspröbst Döllinger. Portrait. Der Altkatholikerkongress in München. Der Jesuitenschub in Guatemala. Die Eröffnung d. Mont-Cenis-Tunnels. Eröffnungsfeier d. Alvin. Straburg. Fürst Bismarck. Portrait. Cypriote Banern auf der Jagd. Der österreichische Ausgleich. Die Laute der Löhner des deutschen Kronprinzen. Der Aufruhr in Spanien. Amadens, König v. Spanien. Portr. Don Carlos. Portrait. Der Brand von Chicago. Der Ausbruch des Vesuvius. Die Ueberschwennung von Prag.

Auflage: **Eine Million** Exemplare.



Prämien:

175 R., 165 R., 87 R., 30, 70 R., 61 R.
15, 57 R., 30, 43 R., 45, 35 R., 17 R.
30 u. f. w., im Ganzen 800 R. 22.

Prämien:

100 ZM., 60 ZM., 50 ZM., 40 ZM.
35 ZM., 30 ZM., 25 ZM., 20 ZM.,
10 ZM. u. f. w., im Ganzen 4576 10/16.







Ein Weltrekord: Die höchste Auflage, die je ein Kalender erzielte.

Der „Lahrer Hinkende Bote“ und seine Vettern. Zum 200jährigen Jubiläum des „Lahrer Hinkenden Boten“.

Reinhart Siegert

Die Frage, wie die seltsame Namensgebung „Hinkender Bote“ zu erklären sei, ist beim „Lahrer Hinkenden“ ganz einfach zu beantworten. Johann Heinrich Geiger, der ihn auf das Jahr 1801 zum ersten Mal herausgab, hätte vielleicht die Frage umgekehrt: „Wie sollte denn ein Volkskalender sonst heißen?“ Denn der „Lahrer Hinkende“ hat Dutzende von Vorgängern dieses Namens. Sie alle haben eines gemeinsam: was auch immer sonst noch auf dem Titelblatt abgebildet sein mag¹, nie² fehlt ein Mann mit unübersehbarem Stelzfuß. Meist trägt er eine alte Uniformjacke; eine Hand braucht er für den lanzenähnlichen Stab, auf den er sich stützt, in der anderen hält er oft einen Kalender, auf älteren Abbildungen auch oft einen Brief, den er aus seiner Umhängetasche nimmt. Die Uniformjacke weist ihn als ehemaligen Soldaten aus, als Kriegsinvaliden; was er in der Hand hält, deutet auf seinen neuen Lebensunterhalt hin: er ist Bote.

Und zwar nicht einfacher Briefträger: oft sind im Bildhintergrund Schlachten, Naturkatastrophen oder andere trotz ihrer Ferne wichtige Dinge zu sehen, und auch der halb amtlich wirkende Botenstab und das zum Teil größere Publikum, das sich um ihn schart, zeigt, daß mit ihm die große weite Welt und das Weltgeschehen in die dörfliche Enge der meisten Zeitgenossen kam. Als vor 200 Jahren der „Lahrer Hinkende Bote“ zum ersten Mal erschien, lebten in unseren Breiten noch drei Viertel der Menschen auf dem Land: in Einzelgehöften, Dörfern und kleinen Ackerbürgerstädtchen. Sie waren in einem für uns unvorstellbaren Maß ortsgebunden; „Freizeit“ und „Urlaub“ wurden erst allmählich erfunden, und das Reisen war in der Zeit vor den ersten Eisenbahnen eine teure, umständliche und unbequeme Angelegenheit, die man denen überließ, die es von Berufs wegen tun mußten: Kaufleuten, Fuhrleuten, Handwerksburschen, Hausierern – und eben den Boten. Boten waren es, die dringende Nachrichten von Dorf zu Dorf brachten, die kleine Besorgungen für die Dörfler in der Stadt erledigten, die amtliche Erlasse den Dorfschultheißen zustellten; die Post reichte nur in die größeren Orte längs der Poststraßen. Darum sieht man auf vielen Kalendertitelblättern den Postreiter in friedlicher Koexistenz mit dem Hinkenden Boten – der Hinkende Bote war das letzte Glied in der Informationskette, die Nachrichten aus der ganzen Welt ins Haus des „kleinen Mannes“ brachte. Der Brief in seiner Hand ist denn auch oft auffällig groß und mit einem Siegel versehen – offenbar eine Botschaft von Wichtigkeit. Bo-

ten waren oft Leute, die zur normalen Feldarbeit nicht tauglich waren; so erklärt sich der Widerspruch, daß ausgerechnet ein gehbehinderter Invalide weiter herumgekommen sein soll als die Gesunden, die ihn neugierig umstehen. Wenn auch langsam: auf manchen „Hinkenden Boten“ ist eine Schnecke als Symbol dafür abgebildet.³ Das hindert den Boten aber nicht, gewaltige Lasten aufgebürdet zu bekommen: auf anderen „Hinkenden Boten“⁴ ist der Invalide bis weit über den Kopf hinaus bepackt wie ein Lastwagen in den Entwicklungsländern.

Der sonderbare Name und die Volkskalender haben früh zusammengefunden. Ob man ursprünglich bei dem Hinkfuß an die Geschichte vom Teufel gedacht hat, der überall herumkommt und über einen guten Einblick in das Leben und Treiben der Menschen verfügt, ist fraglich; Alain-René Lesage hat daraus einen berühmten Roman gemacht (*Le Diable boiteux*, 1707). Aber ebensoweit wie Lesages spanisches Vorbild (1641) reicht bereits der Hinkende Bote als Kalendertitel zurück: schon 1640 trug ein deutscher Kalender den Titel „Hinckender Post-Botte und kleiner wahrhafftiger Post-Reuter“⁵, und noch früher, nämlich 1587, begegnet uns der Titel als Titel einer Zeitung⁶. Ganz besonders beliebt war der Titel im deutschen Südwesten, im Elsaß und in der Schweiz. Ahnvater war der Basler „Hinkende Bott“, der seit 1676 gleich in zwei konkurrierenden Ausgaben (nämlich in den Verlagen Johann Conrad von Mechels und Jakob Bertsches) erschien⁷; bei Johann Jakob Decker, einem Schwager Mechels, kam seit 1677 der Colmarer Hinkende Bote heraus⁸; seit 1698 erschien der „Hinkende Bote“ von Bern, seit 1708 der von Vivis (Vevey am Genfer See), seit 1801 der von Straßburg⁹; der wohl neben den Basler „Hinkenden Boten“ verbreitetste Schweizer Kalender, der Appenzeller, wurde 1747 ebenfalls in „Hinckender Bote“ umbenannt¹⁰. In Basel, Vivis/Vevey und Colmar erschienen auch französische Parallelausgaben; deutsche Auswanderer nahmen den liebgewordenen Kalendertitel in die USA mit. Insbesondere aber der Stammvater, der Basler „Hinkende Bote“¹¹, galt als Musterbeispiel eines allgemein beliebten und gut verkauften Volkskalenders und diente in dieser Funktion noch 1806 Johann Peter Hebel bei seinem berühmten Kalendergutachten als Maßstab¹².

Kein Wunder also, daß Johann Heinrich Geiger, als er sich in Lahr selbst machte und als Buchbinder weitgehend die Literaturversorgung des Städtchens und seiner Umgebung übernahm (für eine richtige Buchhandlung war Lahr damals zu klein), im Vertrieb des Basler Hinkenden Boten einen sicheren Broterwerb sah. Und kein Wunder auch, daß er nach guten Erfahrungen damit auf die Idee kam, seiner 1794¹³ neueingerichteten Druckerei mit dem Druck eines eigenen Kalenders ein sicheres Standbein zu verschaffen. Denn am Kalender druckte eine Druckerei schon vom Frühjahr

des vorhergehenden Kalenderjahrs an: das ganze Kalendarium und der Unterhaltungsteil für das kommende Jahr ließen sich ja längst vorher zusammenstellen, und so konnte man bequem Auftragslücken in der Druckerei mit dem wegen der hohen Auflage langwierigen Druck einzelner Kalenderbogen füllen. Zu allerletzt gedruckt wurden die historisch-politischen Nachrichten, die damit beim Erscheinen nur 3–5 Monate¹⁴ alt waren; und dann fand der Kalender bereits im Spätherbst seinen Weg in die Häuser.

Wir befinden uns nicht nur in der Zeit vor dem Internet und vor Fernschreiber und Telefon, sondern auch in der Zeit vor den Nachrichtenagenturen: die damaligen besseren Zeitungen erhielten ihre Nachrichten von (meist nicht beruflichen) Korrespondenten zugeschickt; die schlechteren schrieben sie (mit Verspätung) von denjenigen Zeitungen ab, die Korrespondenten hatten . . . Da war denn der Unterschied zwischen Zeitung und Kalender längst nicht so groß wie heute: der Bauer, der im Spätherbst 1789 den „Appenzeller Hinkenden Boten auf das Jahr 1790“ kaufte, erfuhr dort bereits erstaunlich viel von der großen Revolution, die im Sommer in Frankreich ausgebrochen war. Sehr viel mehr hätte er auch den kleinformatischen, umfangsschwachen und noch keineswegs täglich erscheinenden Zeitungen seiner Zeit nicht entnehmen können. Nur mußte er auf die Fortsetzung recht lang warten: was im Winter geschah, konnte er dem nächsten Kalenderjahrgang erst fast ein Jahr später entnehmen, als es schon eine recht alte „Neuigkeit“ war – da hatte die Zeitung dann schon deutliche Vorteile. Und so kam es, daß gerade in dem Jahrzehnt vor der Gründung des „Lahrer Hinkenden“ durch die ungeheuerlichen Vorgänge in Frankreich und durch die kriegerischen Unruhen, die bald auch auf ganz Deutschland ausstrahlten, auch viele Menschen sich ans Lesen der Zeitung gewöhnten, für die bis dahin der „Hinkende Bote“ das wichtigste Fenster zur großen weiten Welt gewesen war. Und entsprechend geriet der „Hinkende Bote“ in den Ruf, doch ein wenig „von gestern“ zu sein – fast muß es erstaunen, daß Johann Heinrich Geiger für seine Kalender-Neugründung noch den althergebrachten Namen wählte; Johann Peter Hebel hingegen dachte sich gleichzeitig lieber etwas Neues aus: „Kalender des Rheinländischen Hausfreunds“.

Auch in einem anderen Punkt war der „Hinkende Bote“ ein wenig in Verfall¹⁵ geraten. Von einem richtigen Volkskalender wurde erwartet, daß man in ihm auch das Wetter vorhergesagt lesen konnte, und zwar Tag für Tag: wann gute Tage seien zum Düngen oder zum Säen oder zum Holzmachen. Das trauten sich die Kalendermacher nicht einfach aus den Fingern zu saugen, sondern sie griffen zu einem allgemein anerkannten Ratgeber: zum „Hundertjährigen Kalender“. Dort stand zu jedem Jahr, von welchem Planeten es „regiert“ würde, und abhängig von diesem Planeten zu jedem Tag, wie das Wetter werden sollte. Das Ganze hatte nur einen Haken: der Hun-

dertjährige Kalender war nicht mehr der Neuste. In ihm gab es 7 Planeten (darunter die Sonne und der Mond!), und entsprechend dem Regiment dieser sieben Planeten wiederholte sich das Wetter alle sieben Jahre. Das mochte zu den Zeiten von Abt Mauritius Knauer, dem Erfinder des „Hundertjährigen Kalenders“, noch angehen: er glaubte fest an diese Voraussetzung und brauchte daher nur sieben Jahre lang (von 1652–1658) täglich das Wetter zu notieren, um für alle Zukunft das Wetter vorhersagen zu können. Daß das Wetter doch oft schon zwischen zwei benachbarten Orten Unterschiede zeigt (gerade bei so wichtigen Dingen wie Hagelschlag), wurde seltsamerweise geduldig übersehen; doch der Sternenhimmel selbst war in Bewegung geraten, und das Jahr fing längst nicht mehr im März an wie im „Hundertjährigen Kalender“. Entscheidend war weniger das Hinzufügen des 1781 entdeckten Planeten Uranus (1801 ff. folgten dann noch die Planetoiden Ceres usw., 1846 der Planet Neptun) als vielmehr der Rollentausch von Sonne und Erde, den zwar Copernikus längst (in seinem Werk „De Revolutionibus“, 1543) bewiesen hatte, der aber jetzt allmählich auch in die Welt der Volkskalender eindrang: er machte aus der Erde als dem Mittelpunkt der Welt einen relativ kleinen Planeten, der um die Sonne kreiste – bisher war doch die Sonne (wie der Mond) auf der großen Käseglocke gewandert, die sich über die Erdscheibe wölbte Das war für die Menschen schwer vorstellbar und widersprach auch dem, wie sie die Bibel verstanden; nicht umsonst hat Johann Peter Hebel sich so große Mühe gegeben mit der „Erklärung des Weltgebäudes“ und diese eingehende Erklärung an den Anfang seines „Rheinländischen Hausfreunds“ und auch seines „Schatzkästleins“ gestellt. Die „Hinkenden Boten“, die über Generationen hinweg etwas anderes behauptet hatten, taten sich schwer mit dem Wechsel vom geozentrischen zum heliozentrischen Weltbild – aber irgendwann mußte es sein, und damit wurden auch die herkömmlichen, auf der falschen Planetenkonstellation basierenden Wettervorhersagen und erst recht die „guten“ und „bösen“ Tage zum Aderlassen, zum Zahnziehen oder zum Purgieren (Nehmen von Abführmitteln) hinfällig.

Leider wissen wir nicht genau, wie Johann Heinrich Geiger sich aus der Affäre gezogen hat. Der Beginn des neuen Jahrhunderts bot einen guten Anlaß für den Beginn eines neuen Kalenders; und so erschien sein Lahrer „Hinkender Bott“ erstmals auf das Jahr 1801¹⁶. Die ersten 3 Jahrgänge sind jedoch nicht mehr auffindbar; im allerersten Jahrgang könnte man wohl am ehesten eine Erklärung Geigers zur Wahl des fast schon ein wenig altväterlichen Namens „Hinkender Bote“ und zu dem Weltbild, das hinter dem darin verwendeten Kalendarium steht, erwarten. Halten wir uns stattdessen an den frühesten erhaltenen Jahrgang, den Lahrer „Hinkenden Boten“ auf das Jahr 1804 (er liegt im Lahrer Stadtarchiv). Sein voller Titel lautet umständlich:

Verbesserter und Vollkommener Staats-Kalender, Genannt der Hinkende Bott. Darinnen Die zwölf Monat, Natur und Eigenschaften derselben, des Mondes Ab- und Zunehmen, und andere gewöhnliche Astrologische Verfassungen: darneben ein richtiges Verzeichniß der Posten, Messen, Jahrmärkten, und andern curiosen Sachen. Absonderlich aber eine Gründliche Erzählung alles dessen, was sich vorhin, und jetztmalen weiters in Deutschland, Frankreich, Holl- und Engell. etc. auch sonst hin und wieder Merkwürdiges begeben und zugetragen, in möglichst kurzer Form zu finden, und dem gemeinen Mann, welcher allzu theure grössere Werke nicht kaufen kan[n], zu Gutem, nun zum 4ten Male heraus gegeben worden [ist]. Auf das Gnadenreiche Christ-Jahr MDCCCIV. durch Antoni Sorgmann, der Mathematischen Künsten [!] und denkwürdigen Geschichten besondern Liebhabern. Lahr; zu finden bey Johann Heinrich Geiger 1804 [!].¹⁷

Damit ähnelt er dem Basler Hinkenden Boten zum Verwechseln: bis auf wenige abweichende Buchstaben hat Geiger das Titelblatt des großen Vorbilds einfach abgekupfert, dazu noch das Wort „Alter“ vor „Vollkommener“ gestrichen und seinen Verlag statt den Basler daruntergesetzt. Sogar der angebliche Verfasser „Antoni Sorgmann“ ist mit übernommen (er hätte allerdings sehr alt werden müssen, wenn er ein wirklicher Autor gewesen wäre: sein Name zierte schon im 17. Jh. die Titelblätter von Volkskalendern . . .). Auch die Umschlagabbildung mit all den neugierig machenden Zutaten: dem Stelzfuß vor Seeschlacht, Unwetter, Krieg, Großbrand, lauerndem Krokodil usw. hat er einfach nachschneiden lassen; bloß der Basler Bischofsstab ist durch das Stadtwappen von Lahr ersetzt. Lediglich am Umfang merkt man, daß Geiger noch vorsichtig kalkulieren muß: der neue Lahrer hat 24 Seiten weniger als der alteingeführte Basler „Hinkende Bote“. Doch er bringt alles, was man auch dort findet: Das rot-schwarz gedruckte Kalendarium mit Wettervorhersage und Gesundheitsratschlägen; das abergläubische Aderlaßmännlein, ein „Verzeichniß der vornehmsten kaiserlich- königlich- und fürstlichen Personen und Regierungen“, „Beiläufige Größe, Bevölkerung, Einkünfte, Kriegsmacht etc. der vorzüglichsten europäischen Staaten“, das unerläßliche „Verzeichniß der Messen und Märkte im Breisgau, der Ortenau, und einem Theil des Schwarzwalds“, eine Zinstabelle und „Geschichten oder Beschreibung der denkwürdigsten Begebenheiten, die sich in der letzten Hälfte des 1802ten und in der ersten Hälfte des 1803ten Jahres hin und wieder in der Welt, sonderheitlich aber in Europa, zugetragen haben“ und Holzschnitte von sensationellen Begebenheiten, z. B. der Hinrichtung des Schinderhannes mit seiner Bande.

Daneben aber weist der Lahrer „Hinkende Bote“ von 1804 einige Überraschungen auf. Neben dem Kalendarium stehen nicht die üblichen oft recht

unbedeutenden Geschichtchen oder Mittel gegen Läuse, sondern – „Robinson Crusoe“ als Fortsetzungsroman! Und noch mehr: ebenfalls neben dem Kalendarium steht ein Gedicht: „Der Jenner. (Im Volkston)“ Es beginnt: „Im Aetti sezt der Oeldampf zu! – / Mer chönnte 's Aempeli use thue“. Die Quelle ist nicht genannt: es stammt aus den soeben (1803) in Karlsruhe anonym erschienenen „Alemannischen Gedichten“ von Johann Peter Hebel! Weiter hinten folgt noch Hebels Meisterwerk „Die Vergänglichkeit“. Der Lahrer „Hinkende Bote“ brachte also von Anfang an große Literatur in die Familien seiner Leser – wie sein Titelblatt versprochen hatte: dem „gemeinen Mann, welcher . . . grössere Werke nicht kaufen kan[n], zu Gutem“.

Das wurde seine Rettung. Denn ein so weitgehendes Plagiat, wie es Geiger mit der äußerlichen Nachahmung des „Basler Hinkenden Boten“ beging, war auch in jenen Zeiten vor unserem modernen Urheberrecht ungewöhnlich. Die badische Regierung (Lahr war 1803 an Baden gefallen) war daher zunächst geneigt, den „Lahrer Hinkenden“ zu verbieten, kaum daß er gegründet war. Der Nutzen, den gerade die von Geiger mit Sorgfalt selbst zusammengestellten Teile für den badischen Bürger und Landmann versprochen, scheint die badischen Behörden umgestimmt zu haben.

Geiger dankte es ihnen mit vorzüglichen Reisebeschreibungen und Landkarten, mit denen der Kalender zwanzig Jahre lang die Badener mit dem eben erst unter Napoleon zu einem zusammenhängenden Gebiet zusammengefügt und enorm vergrößerten neuen Land Baden vertraut machte. Und der „Lahrer Hinkende Bote“ blühte auf: schon 1813 hatte er eine Auflage von 20 000 Exemplaren, und während 1845 der erste seiner Basler Konkurrenten einging¹⁸, steuerte er auf seinen Höhepunkt zu: nach 1850 erreichte er die geradezu unglaubliche Auflage von mehr als einer halben Million Exemplaren und wurde „der erfolgreichste Kalender überhaupt“¹⁹ mit Lizenzausgaben für ferne Gebiete und mit einem großen Abnehmerkreis in Amerika. Auch äußerlich wurde er immer ansehnlicher und selbstbewußter: im Umfang stand er dem Basler „Hinkenden Boten“ bald nicht mehr nach, 1811 oder 1812 erhielt er den offiziellen Titel „Der Lahrer Hinkende Bote oder Historisches Lesebuch für den Bürger und Landmann“, 1814 bekam er ein eigenes markantes Gesicht durch ein neues Titelblatt mit dem bis heute charakteristischen gebogenen Schriftband. Zwar wurde seine altertümliche Ausrüstung mit Botenstab (statt einem einfachen Wanderstock) und Schnecke erst 1825 komplettiert, doch kamen umgekehrt bald Dampfschiff und Eisenbahn dazu, und überhaupt bemühte sich der Lahrer Hinkende mehr und erfolgreicher als seine meisten Konkurrenten darum, seine treue Leserschaft mit neuen Erfindungen und modernen Gedanken unmerklich vertraut zu machen und so auf die Höhe der Zeit zu



Der „Lahrer Hinkende Bote“ hat sein Gesicht gefunden: das Titelblatt ab Jahrgang 1814

bringen. Nur mit der herkömmlichen Aderlaß-Tafel machte er kurzen Prozeß: erst wird sie 1810 ironisch kommentiert; 1812 fehlt sie bereits ersatzlos! Und das behutsame Bemühen um Modernität wurde von seinen Lesern honoriert, anders als z. B. beim Berner Hinkenden Boten, dessen Leser noch am Ende des vorigen Jahrhunderts darauf beharrten, daß die herkömmlichen unsinnigen Wettervorhersagen weiterhin gedruckt werden mußten . . .²⁰

Was aber stärker wog als alle Modernität der Redaktion, waren die Veränderungen in der Medienlandschaft. Immer mehr Menschen fanden Zugang zu Zeitungen und Zeitschriften, das Telefon kam dazu, der Rundfunk, das Fernsehen, das Internet. Die Konkurrenz wurde nicht mehr zwischen den „Hinkenden Boten“ ausgetragen, sondern zwischen verschiedenen Medien. Ihrem Einfluß auf den „Lahrer Hinkenden Boten“ und seine Vettern nachzuspüren, wäre ein spannendes Kapitel Kulturgeschichte, das wir einem künftigen Chronisten überlassen müssen.

Die „Boten“ sind zählebig, aber nicht unsterblich. Ein Chronist meldet 1978 neben dem Lahrer noch den Colmarer und einen Sauerländischen „Hinkenden Boten“ (gegr. 1862) am Leben²¹, 1996 ist der „Messageur Boiteaux“ von Vevey noch im 289. Jahrgang erschienen²² und dem Vernehmen nach gibt es ihn auch heute noch. Die aktuelle Ausgabe des „Verzeichnis lieferbarer Bücher“ und auch das Internet wissen jedoch davon nichts zu berichten – in ihnen hält allein der Lahrer den Stab der legendären „Hinkenden Boten“ aufrecht.

Der vorliegende Beitrag wurde für die Jubiläumsausgabe des „Lahrer Hinkenden Boten“ (200. Jg. 2000) geschrieben. Er erscheint hier im Text unverändert, aber mit Anmerkungen, die zusätzliche Informationen und Quellennachweise enthalten. Ihm liegt vor allem folgende Literatur zugrunde (sie wird in den Anmerkungen abgekürzt zitiert):

- Dresler, Adolf: Kalender-Kunde. Eine kulturhistorische Studie. München: Karl Thiemig, 1972
- (Graf, J[ohann] H[einrich]): Historischer Kalender oder der Hinkende Bot. Seine Entstehung und Geschichte. Ein Beitrag zur bernischen Buchdrucker- und Kalendergeschichte. Bern: Stämpfli, 1896
- Kalender im Wandel der Zeiten. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek [. . .]. [Katalog]. Hrsg. von der BLB, Karlsruhe. Unter Mitarbeit von Adrian Braunbehrens [u.a.]. Karlsruhe: Badische Landesbibliothek, 1982
- Knopf, Jan: Alltages-Ordnung. Ein Querschnitt durch den alten Volkskalender. Aus württembergischen und badischen Kalendern des 17. und 18. Jhs. Zusammengestellt und erläutert von Jan Knopf. Tübingen: Wunderlich, 1982

- Lefftz, Joseph: Der Colmarer hinkende Bote. Ein Streifzug durch seine mehr als 250jährige Geschichte. In: Colmarer Jahrbuch 1936, S. 120–149
- Petrat, Gerhardt: Einem besseren Dasein zu Diensten. Die Spur der Aufklärung im Medium Kalender zwischen 1700 und 1919 (= Deutsche Presseforschung, Bd. 27). München: Saur 1991.
- Rohner, Ludwig: Kalendergeschichte und Kalender. Wiesbaden: Athenaion, 1978
- Rohner, Ludwig: Kommentarband zum Faksimiledruck der Jahrgänge 1808–1815 und 1819 des „Rheinländischen Hausfreunds“ von Johann Peter Hebel. Wiesbaden: Athenaion, 1981
- 1794–1969. 175 Jahre Moritz Schauenburg KG, Lahr/Schwarzwald. Lahr: Schauenburg, o.J. (1969). – Darin Herbert Wiedemann: Stationen auf einem weiten Weg. Aus der Werkstatt eines Kalendermanns (S. 20–28 und 31–41)
- Schenda, Rudolf: Hinkende Botschaften? Zur Entwicklung und Bedeutung der schweizerischen Volkskalender. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 92, 1996, S. 161–181
- Thürer, Georg: 250 Jahre Appenzeller Kalender. Ein Beitrag zur Literatur des kleinen Mannes. [1721–1971]. In: Rohrschacher Neujahrsblatt, Jg. 62, Rohrschach 1972, S. 125–146
- Voit, Friedrich: Vom „Landkalender“ zum „Rheinländischen Hausfreund“ Johann Peter Hebels. Das südwestdeutsche Kalenderwesen im 18. und beginnenden 19. Jh. (= Forschungen zur Literatur- und Kulturgesch., Bd. 41), Frankfurt a. M. [usw.]: Lang 1994
- Wiedemann, Herbert: Der Lahrer Hinkende Bote. Kalenderkundliche Anmerkungen. In: Badische Heimat 48, 1968, S. 241–247
- Wiedemann, Herbert: Es begann mit den Basler Zwiebfischen. 175 Jahre Großdruckerei Schauenburg. In: Geroldsecker Land 12, Lahr 1969/1970, S. 61–65
- Wiedemann, Herbert: Portrait des Lahrer Hinkenden Boten. Eine kalenderkundliche Betrachtung 1801 bis 1975. In: Geroldsecker Land 17, Lahr 1975, S. 55–68 [auch separat: Lahr: Schauenburg 1975]
- Wiedemann, Herbert: Der Verlag Moritz Schauenburg. Erläuterungen zur Buchproduktion der Lahrer Traditionsfirma. In: Geroldsecker Land 18, Lahr 1976, S. 152–165
- Wiedemann, Inga: „Der Hinkende Bote“ und seine Vettern. Familien-, Haus- und Volkskalender von 1757 bis 1929. [. . .] (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, Bd. 10) Berlin [West]: Staatl. Museen Preuß. Kulturbesitz, 1984
- Zotter, Hans: Tag für Tag. Jahr um Jahr. Kalender aus acht Jahrhunderten. (Ausstellung der Universitätsbibliothek Graz). Katalog zusammengestellt von Hans Zotter. Graz: [UB], 1983.

Anmerkungen

- 1 Es gibt – wie bei der Heiligenverehrung – einige Attribute, die mehr oder minder vollständig auf den Titelblättern der „Hinkenden Boten“ abgebildet werden: der Hinkende Bote selbst (oft in Uniformrock, manchmal aber auch eher wie ein abenteuerlicher Hausierer aussehend) mit Stelzfuß (der linke Unterschenkel entweder amputiert oder aber im rechten Winkel nach hinten gebogen), Stab (meist lanzenähnlicher Botenstab), Umhängetasche (manchmal auch Rucksack oder Tragegestell), Hut (oft Soldatenhut); Publikum (oft Vertreter der drei Stände: Wehrstand, Lehrstand, Nährstand), Meer mit Seeschlacht, Landkriegsszene, brennende Stadt, Himmelserscheinungen, weinendes Kind, Schnecke, Postreiter. Dazu kommen gelegentlich spezielle Zusätze, so z. B. Uhrmacherinstrumentarium beim Hinkenden Boten von Neuchatel, das Straßburger Mün-

ster beim Straßburger Hinkenden Boten, Eisenbahn und Dampfschiff auf späteren Lahrer Hinkenden Boten. – Eine andere Bedeutungsvariante zeigte der in Schaffhausen erscheinende „Hinckende Mercurius“: hier ist es trotz des Namens der keineswegs stelfüßige, sondern wie üblich mit Flügelschuhen und Flügelhelm versehene Götterbote Mercurius, der einen versiegelten Brief überbringt, und sein Botenstab sieht keineswegs wie ein Speiß aus. Überhaupt scheinen die Abbildungen auf den Kalendertitelblättern eher als Interpretationen eines beliebten Namens denn als dessen etymologische Erklärung interessant zu sein.

- 2 Fast nie: einzige mir bekanntgewordene Ausnahme ist der „Strassburger Hinkende Bote“ von 1831, auf dessen innerem Titelblatt nur das Straßburger Münster zu sehen ist. Aber auch hier prangt auf dem Umschlag der Stelfuß.
- 3 Beim Appenzeller Hinkenden Boten von 1773 springt neben ihm jedoch hurtig ein Hase! Die Langsamkeit des Hinkenden wird oft auch als Stärke interpretiert: im Gegensatz zur brandneuen, aber unbestätigten Einzelnachricht durch den nicht ortsbekanntem Postreiter hat er auf seiner langsamen Reise immer wieder Kontakt mit Menschen, kennt daher vielleicht auch die Vorgeschichte oder eine Gegendarstellung und gilt auch durch die persönliche Bekanntschaft mit seinem Publikum als glaubwürdiger (so z.B. Zotter: Kalender, 1983, S. 41).
- 4 Schöne Abbildungsbeispiele bei Graf: Historischer Kalender, 1896 (Berner Hinkender Bote), ebenso beim „Appenzeller Hinkenden Boten“ in den Jahrgängen um 1770. Wird hier der Hinkende Bote noch als Universal-Bote hingestellt, der sowohl Waren als auch wichtige Post ausliefert, so gibt es doch auch die Darstellung des Hinkenden Boten als Kalenderkolporteurs.
- 5 Schenda: Hinkende Botschaften, 1996, S. 163 (unter Verweis auf Rohner und Dresler); Inga Wiedemann: Der Hinkende Bote, 1984, S. 35, Nr. 10, kommt für „Der wahre und ächte Hinkende Bote“ (Frankfurt a.M.) nach dessen Jahrgangszählung 238.1875/245.1882 gar auf den ersten Jahrgang 1.1638.
- 6 Rohner: Kalendergeschichte und Kalender, 1978, S. 39: „Post-Reuter, der ich bin genandt, dem Hinckenden Bothen wol bekand . . .“ (o.O. 1587). – Noch am Ende des 18. Jhs. trug eine dreimal wöchentlich erscheinende Zeitung diesen Titel: „Der Ober-rheinische Hinkende Both“ (Kehl 1784–1789).
- 7 Lefftz: Der Colmarer HB, 1936, S. 123 (Schenda: Hinkende Botschaften, 1996, S. 164 unter Berufung auf Waltz ist danach zu berichtigen). Nach Lefftz ging der Verlag Bertsche mit seinem „Hinkenden Boten“ 1724 an Johann Jakob Decker jr., den Sohn des nach Colmar ausgewanderten J.J. Decker über; der „Hinkende Bote“ erschien dort bis 1804 und dann in verschiedenen Nachfolgeverlagen; der Mechelsche HB ging 1845 ein.
- 8 Lefftz: Der Colmarer HB, 1936.
- 9 Lefftz: Der Colmarer HB, 1936, S. 126.
- 10 Eine Liste von 17 Hinkenden Boten, gegr. 1676 bis 1862, bei Rohner: Kalendergeschichte und Kalender, 1978, S. 40. – Zum „Appenzeller HB“ vgl. Thürer: Appenzeller Kalender, 1972, die Umbenennung S. 129.
- 11 Und hier wiederum besonders der bei J. J. Decker (vormals J. Bertsche) erschienene.
- 12 Kalendergutachten bei Voit: Landkalender, 1994, S. 152 f. (mit Nennung weiterer beliebter „Hinkender Boten“).
- 13 So die verlagsoffizielle Zählung, nachzulesen z.B. in 1794–1969. 175 Jahre Moritz Schauenburg KG, Lahr o. J. (1969), insbes. S. 22; eines der ersten Druckprodukte war G. F. Stäudlins Zeitschrift „Klio“ (vgl. Walter Ernst Schäfer: Gotthold Friedrich Stäudlins „Klio“, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 144, 1996, S. 315–337).

- 14 Voit: Landkalender, 1994, S. 5: Redaktionsschluß des letzten Bogens in der Regel „wenige Tage vor den gewöhnlich in den Juli fallenden Druckabschluß des Kalenders für das kommende Jahr“; jedoch auch beträchtlich spätere Beispiele: Rohner: Kommentarband, 1981, S. 52 zu Zschokkes „Schweizerboten“-Kalender: „Nachrichten bis September (!) 1805“; Graf: Historischer Kalender, 1896, S. 59: der Nachrichtenteil des Berner Hinkenden Boten a.d.J. 1731 reicht bis Okt. [!] 1730.
- 15 Eine Distanzierung wird z. B. sichtbar in der Titelformulierung „Hochfürstlich-Markgräfllich-Badenscher . . . Historischer und Haushaltungs-Kalender oder (wenn ihr lieber wollt) der Hinkende Bott (Karlsruhe und Kehl, a. d. J. 1786) – hier sieht es nach einem eher widerwilligen Zugeständnis gegenüber einer Vorliebe des unaufgeklärten Publikums aus. Der Colmarer HB mutiert im Zeichen der Französischen Revolution gar zu „Der grad gewordene Colmarer Hinkende-Bott“ (Abb. b. Lefftz: Colmarer HB, 1936, S. 141).
- 16 In demselben Jahr wurde nach Lefftz in Straßburg „der Neue, ehemals Welperische Stadt- und Land-Kalender“ erstmals unter dem neuen Titel „nunmehr der Hinkende Bott“ herausgegeben (Lefftz: Colmarer HB, 1936, S. 126).
- 16a Ein zweites erhaltenes Exemplar erweist sich als inhaltlich nicht identisch; ein Kuriosum, dem der Hebel-Forscher Adrian Braunbehrens demnächst in einer Veröffentlichung nachgehen wird. – Von den Jahrgängen 1805–1809 und 1811 ließ sich bisher kein erhaltenes Exemplar auffinden.
- 17 Rot-schwarz gedrucktes zweites Titelblatt; „1804“ sic – natürlich kam der Kalender im Herbst des Vorjahres auf den Markt. – Während das 2. (mit Lettern gesetzte) Titelblatt so verblüffend dem Deckerschen „Basler Hinkenden Boten“ ähnelt, scheint das 1. Titelblatt (hier abgebildet nach Voit: Landkalender, 1994, S. 208) eher der Mechelschen Ausgabe nachempfunden: die beiden konkurrierenden Basler „Hinkenden Boten“ hatten bis auf Kleinigkeiten dasselbe Holzschnitt-Umschlagtitelblatt, nur spiegelverkehrt; Geigers Lahrer „Hinkender Bote“ folgt der Mechelschen Bildrichtung, doch ist vom Mechelschen HB kein erhaltenes Exemplar aus den umliegenden Erscheinungsjahren bekannt, so daß kein direkter Vergleich und auch kein Vergleich mit der Formulierung des 2. Titelblatts und dem Inhalt möglich war. Mit dem Deckerschen Kalender für 1804 hat der Lahrer inhaltlich nichts zu tun.
- 18 Lefftz: Colmarer HB, 1936, S. 123.
- 19 Rohner: Kommentarband, 1981, S. 23; demnach hatte der „Lahrer Hinkender Bote“ 1840 eine Auflage von 40 000 Ex., 1858: 100 000, 1869: 600 000 bis 700 000, zwischen 1900 und 1940 etwa eine halbe Million, 1976 immer noch 100 000. – Schon der „Lahrer Hinkende Bote“ auf das Jahr 1813 meldet „mehr als 20 000 hinkende Boten gedruckt“.
- 20 Graf: Historischer Kalender, 1898, S. 94; mittlerweile stammten diese nicht mehr aus dem 100j. Kalender, sondern wurden von einem alten Schriftsetzer frei erfunden!
- 21 Rohner: Kalendergeschichte und Kalender, 1978, S. 41.
- 22 Schenda: Hinkende Botschaften, 1996, S. 164.

Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewigwährender Kalender/

Worinnen ohne

Die ordentliche Verzeichnis der unzählbar
vieler Heiligen Tage auch unterschiedliche
Curiose Discursen von der Astronomia, Astro-
logia, Fremden Calendern/Nativitäten/auch allerhand Wunderbarli-
chen Wahr- und Vorsagungen/mit untermischter Bauern-Practic/
Tag- und Zeitwehlungen/2c.

Nicht weniger

Viel Seltsame / jedoch Warhaffte Wunder-Geschichten/
und andere Merckwürdige Begebenheiten / samt Beyfügung etlicher
Kunst- und Wissenschaften befindlich.

Woraus ein Jeder / der nur Lesens und Schreibens kundig/
nicht allein Jedes Jahr die bewegliche Fest und dergleichen Ding / so zu
Einem Kalender nothwendig erfordert werden / leichtlich finden:
Sondern auch lernen kan/ Ihm und andern die Nativität zu stellen /
und aus fleißiger observation künstlig Gewitter/Brig/Brandheit /
Frucht- und Unfruchtbarkeit vorzusagen.

Der SIMPLI
Kan sein stetig



Clo geVVogen /
Vnbetrogen.

In Nürnberg / $\dot{\text{x}}$ 1670.

Verlegt und zu finden bei Wolf Eberhard Felseder.

Abb. 1 und 2: Die frühesten „Hinkenden Boten“ gehen noch bis in die Zeit Grimmelshausens zurück („Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewigwährender Kalender“, Nürnberg 1670).



... Umschlag des Colmarer „Hinkenden Boten“ auf das Jahr 1684

Verbessert und Alter
Vollkommener Staats-Calender /
 Genandt Der

Hinkende Bote.

Darinnen
 Die zwölff Monat / Natur und Eigenschaften
 der selben / des Monds ab- und zunehmen / und andere gewöhnliche
 Astrologische Verfassungen : daneben eine richtige Verzeichnuß der
 Posten / Jahrmärkten / und anderen curiosen Sachen.

Absonderlich aber aus
 Gründliche Erzählung alles dessen / was sich in Teutsch-
 land / Frankreich / Holl- und Engelland ic. auch sonst hin und wieder
 merckwürdiges begeben und zugetragen / in möglichst kurtzer Form zu
 finden / und dem gemeinen Mann / welcher allzu theure grössere Werck nicht
 kauffen kan / zu gutem heraus gegeben.

Auff das Gnadenreiche Christ-Jahr
M DCC XVIII.

Durch Anthoni Sternmann / der Mathematischen Kün-
 sten / und denckwürdigen Geschichten / besondern Liebhabern.

Nach Erschaffung
 der Welt 5718.
 Nach Anfang Eobl.
 Endgnoschafft 403.
 nach dem Verbess. Ca-
 lender 18. nach dem
 Alten 1763. Ist die
 Guldene Zahl 9. Der
 Sonnen = Zirckel 19.
 Der Römer Zinß
 Zahl 11. Epacten oder
 Mondszeiger 28. Das
 Jahr haltet 365. Tag.



Zwischen Wephnacht
 und der Herren Fastn.
 sind in beyden Zeiten
 9. Wochen / 1. Tag.
 Gut arzneyen ⊕ ⊕
 Gut Aderlassen † †
 Gut schröpfen ● ●
 Kinder entwehnen †
 Haar abschneiden ✂
 Nägel abschneiden ✂
 Gut säyen / pflantzē. †
 Gut ackeren / misstē. †
 Bauholz fallen. †

BERN! In der Oberen Truckerey.

Abb. 3 und 4: Ähnlichkeiten bei „Hinkenden Boten“ kommen vor: hier die „Hinkenden Boten“ von Bern 1718

Alter vnd Newer
Schreib-Calendar/

Der

Sinckende **D**ott.

Varianten

Die zwölff Monat/ Natur vnd Eigenschafft
derselben/ des Mons ab- vnd zunehmen/ vnd andere gewöhnliche
Astrologische Verfassungen: darneben eine Beschreibung von des
Engellands jetzigen Staats.

Absonderlich aber eine

Gründliche Erzählung/ alles dessen was sich vorhin vnd
jetztmahlen weiters in Engelland; vnd auch was sich sonst in
vnd wieder merckwürdiges begeben vnd zutragen/ in möglichst kurzer Form zu fin-
den/ vnd dem armen Bauern/ welcher all zu theurs grössere Werck nicht kaufen
kan/ zu gutem vns zum Vier und Zwanzigsten mal herausgegeben worden/
Auff das Jahr vnseres HERRN JESU Christi/

M. DCC.

Durch Anthoni Sorgmann/ der Mathematischen Kün-
sten vnd denckwürdigen Geschichten/ besondern Liebhabern.

Nach Erschaffung
der Welt 5649.
Nach dem ewigen
vnd Eobl. Eldgnos-
schafft 386. nach dem
Alten Calendar 1741.
Neuen 119. Jahr. Ist
die gülden Zahl nach
beyden Calend. 10. der
Sonnen. Circul 1.
Der Römer Zinshahl
8. Epactæ im Alten
Cal. 9. im Neuen 29.



Zwischen Weihnacht
vnd der Hr. Fastn. sind
im Alten 7. woch. 5.
Tag. Zwischen Wei-
nachte vnd der Herren
Fastnachte sind im Ne-
uen 8. wochen/ 2. tag.
Gut arneyen ☉ *
Kinder erwehnen ☿
Haar abschneiden ☿
Gut säy. pflanz. ☿ ♃
Bauholz fällen. ♃
Negel abschneiden ♃

Gedruckt zu Basel/ bey Johann Conrad von Mechel.

Auf
Hundert Jahr gestellter

Curiöser

Kalender /

Nemlichen

Von 1701. biß 1801.

Darinnen zu finden

Wie ein jeder Hauß - Vater /

hohes und niedriges Standes / solche ganze Zeit
über nach der sieben Planeten Influenz judiciren

und sein Haußtroesen mit Nutzen einrichten

möge; auch mit Kupfferstichen ver-

mehret /

Von

L. Christoph. Hellwigen /

Cölleda, Thur. p. t. Czf. 33. Stadt-Physic. zu

Zänstädt.



VERBODEN

Bei Johann Georg Starcken / 1702,

Abb. 5: Einer der frühesten 100jährigen Kalender



Abb. 6: Der älteste erhaltene Jahrgang des Lahrer „Hinkenden Boten“: a.d.J. 1804 (Umschlagtitel)

Verbessert und
Vollkommener Staats = Kalender,

Genannt der

Hinkende Bot.

Darinnen

Die zwölf Monat, Natur und Eigenschaften
derselben, des Mond's Ab- und Zunehmen, und andere gewöhnliche
Astrologische Verfassungen: darneben ein richtiges Verzeichniß der
Posten, Messen, Jahrmärkten, und andern curiosen Sachen.

Absonderlich aber eine

Gründliche Erzählung alles dessen, was sich vorhin, und
jetzmalen weiters in Deutschland, Frankreich, Holl- und Engell. 2c.
auch sonst hin und wieder Merkwürdiges begeben und zugetragen, in
möglichst kurzer Form zu finden, und dem gemeinen Mann, welcher allzu theure gröf-
sere Werke nicht kaufen kan, zu Güten, nun zum 4ten Male heraus gegeben worden.

Auf das Gnadenreiche Christ = Jahr

M D C C C I V.

Durch Antoni Sorgmann, der Mathematischen Künsten
und den würdigen Geschichten besondern Liebhabern.

Nach Erschaffung
der Welt 5823.
Nach Erwählung des
röm. Kaisers Fran-
ziskusil. 12. nach dem
Neuen Cal. 224. nach
dem Verbes. 104. Ist
die gulden Zahl nach
beyden Cal. 19. Der
Sonnen = Circul 21.
Der Römer Zins-
zahl 7. Epacta 18.



Sont. Buchst. N. G.
Zwischen Weihnacht
und Hr. Fasnacht 7.
Wochen o. Tag.
Septuag. 29 Jan.
Aschermitw. 15 Febr.
Ostersonnt. 1 April.
Himmelfart 10 May.
Erst. Advents. 2 Dec.
Gut säen, pflanzen &
Bauholz fällen
Gut ackern, misten 4

Lahr, zu finden bey Johann Heinrich Geiger 1804.

Abb. 7 und 8: Der älteste erhaltene Jahrgang des Lahrer „Hinkenden Boten“:
a.d.J. 1804 (Innentitel)

Verbessert und Alter
 Vollkommener Staats-Calender

Genannt der

Winckende Welt

Darinnen

Die zwölf Monat, Natur und Eigenschaften
 derselben, des Monds Ab- und Zunehmen, und andere gewöhnliche
 Astrologische Verfassungen: darneben eine richtige Verzeichnuß der
 Posten, Messen, Jahrmärkten, und anderen curiosen Sachen.

Absonderlich aber eine
 Gründliche Erzählung alles dessen, was sich vor
 letztmalen weiterß in Teutschland, Frankreich, HOLL- und Engell. ic.
 auch sonst hin und wieder Merkwürdiges begeben und zugetragen, in mög-
 lichst kurzer Form zu finden, und dem gemeinen Mann, welcher allzu theure grössere Werke
 nicht kaufen kan, zu Nutzen, nun zum 128 mahl heraus gegeben worden.

Auf das Syadenteiche Christ-Jahr
 M D C C C I V.

Verfasset Anton E. Wagnar, der Mathematischen Künsten
 und denkwürdigen Geschichten besondern Liebhabern.

Nach Erschaffung
 der Welt 5824
 Nach dem ewigen Bund
 u. Eidsgnoschaft 489.
 nach dem neuen Ca-
 lender 224. nach dem
 Verbesserten 104. Ist
 die güldene Zahl nach
 beiden Kal. 19. Der
 Sonnen-Ziel. 121. der
 Römer Zins-Zahl 7.
 Epacta 18.



Sonnt. Buchst. 2
 Zwischen Weihnacht
 u. Hr. Fajracht 7
 Wochen o Tag.
 Augen Arznenen ⊙
 Gut Arznenen ⊕
 Kinder entwöhnen &
 Haar abschneiden &
 Gut säen, pflanzen &
 Bauholz fällen &
 Nägel abhreiben &
 Gut adern, misen †

Basel, bey E. Wagnar u. Comp. (ehmals J. Decker) am Blumenplatz.

... und sein berühmtes Basler Vorbild aus demselben Jahr



Abb. 9: Der „Lahrer Hinkende Bote“ auf dem Höhepunkt seiner Popularität – er erschien damals in Ausgaben für verschiedene Länder.

Deutsche Emigranten in Straßburg 1933–39 und das Echo in Baden

Stefan Woltersdorff (Strasbourg)

Zur Einführung

In seiner Geschichte ist das Elsaß immer wieder von Flüchtlingswellen erfaßt worden, die sich mal von Frankreich nach Deutschland, mal in der Gegenrichtung bewegten. Allein in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts ist dies viermal der Fall gewesen: nach dem Rückzug der Franzosen aus dem deutschen Rheinland 1929/30, in den Monaten nach Hitlers Wahlsieg im März 1933, anläßlich der Rückkehr des Saarlandes zu Deutschland 1935 und schließlich beim „Anschluß“ Österreichs 1938¹.

Die Flüchtlingsbewegung von 1933 ist natürlich die zahlenmäßig größte. Nach jüngeren Schätzungen flohen damals etwa 30 000 Menschen aus Deutschland nach Frankreich, wahrscheinlich etwa die Hälfte von ihnen über die Grenzdepartements „Haut Rhin“, „Bas Rhin“ und „Moselle“². Viele hielten sich allerdings nur für kurze Zeit dort auf und reisten schon bald weiter, in den meisten Fällen nach Paris (z. B. die Schriftsteller Thomas und Heinrich Mann, die ehemaligen SPD-Abgeordneten Rudolf Breitscheid und Dr. Paul Hertz u. a.).

Dennoch entstand 1933 in Straßburg eine kleine Kolonie deutscher Emigranten, die sich dort auf länger einrichteten. Doch während die Bedeutung von Paris als dem politischen Zentrum der deutschen Emigration in Frankreich und die seiner literarischen „Filiale“ im südfranzösischen Sanary-sur-Mer in jedem Geschichtsbuch erwähnt wird, stößt man nur selten auf den Namen Straßburgs als „dritter Stadt im Bunde“. Und doch wies Straßburg neben den beiden erstgenannten ein eigenes, unverwechselbares Profil auf: Auf der Karte der deutschen Emigration in Frankreich bildete Straßburg ein (Sub-)Zentrum mit publizistischem Akzent, das v.a. Verleger, Buchhändler und Journalisten anzog.

Unter ihnen sind auffallend viele Badener. Ihre vielfältigen politischen und kulturellen Aktivitäten weckten auch das Interesse auf der deutschen Seite des Rheins. Die Reaktionen reichten von Sympathiebekundungen über Gleichgültigkeit bis hin zu offenem Haß. So versuchten die Behörden des „Dritten Reiches“ die Emigranten mit Drohungen einzuschüchtern, durch eingeschleuste Spitzel zu verunsichern und durch Einflußnahme auf die el-

sässischen Parteien (die „Autonomisten“ ebenso wie die „Kommunisten“) die „Szene“ zu zerschlagen, leider mit Erfolg.

Ich werde im folgenden anhand einiger ausgewählter Beispiele die Straßburger Emigrantenszene und ihr Echo auf der badischen Seite vorstellen. Einerseits möchte ich damit die Vielfalt der Emigrantenkultur zeigen, andererseits aber auch durch die topographisch möglichst genaue Situierung der „Szene“ den Lesern und Leserinnen Lust darauf machen, bei ihrem nächsten Straßburg-Aufenthalt den Spuren der Emigranten zu folgen. Wie die meisten Emigranten damals auch, werde ich dabei nicht die alten deutschen, sondern die französischen Namen der Straßen und Plätze verwenden (also beispielsweise nicht von *dem* „Broglie-Platz“, sondern *der* „place Broglie“ sprechen). Ich möchte durch diesen Sprachgebrauch daran erinnern, daß die Emigranten Straßburg nicht wegen seiner deutschen Vergangenheit zu ihrem neuen Wohnsitz gewählt haben, sondern gerade weil es eine französische Stadt war, in der sie als Gäste auf Zeit aufgenommen wurden.

Zur Geschichte der Straßburger „Emigrantenkolonie“

Bis 1918 hatten in Straßburg etwa 40 000 Deutsche gelebt, vorwiegend in der wilhelminischen „Neustadt“, heute „Quartier Allemand“ genannt. Als Straßburg gemäß den Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages an Frankreich zurückgegeben wurde, mußten sie die Stadt verlassen. Als „Gastarbeiter“ pendelten allerdings in den zwanziger und dreißiger Jahren Tausende von Deutschen auf die französische Rheinseite, um dort zu arbeiten. Die Zahl der Flüchtlinge, die 1933 in Straßburg vor Hitler Schutz suchten, war daran gemessen relativ gering. Ihre Zahl dürfte einige hundert nicht überstiegen haben. Dennoch erregten sie ein ungleich höheres Aufsehen, und zwar auf beiden Seiten des Rheins.

Viele der Flüchtlinge kamen bei Verwandten in Straßburg unter. Darüber hinaus standen zwei Auffanglager zur Verfügung: das jüdische Flüchtlingsheim in Neudorf, einem südlichen Vorort Straßburgs, und ein Kinderheim in der Robertsau im Norden der Stadt. Hier brachte Charles Hueber, von 1929 bis 1935 kommunistischer Bürgermeister der Stadt, seine deutschen „Genossen“ unter. Einer von ihnen war Hans Mayer, frischgebackener Jurist und später ein berühmter Literaturwissenschaftler. Im ersten Band seiner Autobiographie *Ein Deutscher auf Widerruf* aus dem Jahr 1982 hat er sich an dieses in der ganzen Stadt bekannte „Versteck“ erinnert:

Draußen in der Vorstadt, irgendwo in der Robertsau, stand ein städtisches Gebäude, ursprünglich wohl ein Kinderheim. Dort hatte der Bürgermeister von Straßburg Charles Hueber, der mein Genosse war, wie ich nun erfuhr,

seine deutschen Freunde untergebracht: ungefährdet durch die Polizei des bürgerlichen Polizeipräfekten, der von Paris die Anweisung bekam, die deutschen Emigranten in ihrem wohlbekanntem „Versteck“ nicht zu stören³.

Auch anderweitig half Hueber den Emigranten, wo immer möglich. So ist es ihm zu verdanken, daß der Straßburger Stadtrat den Flüchtlingskomitees, die sich mittlerweile gebildet hatten, vom März bis Dezember 1933 drei Kredite mit einem Gesamtumfang von 55 000,- Francs zur Verfügung stellte⁴. Ferner organisierten die Kommunisten eine Reihe von Solidaritätsveranstaltungen für die Deutschen: Im Mai 1933 beispielsweise fand eine antifaschistische Kundgebung der kommunistischen „Union fédérale d'étudiants“ (UFE) statt, im gleichen Monat eine Versammlung im „Palais des Fêtes“, die über die Lage der Juden in Deutschland informierte, im Juni folgte ein Solidaritätsmarsch der Sozialisten und Kommunisten für Ernst Thälmann. Das spätere Bündnis beider Parteien im „Front Populaire“ kündigte sich hier bereits an.

Doch nicht nur die elsässischen Kommunisten unterstützten die Emigranten. Hilfe kam auch vom liberalen „parti radical“, diversen Berufsverbänden (z.B. der elsässischen Anwaltskammer), etlichen Zeitungen (z.B. „Dernières Nouvelles de Strasbourg“ und „La République“) und von privater Seite.

Natürlich waren nicht alle Emigranten politisch aktiv. Viele von ihnen waren jüdische Bürger, die entsetzt von den Boykott-Maßnahmen vom April 1933 und dem ihnen entgegenschlagenden Haß (nicht nur von Seiten der Nazis) ihrer ehemaligen Heimat den Rücken kehrten. Das Bild der Emigranten in der Öffentlichkeit wurde dagegen durch eine engagierte Minderheit geprägt. Die politische Linie kann am ehesten als die einer „unabhängigen Linken“ charakterisiert werden, bestehend aus kommunistischen und sozialistischen Dissidenten oder „Einzelkämpfern“, die keinem Lager klar zuzuordnen sind⁶. Sie hatten einen wesentlichen Anteil daran, daß Straßburg später eines der Zentren des „Front Populaire“ werden konnte, jenes Bündnisses aller linker Parteien, das 1937 unter Léon Blum die Macht erobern konnte.

Das Zentrum ihrer Aktivitäten lag rund um die „place Broglie“ auf der „Grande Île“, im Norden der Altstadt, sowie in der Krutenau. Ihr Hauptwohnviertel war allerdings der Straßburger Stadtteil „Neudorf“: Dort befand sich nicht nur das jüdische Flüchtlingsheim (24, rue Briand), sondern dort wohnten u. a. auch Hans Mayer (bei Edmond Wencker, 5, rue du ruisseau-bleu), Georg Reinbold (22, rue de la Chêne), Ernst Roth (24, rue St. Urban) und (seit 1934) Berthold Jacob (16, rue Martin), Personen, die wir auf den folgenden Seiten näher kennenlernen werden.

Neudorf liegt relativ nahe am Zentrum und ist doch eine Welt für sich. In den dreißiger Jahren war es das am stärksten expandierende Viertel von Straßburg⁶. Man findet es, wenn man, vom Zentrum kommend, die völlig überdimensionierte, laute und häßliche „Place de l’Etoile“ überquert, die Neudorf von der Innenstadt eher trennt, als mit ihr verbindet. Glücklicherweise auf der anderen Seite angekommen, ändert sich mit einem Mal das Bild: Man ist umgeben von verwilderten Grünflächen, kleinen, verwinkelten Elsässerhäuschen, durch die sich heute statt einer Blechlawine die leise summende Trambahn schlängelt. Nicht nur die Mieten waren und sind hier deutlich niedriger als im Zentrum. Mit seinen vielen, engen Gässchen, Hinterhöfen und unerwarteten Durchgängen dürfte das Viertel den deutschen Flüchtlingen das Gefühl vermittelt haben, gut versteckt und damit vor dem Zugriff der französischen Polizei (viele der Flüchtlinge waren illegal eingereist) oder deutschen Nazi-Agenten sicher zu sein. Eine trügerische Hoffnung, wie sich bald herausstellen sollte.

Doch warum überhaupt Straßburg? Dafür gibt es verschiedene Erklärungen. Da wäre zunächst einmal die geographische Nähe zu Deutschland, die es den Emigranten ermöglichte, illegale Schriften regelmäßig über den Rhein zu schmuggeln. Auch die Distanz zu Paris und den dort konzentrierten politischen Emigrantenorganisationen könnte für die – wie bereits erwähnt – besonders auf „Unabhängigkeit“ bedachte Straßburger „Szene“ eine Rolle gespielt haben. Hinzu kommt schließlich noch eine (vermeintliche) politische Nähe: Straßburg hatte in den Jahren 1929 bis 1935 mit Charles Hueber einen kommunistischen Bürgermeister, dessen Bündnis mit den rechtsgerichteten Autonomisten den zumeist links stehenden Emigranten anfangs wohl nicht bekannt war.

Der wichtigste Grund aber ist wohl die kulturelle Nähe. Auch im 1918 wieder französisch gewordenen Elsaß spielte das Deutsche als Kultursprache noch eine sehr wichtige Rolle, u. a. in der Presse. So ist es einer ganzen Reihe deutscher Journalisten gelungen, bei deutschsprachigen Zeitungen aus Straßburg Arbeit zu finden, allen voran bei der „Neuen Welt“, den „Dernières Nouvelles de Strasbourg“ (Titel der deutschsprachigen Ausgabe: „Straßburger Neueste Nachrichten“) und der „République“. Auch als Mitarbeiter und Redakteure des deutschsprachigen Programms von „Radio Strasbourg“ sollen sie eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben. Diese Integration in bestehende Strukturen und die daraus resultierende enge (wenn auch nicht immer konfliktfreie) Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Franzosen ist ein weiteres Merkmal der Straßburger Emigration.

Angesichts dieser Gründe überrascht es, daß die Straßburger Kolonie so klein und v. a. so kurzlebig geblieben ist, denn schon 1934 begann sie sich

wieder aufzulösen. Eine nicht unwesentliche Rolle dürfte die Politik der „Préfecture“ gespielt haben. Zwar verhinderte diese Behörde, die die Zentralregierung in Straßburg vertrat, nicht die großzügige Aufnahme der Emigranten, doch versuchte sie der Entstehung einer größeren deutschen Kolonie hier an der Grenze entgegenzuwirken. Schließlich lag die Zeit, als die drei Grenzdépartements „Haut-Rhin“, „Bas-Rhin“ und „Moselle“ innerhalb des deutschen Kaiserreichs das „Reichsland Elsaß-Lothringen“ gebildet hatten, im Frühjahr '33 noch nicht einmal 15 Jahre zurück⁷!

Ein noch wichtigerer Grund dürfte die den Emigranten zunehmend feindlich gesonnene Öffentlichkeit gewesen sein. Nach einer ersten Sympathiewelle im Frühjahr 1933 begann die Stimmung schon im Sommer langsam umzuschlagen⁸. Dahinter standen v.a. die elsässischen „Autonomisten“, die von den Nazis zuerst versteckt, dann immer offener unterstützt wurden und mit ihrer Presse einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten. An erster Stelle muß die „Elsaßlothringische Zeitung“ (ELZ) und die Wochenschrift „Das Narrenschiff“ (beide aus Straßburg) erwähnt werden, die beide mit polemischen Artikeln Ängste vor deutschen Kommunisten, Anarchisten und Juden schürten, *die uns die Arbeitsplätze wegnehmen*⁹. Ab Winter 1933/34 schloß sich auch die klerikale Presse im Elsaß dieser Emigranten-Hetze an¹⁰. Als im Frühjahr 1934 auch die Redaktion der kommunistischen „Neuen Welt“ ins autonomistische Lager wechselte, begannen viele Emigranten, die Stadt zu verlassen.

Der Hauptgrund dürfte allerdings die wachsende Angst vor dem Zugriff der Gestapo gewesen sein. Schon seit Sommer 1933 kursierten Gerüchte über Spitzel in der Emigranten-Szene und diverse Anschläge und Entführungsversuche¹¹. Sogar der aus Baden stammende deutsche Lektor an der Straßburger Universität erwies sich (zumindest nach Ansicht der „Préfecture“) als NS-Agent und wurde daher von den französischen Behörden noch im Sommer 1933 ausgewiesen. Mehr Erfolg hatten die Nazis 1935 mit der spektakulären Entführung des in Straßburg lebenden deutschen Journalisten Berthold Jacob, die der Kolonie den Todesstoß versetzte. Zwar engagierten sich auch nach diesem Datum noch einige deutsche Emigranten in Straßburg. Doch steuerten sie ihre Aktivitäten von Paris aus, dem letzten verbliebenen Emigranten-Zentrum in Frankreich.

Emigrantenverbände

Die Straßburger Emigranten organisierten sich in unterschiedlicher Weise: Schon im Sommer 1933 entstanden vier verschiedene Flüchtlingskomitees, die vorwiegend von Spenden lebten und deren Aufgabe sich im wesentli-

chen darauf beschränkte, den Neuankömmlingen bei Behördengängen und anderen Alltags-Problemen der Integration behilflich zu sein. Das „Comité d'information et d'aide aux réfugiés allemands“ kümmerte sich ganz besonders um die nach Straßburg geflüchteten „Intellektuellen“. Gegen den erbitterten Widerstand der autonomistischen und nationalistischen Abgeordneten im Stadtrat, bekam dieses Komitee im Dezember 1933 sogar eine massive finanzielle Unterstützung von Seiten der Stadt Straßburg¹².

Neben den Komitees versuchten einige Emigranten, auch politisch orientierte Verbände ins Leben zu rufen, mißtrauisch beäugt von der „Préfecture“. Den Anfang machte das AK (Auslandskomitee) der deutschen Partei KPD-O (O = Opposition), das in Straßburg gegründet werden sollte. Sie war eine Abspaltung der KPD, die in der Weimarer Republik zwar nur eine kleine Splitterpartei blieb, sich allerdings als „intellektuelle Vorhut“ des Kommunismus verstand und einen „Dritten Weg“ favorisierte. Straßburg war als Sitz des AK ausgewählt worden, weil dort mit der KPO eine Partei über beträchtlichen Einfluß verfügte, die der KPD-O scheinbar nahestand.

Die KPO ging aus dem elsässischen Verband der französischen PC („parti communiste“) hervor, der sich von der Mutterpartei abgespalten hatte. Sie existierte zwar nur im Elsaß, verfügte dort aber über eine bedeutende Hausmacht. So stellte sie mit Charles Hueber, ihrem Parteivorsitzenden, u. a. den Bürgermeister von Straßburg. Dennoch war sie nicht einfach ein Gegenstück zu KPD-O. Ihre Macht verdankte sie nicht zuletzt dem Bündnis mit den elsässischen „Autonomisten“, die (wie die KPO) für eine regionale Selbstverwaltung des Elsaß und die Anerkennung des Hochdeutschen als Regionalsprache eintrat. Daneben unterstützten die Autonomisten aber auch immer offener die Politik des „Dritten Reiches“. Auch führende Vertreter der KPO scheinen schon früh von der Goebbels-Propaganda gekauft worden zu sein. In seinen Mémoires hat Hans Mayer Charles Hueber portraitiert:

Am nächsten Tag empfing mich der Bürgermeister im Rathaus: mein Genosse Charles Hueber. Ein gedrungener Elsässer, damals schon herzleidend: er starb während des Krieges unter der deutschen Besetzung: als ein – vermutlich – willfähriger Untertan des Großdeutschen Reiches. Ich habe ihn gemocht, trotz der politischen Differenzen zwischen uns, die ihn zu Beginn des Jahres 1934 veranlaßten, mich aus dem politischen Idyll Straßburg zu vertreiben¹³.

Hans Mayer war als Mitglied der KPD-O Anfang 1933 nach Straßburg gegangen, um den Schulterschuß mit der KPO zu suchen. Da er illegal eingereist war, konnte er auch keine eigene Wohnung anmieten. Stattdessen

wohnte er ab Sommer 1933 bei Edmond Wencker, einem Angestellten der Straßburger Stadtwerke in der „Rue du Ruisseau-Bleu“ Nr. 5. Dort arbeitete Mayer an einer Biographie über den damals fast vergessenen Schriftsteller Georg Büchner, die 1948 erschien.

Vor ihm war bereits Heinrich Brandler (1881–1967) in Straßburg eingetroffen. Er war einer der führenden KPD-Funktionäre gewesen, bis zu seinem Ausschluß aus der Partei 1928 wegen „trozkistischer Tendenzen“. Daraufhin schloß er sich der KPD-O an, in deren Auftrag er nach Straßburg ging. Da er mit ungültigen Papieren eingereist war, wurde er dort am 31. Januar 1933 verhaftet und eine Woche später nach Kehl abgeschoben. Charles Hueber, der Chef der elsässischen KPO, begleitete ihn und lud ihn erst einmal zum Essen in einen Kehler Gasthof ein. Später, als der Druck in Deutschland immer mehr zunahm, durfte Brandler dennoch wieder nach Straßburg zurückkehren. Im Sommer 1934 mußte er allerdings auf Weisung der „Préfecture“ nach Paris übersiedeln.

Brandler und Mayer schrieben beide von Februar 1933 bis Anfang 1934 Artikel für die *Neue Welt*, die deutschsprachige Partei-Zeitung der KPO, die die Tribüne der neuen Zusammenarbeit werden sollte. Sie gewann durch die Artikel ihrer deutschen Mitarbeiter deutlich an Niveau. Der nicht zuletzt auf sie zurückgehende, klar antifaschistische Kurs der Zeitung hatte zur Folge, daß sie bereits im April 1933 in Deutschland verboten wurde.

Der schärfere Kurs der Zeitung war allerdings auch in der KPO nicht unumstritten. V. a. führte er zunehmend zu Konflikten mit deren Verbündeten, den elsässischen „Autonomisten“, die sich ein positiveres Deutschland-Bild wünschten. Nach einer heftigen Debatte im Februar 1934 wurde die Redaktion daher ausgewechselt und dem Blatt ein Rechtsruck verordnet. Enttäuscht verließ Mayer daraufhin Straßburg.

In seiner Autobiographie *Ein Deutscher auf Widerruf* hat er von den Begleitumständen berichtet:

Zum Jahresanfang 1934 berief man einen Parteitag ein. Die Delegierten waren gut präpariert, die meisten hatten was zu verlieren. Wir durften dabei sein, konnten aber begreiflicherweise nicht mitreden. Auch Heinrich Brandler durfte nicht eingreifen: das verbot ihm der Status des Flüchtlings. So hatte man leichtes Spiel. Der Kurs der Zeitung wurde feierlich mißbilligt. Die Redaktion hatte sofort, an jenem Sonntagabend noch, abzutreten.

Das geschah. Uns schlossen sich aber, in erfreulicher Solidarität sämtliche Redakteure an, bis zum Lehrling und Volontär: man war angewidert von der Manipulation des Maire und des Député¹⁴.

Die Aktion bedeutete auch das Scheitern des Versuchs, in Straßburg die KPD-O als Exilpartei wiederzubeleben. Stattdessen folgte Mayer Heinrich Brandler nach Paris, wo sich das Auslandskomitee der KPD-O neu konstituierte und noch bis 1939 existierte. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs flüchtete Brandler mit August Thalheimer, dem Chef der KPD-O, nach Kuba. Eine Erlaubnis zur Rückkehr nach Deutschland wurde ihnen nach 1945 von der Militärregierung verweigert. Hans Mayer dagegen verbrachte den Krieg in einem Internierungslager in der Schweiz. Nach 1945 ging er in die sowjetisch besetzte Zone und war bis 1963 Professor an der Universität Leipzig, danach in Hannover und Tübingen.

Nach dem Scheitern des Projekts der KPD-O unternahmen zwei andere deutsche Emigranten einen zweiten Anlauf zur Gründung einer Emigranten-Partei in Straßburg: Karl-Friedrich Gröhl und Berthold (Salomon) Jacob (1898–1944)¹⁵. Wegen seiner brisanten Enthüllungen v. a. über die Reichswehr hatte der überzeugte Pazifist und unabhängige Sozialist Jacob in der „Weimarer Republik“ zweimal vor Gericht gestanden: im sogenannten „Feme-Prozeß“ von 1927 und dem „Ponton-Prozeß“ von 1928. Im ersten Fall wurde er zu einer Geldstrafe, im zweiten sogar zu einer mehrmonatigen Gefängnisstrafe verurteilt, wegen „Landesverrat“. Lion Feuchtwanger (1884–1958) hat ihn in seinem Roman *Exil* von 1940 so beschrieben:

*Friedrich Benjamin (d.i. Berth. Jacob, Anm. des Verf.) ist „nur“ ein Journalist. Aber was für einer. Was alles weiß er, mit welcher Logik zieht er seine Schlüsse (. . .). Er hat Leistungen hinter sich, und wer einmal ernsthaft die Geschichte der Weimarer Republik schreibt, wird nicht umhin können, seiner Verdienste zu gedenken*¹⁶.

Bereits im Juli 1932 verließ Jacob zusammen mit seiner Frau Else Lau Deutschland und ließ sich in Straßburg nieder. Die beiden mieteten eine stattliche Wohnung in dem Viertel Kronenbourg (182, route de Mittelhausbergen). Vielleicht aus Geldmangel zogen sie im Juni 1934 in das „Emigrantenviertel“ Neudorf (16, rue Martin)¹⁷. Die Umstände der vorangegangenen Flucht aus Berlin hat Lucien Minck in einem Artikel, der am 24. März 1935 in der „La République“ erschienen ist, geschildert:

Es sind nun etwa drei Jahre her, daß sich mir ein junger Deutscher von kleinem Wuchs und schwächlicher Gestalt vorstellte: „Ich bin Berthold Jacob. Ich habe Deutschland verlassen, weil ich aus sicherer Quelle weiß, daß mein Leben in Gefahr ist.“

Jacobs Entscheidung, sich in Straßburg niederzulassen, dürfte auf eine Begegnung mit Jean Knittel zurückzuführen sein, dem damaligen Chef-

redakteur der Tageszeitung „Dernières Nouvelles de Strasbourg“. Neben Jacob arbeitete für dieses Blatt auch Karl-Friedrich Gröhl, der sich Anfang 1933 ebenfalls in Straßburg niedergelassen und eine Wohnung auf dem „boulevard de la Victoire“ Nr. 13 bezogen hatte. Gemeinsam versuchten die beiden, in Straßburg eine (angeblich) „trotskistische“ Partei aufzubauen, so zumindest der Bericht eines Polizeispitzels¹⁸. Damit dürfte eine sozialistisch-kommunistische Sammlungsbewegung gemeint sein, eine Partei des „Dritten Weges“. Jacob hat das gemeinsame Projekt so beschrieben:

*Formierung einer neuen, einheitlichen sozialistisch-kommunistischen Partei (. . .). Die Ansätze sind da, suchen Verbindung miteinander und arbeiten nach Uebereinkunft: ehemalige Kommunisten, ehemalige Sozialdemokraten, Arbeiterjugend, Frauen von allem, Mitglieder der kleinen Gruppen, wie KP-O und SAP – alles findet sich zusammen . . .*¹⁹

Doch auch dieses Projekt scheiterte²⁰. Mehr Erfolg hatte Jacob dagegen mit einer anderen Gründung: einem Verband der „Deutschen Liga für Menschenrechte“ (DLM). Die pazifistische Organisation war in Nazi-Deutschland verboten und im Exil wiedergegründet worden, zunächst in Prag und Paris, dann auch in Straßburg. Sie verfügte über etwa 25 Mitglieder, alles deutsche Emigranten. Sie trafen sich von 1933 bis 1935 jede Woche in dem noch heute populären elsässischen Restaurant: „La Bague d’or“ in der „rue de l’Eglise“ Nr. 7, nur wenige Schritte von der Redaktion der „Dernières Nouvelles de Strasbourg“ entfernt.

Den Vorsitz übernahm zunächst Berthold Jacob. Sein Stellvertreter und Nachfolger im Amt war Alfred Falk, der ehemalige Leiter der „Republikanischen Beschwerdestelle“ in Berlin, der sich im März 1933 ebenfalls in Strasbourg niedergelassen hat (176, route des romains, Stadtteil „Koenigshoffen“)²¹. Den beiden gelang es, einen engen Kontakt zur Straßburger Sektion der französischen „Ligue des droits de l’homme et du citoyen“ um Professor Cerf aufzubauen. 1934 starteten sie eine gemeinsame Kampagne, um dem deutschen Publizisten Carl von Ossietzky (1889–1938), der von den Nazis nach dem Reichstagsbrand in ein KZ gesperrt worden war, den Friedensnobelpreis zu verleihen.

Ihre Bemühungen wurden 1936 von Erfolg gekrönt. Der schwerkranke Ossietzky wurde daraufhin wenigstens in ein Krankenhaus verlegt. Doch es war bereits zu spät. 1938 starb er an den Folgen seiner Haft. Die Straßburger Gruppe hatte sich zu diesem Zeitpunkt bereits aufgelöst. Chronischer Geldmangel²², das Mißtrauen der französischen Polizei²³, aber vor allem das persönliche Zerwürfnis von Jacob und Falk hatten dazu geführt. Jacob

trat deshalb bereits 1934 aus der Gruppe aus²⁴, Falk zog sich 1935 aus allen politischen Tätigkeiten ins südfranzösische Fréjus zurück.

Emigrantentheater

Unweit von der „place Kléber“ verläuft die „rue du vieux marché aux vins“, der alte Weinmarkt. Seit den zwanziger Jahren sind nicht mehr Weine, sondern Kinofilme die Spezialität dieser Straße. Im Haus mit der Nummer 32 befand sich vor dem letzten Krieg das „Cinéma Palace“. Hier liefen häufig Filme, die im „Dritten Reich“ verboten worden waren, zum Beispiel die Verfilmung von Erich Maria Remarques Anti-Kriegs-Roman *Im Westen nichts Neues* und dessen Fortsetzung *Der Weg zurück*. Zu den Aufführungen kamen auch Besucher von der deutschen Seite des Rheins, insbesondere aus Kehl, wo Filmvorführungen damals noch eine Seltenheit waren.

Auch das Straßburger „Théâtre Municipal“ an der „place Broglie“ profitierte von dem Mangel an kulturellen Angeboten in der deutschen Nachbarstadt. Zwar wurde seit der Rückkehr des Elsaß zu Frankreich 1918 – wie schon vor 1871 – wieder Französisch gespielt. Ab der Saison 1929/30 wurden allerdings deutsche Gastspiele erlaubt, die sich großer Beliebtheit erfreuten, bei Straßburgern ebenso wie bei Kehlern. Am häufigsten gastierten Truppen aus Baden, v. a. die „Karlsruher“ und die „Freiburger“.

Am 4. April 1933 kam es dabei zu Tumulten, weil die von den Nazis gleichgeschaltete Theatergruppe aus Freiburg Hauptmanns *Vor Sonnenuntergang* aufführen wollte. Schließlich mußte die Aufführung vorzeitig abgebrochen werden. Die Stadtverwaltung von Straßburg verbot darauf hin weitere deutsche Gastspiele, der Beginn eines deutsch-französischen Theaterkrieges.

Goebbels beschloß nämlich umgehend, in der Straßburger Nachbarstadt Kehl eine „deutsche Bühne“ einzurichten, deren Programm auch Straßburger Bürger ansprechen sollte. Nun wollte auch Straßburg sein eigenes deutsches Ensemble haben, was wiederum die deutschen Emigranten auf den Plan rief. Einige von ihnen gründeten das kurzlebige „Straßburger Theater der Emigranten“, zu dem sich der bekannte Schriftsteller Rudolf Leonhard gesellte und dessen Leitung der damals nicht weniger bekannte Schriftsteller Joachim Maass (1901–72) übernahm. Die vorangegangene „Austreibung“ aus seiner Heimatstadt Hamburg hat dieser im „Vorbericht“ zu seiner Autobiographie *Das magische Jahr* aus dem Jahr 1935 beschrieben. Darin macht er aus den Nazis lächerlich-groteske Traum-Gestalten:

*Eine Nacht-Szene. Ich liege im Bett, in meiner gewöhnlichen, totenähnlichen Schlaflage: auf dem Rücken, die Hände auf der Brust gefaltet; ich schlage die Augen auf, Lichtkegel aus Blendlaternen streifen durchs Dunkel des Zimmers, und jetzt wird das Lämpchen auf meinem Nachttisch angeknipst. Ein Kahlkopf im abgewetzten schwarzen Mantel, einen steifen schwarzen Hut vorm Bauche haltend, steht halb zu mir hinabgebeugt und sagt sanft, beinahe vertraulich:
„Sie müssen aufstehen!“²⁵*

Bereits im Juli 1933 trat die Emigranten-Truppe mit einer ersten Inszenierung an die Öffentlichkeit: der deutschen Fassung von *Le tombeau sous l'Arc de Triomphe*, einem Antikriegs-Stück des französischen Dramatikers und Pazifisten Paul Raynal (1885–1971) aus dem Jahr 1924. Vom Erfolg der Aufführung ermutigt, schlug Joachim Maass dem Bürgermeister von Straßburg Charles Hueber vor, die von ihm geleitete Truppe zur offiziellen „deutschen Bühne“ der Stadt Straßburg auszubauen. Ihre Aufgabe hätte darin bestanden, im „Dritten Reich“ verbotene Stücke zu inszenieren, von Shaw, Reynault, Schnitzler u. a.

Doch auf Druck seiner autonomistischen Verbündeten, die zunehmend Richtung Deutschland schielten, lehnte Hueber ab. Zum neuen Direktor der „Deutschen Bühne Straßburg“ berief er stattdessen den Leiter des Freiburger Theaters Max Krüger, der unter dem dringenden Verdacht stand, ein „Strohmann“ Hitlers zu sein. Die Emigranten verweigerten daraufhin jede Zusammenarbeit. Enttäuscht verließ Maass Straßburg. 1939 flüchtete er vor der anrückenden Wehrmacht in die USA, wo ihm umgehend eine Professur für deutsche Literatur angeboten wurde. In seiner Heimat dagegen ist er heute weitgehend vergessen.

Die vollmündig angekündigte „Deutsche Bühne Straßburg“ wurde übrigens ein Flop. Nach langer Diskussion, die den Ruf der Bühne schon im Vorfeld ruinierte, wurde Max Krüger doch abgelehnt, auf Weisung aus Paris. Stattdessen sollte nun der ehemalige Leiter des Theaters von Baden-Baden die Bühne leiten. Doch das Vertrauen war verspielt. Die Aufführungen wurden v. a. von Kehlern besucht, von den Straßburgern dagegen weitgehend ignoriert, man könnte auch sagen: boykottiert. 1935 wurde sie daher wieder geschlossen. Damit endete der bis heute letzte Versuch, in Straßburg ein deutschsprachiges Theater dauerhaft zu etablieren.

Das Konkurrenzunternehmen „Deutsche Bühne Kehl“ brachte es gar nicht erst zum eigenen Ensemble. Stattdessen sollten dort abwechselnd Truppen aus Karlsruhe und Baden-Baden spielen, und zwar in der (mittlerweile abgerissenen) „alten Stadthalle“ in der Jahnstraße (gleich hinter der neuen

Stadthalle). Ursprünglich sollte es mit Hanns Johsts Propagandastück *Schlageter* eröffnet werden, das allein 1933 in ca. 1000 deutschen Städten aufgeführt wurde. Allerdings hätte man damit wohl das Straßburger Publikum verschreckt, das man aber erreichen wollte. So entschied man sich stattdessen für eine Inszenierung der *Hermannsschlacht*, dem sicher nicht besten, dafür aber sehr patriotischen Stück des deutschen „Klassikers“ Kleist (1777–1811).

Eigentlich wurde er von den Nazis ja nicht sonderlich geschätzt. Der Kleist-Preis und die Kleist-Gesellschaft wurden schon bald verboten. Die *Hermannsschlacht* dagegen ließ sich propagandistisch ausbeuten. Den Kampf zwischen Römern und Germanen hatte schon Kleist eindeutig auf den Konflikt zwischen Frankreich und Preußen bezogen. Hier an der deutsch-französischen Grenze des Jahres 1933/34 bekam diese Botschaft eine neue, brisante Aktualität: Unverhohlen wurde dem Nachbarn mit einem Revanche-Krieg gedroht, zu dem es wenige Jahre später ja auch kam. Daß Kleists „Hermann“ alles andere als ein „Held“, sondern vielmehr eine recht problematische Figur ist, interessierte die damaligen Theaterschaffenden natürlich wenig.

Emigrantenpresse

Besonders präsent waren die deutschen Emigranten in der Straßburger Medienlandschaft. Ich habe bereits auf die Rolle hingewiesen, die einige Deutsche beim Radiosender „Radio Strasbourg“ gespielt haben, dessen Programme natürlich auch auf der deutschen Seite gehört werden konnten. Damit war dieses Medium besonders zur Propaganda geeignet.

Zumindest anfangs gelang es aber auch noch relativ leicht, verbotene Zeitungen nach Deutschland zu schmuggeln. Besonders engagierte sich hier Georg Reinbold. Der ehemalige SPD-Abgeordnete im badischen Landtag war 1933 vor Hitler aus dem nahen Karlsruhe nach Straßburg geflüchtet, wo er ein versteckt gelegenes, aber hübsches Haus in der „Rue de la Chêne“ Nr. 22 im Stadtteil „Neudorf“ bezog. Zusammen mit einem elsässischen Partner richtete er in einer ehemaligen Krutenauer Arztpraxis in der „rue Sédillot“ Nr. 2 eine deutsche Buchhandlung ein, die bis 1934 existierte.

Wie viele andere Flüchtlinge glaubte anfangs auch Reinbold, daß Hitler sich nicht lange halten könne. In Straßburg wollte er daher gleichsam an „vorderster Front“ gegen ihn kämpfen. Über seine Buchhandlung vertrieb Reinbold in Deutschland verbotene Bücher und Zeitschriften, insbesondere

die sich rasch entwickelnde „Emigrantenpresse“. Einerseits versuchte er damit, in Frankreich Aufklärungsarbeit zu leisten, andererseits gelang es ihm aber auch – unterstützt von kommunistischen Widerstandsgruppen aus der deutschen Nachbarstadt Kehl –, seine Ware des nachts heimlich über den Rhein zu schmuggeln²⁶. Darunter waren wohl auch jene deutschsprachigen Zeitungen aus dem Elsaß, die im „Dritten Reich“ verboten waren, z. B. die bereits erwähnten Tageszeitungen „Dernières Nouvelles de Strasbourg“, „Neue Welt“ und „La République“, an denen deutsche Emigranten maßgeblich mitarbeiteten. In der französischen Tageszeitung „Journal d’Alsace et de Lorraine“ wurde am 24. 05. 1933 darauf hingewiesen:

Malgré cette interdiction (der „République“ durch die Nazizensur, Anm. des Verf.) notre confrère de la place du Corbeau (das ist die „République“, Anm. des Verfassers) parvient à pénétrer en Allemagne où les articles de Berthold Jacob – pour ne citer que ceux-là – sont très goûtés²⁷.

Auf die „Neue Welt“ und ihre Entwicklung bin ich bereits im Kapitel über „Emigrantenverbände“ eingegangen. Sie erschien dem elsässischen Schriftsteller René Schickele immerhin so wichtig, daß er sie in seiner Romantrilogie *Das Erbe am Rhein* mehrfach erwähnt hat. Mit einer Tagesauflage von gerademal 1200 Stück war sie allerdings nur ein vergleichsweise kleines Blatt.

Ungleich wirkungsstärker waren die „Dernières Nouvelles de Strasbourg“. Mit einer Gesamtauflage rund 100 000 Exemplaren täglich waren sie die mit Abstand größte Zeitung des Elsaß. Unter dem Namen „Dernières Nouvelles d’Alsace“ (DNA) existiert sie auch heute noch. Die Zeitung wurde bereits 1877 im damals deutschen „Reichsland Elsaß-Lothringen“ unter dem Namen „Straßburger Neueste Nachrichten“ (SNN) gegründet und entwickelte sich rasch zum größten Anzeigenblatt von ganz Süddeutschland. Seit 1918 erscheint auch eine französische Ausgabe, zunächst unter dem Titel „Dernières Nouvelles de Strasbourg“, seit dem Zweiten Weltkrieg unter dem heutigen Titel. Von 1921 bis 1961 war Jean Knittel (1891–1968) ihr Chefredakteur, mit Ausnahme der Jahre 1940–44, als das Blatt in die Hände der deutschen Besatzer fiel und von ihnen zu einem Propagandablatt umgestaltet wurde.

In den dreißiger Jahren machte die deutschsprachige Ausgabe der DNA noch etwa 80% der Gesamtauflage aus. Zahlreiche deutsche Emigranten arbeiteten daran mit. Um sie vor eventuellen Übergriffen der Nazis zu schützen, veröffentlichte Knittel deren Artikel meist anonym. Nicht einmal die französische Polizei war auf dem Laufenden²⁸. Die Namen einiger Mitarbeiter sind dennoch bekannt geworden. Neben Berthold Jacob, den ich

bereits vorgestellt habe, gehörten auch die Deutschen Karl-Friedrich Gröhl und – als ihr Paris-Korrespondent – Hermann Wendel (1884–1936) zum festen Mitarbeiterkreis.

Der in Metz geborene Wendel war zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts Mitglied in der Gruppe des „Jüngsten Elsaß“ um René Schickele gewesen, an deren Zeitschrift *Der Stürmer* er maßgeblich mitgewirkt hat. In seinen *Jugenderinnerungen eines Metzgers*, die 1934 in Straßburg verlegt wurden, hat er davon ausführlich berichtet. In *Schön ist die Jugend . . .*, einer ausführlichen und sehr positiven Rezension dieses Buches, hat René Schickele Wendels weiteren Lebensweg skizziert:

*Und dann geht er und wird Redaktor und treibt leidenschaftlich um in Wort und Schrift und setzt sich als jüngster Abgeordneter auf die Bänke des Reichstags, schließt Juli 1914 eine große Rede mit dem Ruf „Vive la France!“ (was als Aufforderung zu einer friedlichen Verständigung mit Frankreich zu verstehen war), bleibt lange der Benjamin unter den Bonzen, schreibt im stets lichter werdenden Schatten der SPD ausgezeichnete Bücher, zuletzt den klassischen Danton . . .*²⁹

Die dritte Straßburger Zeitung, an der viele Emigranten mitarbeiteten, war „La République“. Die „Repüh“ – wie sie auch genannt wurde – war eine deutschsprachige Tageszeitung, trotz des französischen Namens, die dem liberalen „parti radical“ nahe stand. Trotz ihrer geringen Auflage war sie ein niveauvolles und v. a. einflußreiches Blatt. Ab 1933 ging sie klar auf Konfrontationskurs zu den Faschisten. Deutsche Emigranten, z. B. Joachim Maass, Werner Hegemann, Hans Theodor Joel, Ernst Roth, Oscar Wöhrle, Ernst Falk, Egon Erwin Kisch und Berthold Jacob zählten zu ihren (freien oder festen) Mitarbeitern.

Bereits wenige Tage nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler wurde die „République“ und die „Dernières Nouvelles de Strasbourg“ in Deutschland verboten. Bald darauf folgte das Verbot der „Neuen Welt“. Am 28. März 1933 wurde sogar auf der Kehler Seite der Rheinbrücke ein Schild mit einer „Schwarzen Liste“ aufgestellt, die einige elsässische „Verräter“ vor einem Aufenthalt in Deutschland warnte. Zu ihnen gehörte Jean Knittel, Chefredakteur der „Dernières Nouvelles de Strasbourg“, Frédéric Hecker, sein Kollege von der „République“, und Lucien Minck (1881–1972), der Direktor dieser Zeitung.

Lucien Minck war vor dem Zweiten Weltkrieg „der“ Zeitungszar von Straßburg. Wegen seiner entschieden profranzösischen Einstellung waren ihm nach 1918 von Regierungsseite einige deutsch- und französischspra-

chige Zeitungen zugeschachert worden, darunter auch die „République“. 1940 foh er aus Straßburg vor der anrückenden Wehrmacht nach Südfrankreich.

Neben einigen Zeitungen gehörte Minck auch die Verlagsdruckerei „Imprimerie Française“. Sie war in dem „Hôtel du Rhin“ an der „place du Corbeau“ Nr. 5 untergebracht, einem ehemaligen Hotel, das 1843 kurz nach der Eröffnung des (mittlerweile abgerissenen) ersten Bahnhofs der Stadt errichtet worden war. Neben elsässischer Regionalpresse druckte die „Imprimerie Française“ auch einige reine Emigrantenzeitschriften, z. B. Othon Gentners „Rußland heute“ und Berthold Jacobs „Service de Presse Indépendant“. Über Gentner stand Minck darüber hinaus in Kontakt mit Willi Münzenberg in Paris, der für seine „Editions du Carrefour“ bei Minck drucken ließ, z. B. das *Braunbuch* aus dem Jahr 1933, der erste „Bestseller“ der Emigration³⁰. Auch Münzenbergs Zeitschrift „Der Gegenangriff“ (1933–36), die Bruno Frei leitete, wurde bei Minck in Straßburg hergestellt.

Der ehemals mächtige kommunistische Medienzar Münzenberg (1889–1940) war 1933 aus Berlin nach Paris emigriert, wo er mit seiner „Editions du Carrefour“ zum mächtigsten Verleger innerhalb der Emigrantenszene aufstieg. Sein Sturz kam 1937, als er – wir sind in der Zeit der stalinistischen „Säuberungen“ – aus der KPD ausgeschlossen und durch einen gewissen Wilhelm Pieck ersetzt wurde. Daraufhin gründete er in Straßburg den kleinen „Sebastian-Brant-Verlag“, benannt nach dem streitbaren Moralisten und Humanisten des 15. Jahrhunderts, der hier in Straßburg seinen „Bestseller“ *Das Narrenschiff* verfaßt und gedruckt hatte.

Der Verlag sollte als Plattform für ein breites Bündnis linker und bürgerlicher Intellektueller dienen. Bis zum Zweiten Weltkrieg erschienen dort 13 Titel in deutscher wie französischer Sprache, darunter die deutsche Übersetzung von René Schickels französischem Essay *Le Retour* (1938). Es war der literarisch hochinteressante Versuch, die elsässische Identität und insbesondere das Verhältnis zu Deutschland neu zu bestimmen. Schickele und Münzenberg starben beide im Jahr 1940 in Südfrankreich. Bis heute halten sich Gerüchte, denen zufolge Münzenberg von stalinistischen Agenten ermordet worden sein soll.

Ein ebenfalls wichtiger deutscher Mitarbeiter von Lucien Minck war der bereits mehrfach erwähnte Berthold Jacob. Er wurde mit dem Deutschland-Ressort der „République“ beauftragt. In den Jahren 1932 bis 1935 erschienen dort einige hundert Artikel aus seiner Feder. Daneben veröffentlichte er im gleichen Haus diverse Informations-Broschüren: *Wer? Aus dem Arsenal der Reichstagsbrandstifter* und *Die Hindenburg-Legende*.

„Sein Lieblingskind“ war allerdings der „Service de presse indépendant“ bzw. „Unabhängiger Zeitungsdienst“ (UZD), der ab August 1932 ebenfalls in Mincks Druckerei hergestellt wurde. Herausgeber und einziger Autor des UZD war Jacob. Durch geschicktes Auswerten unterschiedlicher Quellen von Nazi-Zeitungen bis hin zu Todesanzeigen gelang es ihm immer wieder, genauestens über das Aufrüstungsprogramm des „Dritten Reiches“ informiert zu sein. Obwohl die Zahl der Abonnenten kaum je über 100 stieg, erreichte Jacob mit seinem UZD ein breites Publikum, da die Artikel in der elsässischen, der Pariser, ja selbst in der ausländischen Presse nachgedruckt wurden.

Die Reaktion aus Nazi-Deutschland kam prompt: Schon am 14. Juli 1933 erschien sein Name auf der ersten Ausbürgerungsliste des Reiches. Nachdem die gleichgeschaltete Nazipresse zunächst pauschal gegen die Emigrantenszene im Elsaß gewettert hatte³¹, begann sie ab 1934, Jacob direkt anzugreifen³². Selbst die französische Polizei glaubte zu bemerken, daß Jacob in zunehmendem Maße die Überwachung durch Agenten Hitlers fürchtete³³.

Vom vierten bis zum sechsten März 1935 schließlich bekam Jacob überraschend Besuch von Hans Wesemann, einem vermeintlichen Freund, der jedoch für die Gestapo arbeitete. Dieser lud Jacob zu einem Treffen mit einem Informanten aus Deutschland ins „Hôtel St. Gottard“ in Basel ein, wo er am 8. März eintraf. In den folgenden Tagen erhielt Jacobs Frau Telegramme aus Basel und Zürich, die sich später als gefälscht herausstellen. In Wirklichkeit ist Jacob bereits am 9. März nach Deutschland entführt, dort umgehend verhaftet und nach Berlin verschleppt worden.

Allerdings hatte man dort wohl nicht mit den massiven internationalen Protesten gerechnet, die nach Bekanntwerden der Aktion einsetzten. Schon im September des gleichen Jahres wurde Jakob daher wieder in die Schweiz abgeschoben³⁴. Lion Feuchtwanger hat den „Fall Jakob“ in seinen Roman *Exil* eingearbeitet. Jakobs Zugfahrt von der Schweiz zurück ins sichere Frankreich hat er sich so vorgestellt:

Da stand er also am Fenster, in dem gleichen Anzug, in dem er weggefahren war, jetzt aber schlotterte der Anzug um ihn (. . .). Seine Wärter hatten ihm immer wieder zu verstehen gegeben, daß er sein Gefängnis kaum mehr lebend verlassen werde, kein Anwalt hatte Zutritte zu ihm gehabt, von den Anstrengungen, welche die zivilisierte Welt zu seiner Rettung unternommen, hatte er nichts erfahren, er hatte abgeschlossen und sich nur darauf vorbereitet, vor Gericht seinen Mann zu stellen und anständig und eindrucksvoll zu sterben. Als man ihn dann aus seinem Gefängnis herausholte

und weitertransportierte, hatte er das Schlimmste befürchtet, daß man ihn nämlich ohne Prozeß hinterrücks erledigen werde. Wie man ihm später mitteilte, er stehe jetzt auf Schweizer Boden und sei frei, hatte er das zuerst für einen üblen Scherz gehalten . . .³⁵

Was Feuchtwanger nicht wissen konnte: Am Ende sollten doch die Nazis siegen. Wesemann, der in der Schweiz wegen „Menschenraubs“ zu einer mehrjährigen Haftstrafe verurteilt worden war, zog sich nach seiner Freilassung mit Hilfe der Gestapo nach Südamerika zurück, wo sich seine Spur verliert. Jacob dagegen wurde bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges als Angehöriger einer „Feindnation“ in dem südfranzösischen Lager bei Le Vernet interniert, wo er als Lagerbibliothekar arbeitete. Von dort gelang ihm zwar die Flucht über Spanien nach Lissabon, wo er jedoch erneut von der Gestapo aufgespürt und ein zweites Mal nach Berlin verschleppt wurde. Dort ist er 1944 in einem Gefängnis Krankenhaus gestorben.

Anmerkungen

- 1 Die Akten der „Direction Générale d’Alsace et de la Lorraine“ verzeichnen nur 15 Flüchtlinge aus dem Rheinland (1929/30). Dagegen nennt die gleiche Behörde für die drei Grenzdepartements „Moselle“, „Haut-Rhin“ und „Bas-Rhin“ ca. 1000 Flüchtlinge aus Österreich (1938) und ca. 5000 aus der Saar (1935). Vgl. Brief der Préfecture du Bas-Rhin an die Direction Générale vom 16. 4. 1935.
- 2 Die Zahlenangaben schwanken sehr stark, sowohl was die Grenzgebiete zu Deutschland anbetrifft, als auch Frankreich als ganzes. Die Präfekten der Départements „Moselle“ und „Haut-Rhin“ gehen von jeweils ca. 4000 Menschen aus, die in ihren Départements Zuflucht gesucht haben, der Präfekt des Départements Bas-Rhin nennt die Zahl 1029. Die Dunkelziffer (viele Flüchtlinge sind illegal eingereist) dürfte allerdings sehr viel höher liegen. Vgl. „Die deutschen Flüchtlinge in Frankreich“ in: Berner Tageblatt vom 18. 08. 1933, Brief des Präfekten des Bas-Rhin an die Direction Générale vom 17. 11. 1934. Was aus deutscher Sicht als die „größte kulturelle Emigration der bisherigen Geschichte“ erscheint („Exilliteratur“. In: Dieter Borchmeyer/Victor Zmegac: *Moderne Literatur in Grundbegriffen*, Frankfurt/Main 1987, S. 115), erscheint aus französischer Sicht weit weniger spektakulär. Jean-Michel Palmier schreibt hierzu: „Il faut noter que ce nombre de réfugiés est faible si l’on considère que la France compte à cette époque 580 000 Polonais, 490 000 Espagnols, 800 000 Italiens, 30 000 Allemands non réfugiés“ (Jan-Michel Palmier: *Weimar en exil*, 2 Bände, Paris 1988, Bd. I, S. 275).
- 3 Hans Mayer: *Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen*, 2 Bände, Frankfurt/Main, Bd. 1, S. 169.
- 4 Vgl. Protokolle der Stadtratssitzungen von 1933 (Stichwort „Emigranten“).
- 5 Aus dem Umfeld der KPD-O sind zu erwähnen: August Thalheimer, Heinrich Brandler, Hans Mayer und „Leo“ (sein vollständiger Name ist nicht bekannt). Zu den „Einzelkämpfern“ zähle ich Alfred Falk und Berthold Jacob.

- 6 Vgl. „Dernières Nouvelles de Strasbourg“ vom 12. 06. 1933.
- 7 Seit April 1933 wurden keine deutschen Medizinstudenten mehr an der Straßburger Universität aufgenommen. Im Mai beschloß de Préfecture du Bas-Rhin, nur noch maximal dreimonatige Aufenthaltsvisa auszustellen (an die Direction Générale vom 17. 05. 1933). Nach einer (unbestätigten) Meldung des Wiener Tageblatts wurde die Frist im Sommer '33 sogar auf einen Monat beschränkt (14. 07. 1933). Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang der Inhalt eines Briefs des Präfekten des Bas-Rhin an die Direction Générale vom 14. 04. 1934, in dem dieser sich damit brüstet, selbst Flüchtlingen mit Verwandten in der Region keine Aufenthaltsgenehmigung erteilt zu haben!
- 8 Schon am 17. 06. 1933 forderten die „Dernières Nouvelles de Strasbourg“ (DNS), den Zuzug deutscher Emigranten ins Elsaß zu begrenzen. Im Juli 1933 kam es zu ersten Protesten der Handelskammer von Strasbourg gegen die vermeintliche Konkurrenz aus Deutschland, denen sich verschiedene Berufsverbände anschlossen (z. B. die Frisörinnung im November). Im September fand in Metz sogar eine Demonstration gegen die Emigranten statt.
- 9 Vgl. „Elsaßlothringische Zeitung“ (ELZ) vom 3./4. 6., 13. 6., 13. 9., 14. 9., 19. 9., 12. 10., 14. 10., 2. 11., 21. 11., 13. 12. 1933. „Narrenschiff“ vom 01. 07., 08. 07., 22. 07., 26. 08. 1933.
- 10 Vgl. „Der Elsässer“ vom 5. 12., 28. 12. 1933, 8. 1. 1934, u. a.
- 11 Vgl. Berichte in „La République“ vom 30. 07. 1933, 30. 06. 1934 und 25. 07. 1934.
- 12 Der Stadtrat Staehling polemisierte in der vorangehenden Debatte in einem französischen Redebeitrag besonders heftig gegen die Intellektuellen: „Die ‚Intellektuellen‘, um die es hier geht, bringen uns rein gar nichts, außer ihrem Haß und ihrer momentanen Verbitterung gegenüber dem gegenwärtigen Regime eines Nachbarlandes, ihren subversiven Geist und eine Mentalität, die wir nicht brauchen können: Sowohl in sozialer wie nationaler Hinsicht sind dies Unerwünschte“ (in: *Débats du Conseil municipal de la ville de Strasbourg* 1933, S. 965, Übersetzung: S. Woltersdorff).
- 13 Mayer: 1982, S. 169.
- 14 Mayer: 1982, S. 176.
- 15 Angefangen hat Jacob mit seiner journalistischen Tätigkeit nach dem Ersten Weltkrieg bei der USPD-nahen „Freiheit“. Später schrieb er für radikal-pazifistische Zeitungen, wie den „Dortmunder Generalanzeiger“ und „Das Andere Deutschland“ (desen Sparte „Warte für Menschenrechte“ er im Auftrag der DLM betreut), ferner für die „Berliner Volkszeitung“, das „Berliner Tageblatt“, die „Sozialistische Arbeiterzeitung“, die „Menschheit“, die „Welt am Montag“, die „Weltbühne“ und das „Tagebuch“.
- 16 Lion Feuchtwanger: *Exil*, Berlin (Ost) / Weimar, 1974, S. 30/39.
- 17 Die erste Adresse ist im „Annuaire de Strasbourg“ von 1934 belegt, die zweite als „Redaktionsanschrift“ des „Service de Presse Indépendant“ ab Juni 1934.
- 18 Vgl. Akte Nr. 4838 zum „Fall Jacob“ in den sogenannten „Valot-Akten“ der für die ehemals deutschen Grenzgebiete zuständigen „Direction Générale“ (Archives du Département „Bas-Rhin“, Strasbourg).
- 19 République vom 16. 11. 1933.
- 20 Der einzige Hinweis hierauf findet sich in Jacobs Akte bei der „Direction Générale“ und dem besagten Artikel in der „République“.
- 21 In den sogenannten „Valot-Akten“ der „Direction Générale“ befindet sich eine Kopie des Briefs von Falk aus Prag, in dem er um ein zunächst einwöchiges Aufenthaltsum für Strasbourg bittet. Als Referenz gibt er u. a. Minck an, für den Jacob arbeitet. Bis Ende 1934 wird er für diesen als Sekretär der „Editions Brant“ tätig sein, deren Bücher in Mincks „Imprimerie Française“ gedruckt werden.

- 22 Nach einem Bericht der „Direction Générale“ gelang es den Mitgliedern nicht einmal, das Geld für einen Kranz zusammenzubekommen, den sie auf dem französischen Soldatenfriedhof am Hartmannsweilerkopf in den Vogesen niederlegen wollten.
- 23 Der Straßburger Polizeichef berichtete am 9. Juli 1934 an die „Direction Générale“: „Ich möchte Ihnen höflichst mitteilen, daß ich die Herren Jacob BERTHOLD (er hat den Vor- mit dem Familiennamen verwechselt, Anm. des Verf.) und Alfred FALK, die Leiter der deutschen Sektion der „Ligue des droits de l’homme“ in mein Büro einbestellt habe, um sie auf die unangenehmen Konsequenzen hinzuweisen, die ihre politischen Machenschaften in Straßburg für sie haben könnten“ (Übersetzung: S. Woltersdorff).
- 24 Sein Nachfolger wurde Gustav Sassiek, ein Flüchtling aus dem Rheinland, der schon seit mehreren Jahren in Strasbourg lebte. 1935 löste ihn Alfred Falk ab, der allerdings noch im gleichen Jahr Strasbourg verließ, jede politische Betätigung beendete und sich ins südfranzösische Fréjus zurückzog. Über ein Fortbestehen der Gruppe über diesen Zeitpunkt hinaus ist mir nichts bekannt.
- 25 Joachim Maass: *Das magische Jahr*, Wien/München/Basel 1957, S. XXXIII.
- 26 Zum kommunistischen Widerstand in Kehl 1933 vgl. Hartmut Stüwe: *Kehl im Dritten Reich. Stadtgeschichte 1933–45*, Kehl 1997.
- 27 Die Akten der „Direction Générale d’Alsace et de Lorraine“ enthalten Hinweise auf eine solche Propagandatätigkeit von Reinbold.
- 28 In den Valot-Akten werden Jacobs Beiträge für die den „Service de Presse Indépendant“ und die „République“ erwähnt, jedoch auffälligerweise nicht die für die „Straßburger Neuesten Nachrichten“.
- 29 René Schickele: *Werke in drei Bänden*, Köln/Berlin 1959–61, Bd. 3, S. 901.
- 30 Vgl. Brief der „Direction Générale“ an die Präfektur des Bas-Rhin vom 11. 03. 1935.
- 31 Z. B. „Leipziger Volkszeitung“ vom 16. 10. 1933, „Westdeutscher Beobachter“ vom 22. 10. 1933.
- 32 Z. B. „Deutsche Zeitung“ vom 8. 1. 1934.
- 33 „Il redoute quelque peu, semble-t-il, une surveillance éventuelle de la part d’agents secrets hitlériens . . .“ (Préfecture an Direction Générale vom 22. 12. 1934). Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, daß Jacob ab Sommer 1934 in „La République“ kaum noch Artikel unter seinem Namen veröffentlichte.
- 34 Nur wenige Tage nach der Entführung Jacobs verkündete Hitler die Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland. Ein Zusammenhang ist durchaus nicht auszuschließen.
- 35 Feuchtwanger: 1974, S. 679 f.

Zur Geschichte der ehemaligen Kreispflegeanstalt Fußbach

Tobias Wöhrle

„Im vorderen Kinzigtal, zwischen Gengenbach und Biberach, an der Bundesstraße 33, liegt, eingebettet in die erholsame Schwarzwaldlandschaft, das Kreispflegeheim Bermersbach (Ortsteil Fußbach).“¹ So beginnt Otto Kähnis Aufsatz zum 100jährigen Bestehen des Pflegeheims aus dem Jahre 1974. Seit damals hat sich vieles verändert, was besonders an den neueren Gebäuden abzulesen ist.

Doch nicht nur äußerlich hat sich das Pflegeheim verändert. Die Kreispflegeanstalt Fußbach entwickelte sich zum moderneren Sozialdienstleistungsunternehmen, dem Pflege- und Betreuungsheim Ortenau mit über 250 Mitarbeitern.

Doch wie kam es zur Gründung des Heimes und wie entwickelte es sich im Laufe der Zeit?

Gründung und Wachsen der Anstalt

Die Ursprünge des Heimes liegen in den Jahren um 1870. Vorausgegangen war eine Verwaltungsreform in Baden durch die großherzogliche Regierung. Es wurden 11 Kreisverbände mit gewählten Kreisversammlungen geschaffen. Einer dieser war der Kreis Offenburg, zu dem die damaligen Amtsbezirke Offenburg, Gengenbach, Kork/Kehl, Lahr, Oberkirch und Wolfach gehörten.² Dazu kam noch eine neue gesetzliche Regelung der Armenpflege, die diese Aufgabe den Kreisen und Gemeinden auferlegte.³

Viele badische Kreisausschüsse beschäftigten sich mit diesem Thema und richteten in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts die nach ihren Trägern benannten ‚Kreispflegeanstalten‘ ein.⁴

Im August 1869 befaßte sich der Vorstand des Kreisausschusses, der Geometer und Gasdirektor Nußbaum, mit dem Problem der Landarmen. Er beauftragte das Kreisausschußmitglied Dr. med. Schneider aus Oberkirch, eine Erhebung über die aus öffentlichen Kassen unterstützten Landarmen zu erstellen. Allerdings erst im November 1872 wurde von der Kreisversammlung der Entschluß gefaßt, die Verpflegung der Siechen in einer

Kreisanstalt zu übernehmen.⁵ Es wurde überlegt, wo man eine solche Anstalt unterbringen könne. Zuerst war das ehemalige Kapuzinerkloster in Haslach i. K. im Gespräch, doch nach einer Besichtigung, bei der auch der Bezirksarzt Dr. Stöhr dabei war, wurde das Gebäude für nicht geeignet befunden.⁶

Am 27. November 1873 beschloß die IX. Kreisversammlung die Errichtung einer Kreisverpflegungsanstalt. Man hatte sich inzwischen für das von Seldeneck'sche Anwesen in Fußbach zur Unterbringung der Anstalt entschieden. Zum Ankauf wurden 12 500 Gulden bewilligt und zusätzlich noch 10 320 Gulden, um *die nöthigen Einrichtungen anzuschaffen*.⁷

Das Anwesen bestand aus einem Wohnhaus, Ökonomiegebäuden und 61 Ar Garten- und Ackerland.⁸ Das Hauptgebäude war 1835 als Brauerei erbaut worden, mit großem Gewölbekeller. Die Brauerei bestand jedoch nur wenige Jahre. Das Anwesen wurde verkauft und gelangte 1866 von einem Mannheimer Kaufmann namens Phillipp Pfefferle in den Besitz des Bezirksförsters Freiherr Friedrich von Seldeneck, der es seinem Sohn Rudolf überließ. Von ihm kaufte es schließlich der Kreis Offenburg und baute es nach Plänen des Offenburger Architekten Armbruster im Frühjahr 1874 um.⁹

Am 15. Juli 1874 wurde dann die ‚Kreispflegeanstalt‘ des Kreises Offenburg in Bermersbach-Fußbach mit 15 Pflinglingen eröffnet.¹⁰ Dies war die dritte Kreispflegeanstalt im Großherzogtum Baden.

Anfangs war eine Kommission des Kreisausschusses für die Verwaltung der Anstalt zuständig. Dieser gehörten der Ökonom Emanuel Basler, der Gengenbacher Altbürgermeister Abel und der Anstaltsarzt Dr. Bernhard Tritschler aus Gengenbach an. 1877 kamen noch der Apotheker Ries und Major a. D. Seib aus Offenburg hinzu. Am 4. Dezember 1878 beschloß die Kreisversammlung, die Kommission durch einen Sonderausschuß zu ersetzen, der vom Vorstand des Kreisausschusses, dem Anstaltsarzt, drei gewählten Mitgliedern der Kreisversammlung und einem Respizienten gebildet wurde. Dieser Respizient übernahm die Leitung der Anstalt. Der erste, der diesen Posten versah, war Emanuel Basler, der ihn bis 1905 inne hatte. Basler und Anstaltsarzt Tritschler waren maßgeblich am Ausbau der Anstalt beteiligt und prägten sie die ersten dreißig Jahre.¹¹

Die Zahl der Pflinglinge wuchs ständig. Im November 1874 waren es schon 28, zu Beginn des Jahres 1875 48 und 1876 war die Zahl bereits auf 59 gestiegen. Im Frühjahr 1876 begann man daher mit der Erweiterung des Hauptgebäudes. Es wurde durch einen Neubau in südlicher Richtung ver-

größert. Dieser konnte im November desselben Jahres bezogen werden.¹² Zuerst wurden nur Gebrechliche und körperlich Kranke aufgenommen, später auch geistig Kranke und Behinderte.

1878 war ein Pflinglingsstand von 158 erreicht. Es mußte mehr Platz zur Unterbringung geschaffen werden. In einem Ökonomiegebäude wurden mehrere Zimmer für weibliche Pflinglinge ausgebaut.¹³ Weitere Ergänzungs- und Neubauten erfolgten in den Jahren 1886 und 1887. So wurden ein einstöckiges Siechenhaus, ein Bethaus, ein neues Ökonomiegebäude mit Stallungen, ein Arbeits- und Lagerschuppen errichtet. Bereits 1882 war eine Badeanstalt erbaut worden.¹⁴

Die Kreispflegeanstalt betrieb eine eigene Landwirtschaft, wodurch ein Großteil des Eigenbedarfs gedeckt werden konnte. Ein Teil der Pflinglinge half auf den Feldern, die teils im Besitz der Anstalt, teils gepachtet waren, oder im Stall, andere waren im hauswirtschaftlichen Bereich der Anstalt tätig, so zum Beispiel in der Küche, beim Waschen, Nähen, Putzen oder manche waren sogar als Hilfwärter zur Entlastung des Personals tätig. Einige gingen auch ihren erlernten Handwerksberufen nach, zum Beispiel Schuhmacher, Schneider, Korbmacher, Strohflechter, Matratzenmacher. Diese Beschäftigungen wurden auch als Arbeitstherapie angesehen.¹⁵ 1888 erschien das Buch „Die Verpflegungsanstalt des Kreises Offenburg nach ihren äußeren und inneren Verhältnissen“ von Bernhard Tritschler. Darin beschreibt er die Kreispflegeanstalt und deren Entwicklung bis 1888 ausführlich. Er geht auch auf den Zweck der Anstalt, die Unterbringung, die Krankheiten und die Versorgung der Pflinglinge ein.

Von nun an stieg die Zahl der Pflinglinge nicht mehr so rasch an. Im letzten Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende wurde die 200-Personen-Marke übersprungen. 1896 erfolgte ein Antrag auf Aufbau eines dritten Stockwerkes auf den Frauenbau, was 1898 verwirklicht wurde.¹⁶

Am 31. Dezember 1898 befanden sich 217 Personen in der Kreispflegeanstalt Fußbach.

Von der Jahrhundertwende bis nach dem Ersten Weltkrieg

Das 20. Jahrhundert brachte als erstes Verbesserungen für die Kreispflegeanstalt im hygienischen Bereich. 1901 wurde auf der Dorfseite der Straße gegenüber der Anstalt ein ‚Desinfektionsapparat‘ aufgestellt. Außerdem wurde in den Jahren vor 1910 in der Anstalt mit regelmäßigen Untersuchungen der Wasserqualität begonnen, wobei insbesondere die Wasserleitungen kontrolliert wurden.¹⁷

Nach dem Rückzug des Anstaltsarztes Bernhard Tritschler gab es einen häufigen Wechsel der Ärzte. Darunter waren ein Dr. Hirt und ein Dr. Smith. Um 1910 wurde Dr. Josef Gißler aus Gengenbach stellvertretender Anstaltsarzt. Er sollte die nächsten 20 Jahre in Fußbach tätig sein. 1914 wurde er Anstaltsarzt und war dies bis zu Beginn der 30er Jahre.

Das Jahr 1910 ist, was die baulichen Aktivitäten betrifft, für die Kreispflegeanstalt ein wichtiges Jahr. Das Verwaltungsgebäude wurde errichtet. Der Neubau entstand im rechten Winkel zum Hauptgebäude und wurde mit diesem verbunden. Außerdem gab es eine neue Küche, eine neue Waschküche, neue Speisesäle, welche, genau wie die Abteilungen, nach Männern und Frauen getrennt waren. Auch die Aufenthaltsbereiche im Hof waren nach Geschlechtern aufgeteilt.¹⁸ 1910 baute man neue Stallungen an das bestehende Ökonomiegebäude an.

Es ist nicht klar, wer nach 1905 Respizient der Kreispflegeanstalt war. Ein Bürger wird erwähnt,¹⁹ zu Beginn des Ersten Weltkrieges um 1914/15 sind Dokumente von Bürgermeister Herb aus Gengenbach als Respizient unterschrieben.²⁰

Im Juni 1916 wurde ein bis dahin noch nie erreichter Pfleglingsstand mit 252 Personen versorgt. Doch in den folgenden vier Jahren sank die Zahl um fast ein Viertel, wozu auch die Ernährungssituation in der zweiten Hälfte des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren beitrug.²¹ Der Rückgang war allerdings nicht so gravierend, wie zum Beispiel in den Psychiatrischen Anstalten Badens, da man sich durch die eigene Landwirtschaft auch einigermaßen gut selbst versorgen konnte.²²

Nach 1920 stieg die Pfleglingszahl wieder an. Neben der Arbeit auf dem Feld und in der Landwirtschaft wurden die Pfleglinge auch immer mit hauswirtschaftlichen Diensten betraut. Einige waren auch handwerklich tätig.²³ So wurde 1920 ein Antrag auf einen *ergänzenden Stockaufbau auf die Frauenabteilung* gestellt und, um die Kosten möglichst niedrig zu halten, sollten *von der Anstalt die Handlangerdienste geleistet werden*,²⁴ was dann eben Pfleglinge taten.

Die Bauarbeiten begannen im Sommer 1921, nachdem beschlossen worden war, das Dachgeschoß zu einem Vollgeschoß auszubauen. Das Dach mußte erneuert werden, da bei einer Untersuchung 1921 festgestellt wurde: *Der jetzige Bestand des Daches ist aber so schlecht & teilweise verfault ...*²⁵

Ein weiteres Projekt der frühen 20er Jahre war die Anlage eines Friedhofes für die Kreispflegeanstalt. Die Planungen durch den Kreisausschuß began-

nen 1921. Das dafür vorgesehene Gelände lag im Wald auf Bermersbacher Gemarkung in nordwestlicher Richtung oberhalb von Fußbach und gehörte der Stadtgemeinde Gengenbach, von der es gepachtet wurde. Die Pläne erstellte der Privatgeometer Carl Schubbeus aus Offenburg, auch für den Bau eines Geschirrhäuschens auf dem dann sogenannten Waldfriedhof. Nach kleinen Veränderungen an den Plänen wurde der Friedhof 1922 genehmigt und gebaut und schließlich 1923 in Betrieb genommen.²⁶

Zu Beginn der 20er Jahre nahm Anton Zapf aus Schwaibach-Schönberg die Tätigkeit als Respizient der Kreispflegeanstalt auf.

In den zwanziger Jahren (1923–33)

Trotz der großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten in den 20er Jahren im ganzen Deutschen Reich kann man für die Kreispflegeanstalt von guten Jahren sprechen, denn mit dem Jahr 1923 veränderte sich die Situation nachhaltig. Die Schwestern vom Heiligen Kreuz nahmen ihre Tätigkeit in der Anstalt in Fußbach auf. Besonders was die hygienischen Verhältnisse betraf, konnte man von einer positiven Veränderung sprechen.

Der Kreisausschuß Offenburg und der Respizient Anton Zapf hatten die Schwestern angefordert. Diese kamen aus dem französischen Elsaß, aus Straßburg-Neudorf, ihr Mutterhaus war in Bingen am Rhein. Am 31. März 1923 begannen neun Schwestern ihre Arbeit in Fußbach, die aus der Pflege der Anstaltsinsassen, der Betreuung der Küche, der Wäsche und des Gartens bestand.

Zu jener Zeit waren es etwas unter 250 Pfleglinge in der Kreispflegeanstalt. In der Chronik der Schwestern heißt es über den Beginn ihres Wirkens: *Als die Schwestern Fußbach übernahmen, stand das Haus in keinem guten Ruf. Alles war verwahrlost und die Schwestern trafen sehr primitive Verhältnisse an.*²⁷ Die erste Oberin war Schwester Johanna. Sie versah ihren Dienst bis 1925 und wurde dann von Schwester Cuniberta abgelöst.

1924 wurde der Eingang am Verwaltungsgebäude zum neuen Haupteingang umgebaut. Die Straße nach Schönberg führte direkt daran vorbei, und über die Brücke über den Fußbach gelangte man zur neuen Pforte der Anstalt, die im Erdgeschoß des Verwaltungsgebäudes eingerichtet wurde.²⁸

Am 9. September 1924 fegte ein Orkan durchs Kinzigtal. Er hinterließ gravierende Schäden an der Kreispflegeanstalt, besonders die Dächer litten unter dem Sturm, was auch fotografisch festgehalten wurde.²⁹ *Dächer wurden abgedeckt, ein Giebel stürzte ein und Bäume wurden entwurzelt.*³⁰

1926 wurde auf der anderen Seite der Landstraße ein Angestelltenwohnhaus mit drei Wohnungen errichtet und 1927 im Hauptgebäude Kleinlastenaufzüge eingebaut, um Speisen zu transportieren.³¹

Nachdem Schwester Oberin Cuniberta nach Erkrankung im Frühjahr 1926 versetzt worden war, übernahm Schwester Xaveria vertretungsweise die Stelle der Oberin, bis im Juli 1927 Schwester Katharina als neue Oberin nach Fußbach kam.³²

1925/26 wurde die Zahl von 300 Pfleglingen erreicht, so viele waren bis dahin noch nie in Fußbach untergebracht. Die Aufnahmezahlen stiegen jedoch weiter. Man war also gezwungen, die Anstalt zu vergrößern. 1928 wurde ein Antrag auf einen Erweiterungsbau eingereicht. Ein viergeschossiges Gebäude sollte südlich des Hauptgebäudes, ohne mit diesem verbunden zu sein, entstehen. Allerdings wurde nur ein dreigeschossiger Neubau genehmigt, und im August 1928 begannen die Bauarbeiten. 1929 konnte der Erweiterungsbau fertiggestellt werden. Im neuen Haus wurden eine Frauen- und eine Männerabteilung geschaffen.³³

Dadurch, daß nun wieder mehr Platz vorhanden war, stieg die Zahl der Pfleglinge weiter an. 1930 betrug sie fast 340, und zum Jahreswechsel 1932/33 waren 364 Menschen in der Kreispflegeanstalt Fußbach untergebracht.³⁴

1929 gab es weitere kleine bauliche Veränderungen. Ein neuer Geflügelstall und ein Kohleschuppen, in dem Koks für die Dampfheizung gelagert wurde, wurden erstellt, außerdem richtete man eine *Sauküche* mit Nebenräumen, neue Schweinestallungen, Knechtskammern und einen Schlachtraum ein, wozu auch die Erlaubnis, eine Schlachtstätte zu betreiben, von den Behörden erteilt wurde.³⁵

1930 übernahm Eugen Lang aus Gengenbach (Binzmatt) von Anton Zapf die Geschäfte des Respizienten. Dieser war besonders um die Gärtnerei und die Landwirtschaft bemüht, was auch der Neubau eines Gewächshauses im ersten Jahr seiner Amtszeit zeigt.³⁶

Die Kreispflegeanstalt trug zwar den Namen Fußbach, das Gründungsgebäude 1874 lag auf Bermersbacher Gemarkung, doch die Gemarkungsgrenze Bermersbach–Schwaibach ging bis Ende der 20er Jahre durch das Gelände der Anstalt, mitten durch die Gebäude. Schon 1911 gab es erste Kontakte, dies zu korrigieren. In den 20er Jahren gab es Wahlanfechtungsklagen nach Bürgermeisterwahlen in Schwaibach. Es war wohl so, daß wahlberechtigte Pfleglinge von den Schwestern so verlegt wurden, daß sie

Einwohner Schwaibachs wurden und mitwählen durften. Es wurde gemunkelt, daß die Patienten bei der Wahl beeinflusst wurden. Schließlich kam es zu einer Verlegung der Gemarkungsgrenze, so daß alle Gebäude der Kreispflegeanstalt auf Bermersbacher Gebiet lagen.³⁷

Die Kreispflegeanstalt Fußbach in der NS-Zeit (1933–45)

Mit der sogenannten Machtergreifung der Nationalsozialisten im Deutschen Reich begann auch in der Kreispflegeanstalt eine neue Ära. Im Jahre 1933 wurde der Respizient Eugen Lang von Bürgermeister August Schilli aus Schwaibach abgelöst. Schilli wurde am 8. Mai von den neuen Machthabern in sein Amt eingesetzt. Er war seit 1930 NSDAP-Mitglied und wurde 1931 in die Kreisversammlung Offenburg gewählt. So kam er in den Sonderausschuß der Kreispflegeanstalt Fußbach. Seit 1928 war er Bürgermeister in Schwaibach, wo er auch als Landwirt tätig war. 1934 wurde Schilli auch Kreisbauernführer, was er bis zu seiner Wahl zum Bürgermeister von Breisach am Rhein 1942 blieb. In dieser Funktion war er auch SS-Mitglied. 1941 wurde er zum SS-Obersturmführer befördert.³⁸ Obwohl Schilli ein *großer Nazi* gewesen sei, sei er doch um *das Wohl der Schwestern und Pfleglinge sehr besorgt gewesen*.³⁹

Man kann Schilli also durchaus als linientreues Parteimitglied einordnen. Es gehörte zur politischen Strategie der Nationalsozialisten, Schlüsselpositionen mit für die Partei verlässlichen Leuten zu besetzen, und so geschah dies auch in Psychiatrischen Anstalten und Kliniken und in sonstigen Heil- und Pflegeanstalten.⁴⁰

Zwangssterilisationen in der Kreispflegeanstalt

„Der erste Angriff auf die körperliche Unversehrtheit und – in letzter Konsequenz – auch auf das Leben der psychisch Kranken erfolgte bereits kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten.“⁴¹

Das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ wurde am 14. Juli 1933 vom Kabinett verabschiedet. In der gleichen Kabinettsitzung, in der auch dem Konkordat mit dem Heiligen Stuhl zugestimmt wurde, war das Sterilisierungsgesetz behandelt worden. Die Bekanntgabe erfolgte jedoch erst nachdem das Konkordat von beiden Seiten unterzeichnet war, denn es stand im Widerspruch zur Haltung der katholischen Kirche, und die Nazis wollten ein Scheitern der Verhandlungen mit der katholischen Kirche nicht riskieren.⁴²

Auch in der Pflegeanstalt Fußbach waren diese Gegensätze, besonders die weltanschaulichen, zwischen Nationalsozialismus und katholischer Kirche vorhanden, und zwar in Gestalt von August Schilli auf der einen Seite und den Schwestern vom Heiligen Kreuz auf der anderen. Daß dies so war, bestätigten Schwestern, die damals in Fußbach waren, doch habe dies die Zusammenarbeit in keiner Weise beeinflusst, da Schilli darüber hinweggesehen habe.⁴³

Das Sterilisationsgesetz betraf nicht nur psychisch Kranke, sondern auch geistig und körperlich Behinderte.⁴⁴ So hatte dieses Gesetz, das am 1. Januar 1934 in Kraft trat, auch Folgen für die Kreispflegeanstalt Fußbach, und zwar in Form von Zwangssterilisationen. Zuständig war der damalige Anstaltsarzt Dr. Unger, der die Pfleglinge der Anstalt ab dem 1. Oktober 1933 betreute.

In seinem Geschäftsbericht vom März 1934 erwähnt August Schilli erste Konsequenzen des Gesetzes: *Durch das jüngst erschienene Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses ist eine noch schärfere Überwachung der Pfleglinge beiderlei Geschlechts notwendig geworden. Verschiedene Vorkkehrungen zur Unterbindung aller schädlichen Vorkommnisse werden wohl noch nötig sein, doch kann getrost gesagt werden, dass unter der nimmermüden Obsorge der Schwestern und des übrigen Personals alles gut gemeistert wird.*⁴⁵

Der Bezirksarzt veranlaßte in Zusammenarbeit mit dem Anstaltsarzt Dr. Unger die Sterilisationen. Laut Unger mußte er als Anstaltsarzt viel Zeit dafür aufwenden: *Einen breiten Raum der Tätigkeit des Anstaltsarztes nahm auch die Durchführung des Sterilisationsgesetzes in Anspruch. Nach genauerer Überprüfung der einzelnen Insassen auf ihren Geisteszustand fielen 143 Pfleglinge unter das Sterilisationsgesetz. Bisher sind 55 Fälle bearbeitet worden, von denen zwanzig bis jetzt sterilisiert sind. Im Einverständnis mit dem Bezirksarzt wird mit der Sterilisation der Frauen zurückgehalten, da dieselben die Anstalt unbeaufsichtigt doch nicht verlassen. Es werden in Zukunft vorerst auch nur die Frauen sterilisiert werden, wo von Seiten der Gemeinde oder sonst Unterhaltspflichtigen der Antrag auf Entlassung eingereicht wird und nachdem ärztlichen Dafürhalten nach Durchführung der Sterilisation die Entlassung befürwortet werden kann.*⁴⁶

Nach einem nicht unterzeichneten Bericht vom 2. Juli 1945 seien in den Jahren 1934/35 20 Männer und 3 Frauen aus der Pflegeanstalt Fußbach sterilisiert worden.⁴⁷ Weitere Zahlen sind nicht bekannt. Bei Einweisungen neuer Pfleglinge hatte der Anstaltsarzt Dr. Unger *die notwendigen Sterilisationen in die Wege zu leiten.*⁴⁸

Im Geschäftsbericht vom März 1936 schreibt Schilli: *Die Sterilisation der durch das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses betroffenen Pflinglinge wurde im Laufe des Jahres zum Abschluß gebracht.*⁴⁹ Nach 1935 scheint es keine Zwangssterilisationen von Anstaltsinsassen in Fußbach mehr gegeben zu haben.

In den 30er Jahren: Nationalsozialistisches Gedankengut und Veränderungen in der Anstalt

Am ersten Juni 1933 übernahm Schwester Potamia als Oberin die *allgemeine Oberleitung des Hauses und der Schwestern.*⁵⁰ Mit Verwaltungsarbeiten hatte sie weniger zu tun. Die Zusammenarbeit mit dem Respizienten August Schilli bezeichnete sie als gut. Obwohl es laut einer allgemeinen Verfügung nicht erlaubt war, den Pflinglingen *geistlichen Zuspruch* nahezu zu legen und diese bei Bedarf auf die Schwestern zukommen mußten, erlaubte Schilli das Fortführen der bisherigen Praxis, also das Zugehen der Schwestern auf die Pflinglinge, allerdings sollten die Schwestern die Verfügung zur Kenntnis nehmen, *jedoch darauf achten, daß nicht etwa irgendwelche Personen Anstoß nähmen und Beschwerden führten.*⁵¹

August Schilli war besonders um die Landwirtschaft bemüht, was an den Geschäftsberichten für die Wirtschaftsjahre seiner Amtszeit abzulesen ist.⁵² 1934 wurden neue Schweineställe ans Ökonomiegebäude angebaut. Ein Jahr später stellte der Kreis Offenburg einen Antrag ans badische Innenministerium auf *Erstellung eines Siechenersatzbaues der Kreispflegeanstalt Fußbach.* Dieser wurde abgelehnt, doch zur weiteren Unterbringung von Kranken war das bestehende Siechengebäude nicht mehr tragbar. 1938 wurde es abgerissen, und das Abbruchmaterial wurde für Erweiterungen am Ökonomiegebäude und zur Errichtung von neuen Schweineställen, eines Trockenschopfes und eines Hühnerstalles am Angestelltenwohnhaus auf der anderen Straßenseite verwendet.⁵³

Doch die Schwestern und auch Respizient Schilli versuchten das Beste für die Pflinglinge aus der Situation zu machen. Trotz der erschwerten Lage wurde 1938 mit dem Neubau einer Anstaltskirche begonnen. Bei Kriegsausbruch stand der Rohbau. Von September 1939 bis Herbst 1940 wurde er von der Wehrmacht als Heu- und Strohlager genutzt. Danach konnte dann am 30. November 1940 der erste Gottesdienst in der neuen Kirche gefeiert werden.⁵⁴

1936 verließ Dr. Unger die Anstalt. Nachfolger wurde Dr. Paul Wössner aus Zell a. H., der bis zum 25. 08. 1939 die Pflinglinge in Fußbach betreute. An diesem Tag wurde er zur Wehrmacht einberufen.⁵⁵ Etwa vier Monate lang gab es keinen offiziellen Anstaltsarzt. Um die Kranken in der Kreis-

pflegeanstalt kümmerte sich der ebenfalls in Zell a.H. niedergelassene Arzt Dr. Anton Bräutigam, bis mit Dr. Wilhelm Schaudig aus Gengenbach am 01. 01. 1940 die Stelle des Anstaltsarztes wieder besetzt wurde.⁵⁶

„Euthanasie“ – Die Ermordung von Kranken

Das Wort ‚Euthanasie‘ stammt aus dem Griechischen und bedeutet eigentlich Sterbehilfe, die Erleichterung des Todes bei Menschen, die qualvoll und mit Schmerzen sterben würden. Doch im Dritten Reich verstand man etwas anderes darunter: Die systematische Ermordung Behinderter und chronisch Kranker, besonders aus Heil- und Pflegeanstalten.

Die Grundlage für die Euthanasie war ein Geheimerlaß von Adolf Hitler, den er im Oktober 1939 unterschrieb und der auf den 1. September zurückdatiert war, auf den Tag, an dem der Zweite Weltkrieg mit dem Überfall des Deutschen Reiches auf Polen begann.⁵⁷

Betroffen davon war auch die Kreispflegeanstalt Fußbach. Am 9. Oktober 1939 erging ein Erlaß des Reichsinnenministeriums, Meldebögen für alle in Heil- und Pflegeanstalten lebenden Menschen auszufüllen und umgehend zurückzuschicken. Alle Kranken sollten ermittelt werden. Diese Aufgabe hatte die „Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalt“ in Berlin übernommen, die direkt der Reichskanzlei unterstellt war.⁵⁸

Als die Meldebögen in Fußbach eintrafen, hielt man diese für Routine und füllte sie aus. Die damalige Büroschwester Hildegard sagte dazu: *Die Ausfüllung war eigentlich nur eine mechanische Arbeit an Hand der Personalakten.*⁵⁹ Daß später auf Grundlage dieser Bögen über Tod und Leben eines Menschen entschieden würde, das wußte in Fußbach niemand, und es ahnte auch keiner. Sogenannte Gutachter bearbeiteten die zurückgeschickten Meldebögen und notierten in einem schwarzen Kasten unten links ein rotes ‚+‘ für töten oder ein blaues ‚-‘ für weiterleben.⁶⁰

Danach wurden dann Transportlisten zusammengestellt. Den Anstalten gingen Verlegungslisten zu, und in Fußbach war man der Ansicht, daß dies aus militärischen Gründen geschehe, da man der französischen Grenze und somit der Front nahe war.⁶¹

Der erste Transport verließ am 13. Juni 1940 Fußbach. 75 Frauen wurden *im Rahmen planwirtschaftlicher Maßnahmen* verlegt, ohne daß ein Zielort angegeben war. Transportmittel waren graue Busse mit undurchsichtigen Scheiben. Die ‚Gemeinnützige Krankentransport G.m.b.H.‘ war extra zu diesem Zweck gegründet worden.

Schilli und den Schwestern fiel nichts Besonderes auf. Doch im Juli 1940 trafen kurz nacheinander 7 Todesnachrichten von damals verlegten Pflinglingen ein. Die Angehörigen erhielten sogenannte Trostbriefe. In Fußbach wurde man mißtrauisch und entschloß sich zu Gegenmaßnahmen bei weiteren Transporten. Diese Gegenmaßnahmen gingen vor allem von den Schwestern aus, doch Schilli hat sich den *Gegenmaßnahmen nicht verschlossen, sondern hat sie mit allen Kräften voll unterstützt.*⁶²

So riet man den Familienangehörigen von der Einlieferung ihrer Verwandten in die Kreispflegeanstalt ab; man entließ Patienten zu ihren Angehörigen oder vermittelte ihnen auswärtige Arbeitsstellen. Schilli weigerte sich, manche Pflinglinge herauszugeben, und verhandelte bei weiteren Transporten stets mit den Transportführern, wobei er dann immer seine SS-Uniform trug, die er normalerweise in Fußbach nicht anhatte. Mit manchen, die verlegt werden sollten, unternahm man spontane Ausflüge oder Wallfahrten, man verließ jedenfalls für den Transporttag die Kreispflegeanstalt. Für manche Pflinglinge hatte man sich bereits die amtsärztliche Einwilligungserklärung beschafft, um sie auch kurzfristig entlassen zu können, falls deren Namen auf Transportlisten aufgetaucht wären. Andere wurden als produktiv und somit für die Volkswirtschaft wichtig eingestuft, indem man sie in der Anstalt als Bürstenbinder beschäftigte. Schilli machte seine Position auch in einem Schriftwechsel mit dem badischen Innenministerium deutlich.⁶³

Die Gegenmaßnahmen hatten Erfolg. Beim ersten Transport, der zur Vernichtungsanstalt Grafeneck bei Reutlingen ging, waren alle 75 Plätze besetzt, doch beim zweiten, am 15. August 1940 waren es nur 30 Personen. Am 18. Oktober 1940 fuhren dann noch 13 Patienten nach Grafeneck, am 26. November 1940 12, am 3. März 1941 4, diesmal nach Hardamar bei Marburg in Hessen, und am 29. Mai 1941 nur 3 Pflinglinge, wiederum nach Hardamar. Insgesamt wurden 137 Personen verlegt und auch getötet. Außerdem wurde am 1. Februar 1941 ein jüdischer Patient nach Heppenheim verlegt, der später in Cholm (Polen) den Tod fand.⁶⁴ Horst Brombacher schreibt: „Es scheint, als ob die energische Haltung des Verwalters A. Schilli erfolgreich gewesen sei, denn anders läßt sich die reduzierte Zahl der abtransportierten Patienten nicht erklären.“⁶⁵ Auch Ernst Klee vertritt eine ähnliche Ansicht: „Die Kreispflegeanstalt Fußbach kann dank des beharrlichen Widerstandes eines SS-Mannes die Mehrzahl ihrer Patienten retten.“⁶⁶

Die Schwestern vom Heiligen Kreuz und August Schilli haben vielen das Leben gerettet. Ihre Gegenmaßnahmen hatten Erfolg, wenn man die Anzahl der abtransportierten mit anderen Anstalten vergleicht.

Kriegsende 1945

Trotz der Transporte, der Entlassungen und einer äußerst geringen Zahl an Neuaufnahmen stieg die Pfleglingszahl und erreichte 1944 die auch bis heute nie wieder erreichte Zahl von über 550 Patienten. Die Gründe für diese Steigerung waren Evakuierungen und Verlegungen im großen Stile aus Nachbaranstalten, zum Beispiel aus Freiburg, nach Fußbach.

Anstalten, die bombengeschädigt waren, verlegten einen Teil ihrer Patienten. Die Kreispflegeanstalt Weinheim wurde völlig geräumt und als Ausweichkrankenhaus für Mannheim genutzt.⁶⁷ Auch bei Auflösungen von Anstalten erfolgten, neben Transporten nach Grafeneck, Verlegungen in andere Anstalten. So kamen immer wieder neue Pfleglinge nach Fußbach.

Am 19. April 1945 besetzten französische Truppen das völlig überfüllte Haus. Viele Unterlagen und Akten aus der Zeit des Dritten Reiches waren bis dahin aus Angst bereits vernichtet worden.⁶⁸

Nachkriegsjahre

In den ersten beiden Nachkriegsjahren war die Ernährungssituation kritisch, trotz eigener Landwirtschaft. Da sehr viele über Achtzigjährige in der Kreispflegeanstalt lebten, war die Sterberate hoch. Es begann auch die Rückführung der Evakuierten in ihre Heimateanstalten, und so waren im März 1947 unter 200 Pfleglinge in Fußbach untergebracht. Es gab nur sehr wenige Neuaufnahmen, da Plätze für Flüchtlinge freigehalten werden mußten.

Im Dezember 1945 wurde der Bermersbacher Bürgermeister Michael Huber Respizient, allerdings wurden die Geschäfte nun von der Verwaltung des Landratsamtes in Offenburg im Einvernehmen mit der Schwester Oberin geführt.⁶⁹

Ab 1948 wurden in der französischen Zone vermehrt Flüchtlinge aus den Ostgebieten aufgenommen. Die größte Zahl kam aus Übergangslagern in Norddeutschland oder Dänemark. Auch in der Kreispflegeanstalt Fußbach trafen viele Flüchtlinge ein, meist waren dies behinderte und auch ältere und gebrechliche Menschen, so daß die Zahl der Pfleglinge schnell wieder anstieg. Die größten Zuwächse waren in den Monaten Oktober, November und Dezember 1948 zu verzeichnen.⁷⁰ Ende 1950 war die 400 fast erreicht. Davon waren fast 180 Flüchtlinge.⁷¹

Zu Beginn der 50er Jahre trug sich die Anstalt selbst, wobei besonders die eigene Landwirtschaft wichtig war. Schon damals war das Heim vorbildlich modern ausgestattet im Vergleich zu anderen Anstalten. Den größten Teil des Personals stellten weiterhin die Schwestern mit 19 Personen.

„Es gibt keinen ‚Fuschbe‘ mehr“

1953 wurde der Name der Kreispflegeanstalt Fußbach in ‚Kreispflegeanstalt Bermersbach‘ geändert. Diese Änderung wurde nach einer Besichtigung der Anstalt durch die Kreisversammlung beschlossen, nachdem festgestellt worden war, *daß die Anstalt mit neuzeitlichen Apparaten und Geräten ausgestattet ist. Vor allen Dingen sind die Einrichtungen der Küche, Unterkünfte usw. vorbildlich.*⁷² Damals wurden 13 Hektar Land bewirtschaftet. Prägend war die Arbeit der Schwestern, *die die Arbeit im Dienste der Nächstenliebe* verrichteten. Seit Kriegsende hatte sich die Anstalt bis 1953 *sowohl bezüglich ihres äußeren als auch ihres inneren Charakters wesentlich verändert.*

Später erfolgte eine weitere Namensänderung in ‚Kreispflegeheim Bermersbach‘.

Von der Kreispflegeanstalt zum modernen Sozialdienstleistungsunternehmen

Am 01. 01. 1973 ging das Kreispflegeheim in die Trägerschaft des neugebildeten Ortenaukreises über. Hohe Investitionen, Neubauten und eine stete Vergrößerung des Personals trugen mit dazu bei, das Heim zu einem modernen Pflege- und Betreuungsheim auszubauen.

Seit den 70er Jahren wurde in jedem Jahrzehnt ein Großprojekt in Angriff genommen: der Bau des Gemeinschaftshauses, fertiggestellt 1977, eines Bettenhauses, das Anfang 1987 bezogen wurde, und eines weiteren Wohngebäudes, das 1998 bezugsfertig war. Das neueste Gebäude entstand an der Stelle des früheren Ökonomiegebäudes. Die Landwirtschaft wurde Anfang der 80er Jahre aufgegeben.

1993 wurden die Schwestern vom Heiligen Kreuz offiziell aus Fußbach verabschiedet. Die Mehrheit des Personals stammt heute aus der näheren Umgebung und viele davon kommen aus Fußbach.

Seit 1996 ist das Heim ein Eigenbetrieb des Ortenaukreises und führt den Namen ‚Pflege- und Betreuungsheim Ortenau‘.

Heute arbeiten über 250 Menschen im Heim, zu dem noch Außenwohngruppen in Ortenberg und Zell a.H. gehören und eine gerontopsychiatrische Abteilung im ehemaligen Krankenhaus in Zell a.H.

Aus der ‚Kreispflegeanstalt Fußbach‘ ist das ‚Pflege- und Betreuungsheim Ortenau‘ geworden, ein modernes Sozialdienstleistungsunternehmen, dessen Ausstattung, Leistungen und Organisation sich nicht mehr mit den Anfängen und der langjährigen Situation vergleichen lassen.

Anmerkungen

- 1 *Kähni*, Otto, 100 Jahre Kreispflegeheim Bermersbach-Fußbach; in: Die Ortenau 1974, Band 54; Offenburg 1974, S. 190.
- 2 Ebd., S. 191.
- 3 Vgl. *Tritschler*, Bernhard, Die Verpflegungsanstalt des Kreises Offenburg nach ihren äußeren und inneren Verhältnissen; Offenburg 1888, S. 1.
- 4 Vgl. *Faulstich*, Heinz, Von der Irrenfürsorge zur „Euthanasie“. Geschichte der badischen Psychiatrie bis 1945; Freiburg 1993, S. 18.
- 5 Vgl. *Kähni*, S. 191 f.
- 6 Vgl. ebd., S. 192.
- 7 *Tritschler*, S. 3.
- 8 Vgl. ebd.
- 9 Vgl. *Kähni*, S. 192 und *Tritschler*, S. 4.
- 10 Vgl. *Tritschler*, S. 1.
- 11 Vgl. *Kähni*, S. 193 f. und *Tritschler*, S. 16 ff.
- 12 Vgl. *Tritschler*, S. 5.
- 13 Vgl. ebd., S. 6.
- 14 Vgl. ebd., S. 104.
- 15 Vgl. ebd., S. 29 ff.
- 16 Vgl. Archiv des Ortenaukreises, Bauakten Kreispflegeanstalt Fußbach.
- 17 Vgl. Archiv des Ortenaukreises, Bauakten Kreispflegeanstalt Fußbach.
- 18 Vgl. ebd.
- 19 Vgl. *Kähni*, S. 194.
- 20 Vgl. Akten des Pflegeheimes.
- 21 Vgl. ebd., Wirtschaftsberichte.
- 22 Vgl. *Faulstich*, S. 69 ff.
- 23 Vgl. *Kähni*, S. 195.
- 24 Archiv des Ortenaukreises: Bauakten Kreispflegeanstalt Fußbach.
- 25 Ebd.
- 26 Vgl. ebd.
- 27 Alle bisherigen Angaben in diesem Kapitel: Akten des Pflegeheims, Chronik der Schwestern der Kreispflegeanstalt Fußbach/Baden (unveröffentlicht).
- 28 Vgl. Archiv des Ortenaukreises, Bauakten Kreispflegeanstalt Fußbach.
- 29 Vgl. Akten des Pflegeheimes/Fotos.
- 30 Chronik der Schwestern.
- 31 Vgl. Archiv des Ortenaukreises, Bauakten Kreispflegeanstalt Fußbach.
- 32 Vgl. Chronik der Schwestern.
- 33 Vgl. Archiv des Ortenaukreises, Bauakten Kreispflegeanstalt Fußbach.
- 34 Vgl. Akten des Pflegeheimes.
- 35 Vgl. Archiv des Ortenaukreises, Bauakten Kreispflegeanstalt Fußbach.
- 36 Vgl. ebd.
- 37 Gespräch mit Karl Hoferer (Bürgermeister von Bermersbach 1966–1974, hauptamtlicher Ortsvorsteher 1974–1990) am 16. 04. 1998.
- 38 Vgl. Staatsarchiv Freiburg i. Br., Bestand F 176/15, Nr. 37: Staatsanwaltschaft beim Landgericht Freiburg gegen Dr. Schreck und Andere (Euthanasie in Baden), Aussagen, Kreispflegeanstalt Fußbach.
- 39 Chronik der Schwestern.
- 40 Vgl. *Faulstich*, S. 147.
- 41 Ebd., S. 176.

- 42 Vgl. *Klee*, Ernst, ‚Euthanasie‘ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“; Frankfurt/Main 1983, S. 36.
- 43 Vgl. Staatsarchiv Freiburg, Aussagen von Schwester Potamia und Schwester Hildegard.
- 44 Vgl. *Faulstich*, S. 176.
- 45 Akten des Pflegeheimes, Geschäftsbericht für das Wirtschaftsjahr 1933/34 von August Schilli (März 1934).
- 46 Akten des Pflegeheimes, Ärztlicher Bericht über das Jahr 1934/35 von Anstaltsarzt Dr. Unger.
- 47 Akten des Pflegeheimes, Bericht vom 2. Juli 1945.
- 48 Akten des Pflegeheimes, Geschäftsbericht für das Wirtschaftsjahr 1934/35 von August Schilli (März 1935).
- 49 Akten des Pflegeheimes, Geschäftsbericht von August Schilli (März 1936).
- 50 Staatsarchiv Freiburg, Aussage Schwester Potamia.
- 51 Ebd.
- 52 Vgl. Akten des Pflegeheimes, Geschäftsberichte von August Schilli.
- 53 Vgl. Archiv des Ortenaukreises, Bauakten Kreispflegeanstalt Fußbach.
- 54 Vgl. Chronik der Schwestern.
- 55 Vgl. Staatsarchiv Freiburg, Aussage Dr. Wössner.
- 56 Vgl. ebd., Aussage Dr. Bräutigam.
- 57 Vgl. *Benz*, Wolfgang (Hg.), *Legenden, Lügen, Vorurteile: ein Lexikon zur Zeitgeschichte*; München 1990, S. 74 f.
- 58 Vgl. *Brombacher*, Horst, Das Euthanasieprogramm für „unheilbar Kranke“ (1939–1941) und seine Durchführung in den Anstalten Mittelbadens; in: *Die Ortenau* 1987, Band 67; Offenburg 1987, S. 453.
- 59 Staatsarchiv Freiburg, Aussage Schwester Hildegard.
- 60 Vgl. *Honolka*, Bert, *Die Kreuzelschreiber. Ärzte ohne Gewissen – Euthanasie im Dritten Reich*; Hamburg 1961, S. 33 ff.
- 61 Vgl. Staatsarchiv Freiburg, Aussage Schwester Hildegard.
- 62 Ebd.
- 63 Angaben: Staatsarchiv Freiburg, Aussagen Kreispflegeanstalt Fußbach.
- 64 Vgl. ebd. und *Brombacher*, S. 457.
- 65 *Brombacher*, S. 457.
- 66 *Klee*, S. 239.
- 67 Archiv des Ortenaukreises, Landkreis Offenburg, Spezialakten Bermersbach.
- 68 Vgl. Chronik der Schwestern.
- 69 Vgl. *Kähni*, S. 194.
- 70 Archiv des Ortenaukreises, Landkreis Offenburg, Spezialakten Bermersbach.
- 71 Vgl. *Offenburger Tageblatt*, 14. 12. 1950.
- 72 Vgl. *Offenburger Tageblatt*, 17. 04. 1953.

Haus Renchtal in Renchen

Von der Heilstätte zur Fachklinik – Eine geschichtliche Dokumentation

Reinhold Aßfalg

Es freut mich, daß der historische Verein für Mittelbaden sich für die Geschichte der Fachklinik Haus Renchtal interessiert, und ich nehme die Einladung gerne an, an dieser Stelle einen Abriß der Ergebnisse unserer Nachforschungen zu veröffentlichen. Als Leiter der Fachklinik bin ich primär mit der Organisation der Alltagsarbeit beschäftigt. Es waren insbesondere die verschiedenen Jubiläen, die den Anstoß gaben, genauer nachzuforschen, Archivunterlagen zu sichten und die Entwicklung der Fachklinik seit ihrer Gründung im Jahre 1905 zu verfolgen. Ich hätte zunächst nicht erwartet, daß ein solcher Blick in die knapp hundertjährige Vergangenheit so spannend und anregend sein kann.

In der Geschichte unseres Hauses spiegelt sich die Geschichte Deutschlands in diesem Jahrhundert, die gekennzeichnet ist durch die beiden Weltkriege, durch die Not der Wirtschaftskrise und durch den wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg. Unmittelbar zu erkennen ist die traditionsgeleitete Gesellschaftsordnung zu Beginn des Jahrhunderts, die Entwicklung zur nationalsozialistischen Diktatur, schließlich der Umbruch zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung und zu den Lebensbedingungen in einer pluralistischen Gesellschaft.

Die Geschichte des Hauses Renchtal zeigt uns, wie sehr das, was in der Suchtkrankenhilfe gearbeitet – und vor allem wie gearbeitet wird, von einem gesellschaftlich bestimmten Menschenbild abhängt. Das ursprüngliche moralische Verstehensmodell, das die Suchterkrankung als Ausdruck von Lasterhaftigkeit interpretierte und zu einer „Therapie der Disziplinierung“ führte, erwies sich als äußerst anfällig für die nationalsozialistische Ideologie, von deren herrschenden Vertretern die damaligen Hausväter sich in schweren Zeiten eine Sicherung der materiellen Grundlage ihrer Einrichtungen erhofften. Der Zusammenhang von Suchttherapie, Menschenbild, ökonomischen Bedingungen und politischen Leitbildern muß uns wachsam machen.

Die Beschäftigung mit der Geschichte führte uns dazu, unsere heutige Einstellung auf dem Hintergrund des geschichtlichen Gewordenseins kritisch zu hinterfragen. Gibt es nicht genügend Stellen, wo das längst überholt ge-



glaubte moralische Verstehensmodell gewissermaßen durch die Ritzen hindurchschaut? Zum heutigen Selbstverständnis gehört es, daß wir den Suchtkranken helfen wollen, aus der Abhängigkeit herauszukommen und eine selbstverantwortliche Stellung in einer pluralistischen Gesellschaft einzunehmen. Doch sind die äußeren realen Bedingungen immer so, daß dieses Ziel erreichbar ist? Und zeigen die inneren Bedingungen nicht allzuoft, daß Suchtkranke auf diesem Weg überfordert werden? Welche Strukturen sind erforderlich, um Menschen den Halt zu geben, den sie brauchen?

So verstanden, kann die Darstellung der Geschichte des HAUSES RENCHTAL als ein Beitrag zu der aktuellen Diskussion gesehen werden, wie die Gesellschaft mit ihren Suchtkranken umgehen und wie sie nicht mit ihnen umgehen soll. Eine Fachklinik für Suchtkranke, so wie sie unter heutigen Bedingungen als Rehabilitationseinrichtung arbeitet, leistet dieser Gesellschaft einen wichtigen Beitrag. Sie stellt einen Rahmen dar, in dem Suchtkranke Hilfe finden und die Chance haben, ihr Verhalten positiv zu verändern.



Die Westansicht der Heilstätte (1905)

Eine solche Arbeit geschieht nicht im luftleeren Raum. Effektive Suchtkrankenhilfe gibt es nur im Verbund. Nur im Zusammenwirken der zuständigen Institutionen und ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kommt ein Ergebnis zustande, das sich sehen lassen kann. Die geschichtlichen Dokumente, die wir hier zusammenstellen, zeigen deutlich, wie sehr eine solche Einrichtung davon abhängig ist, daß sie von Leistungsträgern, von ambulanten Einrichtungen, von staatlichen Institutionen und insbesondere vom eigenen Trägerverband nachhaltig unterstützt wird.

1. HAUS RENCHTAL: Die Zeit des Aufbaus: 1905–1914

Der Bezirksverein Karlsruhe des „Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ gründete 1905 das Haus Renchtal als erste Heilstätte im Großherzogtum Baden. Zum Geländekauf stellte die Stadt Renchen 2600 Mark bereit.

1904 wurde mit den Bauarbeiten begonnen, am 1. Mai 1905 wurde die Heilstätte feierlich dem Betrieb übergeben und am 2. Mai trafen die ersten Patienten ein. Damals sprach man jedoch nicht von Patienten, sondern von „Pflegerlingen“. Das Haus hatte 35 Behandlungsplätze.

Im ersten Prospekt von 1905 heißt es:

Lange Zeit galt die Trunksucht, jener unwiderstehliche Hang zu alkoholischen (geistigen) Getränken, dem jahraus jahrein hunderte von Menschenleben und Familienexistenzen zum Opfer fallen, für unheilbar; die an Trunksucht Leidenden galten für unentrinnbar dem Elende und dem frühen Tode verfallen.

Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte hat gelehrt, daß dem nicht so ist, daß vielmehr durch eine systematische Heilbehandlung in eigens dazu errichteten Anstalten der Trunksüchtige in den allermeisten Fällen geheilt und seiner Familie wie der Allgemeinheit als nützliches Glied zurückgegeben werden kann.

Im Prospekt wurde vermerkt, daß die Heilstätte Renchen männliche Trunksüchtige (Alkoholisten und Gewohnheitstrinker) jeden Standes und jeder Konfession zwecks systematischer Heilbehandlung aufnehme; die Heilstätte sei eine offene Anstalt, in der die Anwendung von Zwangsmaßnahmen jeglicher Art grundsätzlich ausgeschlossen sei.

Die Einrichtung wird folgendermaßen beschrieben:

Die Heilstätte selbst besteht aus einem zweistöckigen Gebäude in freundlichem Landhausstile, das neben den nötigen Wirtschaftsräumen einen großen Speisesaal, einen sog. Tagraum, ein Lese- und Schreibzimmer, ferner Schlafräume für 35 Pfleglinge enthält.

Wie streng die Hausordnung war, geht aus § 6 und § 9 des Prospektes hervor:

§ 6

In der Regel darf während der ersten 3 Monate kein Pflegling die Anstalt verlassen, auch nicht mit Angehörigen oder dem Vormund. Später werden Ausgänge vom Hausvater, je nach dem Zustand und dem Verhalten des Pfleglings, bewilligt. Wird ein Ausgang vom Hausvater erlaubt, so muß die erlaubte Ausgangszeit genau eingehalten werden. Eigentliche Urlaube werden nur in dringenden Notfällen auf schriftliches Verlangen der nächsten Angehörigen gestattet.

§ 9

Besuche sind nur von Seiten der nächsten Angehörigen oder Vormünder gestattet, und es müssen die Anfragen 8 Tage vorher dem Hausvater unterbreitet werden. Ebenso dürfen in der Regel die Besuche nur in Zwischenräumen von 4 Wochen gemacht werden. Die Besuche sind nur nachmittags, in der Zeit von 1–6 Uhr gestattet, und es dürfen die Besuchenden von den Pfleglingen weder abgeholt, noch bei der Abreise begleitet werden.

Der Pflegesatz wurde folgendermaßen festgelegt:

Preise: Der Normal-Verpflegungssatz beträgt pro Tag:

<i>Für badische Staatsangehörige in der Regel</i>	<i>Mk. 2.–</i>
<i>Für Angehörige anderer Bundesstaaten</i>	<i>Mk. 2.50</i>
<i>Für Ausländer</i>	<i>Mk. 3.–</i>

Ein höherer Verpflegungssatz wird berechnet für Pfleglinge, die Doppel- oder Einzel-Schlafräume beanspruchen und zwar:

Für ein Bett im Doppel-Schlafräum Mk. 3.–

Für Einzel-Schlafzimmer Mk. 4.–

(Diese Preise gelten sowohl für Badener wie für Nichtbadener.)

Aus dem 1. Jahresbericht von 1906 geht hervor, daß 29 Pfleglinge aufgenommen wurden; 26 kamen aus dem Großherzogtum Baden, einer aus Bayern und zwei aus Elsaß-Lothringen. Die Betriebsrechnung schloß mit einer Bilanzsumme von 15.560,19 Mark.

Der erste „Hausvater“ war Freiherr Anton von Reischach; aus den Unterlagen ist über Herrn von Reischach wenig zu erfahren; er war schon etwas älter und mußte diese Aufgabe bald wegen Erkrankung aufgeben. Als Nachfolger trat am 1. Mai 1909 der zweite „Hausvater“ den Dienst an; das war Herr Andreas Streich, der, zusammen mit seiner Frau Emma, die Leitung des Hauses bis nach dem Zweiten Weltkrieg inne hatte. Beide hatten sich „durch ihre frühere Tätigkeit in Karlshöhe bei Ludwigsburg ... Erfahrung in sozialer Hilfsarbeit erworben ...“

(Jahresbericht 1909)

Ab Oktober 1910 fing Herr Streich an, Tagebuch zu führen. Diese Tagebücher wurden uns von den Nachkommen des Herrn Streich über den ehemaligen Bürgermeister der Stadt Renchen, Herrn Huber, übergeben, so daß wir heute relativ gut über die frühe Geschichte unseres Hauses informiert sind.

Der Hausvater lebte mit seiner Familie und den „Pfleglingen“ in einer sehr engen, oftmals herzlichen, oftmals aber auch recht problematischen Gemeinschaft. Es wurde gemeinsam gearbeitet, auch viel gemeinsam gefeiert (Weihnachten, Ostern, Erntedank, die Ehemaligentreffen an Pfingsten, der Geburtstag des Hausvaters, ab 1933 auch der des Führers). Man unternahm große Wanderungen (z.B. zur Hornisgrinde: Abmarsch 3.45 Uhr, Rückkehr 19.16 Uhr und dies auch bei 10 °minus).

Immer wieder hören wir von Belegungsschwierigkeiten: Die Belegung war ein ständiges Auf und Ab, und die Einrichtung war immer wieder in Not; 1908 waren 12 Pfleglinge im Haus; 1909 waren es im Durchschnitt 17; 1914 war das Haus erstmals voll belegt. Der Hausvater sah sich unter dem Druck, den Erfolg seiner Bemühungen darzulegen. Es gab Erfolgsstatistiken (Katamnesen); z.B. 1909 31% geheilt, 35% gebessert, 23% rückfällig und der Rest unbekannt bzw. verstorben.

1909 wurde der elektrische Strom eingeführt, 1912 bekam das Haus einen eigenen Telefonanschluß (Nr. 20), 1913 baute man für 64,– Mark eine Kegelbahn.



Ausflug in die Natur – Ein Wanderlied wird angestimmt

Von Anbeginn an spielt die LVA Baden für das HAUS RENCHTAL eine zentrale Rolle. Diese Zusammenarbeit hat sich später noch verstärkt, als die LVA als Gründungsmitglied in den Bad. Landesverband gegen den Alkoholismus eintrat und damit eine gestaltende Rolle im Ausbau des ambulanten und stationären Verbundsystems übernahm. Nach dem Wiederaufbau 1963 kamen die LVA Württemberg und die BfA als wichtige Leistungsträger hinzu.

Einige Textstellen aus der „Haus-Renchtal-Akte der LVA Baden sollen die Arbeitsweise und die Atmosphäre in der Heilstätte verdeutlichen. 1906 beschreibt Herr v. Reischach, der erste Hausvater, einen Tagesablauf in der Heilstätte:

Es ist morgens 6 Uhr, da gibt die Glocke das Zeichen zum Aufstehen. Die Pflegerinnen, erquickt durch einen gesunden Schlaf, erheben sich rasch vom Lager, waschen sich, kleiden sich an und nehmen ihr reichhaltiges Frühstück in dem freundlichen Speisesaal ein. Hierauf hält der Hausvater eine kurze Morgenandacht mit ihnen, und sie kehren in ihre Zimmer zurück, um dieselben sowie die Betten in Ordnung zu bringen. Um 1/2 8 Uhr gibt die Glocke das Zeichen zum Beginn der Tagesarbeit, welche für den einzelnen je nach Kraft und Begabung eine verschiedene ist. Die einen sind in Garten und Feld beschäftigt, andere verrichten Hausarbeiten; wer mehr mit der Feder als mit der Hacke und Schaufel umzugehen weiß, unterstützt

den Hausvater bei den Bürogeschäften. Abwechslungsweise, in Gruppen von 4 Mann wird Wasser gepumpt, eine Arbeit, die neben ihrem hauswirtschaftlichen Zweck auch noch den einer nützlichen Übung der Herz- und Muskelkraft erfüllt. Um 11 1/2 Uhr reinigen sich die Pflinglinge zur Mittagsmahlzeit, die um 12 Uhr im Speisesaal eingenommen wird. Die Kost ist einfach, aber kräftig und wohl-schmeckend; sie sagt den Patienten auch sichtlich zu. Alkoholische Getränke sind selbstverständlich ausgeschlossen. Nach Tisch erfolgt eine Erholungspause bis 1 1/2 Uhr, dann wird die gewohnte Arbeit wieder aufgenommen bis abends 1/2 6 Uhr, nur unterbrochen von einer Kaffeepause um 3 1/2 Uhr. Nach dem Abendessen um 7 Uhr und der darauffolgenden Abendandacht vereinigen sich die Pflinglinge zu ruhiger Geselligkeit. Man unterhält sich, spielt, liest, musiziert. Um 1/2 10 Uhr begibt sich alles zur Ruhe.

2. Der Erste Weltkrieg: 1914–1918

Hausvater Streich wurde mit Kriegsbeginn eingezogen; seine Frau Emma Streich verwaltete das Haus bis zur Rückkehr ihres Mannes Ende 1918. Daß der Hausvater in den Krieg zog und seine Frau während dieser Zeit die Leitung übernahm, wird im Tagebuch als ein ganz selbstverständlicher Vorgang dargestellt. Die Pflinglingszahl nahm durch Einberufung und Kriegsdienst rasch ab. Am 5. 8. 1914 waren es nur noch 7.

Militärkommissionen besichtigten das Haus: Ihr Urteil lautete: „Ein herrliches Genesungsheim!“ Bald kamen Stabsärzte und Sanitätssoldaten, sie stellten Betten auf; das HAUS RENCHTAL wurde zum Lazarett und bereits am 4. 9. kamen 52 Verwundete.

Am 15. 9. schreibt Herr Streich in das Tagebuch:

Es werden nach und nach wieder Patienten entlassen, ein neuer Trupp kommt dafür. Hin und wieder prangt auch ein Bierfaß im Haus. Das Flaschenbier geht nicht aus. Sonntags ist die Unruhe und Lebhaftigkeit im Haus am größten. Im allgemeinen sind die Soldaten sehr ordentlich und anständig. Sie wurden anfangs durch die allzugroße Nachgiebigkeit der jungen Mädchen verwöhnt und werden zuletzt etwas anspruchsvoll, teilweise.

1917 wurden Karlsruher Volksschüler zur Erholung aufgenommen.

Im Tagebuch heißt es:

20. 07.

Es kommen 35 Ferienkinder der Karlsruher Volksschule mit einem Lehrer und dessen Frau. Vom Rathaus aus kann nicht gesorgt werden für Fleisch, Milch, Fett. Es kostet viel Mühe, bis 2 Metzger (Hofer und Anishänsel) sich bereit erklären, je wöchentlich 9 Pfund Fleisch zu liefern.

Metzger Walz (Kreuz) bemüht sich um Fett, erhält aber keins und gibt heimlich 1 Pfund.

In 3 Häusern kann je 1 Liter Milch täglich geholt werden. Unser Garten bietet viel Gemüse und Obst, dazu sind die Frühkartoffeln reichlich, und es wurden in den ersten 14 Tagen der Kolonie durchschnittlich etwa 1 Ztr. Kartoffeln gekocht.

05. 08.

Es kommt der Bescheid, daß wir 35 Ztr. Frühkartoffeln abliefern sollen. Auf eine Eingabe b. Bez. Amt um Nachlaß kam abschlägiger Bescheid. Herr Rektor Stehlin, der am 05. 08. uns besuchte, wurde vorstellig beim Bez. Amt, worauf der Satz auf 15 Ztr. herabging, die wir uns erboten hatten zu liefern. Auch erhalten wir am 10. 08. an je täglich 15 Liter Milch durch das Milchamt Karlsruhe, wohin Renchen die Milch zu liefern hat.

16. 08.

Es geht die Kolonie weg. Die Kinder haben ein besseres Aussehen, die Durchschnittszunahme an Körpergewicht ist 3 Pfund und 200 gr.

Das Haus wird gereinigt und in Stand gesetzt zur Aufnahme der zweiten Kolonie, die am 20. 08. eintrifft. 35 Kinder, ein Lehrer mit Frau und 1 Kind.

3. Zwischen dem Ersten Weltkrieg und der nationalsozialistischen Diktatur: 1919–1933

Am 16. 12. 1918 wurde Herr Streich aus dem Heeresdienst entlassen und kehrte in die Heilstätte zurück. Kurzfristig war das Haus wieder von Soldaten besetzt, die erst Anfang 1919 abzogen. Danach sollte die Heilstätte wieder ihrem eigentlichen Zweck zugeführt werden; deshalb wurden in den Zeitungen Werbeanzeigen veröffentlicht. Am 2. 2. 1919 nahm Herr Streich den ersten Pflegling, einen Mannheimer, auf.

Das Jahr 1919 hat für das HAUS RENCHTAL aber noch eine andere besondere Bedeutung: Am 6. Juni 1919 wurde in Karlsruhe der „Bad. Landesverband gegen den Alkoholismus E.V.“ gegründet, und dieser Verband übernahm die Trägerschaft der Heilstätte. Bei den damaligen Fürsorgeämtern wurden sog. „Kreistrinkerfürsorgestellen“ eingerichtet. Bereits damals erkannte man die Notwendigkeit einer engen Verbindung zwischen ambulanter und stationärer Suchtkrankenhilfe. Die gemeinsame Weiterentwicklung (ambulant-stationär) führte langfristig zum heutigen regionalen Verbundsystem.

Die Jahre, die auf den ersten Weltkrieg folgten, waren äußerst schwierig. Sie waren gekennzeichnet durch die Weltwirtschaftskrise und die Inflation. Weil jede ökonomische Sicherheit fehlte, und das Haus keine solide materielle Grundlage hatte, war der Arbeitsauftrag stets in Frage gestellt.

Im Juni 1919 kam z.B. unangemeldet eine Ferienkolonie mit 29 Kindern. Die Versorgungslage war schlecht: Vom 15. 2. 1920 finden wir den Eintrag im Tagebuch, daß ab sofort nur noch 200 g Brot pro Kopf und Tag zur Verfügung stehen. Das Frühstück wurde als Suppe gegeben.

Die Existenz der Heilstätte stand auf dem Spiel; die erweiterte Heilstättenkommission hatte im Arbeitsministerium in Karlsruhe am 18. 3. 1921 beschlossen, den bisherigen Betrieb der Heilstätte ganz aufzugeben und aus dieser ein Erholungsheim für männliche Erholungsbedürftige zu machen. Damals waren noch 7 Pfleglinge im Haus; die Hausordnung wurde aufgehoben; die Pfleglinge wurden als die ersten Gäste betrachtet, bekamen freien Ausgang, die Arbeitspflicht fiel weg, der Alkoholgenuß blieb weiterhin verboten.

In der LVA-Akte wird in einer Notiz festgehalten:

Karlsruhe, den 10. Juni 1921.

Heute vormittag erscheint Herr Nervenarzt Dr. Max Neumann und überreicht in Anlage zwei Prospekte für das Genesungsheim in Renchen, indem er erklärt, daß das Genesungsheim als Heilstätte für Alkoholiker aufgegeben worden sei. Es werden zwar nach wie vor noch Alkoholiker aufgenommen, alleine es sei die Beobachtung gemacht worden, daß es an Alkohol erkrankte Personen, wie sie vor dem Kriege in die Heilstätte aufgenommen wurden, überhaupt nicht mehr gäbe. Durch den Verkehr solcher Kranken in der Heilstätte könne der Betrieb derselben allein nicht mehr aufrecht erhalten werden. Man müsse sich daher umstellen und die Anstalt zu einem Erholungs- und Genesungsheim umwandeln . . .

Es kamen auch einige „Gäste“, doch bereits 1922 wurde das „Erholungsheim“ ausschließlich wieder auf Trinkerheilung umgestellt, weil man glaubte, die Nachfrage sei gestiegen, was sich so allerdings nicht bestätigte. Ein Jahr später, 1923, verpachtete man die Heilstätte an die „Sanas“ AG (eine Firma für naturgemäße Volksernährung). Diese Firma, die einen Großhandelsbetrieb aufziehen wollte, ging allerdings bereits im Juli 1924 in Konkurs.

Am 12. Nov. 1924 teilte die Anstaltsleitung der Heilstätte Renchen dem „verehrlichen Vorstand der Landesversicherungsanstalt Baden“ mit:

Wir teilen Ihnen ergebenst mit, daß wir seit einigen Wochen die ursprüngliche und eigentliche Aufgabe unserer Anstalt, Trinker zu behandeln, wieder voll und ganz aufgenommen haben. . . . Die verheerende Flut des Alkoholismus, die durch den Krieg doch wesentlich eingedämmt wurde, ist wieder mehr und mehr im Steigen begriffen und nimmt infolge der gegenwärtigen allgemeinen Demoralisation unseres ganzen Volkes Formen an, die diejenigen der Vorkriegszeit noch übertreffen . . . Die ärztliche Leitung unseres Hauses hat ein erfahrener Psychiater, Herr Dr. Her-

zog von der Anstalt Illenau, übernommen. Die Beaufsichtigung, Anleitung und Erziehung der Pflinglinge untersteht seit nahezu 16 Jahren dem unterzeichneten Verwalter. Der Pflegesatz für Versicherungspflichtige beträgt M 2.50 täglich. Wir bitten Sie höflichst, uns gegebenenfalls Alkoholkranke vertrauensvoll zur Behandlung überweisen zu wollen, wie Sie dies vor dem Kriege in so ausgiebiger Weise getan.

Eine Vollbelegung war jedoch zunächst nicht zu erreichen. 1925 wurde Weihnachten mit 16 Pflinglingen gefeiert.

Besser ging es dann erst 1928; die Belegung war inzwischen so gut, daß sogar Notbetten aufgeschlagen werden mußten. Doch auch wenn die Belegung stimmte, gab es genug Grund zur Sorge, wie aus Tagebuchnotizen von 1928 hervorgeht:

17. 09.

Es ist bei den Pflinglingen in den letzten Wochen und Monaten ein recht unguter Geist eingerissen; jeder meint, ihm sollten Ausnahmen in allen möglichen Dingen gemacht werden. Die Sonntagsbesuche häufen sich mehr und mehr, so daß heute eine sehr ernste Ansprache mit Durchgehen der Hausordnung gehalten wurde.

20. 09.

... Der frühere Pflingling Z., der seit 1. Juni bei Stadtmüller Huck einen guten Vertrauensposten hatte, hat im Laufe der letzten Wochen etwa 1.000.- Mark veruntreut und verschwand stillschweigend.

Der ehemalige Pflingling B., der auch bei Huck seit Anfang Juli untergebracht war als Knecht, schämte sich dieser Arbeit, war offenbar auch zu faul dazu, griff wieder zum Glas und lief in den Werktagskleidern davon. Er trieb sich in den letzten Tagen in Karlsruhe, Pforzheim und Mannheim herum, andere Ehemalige heimsuchend.

21. 09.

Und heute bringt die Zeitung die traurige Nachricht, daß der frühere Pflingling S. seiner Mutter mit dem Hackbeil das Gesicht gespalten habe. Das sind traurige Erfahrungen, die wir da machen müssen und sie zeigen die furchtbare Macht des Alkohols.

Ab 1932 gab es eine Hauszeitschrift: „Vertrauliche Mitteilungen aus Renchen“ mit dem Motto: *In stiller Einkehr / Zu ganzer Umkehr / Mit festem Willen / Wills Gott zum Sieg!*

In einer dieser Veröffentlichungen stellte Herr Streich seine Arbeitsweise ausführlich dar. Heute würden wir dies seine „Therapeutische Konzeption“ nennen.

Die bei uns angewandte Behandlungsweise ist einfachster, natürlichster Art: Vom ersten Tag an wird der Alkohol in jeder Form entzogen. Irgendwelche immer wie-

der gefürchteten Reaktionserscheinungen treten kaum in Geltung. Mit diesem bewußten Fernhalten des schädlichen Giftes kommt der meist in seiner Funktion gestörte Verdauungsapparat ganz von selbst wieder in eine natürliche Verfassung, die früher mangelhafte Eßlust stellt sich wieder ein, und die körperliche Erholung ist, untestützt durch eine kräftige, nahrhafte, reizlose Kost, in Bälde unverkennbar. Diese aber ist immer Voraussetzung für die Beruhigung des stets geschädigten Nervensystems und der Ausgleichung eines krankhaft veränderten Gemüts- und Seelenlebens. Zur Behebung dieser innersten, oft schweren Schäden, dient eine geordnete Ordnung aller täglichen Lebensbedingungen. Aufstehen, Mahlzeiten, Arbeitszeiten, Ruhepausen, Erholung, Zubettgehen sind erzieherisch und zweckentsprechend geordnet. Arbeit in Garten und Feld, Werkstatt und Stall, Haus und Hof ist wichtiger Heilfaktor, wodurch Unterordnung, Pflichtbewußtsein, Selbstdisziplin, Verantwortlichkeitsgefühl wesentliche Stütze finden . . .

Wichtigste Aufgabe ist eine umfassende Seelsorge im weitesten Sinn des Wortes. Abgeschlossenheit, Ruhe und Stille des Heilstättenaufenthaltes bewirken, in Verbindung mit einer fortschreitenden seelischen Ernüchterung, bei dem einen früher, bei dem anderen später eine innere Aufgeschlossenheit für die Erkenntnis des eigenen Seelenschadens und eine vertrauensvolle Empfänglichkeit für jede Aufbauhilfe. Daraus erwächst die Aufgabe der Beratung und Führung auf allen Lebensgebieten, die unter 4 Augen, in geregelten Vorträgen getätigt wird . . .

Wie alles Werden und Wachsen sich nicht erpressen und aus dem Boden stampfen läßt, sondern seine naturgebundenen Ansprüche an die Zeit stellt, so erfordert die Umschulung eines nur auf sich und sein Behagen bedachten, seiner Leidenschaft verfallenen, unsozialen Menschen in einen soliden, fürsorglichen, pflichttreuen Volksgenossen ihre Zeit. Leider erwachsen uns in diesem Punkte die meisten Schwierigkeiten, sowohl durch unsere Pflegebefohlenen selbst als auch oft durch die Angehörigen, die sich in vielen Fällen mit einer körperlichen Erholung begnügen, sich durch ein gutes Wohlbefinden täuschen lassen, die tiefsten Zusammenhänge ihres ganzen Zustandes aber noch nicht erkennen, uns aus der Schule laufen. Da Einsicht und Kraft zu einer gründlichen Lebensumstellung noch nicht hinreichen, verfallen diese Menschen der eigenen Schwäche und den Umwelteinflüssen meist nur zu bald wieder. Erfahrungsgemäß ist eine Mindestzeit von 6 Monaten notwendig, die in manchen Fällen sogar verlängert werden sollte.

Anfang der 30er Jahre ging die Belegung wieder extrem zurück, und die Existenz der Heilstätte stand erneut auf dem Spiel. Am 23. 11. 1932 schreibt Herr Streich an die LVA Baden:

Fast sämtliche Sozialversicherungen, auf deren Mithilfe unser ganzes Werk eingestellt war, haben seit etwa einem Jahr die Übernahme von Heilverfahren für Alkoholranke sehr stark eingeschränkt oder ganz abgelehnt. Und gerade Ihre Anstalt hat ja von jeher ein großes Interesse für die Heilstättenbehandlung Alkoholranke gezeigt und sich an vielen Heilkuren finanziell in anerkennenswerter Weise beteiligt. Seit etwa einem Jahr hat auch Ihre Anstalt die Beteiligung an Heilverfahren wesentlich eingeschränkt. Wir verstehen die Notwendigkeit der gegenwärtigen Sparmaßnahmen wohl, müssen es aber von unserem Standpunkt aus überaus bedauern, daß die Bekämpfung des Alkoholismus, der in seinen gesundheitlichen,

sittlichen und wirtschaftlichen Auswirkungen von keiner anderen Volkskrankheit erreicht wird, nun so jäh unterbrochen wurde. Dadurch werden viele einzelne trunkgebundene Männer samt ihren Familien von dem Segen, den eine Heilstättenbehandlung erfahrungsgemäß auf sie und ihren Umkreis auswirkt, ferngehalten und bleiben ihrem leiblichen und seelischen Elend preisgegeben. Unsere Arbeit hat gerade unter den Versicherungspflichtigen in gesundheitlicher, wirtschaftlicher und sittlicher Hinsicht schon überaus viel Gutes geleistet. Wir verweisen dabei auf unsere Erfolgsstatistik, die wir Ihnen unter dem 7. 12. 1931 zukommen ließen und wonach von 173 Versicherungspflichtigen, die in den Jahren 1925–1931 bei uns behandelt wurden, annähernd die Hälfte mit bestem Dauererfolg behandelt und fast 3/10 wesentlich gebessert waren. Durch die gegenwärtige Einschränkung der Heilkuren ist unser Werk ernstlich bedroht.

Die Zahl der Pfleglinge ist wesentlich zurückgegangen, und da auch der Staat, der uns bis vor 2 Jahren durch nennenswerte Zuschüsse unterstützte, seine Hand völlig von uns abgezogen hat und wir auf die mäßigen Pflegesätze angewiesen sind, so werden unsere Lebensmöglichkeiten von allen Seiten stark unterbunden. Und doch ist unsere Arbeit heute ebenso nötig wie in besseren Zeiten, denn so viele Menschen versuchen ihre Not zu vergessen im Trunk, und ein Sinken der Kurve des sogenannten Elendsalkoholismus ist noch kaum zu bemerken, was die gesamte Trinkerfürsorge bestätigt. Wir werden über unsere Arbeit in Bälde wieder einmal öffentlich berichten, was wir seit 1930 der hierzu notwendigen Mittel wegen nicht zu tun uns erlaubten.

Für heute möchten wir mit diesem Notruf darauf hinweisen, daß unser Werk immer noch besteht und Ihnen freundlichst nahelegen, nach Möglichkeit bei einzelnen, von Krankenkassen, Fürsorgeämtern etc. eingeleiteten Heilverfahren sich doch auch ferner beteiligen zu wollen . . .

Aus einer späteren Notiz geht hervor, daß die LVA Baden bezüglich der wenigen noch bezuschußten Kuren bei Alkoholkranken die Heilstätte Renchen bevorzugt hat.

4. Die Heilstätte unter dem Einfluß der nationalsozialistischen Ideologie: 1933–1939

Ab 1933 gewinnt der ideologische und politische Einfluß des Nationalsozialismus zunehmend an Bedeutung. In den „Vertraulichen Mitteilungen aus Renchen“ vom Oktober 1933 heißt es:

. . . unseren Freunden dürfte wohl bekannt sein, daß unser Volkskanzler Adolf Hitler bewußt abstinent lebt und auch Nichtraucher ist. Wir halten diese erfreuliche Tatsache aber für so wichtig, daß wir es für nötig erachten, derselben hier zu gedenken . . .

Es folgen Zitate aus „Mein Kampf“ und dem „Völkischen Beobachter“; dann heißt es:

Diese Stellungnahme des Kanzlers zusammen mit seinem persönlichen Beispiel läßt hoffen, daß sich die Erwartungen gerechtfertigt erweisen werden, die man weiterhin in all den Kreisen, die den Ernst und die tiefe nationale und soziale Bedeutung der Alkoholfrage erkannt haben, auf die Regierung setzt. Möchten sie sich bald in einsichtsvollen und entschlossenen Taten erfüllen!

1936 wird den vertraulichen Mitteilungen aus Renchen ein Zitat des Reichsstatthalters und Gauleiters Hildebrandt vorangestellt:

Wo ist der Kampf gegen das blutverderbende Gift, den Alkohol und das Nikotin?! Man redet groß, zieht aber nicht die Konsequenzen, wenn man Gelegenheit hat, durch den Verzicht auf diese Gifte Blut und Rasse zu erhalten. Der Führer hat der HJ in dieser Beziehung warnende Worte gesagt. Das deutsche Volk wird noch vieles opfern und aufgeben müssen, um sein Endziel zu erreichen. Statt gesunde Kinder zu zeugen, wird lustig getrunken und Kette geraucht, bis die Lunge platzt . . .

Die Heilstättenleiter, die ihre Arbeit als Kampf gegen den Alkohol verstanden und sich für ihre krisengeschüttelten Einrichtungen ökonomische Sicherheit erhofften, sahen sich durch die nationalsozialistischen Verlautbarungen ideologisch unterstützt und hegten die Hoffnung, endlich auf eine solide materielle Basis zu kommen. Am 12. 11. 1935 übersandte Herr Streich der LVA den neuesten Jahresbericht und fügte hinzu:

Es ist zu hoffen, daß die gegenwärtig sich stark bemerkbarmachende Gesundheitsaktion an unserem Volk, also auch die Bekämpfung der Trunksucht, wie sie in dem Erlaß des Ministeriums des Innern vom 26. 7. d.J. aufgenommen wurde, in Zukunft unsere Arbeit etwas leichter und aussichtsreicher gestaltet als dies bisher bei großer Teilnahmslosigkeit weiter Volkskreise der Fall war.

Heil Hitler!

[Die Heilstättenleitung: Streich.]

1939 nahm Herr Streich an der zweiten Reichstagung Volksgesundheit und Genußgifte in Frankfurt teil und berichtete im Rundschreiben von einem Vortrag, den der Reichsorganisationsleiter Dr. Ley in Frankfurt gehalten hatte:

Der deutsche Mensch soll zu wahrer Lebensfreude erzogen werden, die Welt mit all ihren Schönheiten müsse ihm gezeigt werden und er soll zu den Höhen der Kultur und Kunst emporgeführt werden. Das sei ein armer Wicht, der erst durch Genuß von Alkohol in Stimmung komme.

Der größte und radikalste Streiter im Kampfe gegen die Genußgifte sei der Führer. Er könne den, der trinke, nicht leiden, ja er hasse das Trinken geradezu, wie auch in seinem, des Führers Hause, nicht geraucht werden dürfe. Der Wille des Führers sei Gesetz, sein Wunsch sei Gebot, und er appelliere an alle, dem Wunsche des

Führers nachzukommen. Dieses offene, klare Bekenntnis zu einer enthaltsamen Lebensführung, begeistert, lebenswahr und überzeugend vorgetragen von einem Manne in solch führender Stellung, wie sie Dr. Ley innehat, kann seine Wirkung nicht verfehlen und wird und muß unserm Kampfe um die Gesunderhaltung unseres Volkes und Befreiung desselben aus den lebenshemmenden Fesseln der Genußgifte einen starken Auftrieb geben.

Immer öfter ist die Rede von der „Ausmerzung der Trunksucht“. Bereits am 14. 07. 1933 wurde das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ erlassen. In § 1, 3 des Gesetzes, wird festgehalten, daß u.a. „unfruchtbar gemacht werden kann, wer an schwerem Alkoholismus leidet“; im Kommentar heißt es: „Bei entarteten Trunksüchtigen wird man sich bei der Sterilisierung auf die schwersten Formen von Alkoholismus beschränken, da dann auch eine geistige und ethische Minderwertigkeit vorliegt, so daß Nachwuchs von diesen Personen aus mehrfachen Gründen nicht erwünscht ist.“ Bei den heilbaren Trunksüchtigen dagegen sollte eine Behandlung durchgeführt werden.

Aus den Unterlagen des Bundesverbandes für stationäre Suchtkrankenhilfe („buss“) geht hervor, daß dieses Gesetz in den Kreisen der Trinkerfürsorge schon von Inkrafttreten an auf hohe Akzeptanz stieß.

Am 06. 02. 1934 schrieb der Verband an den Herrn Reichsarbeitsminister einen Brief, in dem er sich deutlich hinter das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses stellte und auf den Erfolg der Behandlung in deutschen Trinkerheilstätten verwies.

Wir geben hier Ausschnitte aus diesem Brief wieder:

Das große Ziel des nationalsozialistischen Staates, die gesundheitliche geistige und sittliche Aufartung des deutschen Volkes und dessen wirtschaftliche Erstarbung, wird in der Wurzel bedroht durch die Volksseuchen: Alkoholismus, Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten. Es braucht nicht weiter aufgeführt zu werden, daß Alkoholismus dabei seine besondere Bedeutung hat. Er gefährdet nicht nur selbst in vielen Fällen die körperliche und geistige Ertüchtigung des Volkes, sondern er ist auch anerkanntermaßen der Nährboden für die beiden anderen Seuchen. Ebenso ist bekannt, daß gerade die Trunksucht die deutsche Familie bedroht, sind doch über 9/10 aller Trunksüchtigen in Deutschland Familienväter.

Bei dem Kampf für die Volksgesundheit, in den die Reichsregierung jetzt eingetreten ist, ist auch die Ausmerzung der Trunksucht in besonderer Weise hervorgehoben worden. Gemäß dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses sind solche Personen zu sterilisieren, welche an schwerem Alkoholismus leiden. Ebenso müssen unheilbare Süchtige aus der bürgerlichen Gesellschaft, der sie infolge ihrer Haltlosigkeit und Verantwortungslosigkeit nur schaden können, ausgeschieden und in Arbeitsheimen bzw. Arbeiterkolonien einfachster und sparsamster Art bewahrt werden.



Ende der 30er Jahre

Auf der Tagung des Verbandes der Trinkerheilstätten des deutschen Sprachgebietes erklärte der Hausvater Streich aus Renchen, daß „das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses . . . ein deutlicher Beweis ist für ein verantwortungsvolles ernstes Wollen des fraglichen Kampfes gegenüber allerlei Volksschäden, auch gegen den Alkoholismus.“

Im 1. Jahr nach Inkrafttreten des Gesetzes wurden in Deutschland 70 Zwangssterilisationen durchgeführt. Auch von der Heilstätte Renchen sind uns zwei Fälle bekannt. Im Tagebuch von Herrn Streich finden wir 1934, eingestreut zwischen ganz alltäglichen Notizen:

- 19. 09. *Saft gemacht*
- 20. 09. *Marmelade eingekocht*
Mit 8 Pfleglingen abends bei einem Film der N.S.D.A.P.:
„Reifende Jugend“.
Singstunde
Pflegling Franz M., Freiburg, wird heute durch die Gendarmerie nach
der Illenau gebracht zur Unfruchtbarmachung.
- 22. 09. *Vortrag „Alkohol und Schädigung von Geist und Seele“*
Großer Leseabend

Am 07. 03. 1936 wurde die Kundgebung des Führers über die Besetzung der bisher neutralen Zone angehört, am 27. 03. der Friedensappell des Führers aus Essen. „Da der Radioapparat ganz plötzlich versagte, ging die ganze Belegschaft in den Rathaussaal.“ Mit einem eigenen Festprogramm wurde der Geburtstag des Führers gefeiert. Bald begannen Verdunkelungsübungen. Am 30. 01. 1937 wurden die Übertragung der Reichstagssitzung und die Rede des Führers gemeinschaftlich angehört. Übrigens waren in diesen Jahren vor dem 2. Weltkrieg auch drei weibliche Patienten zur Behandlung im Haus Renchtal.

5. Der Zweite Weltkrieg: 1939–1945

Zu Kriegsbeginn wurden wieder viele Pfleglinge entlassen; der Heilstättenbetrieb konnte nicht aufrecht erhalten werden. Am 04. 09. 1939 befanden sich noch 3 Pfleglinge im Haus, die freiwillig blieben.

Zunächst quartiert sich ein Baubataillonsstab mit 30 Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften ein; dann eine Sanitätskompanie mit 80 Personen; dann kommen gefangene Polen und Franzosen; dann Umsiedler (100 Bessarabiendeutsche); schließlich zieht 1944 die Kreisleitung Straßburg/Kehl ein.

Einige Auszüge aus den Tagebüchern von 1940:

19. 06.

Heute wurde mir schon wieder 1 Pole zurückbehalten, so daß ich auf dem Rathaus energisch vorgehen mußte. Und heute wurde die schöne deutsche Stadt Straßburg von unseren deutschen Truppen genommen . . . Damit dürfte alle Sorge um eine Beschießung dieser unserer Gegend behoben sein, und wir schauten heute abend mit Freude und Stolz hinüber nach dem in goldenem Abendfrieden daliegenden Elsässerland mit seinem schönen Straßburg, auf dessen herrlichem Münster seit einigen Stunden die deutsche Flagge weht.

Das Haus wurde 1941 mit Umsiedlern belegt. Für den Hausvater erweist sich diese Belegung immer mehr als große Belastung:

24. 04.

Es ist ein grausiger Umtrieb im Hause, fast nicht zu bewältigen. Da die Umsiedler schon zum großen Teil in Arbeit sind und morgens 6 Uhr schon das Frühstück bereit stehen muß, jeder sein Vesperbrot und das Mittagessen mitbekommt, sofern er nicht heimkommen kann, ist das eine schwere Arbeit. Es sind nun 105 Umsiedler im Hause. Dazu wir 9 (Lorenz, Hilda, Theresa, A. u. E. Streich, die 2 Polen und die Franzosen).

30. 04.

Letzte Nacht 1 ¼ Stunde Fliegeralarm. Die ganzen Umsiedler wurden im Luftschutzraum untergebracht.

25. 05.

Es muß der kleinen Kinder wegen im Hause bis heute geheizt werden. Die Arbeit mit den Umsiedlern macht uns viel Arbeit und Not. Es sind fast alles Großstadtbevölkerung, die bisher noch üppig leben konnten und denen es schwer fällt, sich an unsere einfache, zuteilende Lebensweise zu gewöhnen. Suppen, Gemüse und Kartoffeln lieben sie nicht sonders, sind auch eine andere Zubereitung gewohnt und ihrer Bevorzugung von Fleisch und Wurst und Fett kann nicht stattgegeben werden, da es gerade an diesen Dingen fehlt. Etwa 20 Personen müssen für Mittag ihr Essen in Kännchen mitnehmen, da für sie weder Fleisch- und Fettmarken noch Geld zur Verfügung steht. Auch bringen die engen Unterkunftsverhältnisse viel Reibungsflächen mit sich, so daß viel unangenehme Streitereien entstehen unter den Umsiedlern . . .

Gegen Ende des Krieges wird die Situation immer schwerer. Tagebuchnotizen von 1944:

04. 12.

Die Einnahme von Straßburg durch die Feinde am 23. 11. und die Kämpfe im Ober- und Unterelsaß bringen viel Unruhe und Aufregung für uns mit sich. Die Umsiedler wollen fort, drängen auf Beurlaubung und Entlassung, die Schießerei geht ihnen auf die Nerven, wozu noch die vielen Tieffliegerangriffe mit Bordwaffen, Beschuß und Bombenabwurf kommen. Es wurden Ende November 6 Familien mit 30 Personen beurlaubt, so daß wir jetzt noch 35 Leute hier haben. Die Kreisleitung und der Landrat wollen ihren Betrieb in das Haus verlegen. Seit 3 Tagen richtet sich auch die Kreisleitung Straßburg/Kehl im ersten Stock des Hauses . . . häuslich ein.

11. 12.

Es kommt, durch die Frontnähe bedingt, der Befehl, daß die 2 polnischen landw. Arbeiter R. und T. sofort reisefertig zu machen und in Renchen zum Rücktransport abgegeben werden sollen. Was auch geschieht. R. war als fleißiger, gewissenhafter und pflichtbewußter Mensch eine wertvolle Hilfskraft, den ich ungern entlasse, und der eine Lücke in unser arbeitsvolles Leben reißt. Der andere war weniger wertvoll. So stehe ich nun allein, im Stall 3 melkige Kühe und 3 Schweine, die Dunganlage ist voll Mist, der ausgefahren werden sollte, die Äcker alle unbestellt, im Garten noch nichts überwintert, im Haus mit der Kreisleitung viel Arbeit. Und kriegsmäßig die schweren Abwehrkämpfe im Elsaß, die Front 15–20 km entfernt, das Artilleriefeuer den ganzen Tag hörbar und durch dauernde Erschütterungen des Hauses spürbar, in der Luft die täglichen Angriffe der Tiefflieger mit ihrem Terror. Schwere, ernsteste Zeit!

Anfang 1945 rückt die Front mit jedem Tag näher; Tieffliegerangriffe und Artilleriebeschuß über Renchen.

Die Kreisleitung beginnt, auf der Nordseite des Hauses einen Stollen zu graben und ist zur Verteidigung des Hauses entschlossen.

28. 02.

Gestern und heute wieder Artilleriebeschuß von Renchen, wobei gestern 5 Personen getötet wurden. Die Bevölkerung von Renchen ist in großer Erregung. Die Leute schlafen in den Kellern, in Bunkern, viele in umliegenden Ortschaften, und viele ziehen weg. Die Heilstätte blieb bis jetzt ohne Schaden. An dem Bunker unter dem Wäldchen wird weitergebaut von der Kreisleitung, (seit heute) Hilfe von Ostarbeitern.

Rückblickend schreibt Herr Streich im Juni ins Tagebuch:

Am 14. 04. war schon in der Frühe Alarmstimmung im Hause. Nordwesten zu hörte man Geschützdonner. Die Angehörigen der Kreisleitung zogen schon um 7 Uhr in ihre Kampfstellungen am Ausgang von Renchen, im Hohlweg rechts und links der Straße, in den Feldwegen neben der Heilstätte. Um 9 Uhr waren Panzer im Anmarsch von Wagshurst her hörbar, in welchem Ort es brannte. 10 Uhr drangen die ersten Feindpanzer auf der Straße von Wagshurst her beim Bahnhof in Renchen ein. Verwalter Streich verließ um 10.15 Uhr die Heilstätte mittels des Fahrrades, zuvor noch einmal alle Räume des Hauses, auch Speicher und Keller, in der Vorahnung dessen, was uns erwartet, durchgehend und gleichsam für immer von ihnen Abschied nehmend, auf der Straße nach Oberkirch–Oppenau.

Am 02. Mai erhielt Herr Streich einen Passierschein nach Renchen, und er ging zu Fuß nach Renchen zurück. Die Heilstätte war inzwischen abgebrannt. Seinen Bericht hält er im Tagebuch fest:

Aber welch ein trostloser Anblick bot sich ihm dar: Vom Hauptgebäude standen nur noch die Umfassungsmauern bis unter das frühere Dach. Das ganze Haus ist völlig ausgebrannt. Das Nebengebäude und die verschiedenen Schuppen total ausgebrannt. Im früheren Koksraum im Unterstock des Nebengebäudes glühte noch eine Menge Koks. Das Wäldchen, zur Hälfte die schöne Eiche, eine der 2 schönen Linden verkohlt oder ganz niedergebrannt, zusammen mit verschiedenen Obstbäumen in der Nähe des Hauses. Das Stallgebäude war nur leicht beschädigt. Allein das Dach wies größere Beschädigungen auf durch Granatsplitter, die Fenster waren ebenfalls durch Granatsplitter größtenteils zerstört. Die Pappel am hinteren Tor war, von einem Panzer gerammt, auf einen nahestehenden Apfelbaum umgelegt. Im Garten fehlten die meisten der Frühbeetfenster ganz, die anderen waren fast alle schwer beschädigt. Die Umfassungsmauern des Hauptgebäudes wiesen etwa 15 Volltreffer durch Granaten auf, in der Hauptsache auf dem Ostteil des Hauses. Der große Doppelkamin ragte weit über die Mauern hinaus anklagend gen Himmel. Auch vom Nebengebäude stand noch der Kamin. Alte Holzteile der beiden Häuser waren bis auf wenige Reste völlig verbrannt. Um die Häuser herum Berge von Schuttmassen. Dasselbe im Innern des Hauptgebäudes . . . Die zwei im Stall befindlichen Kühe waren vertrieben und, wie sich später herausstellte, zusammengeschoßen und verscharrt. Die 2 Schweine abgeschlachtet, die etwa 30 Hühner ebenso.

Streich kehrte am 03. 05. wieder nach Oppenau zurück und konnte erst am 22. 05. mit Frau wieder nach Renchen zurück, wo sie in der Futterkammer des Stallgebäudes Unterkunft fanden. An Möbeln fanden sie vor, 1 Stuhl, sonst nichts. Die im Stallgebäude den ganzen Krieg untergebrachten Heilstättenbetten (Matratzen, Federbetten, Wolldecken) waren verschwunden. Was in den ersten Tagen der Feindbesetzung nicht von den Franzosen zerstört oder geplündert wurde, fiel den Polen und Russen zum Opfer, und was diese noch übrig ließen, wurde von der Renchener Bevölkerung geplündert. Den Rest des noch vorhandenen Inventars zerstörte das Feuer vom 29. und 30. 04.

Sämtliche Akten, das ganze Rechnungswesen, die schöne, große Heilstättenbücherei gingen in den Flammen auf, soweit sie nicht zuvor der Plünderung anheimfielen. Streichs richteten sich so langsam im Stallgebäude ein.

Herr Streich wohnte mit seiner Familie noch einige Jahre in den Resten des Gebäudes. Er starb 1948 und ist auf dem Renchener Friedhof begraben.

6. Die neue Fachklinik

Die Heilstätte, die seit ihrer Gründung im Jahre 1905 genau 40 Jahre der Behandlung Alkoholkranker gedient hatte, war zerstört; es stand nur noch das ehemalige Stallgebäude, vom Hauptgebäude blieb die ausgebrannte Ruine.

Für eine neue Heilstätte war zunächst kein Bedarf. Der Alkoholkonsum hatte am Ende des Zweiten Weltkrieges seinen Tiefststand erreicht; nach der DHS-Statistik lag der durchschnittliche Verbrauch an reinem Alkohol pro Kopf der Bevölkerung 1950 bei 3,3 Liter (Deutschland West). Wirtschaftswundermäßig ging es bergauf. Je höher der durchschnittliche Verbrauch in einer Gesellschaft liegt, um so höher ist das Ausmaß der Alkoholschäden und Suchtprobleme.

Die steigende Zahl der Alkoholkranken führte dazu, daß das Suchthilfesystem wieder aufgebaut wurde. So hat der Badische Landesverband ab 1950 angefangen, die ersten „Kreistrinkerfürsorgestellen“ einzurichten, und 1954 wurde der Beschluß gefaßt, das Haus Renchtal wieder aufzubauen. Am 04. 08. 1960 tagte der Badische Landesverband im Rathaussaal in Renchen und befaßte sich ausschließlich mit dem geplanten Neubau. 1962 begann der Wiederaufbau; 1963 wurde das Haus eröffnet.

Im selben Jahr verlegte der Badische Landesverband seine Geschäftsstelle von Karlsruhe nach Renchen. Der Grund dafür war die Einsicht in die Not-



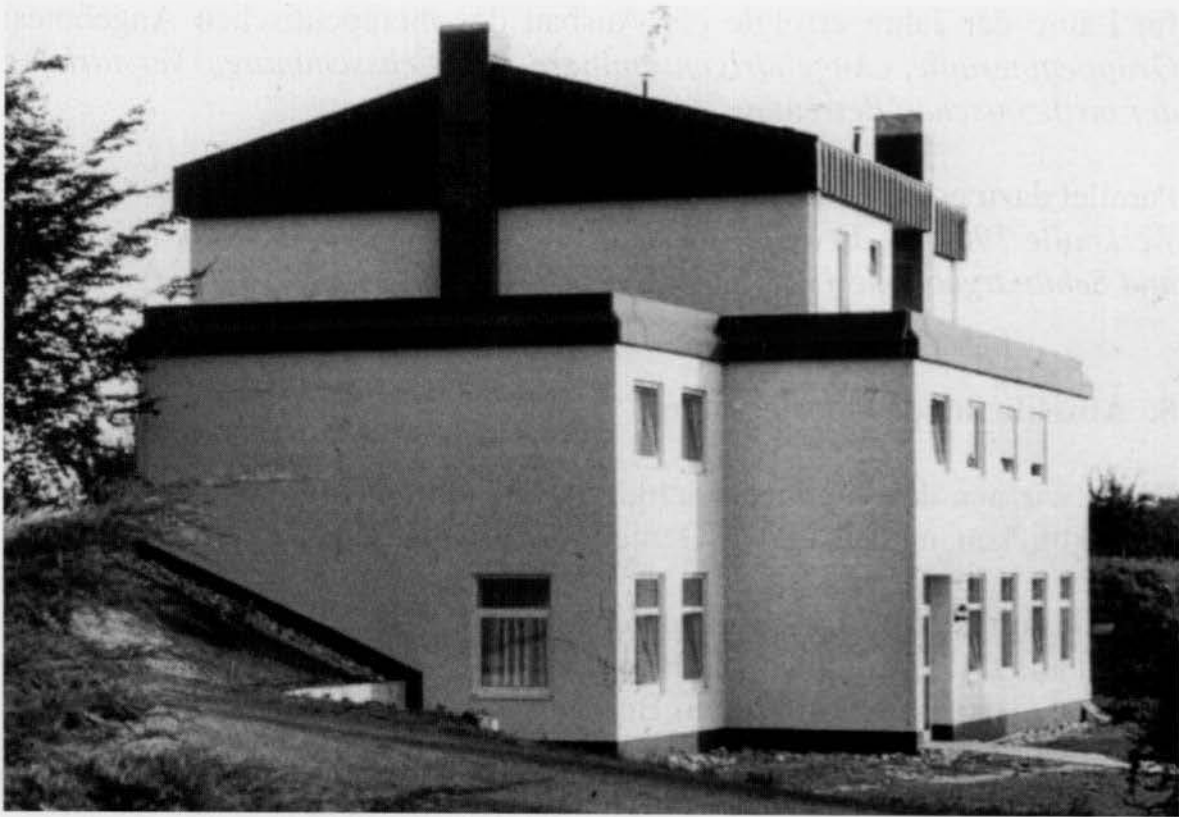
Fachklinik Haus Renchtal (Bau von 1962) – heutige Ansicht

wendigkeit einer möglichst engen Zusammenarbeit zwischen ambulanter und stationärer Suchtkrankenhilfe. Von Anfang an war die Idee maßgebend, ambulante und stationäre Suchtkrankenhilfe gemeinsam weiter zu entwickeln, und so zu einem regionalen Betreuungs- und Verbundsystem zu kommen.

Gegen den Namen HAUS RENCHTAL erhob sich Widerspruch, und der Bürgermeister der Stadt Oberkirch, Erwin Braun, richtete einen offenen Brief an den Badischen Landesverband. Darin heißt es:

Wir verkennen keineswegs den Wert, den die neugeschaffene segensreiche Einrichtung für viele gefährdete Menschen bedeutet; wir empfinden aber – bitte, verübeln Sie uns dies nicht – in der Entleihung des Talnamens für die Bezeichnung dieses Hauses eine Beeinträchtigung unserer seit vielen Jahren intensiv betriebenen Werbung, durch die wir das Renchtal als Tal der Heilbäder, der Quellen und Wälder, des Weines und der Früchte weithin bekanntgemacht haben.

Wie Ihr Herr Geschäftsführer bei meinem Besuch sagte, ist der ursprünglich erwogene Gedanke, der Bezeichnung des Hauses den Gewinn-Namen zu Grunde zu legen, deshalb fallen gelassen worden, weil der Name „Weingarten“ nicht gut mit der Zweckbestimmung der Heilstätte zu vereinbaren wäre. Es erscheint uns aber um so abwegiger, den Namen des Tales zu verwenden, das zum überwiegenden Teil ein einziger Wein- und Obstgarten ist und in dem die Mehrzahl der Bewohner (ohne in der Regel selbst der Suchtgefahr zu unterliegen) vom Absatz eben jener Erzeugnisse leben, deren unmäßigem Genuß die Anstalt ihre Entstehung „verdankt“.



Seminargebäude der Fachklinik Haus Renchtal

Über die Eröffnung der neuen Heilstätte wurde in der Presse folgendermaßen berichtet:

Die in Renchen am Dienstag, wie gemeldet, ihrer Bestimmung übergebene ärztlich geleitete Heilstätte für Alkohol Kranke, gebaut vom Landesverband Baden gegen die Suchtgefahren, ist die erste Heilstätte ihrer Art in der Bundesrepublik als auch in der Schweiz. Wie der Vorsitzende des Landesverbandes, Regierungsmedizinalrat Dr. Brugger mitteilte, werde man sich bemühen, die Heilstätte so offen wie nur möglich zu führen. Der ganze Gebäudekomplex weise weder Mauern noch Gitter auf, denn Alkohol Kranke seien keineswegs als Menschen mit einem asozialen Fluidum, sondern als arme Patienten anzusehen, die der Hilfe bedürfen. Es gehe bei der mindestens 6 Monate langen Entziehungskur auch keineswegs nur darum, den Kranken aus seinem Milieu herauszunehmen und ihn „trocken“ zu setzen, vielmehr sei es notwendig, die Ursache für die Alkoholsucht zu finden, um so die Behandlung richtig ansetzen zu können . . .

Das Problem der Namensgebung geriet jedoch mit der Zeit in Vergessenheit.

An der Finanzierung des Projektes waren beteiligt: das Land Baden-Württemberg, die LVA Baden, die Landesfürsorgeverbände Nord- und Südbaden.

Im Laufe der Jahre erfolgte ein Ausbau des therapeutischen Angebotes: *Gruppentherapie, Angehörigenseminare, Betriebsseminare, Verstärkung der medizinischen Betreuung, Sporttherapie.*

Parallel dazu erfolgte die bauliche Erweiterung: *Werkhalle 1967/68, Erweiterungsbau mit Schwimmbad 1975/76, Sporthalle und Seminargebäude 1984, Druckerei 1988.*

8. Abschließende Überlegungen

Wenn wir aus der heutigen Fachklinik auf die damalige Heilstättenarbeit zurückblicken, entdecken wir Gemeinsamkeiten und Unterschiede.

Gemeinsam ist z.B. die Auseinandersetzung um die Strukturierung des Tagesablaufs (Hausordnung), die Betonung von gemeinsamen Unternehmungen und Gestaltung von Festen. Bei genauerer Betrachtung zeigen sich jedoch mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten.

Wo liegen die Unterschiede?

Wo früher der Hausvater als Zentralfigur alle Fäden in der Hand hatte, haben wir heute das interdisziplinäre Team, in das jede Berufsgruppe ihre eigene Kompetenz einbringt. Der Leiter hat in erster Linie für die Integration dieser Ansätze zu sorgen. An die Stelle der Lebensgemeinschaft trat eine professionelle Arbeit mit definierten Aufgaben.

Der wichtigste Unterschied liegt vor allem darin, daß wir heute von einem anderen Menschenbild ausgehen. In der alten Heilstättenarbeit wurde der Suchtkranke als ein labiler, schwacher Mensch gesehen, der sich selbst weder Struktur noch Disziplin zu geben vermag. In der Heilstätte sollte er Unterordnung, Pflichtbewußtsein, Selbstdisziplin und Verantwortungsgefühl lernen. Die wichtigsten Heilfaktoren waren körperliche Arbeit und die ansteckende Wirkung positiver Vorbilder, die dem Suchtkranken zeigen sollten, wie er zu leben hat.

Diese moralisierende Grundhaltung der damaligen Hausväter, ihr Bewußtsein der eigenen Vorbildlichkeit, und ihr Wissen darüber, was für den Pflingling gut ist, sind aus heutiger Sicht schwer erträglich. Diese Einstellung macht aber auch klar, welche politische Bedeutung ein Menschenbild hat und welche politischen Anfälligkeiten (wenn man auf den Nationalsozialismus schaut) damit verbunden sind.

Für unser heutiges Menschenbild ist der Beitrag der Psychotherapie von entscheidender Bedeutung. Das psychotherapeutische Verstehensmodell der Sucht hat das moralische Verstehensmodell abgelöst. Wurde früher das Suchtverhalten als Auswirkung und Manifestation charakterlicher Schwäche betrachtet, so geht es jetzt unter psychotherapeutischem Gesichtspunkt darum, unter Zuhilfenahme unterschiedlicher Theoriesysteme das Suchtverhalten in seinem biographischen und psychosozialen Zusammenhang zu verstehen und daraus entsprechende therapeutische Interventionen abzuleiten.

Der Wechsel vom moralischen zum psychotherapeutischen Verstehensmodell hat es den Helfern ermöglicht, ihre Dienstleistung als therapeutische Arbeit zu definieren, und sie hat es den Betroffenen ermöglicht, die Rolle des dem Laster Verfallenen mit der des Kranken zu vertauschen. Die Konsequenz aus diesem veränderten Ansatz führte zur Anerkennung der Sucht als Krankheit im Urteil des Bundessozialgerichts von 1968 und schließlich zur Sucht-Vereinbarung von 1978, die die Arbeit der Fachkliniken auf eine klare Basis stellte.

Früher wurde die Arbeit der Heilstätte gesehen als Kampf gegen den Alkohol; heute sehen wir unsere Arbeit als Kampf für den Menschen, der sich aus der Abhängigkeit befreien und zu einer selbstverantwortlichen und befriedigenden Lebensführung in einer pluralistischen Gesellschaft kommen will. Indem die verschiedenen Bereiche der Fachklinik zusammenarbeiten, versuchen wir, den Patienten auf diesem Weg im Sinne einer ganzheitlichen Rehabilitation zu unterstützen.

Wir geben Rat, Anstöße, Anregungen für eine alternative Art zu leben . . . seinen Weg wählen und gehen wird der Patient selbst.

In der Einstellung den Menschen gegenüber, die hier Hilfe suchen, wird es nie eine absolute und letztgültige Sicherheit geben. Es gibt viele offene Fragen, die uns in der Zusammenarbeit beschäftigen: Wieviel Freiraum ist möglich, wieviel Kontrolle ist unerlässlich? Wie können wir die Selbstverantwortung und Autonomie des Patienten fördern? Wie ertragen wir Mitarbeiter es, wenn der Patient nicht so will, wie wir's für richtig halten? Wie schaffen wir es, daß nicht nur die Sucht im Blickfeld ist, sondern das Leben, das gelebt werden will?

Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, finanzielle Notlagen, familiäre Probleme setzen einer Veränderung Grenzen. Wie lassen sich für den einzelnen Voraussetzungen schaffen, daß sich die Abstinenz für ihn lohnt?

Das sind spannende Fragen, die in der Auseinandersetzung dazu führen, daß das Haus Renchtal, 90 Jahre alt, so jung geblieben ist, wie es immer war. Wir Mitarbeiter sehen diese Auseinandersetzung als eine spannende Aufgabe. Davon, daß eine Fachklinik mit ihrem Angebot der stationären Rehabilitation in Zusammenarbeit mit dem ambulanten Betreuungssystem unserer Gesellschaft einen sinnvollen Beitrag leistet, bin ich tief überzeugt.

Für die Zukunft wird es unser Ziel sein, das Bewährte entsprechend den aktuellen Herausforderungen weiter zu entwickeln. In baulicher Hinsicht planen wir, um den Standard der Patientenunterbringung zu verbessern, einen Erweiterungsbau und einige Veränderungen im Altbau. Was den Inhalt der Arbeit anbelangt, wird der Schwerpunkt in Zukunft verstärkt auf individualisierter Planung und Steuerung der Therapie liegen.

Der Rückblick auf 90 Jahre Geschichte des Hauses Renchtal macht uns nachdenklich, aber auch ein bißchen stolz auf das, was in diesem Haus geleistet wurde.

Zum Kerbholzgebrauch

Ernst Schneider

In der Überlieferung der Quellen zur Geschichte des Klosters Schwarzach kommen in Lager- und Zinsbüchern mehrfach Hinweise zum Gebrauch von Kerbhölzern vor allem bei der Erneuerung von Zinsleistungen vor. Ausführlich ist eine solche Rechtshandlung, bezogen auf die Gemeinde Balzhofen (jetzt: Stadtteil von Bühl), im Urbar von 1455 (Generallandesarchiv 66/Nr. 7852, S. 189 f.) beschrieben.

Wortlaut:

Item anno 1431 . . . sind ernuwert worden die zinß zu Balßhoffen von bette wegen der erber lute wegen do selbs und jederman angeschriben wie vile Juche acker hat in yedem Zinß und hant ouch der selben zinß kerbholzer zwüfeltige ein kerwe holtz gegen dem andern und hat der Heimburge des selben dorffs wer denn Heimburge ist die halben kerwehölzer von jederman wie manig Juche (Juchart) er hat und die erber lute dogegen jederlicher sin kerweholtz und wenn man zinsen wil das ist uff den Zystag nach sant katrinen tag nehst alle Jare, so sol ein Heimburge des vorg.(enannten) dorffs der denn zu den ziten Heimburge ist sitzen zu myns Herren von Swartzachs schaffener oder schryber und sol do by im haben alle kerwehölzer von jederman zu ey(nem) teile die er hinder im hat ligende und sol dann zu jedelichem vordern sin gegen kerweholtz und mynem Herren von Swartzach oder den sinen die zinß antwurten und erfallen deßselben tags und were es ouch daz einre wers der wer do zinßhafftig güter het und uff den vorg.(enannten) tag nit keme oder sine zinß dez selben tags gebe der bessert 2 ß dn es wer denn mit eins Apts oder sins botten willen ouch me. Wer es das einer sine güter verkoufft versetzt oder einer umb den andern güter koufft oder von Erbs wegen ane vielent wie sich daz fügete umb lutzel oder vil so sol er mit sinem kerweholtz gon zu einem Heimburge und sine kerweholtz haben gegen des Heimbürgen kerweholtz und ab eym kerweholtz snyden und an das ander snyden wern es denn von oder zu vellet wie sich das machet.

Ergänzend folgen einige Belege zur Verwendung von Kerbhölzern aus dem Schwarzacher Urbar von 1563 (GLA 66/Nr. 7869), und zwar ebenfalls auf Balzhofen (fol. 78 f.) und Zell (Gemarkung Unzhurst), fol. 32 r) bezogen. Über Zell heißt es:

Zell. Die Gemeind alda. Item 17¹/₂ untz pfening geben sie järlichen dem Closter von iren Almenden unnd Hofstetten sampt drey viertel habern,

samen sie selber under einander ein, vermög irer Kerbhölzer, und überliefern einem Heimbürgen daselbsten . . .

Der Balzhofer Beleg von 1563 lautet:

Baltzhouer zinß zinstags post Katharine a. 1563 wurdjt järlichen mit Kerbhöltzern so sie über ire güter haben und ein Heimbürger allwegen ein gegen Kerbholtz hat, wölche sie gegen einander verlesen, verzinset uff obgemelten tag einem Schafner oder Schreyber . . . von des Closters Schwartzach wegen . . .

Das Kerbholz, mittelhochdeutsch kərbholz, auch kërffholz, ist ein Holz, in das Kerben als Beleg für Schulden oder Guthaben eingeschnitten werden. In unseren Belegen erscheint überwiegend die Form ‚Kerweholz‘ neben vereinzelt ‚Kerbholz‘. Die Kerbhölzer wurden ‚zwüfeltige‘, doppelt, ‚ein kerweholtz gegen dem andern‘ gehalten, auch ‚gegen kerweholtz‘, Gegenkerbholz, genannt. Inhaber der Kerbhölzer waren die ‚erber lute‘, die ehrbaren Leute, aus Balzhofen, auf deren Bitte die Zinserneuerung im Jahre 1431 zustande kam. Sie waren dem Kloster Schwarzach zinspflichtig. Die Gegenkerbhölzer hatte der jeweilige Heimbürge in Verwahrung. ‚Heimbürge‘, in verschiedenen Formen auftretend, ist der Inhaber eines (ländlichen) Gemeindeamts, dessen näherer Inhalt von Fall zu Fall bestimmt werden muß; wohl meist ‚Verwalter des Gemeindevermögens, Gemeinderechner‘. (Badisches Wörterbuch 2, S. 603 mit Belegen. – Schwäbisches Wörterbuch 3, Sp. 1365 f. – Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch 1, Sp. 1216). Der Heimbürge, der im Auftrag des Klosters Schwarzach handelte, hatte die Kerbhölzer gegeneinander zu halten, den fälligen Zins ‚anzuschreiben‘ und die Zinsen dem Kloster zu ‚antworten‘, abzuliefern. Der Zins war zu leisten am ‚Zystag nach sant katrinen tag‘, also an dem auf den St. Katharinentag (25. November) folgenden Dienstag. Der Katharinentag bedeutet ähnlich wie der Martinstag eine Wende des bäuerlichen Lebens; der Tag galt als äußerste Frist für den Schluss der Viehweide, galt andererseits als Beginn bestimmter Arbeiten.

Ausführlich sind die Regelungen beschrieben, die Personen betreffen, die nicht am vorgeschriebenen Zinstag kommen konnten, oder wie im Falle von Güterverkäufen, Wechsel von Gütern zu verfahren war.

Die Zeller Zinspflichtigen hatten dem Kloster Schwarzach jährlich eine bestimmte Geldsumme und drei Viertel Hafer zu leisten, was aufgrund der Kerbhölzer eingesammelt wurde.

Der Balzhofer Beleg von 1563 weist gegenüber 1431 keine Änderungen im Gebrauch der Kerbhölzer und in den Zinsleistungen auf.

Die Entstehung der jüdischen Gemeinde in Schmieheim

Günter Boll

In den Bürgermeisterrechnungen der Stadt Ettenheim für die Jahre 1689–1701 treten die *hiesigen vnd frembden Juden* seit 1698 als Einnahmequelle der Stadt in Erscheinung. Nach der am 3. Dezember 1699 justifizierten Rechnung für das Jahr 1698 hatte der damalige Bürgermeister Bartholomäus Blanck von den Ettenheimer Juden für den Mitgenuß an Wasser und Weide zehn Gulden erhalten; zwölf Gulden hatte das von den ortsfremden Juden kassierte Weggeld ertragen:¹ *Item gibt ein Jeder frembder Judt, so herein khombt, wegen des weeggelts Jahrs 1 fl 5 β, deren dises Jahr acht gewesen, thut 12 fl.* Erst aus der Rechnung für das Jahr 1707 erfahren wir die Namen von vier Schmieheimer Juden, von denen die Stadt *das passir gelt pro 1707* empfangen hat:

<i>Item von Leb Levi von Schmieheim</i>	<i>1 fl 5 β</i>
<i>Item von Isac Schnurmann allda</i>	<i>1 fl 5 β</i>
<i>Item von Elias Schnurmann daselbsten</i>	<i>1 fl 5 β</i>
<i>Item von Isac Dreyfuß allda</i>	<i>1 fl 5 β</i>

Joseph Schnurmann, Elias Schnurmann und Isaac Dreyfuß sind in der Rechnung des Ettenheimer Bürgermeisters Jacob Bosch für das Jahr 1712 als Einwohner von Schmieheim bezeugt. Drei Jahre später tragen die nicht namentlich genannten *neun Judten zue Schmieheim* 11 Gulden zu den Einkünften der Stadt Ettenheim aus dem *Passier gelt von den Juden* (24 fl 5 β) bei.²

הי"ד
בשר לא ילכו באווייא בתיג גיסו היין עפונע
אניאני למו אברהם היום יום ה' רצ"א אלא אלה

Eintrag im Mohelbuch des oberelsässischen Beschneiders Simon Blum vom 27. 8. 1671: „[Beschnitten habe ich] den Sohn des Jeschaj[a] Bollweiler auf dem Schoß seines Schwagers Hirz Kippene und habe ihm den Namen Abraham gegeben, heute, am Donnerstag, dem 21. Elul 431 nach der kleinen Zählung.“



Schmieheim

„Hier ruht die vornehme Frau, Frau Merle, Tochter des Raphael, Ehefrau des Isserle Schmiehe, gestorben und begraben am Mittwoch, Chol Hamoed Pessach, 18. Nissan 514 nach der kleinen Zählung“ (10. April 1754).

In Ettenheim selbst, das bis 1803 zum Fürstbistum Straßburg gehörte,³ im baden-badischen Kippenheim, das 1675 als Herkunftsort des Offenburger Juden Hirsch Levi bezeugt ist,⁴ und in den reichsritterschaftlichen Dörfern Altdorf und Nonnenweier⁵ wohnten um 1712 nicht weniger als zwanzig jüdische Familien. In Schmieheim scheint deren Zahl um 1715 die ständige Anwesenheit von mindestens zehn religionsmündigen Männern gewährleistet und somit die religionsgesetzliche Voraussetzung für die dauerhafte Existenz einer selbständigen Kultusgemeinde erfüllt zu haben.

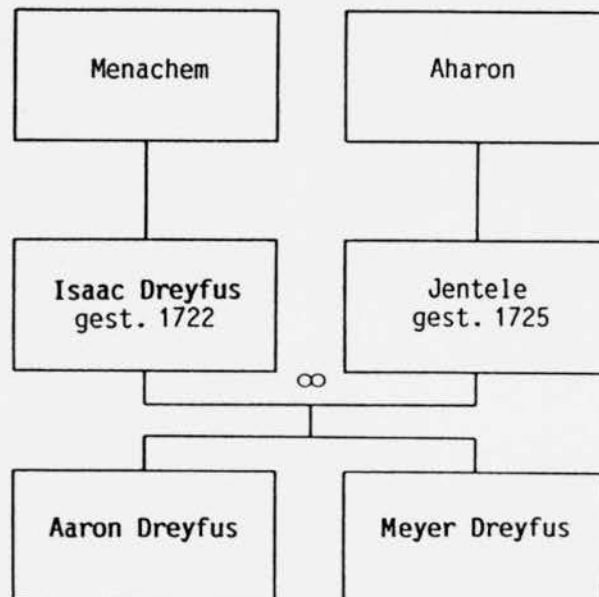
Der Gemeindestatus der Schmieheimer Judenschaft ergibt sich aus dem die *Juden Begräbnus zu Schmieheim* betreffenden Vertrag, der am 5. Oktober 1714 zwischen den Schmieheimer Grundherren Friedrich Ludwig Waldner von Freundstein zu Schweighausen (1675–1735) und Wolfgang Siegmund Böcklin von Böcklinsau (1687–1755) und den jüdischen Gemeinden in Ettenheim, Kippenheim und Schmieheim geschlossen wurde und die gemeinschaftliche Verwaltung des bisher allein von der „heiligen Gemeinde“ Ettenheim betreuten Friedhofs durch drei gleichberechtigte Vertreter der genannten Gemeinden vorsah.⁶

Die von der bisherigen Forschung offengelassene Frage, seit wann die Juden in Schmieheim eine gemeindeeigene Synagoge besaßen, wird durch den folgenden Eintrag in der *Particular=Colligend oder Abrechnung Aller Derienigen Capitalien, und darvon verfallener Zinße, welche die Reichsfrey=Hochwohlgebohrne Frau, Frau Francisca Salome Waldnerin von Freundstein, gebohrne Wurmßerin von Vendenheim zu Sundhaußen, Frau zu Schmieheim, auf der Gemeind und Burgerschafft zu erstgedachtem Schmieheim stehen und zu erfordern hat* (1720–1721), beantwortet:⁷

	<i>Isaac Dreyfuß der Jud.</i>	
	<i>restirt in voriger Rechnung</i>	5. fl.--
100 fl.	<i>Capital, Beweiß vorhergehender Abrechnung,</i>	
	<i>thut ein Jahrzinß 5. fl. und pro 1720. et 1721.</i>	10. fl.--
	<i>NB. Von obigen 100.fl. Capital hat die samtliche</i>	
	<i>Judenschafft zu Schmieheim, Beweiß Concessions-</i>	
	<i>Brieff über die daselbsten erbaute Sinagog,</i>	
	<i>vom 21. Marty 1720.</i>	
	<i>die Helffte übernommen, und sollen künfftighin</i>	
	<i>von derselben 50.fl. und von ihme Isaac Dreyfuß</i>	
	<i>die übrige 50.fl. verzinßet werden.</i>	

		15.fl.--
	<i>darauf bezalt</i>	
	<i>dem Stabhalter baar 2.fl.5.ß.</i>	
		<i>restirt 12.fl.5.ß.</i>
	<i>Über dieße 12.fl.5.ß. nebst noch andern 31.fl. obrigkeitl.</i>	
	<i>Gefäll hat Isaac Dreyfus eine Obligation vom 8. May 1722.</i>	
	<i>ausgestellt.</i>	

Isaac Dreyfuß, der sich demnach auf irgendeine Weise um die Erbauung der Synagoge verdient gemacht haben muß, ist am 20. Juli 1722 gestorben und auf dem jüdischen Friedhof von Schmieheim bestattet worden. Der Inschrift seines Grabsteins zufolge war er ein Sohn des „Menachem seligen Andenkens“.⁸



Um 1758 wohnten in Schmieheim 28 jüdische Familien, von denen nicht weniger als zehn eigene Häuser besaßen.⁹ Den Höhepunkt ihres beträchtlichen Wachstums erreichte die jüdische Gemeinde in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in denen beinahe ein Drittel der in der südlichen Ortenau ansässigen Juden in Schmieheim wohnte. Mit der Zahl der Schmieheimer Juden, die von 580 im Jahr 1864 auf 120 im Jahr 1933 zurückging, sank auch ihr Anteil an der ortsansässigen Bevölkerung von 49 auf 17 Prozent. Das dunkelste und letzte Kapitel der Geschichte der israelitischen Gemeinde Schmieheim haben Ulrich Baumann und Costas Schulze in ihrem ebenso einfühlsamen wie detailgenauen Beitrag zum 1988 vom Historischen Verein Ettenheim herausgegebenen Gedenkbuch über das Schicksal und die Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust und Orschweier behandelt.

Anmerkungen

- 1 Stadtarchiv Ettenheim: Bürgermeisterrechnung für das Jahr 1698.
- 2 Ebd.: Bürgermeisterrechnung für das Jahr 1715.
- 3 Karl Theodor Weiß: Die Juden im Bistum Straßburg, besonders in dem jetzt badischen Teile. Alemannia, Band 23 (Bonn 1895), S. 97–143 und 193–230.
- 4 Stadtarchiv Offenburg: Ratsprotokolle 1670–1675, pag. 729 (8. 5. 1675).
- 5 Iwan Meyer: 1707/1927 Jubiläumsschrift der jüdischen Gemeinde von Nonnenweier (Freiburg im Breisgau 1927), S. 5–7 (Entstehung der Gemeinde).
- 6 Generallandesarchiv Karlsruhe: 69 Frhl. v. Holzing-Berstett'sches Archiv Nr. 1042.
- 7 Archives départementales du Haut-Rhin Colmar: 158 J Fonds Waldner de Freundstein 20, 3587 fol. 7^r.
- 8 Der Grabstein des „Jizchak bar Menachem s'l mi-Schmiehe“ steht unweit der Nordmauer des Friedhofs (Grab Nr. 40/3 des im Oktober 1987 im Auftrag der Gemeinde Kippenheim angefertigten Übersichtsplans).
- 9 Heinrich Neu: Geschichte des Dorfes Schmieheim (Ettenheim 1902), S. 71.

Die Muckenschopfer Gipsmühle

eine wirtschaftliche Episode.

Ludwig Uibel

Im Jahre 1807 erhielt der Muckenschopfer Bürger Christian Wahl die behördliche Genehmigung, eine Gips-, Plauel- und Ölmühle zu erstellen.¹ Er muß ein vermöglicher Mann gewesen sein, denn er gab an, in das Unternehmen 3000 Gulden gesteckt zu haben (seine Gegner meinten zwar, es könnten nur 1500 Gulden gewesen sein). Er errichtete besagte Mühle am linken, dem Dorf zugewandten Ufer der Acher, etwa 150 Meter unterhalb der Acherbrücke, die vom Dorf in die Haselhurst führt. Gegen die neuerichtete Mühle erhob sich mehrfacher Widerstand, der von 1811 ab aktenkundig wurde.

Die Gegnerschaft, gegen die Wahl sich wehren mußte, saß ausschließlich in Lichtenau. Dort arbeiteten nach Kolbs Lexikon:² '1 Mahl- und 1 Gipsmühle, welche durch die Acher ... in Bewegung gesetzt wird, ferner 1 Hanfreibe, 3 Ölmühlen ... '. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn seine Gegner meinen: ... *seine Mühle ist zu entbehren, denn in einem Bezirk von 1¹/₄ Stunden sind 3 vorhanden*. Damit waren wohl die Ölmühlen gemeint. Seinen Widersachern hielt Wahl entgegen: ... *es wäre ein Vorteil für die umliegenden Gemeinden, den Gips aus der Nähe beziehen zu können*. Auch gäbe die wassergetriebene Ölmühle eine bessere Ausbeute als die mit Pferdebetrieb. Die nächste derartige, fortschrittliche Ölmühle stünde aber in Achern.

Der wohl wichtigste Gegner Wahls war der Lichtenauer Müller Andreas Timeus. Er hatte im Jahre 1809 mit beträchtlichen Kosten in der oberen Strieth (Herrschaftswald) einen 250 Meter langen Mühlkanal (den 2. Müllergaben!) bauen lassen, um das zu geringe Wasser der Acher um einen Teil des Wassers des Schwarzbachs zu vermehren.³ Durch die Stellfalle der Gipsmühle war der regelmäßige Wasserzufluß zur Lichtenauer Mühle gestört, da Wahl *das Wasser oft auf Vorrat staute*. – Durch den Kolbschen Text wird außerdem deutlich, daß der Lichtenauer Müller sowohl die Mehl- als auch die Gipsmühle durch sein Mühlrad antrieb, also bisher der einzige Gipsproduzent der Gegend war. Die Gegnerschaft wegen der Konkurrenz und die zweite wegen der Wasserkraft waren also in der Person des Müllers Timeus vereinigt.

Seit alters her ist es nichts Besonderes, daß ein neuer Mann, der auf den

Markt drängt, von den Alteingessenen unfreundlich aufgenommen, ja bekämpft wird. Während Wahl dem eben genannten Gegner noch hätte standhalten können, scheiterte er am Ende an der Gegnerschaft der für die Strieth zuständigen Forstbehörde, vertreten durch Revierförster Götz in Lichtenau. Götz klagte, daß durch unkontrolliertes Stauen des Bachs dieser oft in die benachbarten Wälder ausgelaufen wäre und dadurch *enorme Beschädigungen der herrschaftlichen Waldungen* verursacht hätte. Alle *Warnungen und Drohungen gegenüber dem eigensinnigen Christian Wahl* nützten nichts. *Oft war den ganzen Tag hindurch kein Mensch in der Mühle. Mit diesem Menschen, der sich durch unvernünftiges und an äußerste Roheit grenzendes Benehmen ... auszeichnet, konnte man keine Nachsicht mehr haben.* Die Amtsschultheißerei Lichtenau bestätigte die geschilderten Mißstände, ein Umstand, der auch dadurch gefördert wurde, daß der Förster Philipp Jacob Götz sehr wahrscheinlich ein naher Verwandter des Amtsschultheißen Johann Jacob Götz war (Vater oder Bruder).⁴ Doch Wahl ignorierte die Behörde und war zu einem angeordneten Augenschein trotz wiederholter Vorladung nicht erschienen. Um die Anschuldigungen seiner Gegner zu entkräften und den drohenden Abriß der Mühle zu verhindern, bewirkte Wahl ein Gutachten des Rheinbauingenieurs Beisenherz aus Neufreistett. Der wichtigste Teil dieses Gutachtens war die Forderung nach der Beachtung eines maximalen Wasserstandes. Durch Einschlagen eines Eichenpflocks wurde diese Höhe markiert. Allerdings befürchtete Beisenherz, daß Wahl, *weil er nicht bei der Mühle wohnt, diese Forderungen nicht erfüllen kann, und dann die alten Klagen kommen.* Im übrigen trüge er, Beisenherz, keine Schuld an der verfahrenen Angelegenheit, da er bei der Planung (1807!) nicht mitgewirkt hätte (Schreiben vom 3. 11. 1811).

Am 7. November 1812 schaltete sich das Bezirksamt Rheinbischofsheim ein und verlangte von Wahl, die von Beisenherz geforderten Verbesserungen innerhalb von 6 Monaten durchzuführen. *Nach fruchtlos verstrichenem Termin (soll) seine Mühle ohne weiteres destruiert werden.*

Nachdem auf das Ultimatum des Bezirksamtes vom Jahre 1812 zwei Jahre lang nichts passiert war, wandte sich Beisenherz am 5. Okt. 1814 wieder an das Bezirksamt (Kork) und klagte, daß trotz seiner Verbesserungsvorschläge vor drei Jahren *bis jetzt nichts hierauf verfügt worden und diese Gipsmühle steht immer noch zum Schaden der angrenzenden Felder und der Lichtenauer Mühle in ihrem ersten schlechten Zustand.*

Da hier die Akten schließen, ist zu vermuten, daß das Bezirksamt der Mühle mit einer Abbruchverfügung den Garaus gemacht hat.

Anfang und Ende der Gipsmühle hingen aufs engste mit der Person von Christian Wahl zusammen. Er war sicher ein tüchtiger Landwirt, sonst hätte er nicht das beträchtliche Kapital zum Bau der Mühle zusammen bekommen. Darüber hinaus hatte er auch Unternehmergeist, denn er hatte es gewagt, dieses Kapital gewerblich arbeiten zu lassen. Seine Schwäche bestand aber darin, daß er in seinen Entschlüssen zu sehr Bauer blieb und nicht die nötige Weitsicht des Kaufmanns besaß, um auch dort Geld einzusetzen, wo die Zinsen desselben lange auf sich warten lassen. Konkret ist damit die Art gemeint, mit der er die Mühle betrieb, d. h. der Umstand, daß in der Mühle niemand wohnte, weder er, noch eine Hilfskraft. Die Inanspruchnahme der Mühle war nach ihrer Gründung sicher gering. In dieser Situation hielt Wahl es offenbar für überflüssig, eine dauernde Arbeitskraft bereit zu halten. Den größten Teil des Tages nur auf Kundschaft zu warten und nichts zu tun, schien dem Bauer widersinnig. Ein Kunde aber, der in der Mühle niemand antraf, kam sicher kein zweites Mal. Dieses Sparen am falschen Ende ließ offenbar die Mühle nicht richtig in Schwung kommen. Dazu kommt noch, daß durch die dauernde Anwesenheit einer Hilfskraft das häufige Überlaufen des Baches in den Wald hätte vermieden werden können, ein Umstand, der letzten Endes zum behördlichen Aus der Mühle führte.

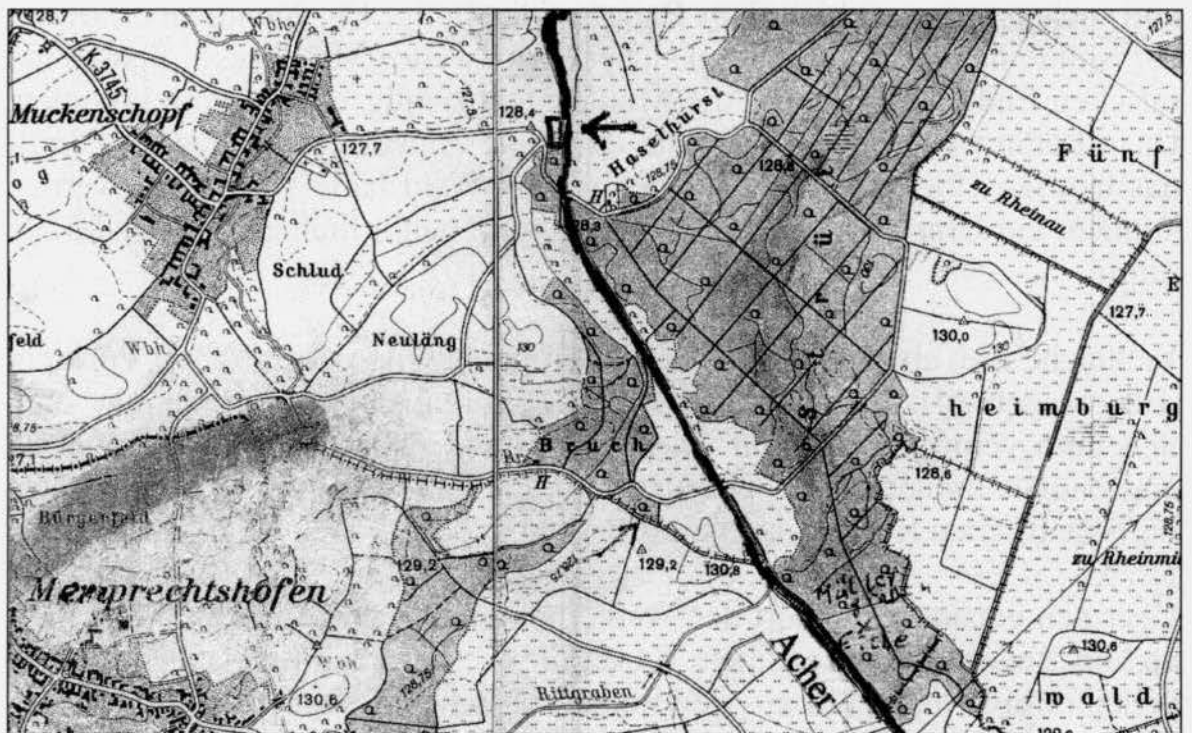
Vielleicht war aber auch der Kreis der potentiellen Kundschaft zu klein (Einzugsgebiet!). Dann aber wäre das Vorhaben von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen. Diesen Umstand zu beurteilen, ist schwierig und enthält immer ein großes Risiko. Christian Wahl dürfte wohl diesen wirtschaftlichen Rückschlag verkraftet haben.

Über den genauen Standort der Mühle bekommen wir Aufschluß durch eine von Beisenherz gezeichnete Karte, die dieser seinem Gutachten (1811) beilegte. Ein Ausschnitt aus den topographischen Karten 1:25 000 (Blätter 7313 und 7314) möge den Ort kennzeichnen. Der Platz wurde mit Bedacht gewählt. Er ist die Stelle des Baches, wo dieser dem Dorf Muckenschopf am nächsten kommt, ein Ort, der zudem den Vorteil hatte, daß er über einen gut ausgebauten Feldweg erreichbar war.

Die Beisenherzsche Karte gibt aber nebenbei noch eine weitere, interessante Information: Sie beweist, daß der westliche Waldrand der Strieth zwischen Rittgraben und Gipsmühle den Verlauf der alten Acher markiert (vor der schnurgeraden Korrektur im 18. Jahrhundert). Der Bruchgraben, der vom Bruchwald kommend auf ein Waldeck der Strieth stieß, wurde dort von der alten Acher aufgenommen, die erst unterhalb der Gipsmühle in die neue Acher einmündete.⁵

Anmerkungen

- 1 Die gesamten Archivalien zur Wahlschen Gipsmühle befinden sich im STAF, Ab. 358, Akten des Bezirksamts Rheinbischofsheim: Zugg. 1912/Nr. 223/1174, Jahre 1811-14.
- 2 J. B. Kolb, Historisch-statistisch-topographisches Lexikon des Großherzogtums Baden, Karlsruhe 1813-16. (Die Gemeinden sind in dem Werk alphabetisch geordnet, siehe Stichwort „Lichtenau“).
- 3 Ludwig Uibel, Der Fünfheimburgerwald, „Ortenau“ 1993, S. 173f.
- 4 Ludwig Lauppe, Burg, Stadt und Gericht Lichtenau. Herausgegeben von Lisbeth Lauppe und Dr. Wilhelm Lauppe, Weinheim 1984, S. 481.
- 5 Ludwig Uibel, a. a. O. S. 173f.
- 6 J. B. Kolb a. a. O., Ausschnitt aus seinem Text über Muckenschopf: „Hier befindet sich eine Hanfreibe und Gipsmühle, welche von der Acher oder Feldbach bewegt werden.“



„Der Kartenausschnitt entstammt den Blättern 7313 und 7314 der topographischen Karten 1:25 000. Am oberen Ende des Acherlaufs zeigt ein Pfeil auf den ehemaligen Standort der Gipsmühle. Diese stand aber am Westufer des Baches.“

Nachtrag zu „Gell, seller B’suech!“ Heinrich Himmler in Triberg

(Ortenau 1997, S. 509 ff.)

Karl Volk

Es liegt in der Natur der Sache, daß die mündliche Befragung von Zeitzeugen, deren Zahl und heutige Aufenthaltsorte unüberschaubar sind, zu einem vorläufigen Abschluß gebracht werden mußte in der Erwartung, daß sich nach der Veröffentlichung weitere Informanten mit bedeutenden eigenen Erinnerungen, Ergänzungen und Hinweisen auf Literatur und Forschungsergebnisse zu Wort melden, eventuell auch Widerspruch und Korrekturen anbringen würden.

Diese Einzelheiten, Erlebnisse und Beobachtungen, dem Verfasser meist mündlich mitgeteilt, sollen hiermit dokumentiert werden.

Mehr als nach den bisherigen Angaben angenommen, waren SS-Angehörige bei Familien in Triberg, Schonach und Schönwald untergebracht. Von einer Schonacher Familie wurde berichtet, daß ein solcher in dieser Familie wie ein Bruder oder Sohn Aufnahme fand. Seine Stellung: Chauffeur höherer SS-Chargen. Um pünktlich zum Dienst am Bahnhof zu erscheinen, erhielt er regelmäßig von der Gastgeberfamilie Schlittschuhe, auf denen er im Eiltempo auf der verschneiten Straße von Schonach herunterfuhr. Mit einem Opel mußte er Sturm- und Obersturmbannführer an ihre Zielorte bringen. Gelegentlich waren auch Schreibmaschinen vom Schwarzwaldhotel nach Villingen zu transportieren. In den kalten Wintermonaten sprang ab und zu der Motor nicht an, so daß sein Auto abgeschleppt werden mußte.

Ein Soldat der Wehrmacht, der sich ohne Urlaubsschein einige Tage in der Heimat aufhielt, wurde am Hohnen von Eisenbahnangestellten auf die SS-Begleitmannschaft des Himmlerzugs aufmerksam gemacht. Sie nannten ihn, da er ständig unter Dampf stand, „Kohlenklau“. (Einen noch lebenden Lokomotivführer oder Heizer des „Himmlerzugs“ ausfindig zu machen, war nicht möglich). Er mußte, an den SS-Posten vorbei, den Bahnübergang überqueren, wohl wissend, daß ihn diese bei einer Kontrolle erschießen würden. Er hatte Glück, mied aber anderntags die Hauptstraße und gelangte über die Riffhalde auf einem Trampelpfad in die Obervogt-Huber-

Straße. Ein todesmutiges Wagstück war es, den Zug nach Kopenhagen in unmittelbarer Nähe der SS unter Umgehung der Sperre zu besteigen.

Der ehemalige Schüler des Realgymnasiums Triberg, Dr. Herbert Broghammer, wurde mit einigen wenigen Schulkameraden für den Himmlerzug abgestellt. Betreuer war ein SS-Offizier. Nur mit größter Angst betraten die Jungen den Zug, sie wußten, wer Himmler war und über welche Macht er verfügte. Sie erhielten einen Ausweis, der sie zum Betreten des Zuges berechnigte. Unter Androhung schärfster Strafen für das Ausplaudern irgendwelcher Kenntnisse, wofür ein Revers zu unterschreiben war, der zum Stillschweigen verpflichtete, waren – jeweils nachmittags vier Stunden lang – Einträge in Bücher zu machen, „büromäßig“ einlaufende Nachrichten von der Westfront zu sortieren, mit Fähnchen auf Landkarten den neuesten Stand der Front abzustecken und Botengänge zu tätigen. Der Umgangston war korrekt, Belästigungen kamen nicht vor. Sekretärinnen servierte gelegentlich Kaffee, von den Offizieren bekamen sie etwas zu essen, auch zum Mitnehmen. Rege Verbindungen gab es zum Hotel Wehrle, die Jungen bemerkten, daß Ordonnanzen dorthin beordert wurden und Telefongespräche geführt wurden. Was dann die Diktatur allerdings nicht verhindern konnte, war, daß die Jungen sich durch die Falschmeldungen in der Zeitung über die wahre Kriegssituation nicht mehr täuschen ließen.

Zum enormen technischen Aufwand, der betrieben wurde, kam noch eine Station für Feldtelefone auf der Badinsel (worüber bisher noch niemand berichtet hatte), an der Stelle des heutigen Parkhauses. Das Betreten der Badinsel war verboten. Dort lag eine SS-Einheit.

Himmler selbst war im Zug nicht häufig zu sehen, Broghammer sah ihn nur zweimal, als dieser in den Waggon Inspektionen durchführte. Er gab den Jungen die Hand und stellte belanglose Fragen nach Alter, Schule, Eltern usw. In den Lazaretten erschien Himmler nie, was Broghammer als damaliger DRK-Mann mit aller Entschiedenheit behauptet. Sonstige Nazi-Größen sah er nicht.

Ein Triberger Junge im „Jungzug 4“ des „Fähnleins 17 des Jungvolks“ erinnert sich, zum Bahnhof marschiert zu sein, „um recht anonym diesen Befehlszug „anzusingen“! Ins Reich der Phantasie gehört, meint er heute, daß sie damals Himmler und Keitel hinter einem Zugfenster gesehen hätten. Nicht auf Phantasie beruht die Erinnerung eines damals noch kleinen Jungen, der mit anderen auf der Treppe des Hotels Wehrle saß und mit ihnen zusammen von Himmler, als dieser in Begleitung seines Stabs das Hotel verließ, mit einer Reitgerte verjagt wurde. Dies scheint keine seiner Clownerien gewesen zu sein, sondern es sei in ernster Stimmung geschehen.

Von den Machtkämpfen innerhalb der Führungsclique erfuhr natürlich außer dem engsten Kreis der Eingeweihten niemand etwas. Vom Chef des SS-Hauptamtes Berlin-Grunewald, Obergruppenführer Berger, erhielt Himmler ein Schreiben vom 21. Dezember 1944 mit der Bitte, „die Tätigkeit als Oberbefehlshaber Oberrhein möglichst abzukürzen und wieder zum Führerhauptquartier zu gehen. Diese meine Bitte kommt nicht nur aus der von gewissen Seiten mit aller Energie geförderten Gerüchtebildung – Reichsführer-SS ist in Ungnade, die Wehrmachtrichtung – Keitel hat doch gesiegt –, sondern weil ich spüre, daß, wenn Reichsführer-SS nicht im Hauptquartier ist, unsere politische Arbeit, als Grundlage von allem, unerhört leidet.“ Himmler ließ Berger am 29. Dezember danken: „Lieber Obergruppenführer! Sie haben an den Reichsführer-SS wegen der Abkürzung seiner Tätigkeit als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Oberrhein geschrieben. Der Reichsführer-SS läßt Ihnen für Ihren fürsorglichen Hinweis danken. Er meinte, es würde noch eine kurze Zeit dauern, ehe er den Oberbefehl in andere Hände legen könne. Vielleicht habe ich Gelegenheit, Sie noch kurz mündlich darauf anzusprechen. Brieflich und auch telefonisch eignet sich dieses Thema nicht. Heil Hitler!“¹

Die Termine, die Himmler in Triberg und von Triberg aus wahrnahm, können nun vollständiger erfaßt werden: Da er am 1. 12. 1944 um 11.00 Uhr mit SS-Gruppenführer Ostendorff eine Besprechung hatte, muß er spätestens am Morgen dieses Tages in Triberg angekommen sein. Unmittelbar zuvor hielt er sich vom 26. November 21.00 Uhr an im Gefechtsstand der 405. Division in der Schule in Oberkirch bei Generalleutnant Seeger auf. Dieser war der Kommandant der Division 405 E. A. (Ersatz- und Ausbildungsdivision). Er erwartete nach dem Fall von Straßburg von Himmler die Genehmigung zur Sprengung der Rheinübergänge bei Kehl. Himmler erteilte sie mit der Maßgabe, die Fahrinne auf der östlichen Rheinseite offen zu halten, die Zerstörung erfolgte am 27. und 28. November.²

Terminpläne der letzten vier Tage vor Himmlers Ankunft in Triberg liegen nicht vor. Angenommen werden darf, daß er den direkten Weg von Oberkirch nach Triberg gewählt hat.

Der Terminplan Himmlers vom 1. Dezember 1944 bis 8. Januar 1945³

1. 12. Triberg	11.00 Uhr Besprechungen u.a. mit SS-Gruppenführer Ostendorff und um 20.00 Uhr mit Medizinalrat Felix Kersten
2. 12. Freiburg	16.00 Uhr Abfahrt Besprechung mit SS-Gruppenführer Reinefarth 18.00 Uhr, anschließend Rückfahrt nach Triberg
3. 12. Triberg	13.45 Uhr Besichtigung eines Kugelbunkers, 21.50 Uhr mit SS-Obersturmbannführer Becher und Eichmann
4. 12. Triberg	Besprechungen mit SS-Führern
5. 12. Triberg	Besprechungen mit SS-Führern, ähnlich wie am Vortag
6. 12. Triberg	Besprechungen ähnlich wie an den beiden Vortagen, außer viermal „Fräulein Lorenz“
7. 12. Badenweiler	13.00 Uhr Abfahrt zu SS-Gruppenführer Reinefarth, 20.15 Uhr Rückfahrt, 21.00 Uhr Essen mit Reichsminister Speer
8. 12. Triberg	Besprechungen
9. 12. Trossingen	19.00 Uhr Abfahrt mit Sonderzug Steiermark. Abendessen mit Familie Kiehn, Rückkehr gegen 2.30 Uhr
10. 12. Triberg	Essen 14.30 Uhr und Besprechung mit dem ungarischen Innenminister Vajna 16.00 Uhr
11. 12. Pforzheim	8.00 Uhr Ankunft Pforzheim-Weißenstein, 12.30 Uhr Major Semper, 13.00 Uhr Abfahrt Baden-Baden Essen und Besprechungen u.a. mit SS-Obergruppenführer von dem Bach, Abfahrt Baden-Baden 20.00 Uhr, Ankunft Triberg 21.30 Uhr
12. 12. Blaubeuren Ulm	6.00 Uhr Ankunft, Treffen mit SS-Obergruppenführer Berger 13.00 Uhr Ankunft Rathaus, 16.30 Uhr Rückfahrt nach Blaubeuren, 1.00 Uhr Ankunft Triberg
13. 12. Triberg	13.00 Uhr Besprechungen, 23.00 Uhr Doppelkopf
14./15. 12. Ziegenberg	Bei Hitler im Führerhauptquartier „Adlerhorst“ im Taunus (westlich Bad Nauheim), ursprünglich für den Überfall auf England gebaut, jetzt die Ardennen-Offensive benutzt
16. 12. Triberg	ohne Zeitangabe Rückfahrt nach Triberg, Essen und Besprechungen mit Staatssekretär Dr. Ganzenmüller und Dr. von Holt
17. 12. Triberg	Kein Terminplan vorhanden
18. 12. Triberg	13.00 Uhr Lage, Essen mit SS-Obergruppenführer Demelhuber, General Roetting, Oberst Menneking, 20.00 Uhr Abfahrt nach Trossingen, 21.00 Uhr Verleihung des Eichenlaubes an 12 Offiziere des Heeres und der Waffen-SS (Kiehn), Essen und Zusammensein mit den Eichenlaubträgern, 1.00 Uhr Rückfahrt zum Sonderzug Steiermark
19. 12. Triberg	13.00 Uhr Lage, Verleihung des Eichenlaubes an Oberstleutnant Ehler und Obergefreiter Koppenhöfer und Gefreiter Pawelka, Essen und verschiedene Besprechungen
20. 12. Triberg	13.00 Uhr Lage, Essen und verschiedene Besprechungen, 19.00 Uhr Fahrt nach Villingen: Vernehmung eines französischen Gefangenen, 21.00 Uhr Rückkehr, Besprechungen bis 01.45 Uhr
21. 12. Triberg	Lagebesprechungen um 13.00 und 22.30 Uhr. 20.00 Uhr Essen mit SS-Oberscharführer Keuner (K. überreichte (sic) Weihnachtsgeschenk von 16. SS. Pz. Gren. Div. „RF-SS“)

22. 12. Triberg 14.00 Uhr Essen, nachmittags SS-Standartenführer Sporn, General d. Nachr. Praun, 20.00 Uhr Abendessen, Oberstleutnant Suchanek, 22.00 Uhr Lage
23. 12. Triberg 13.00 Uhr Lage, Essen, 15.00 Uhr „Fräulein Lorenz“, 15.30 Uhr Major Pfeill, Spaziergang, 17.30 Uhr SS-Standartenführer Bender, SS-Sturmbannführer Gieselmann, 20.00 Uhr Essen, 21.45–24.00 Uhr Lage
24. 12. Triberg Abfahrt nach Rufach/Elsaß 15.30 oder 16.30 Uhr
Nationalpolitische Erziehungsanstalt 18.30 Uhr
25. 12. Wattweiler
Gebweiler 11.20 Uhr
26. 12. Triberg Ankunft nach 2.00 Uhr
Besprechungen, Überreichung des Weihnachtsgeschenks an Himmler 20.15 Uhr, Abfahrt nach Eppstein 20.40 Uhr
- 27.–31. 12. Kransberg „Feldkommandostelle“ Himmlers „Tannenwald“ in Schloß Kransberg im Taunus in der Nähe von Ziegenberg. Von hier aus besuchte er wiederholt Hitler. Er gab am Abend des 29. Dezember für die Angehörigen des Führerhauptquartiers und des OB West einen Empfang.
01. 01. 45 Pforzheim-
Weißenstein 8.00 Uhr Ankunft mit Sz. Steiermark, 14.00 Uhr Essen mit von dem Bach, Ostendorff, Besprechungen mit denselben, Obersturmbannführer Grothmann, Essen, Besprechung mit Oberstleutnant Suchanek
02. 01. Pforzheim-
Weißenstein 14.00 Uhr Essen, 17.00–18.00 Uhr Spaziergang,
20.00 Uhr Essen
03. 01. 14.00 Uhr Essen mit SS-Standartenführer Piepkorn
19.00 Uhr Fahrt nach Baden-Baden
20.30 Uhr Gefechtsstand XIV.SS-A.-K. SS-Obergruppenführer von dem Bach, Fahrt mit Bach und Gauleiter Wagner nach Sasbach-Walden (sic). 22.00 Uhr Abendessen, 24.00 Uhr Rede des Reichsführers-SS vor den Kommandeuren des XIV. SS-A.-K.⁴
1.30 Uhr Rückfahrt nach Pforzheim-Weißenstein
04. 01. 14.00 Uhr Essen und Besprechungen mit SS-Führern und Bürgermeister Volpert, 18.30 Uhr mit Bürgermeister Volpert allein
05. 01. 4.30 Uhr Ankunft in Triberg, von 13.00 Uhr ab den ganzen Tag Besprechungen unterbrochen von Mittag- und Abendessen bis 23.45 Uhr
06. 01. Triberg Nach Lagebesprechung und Essen 14.15 Uhr Abfahrt nach Trossingen, Tee mit Familie Kiehn, Frau Heydrich, 23.15 Uhr Abfahrt von Trossingen, 00.45 Uhr Ankunft in Triberg, Lagebesprechung mit SS-Gruppenführer Ostendorf (sic)
07. 01. Triberg 13.30 Uhr Lage, 14.30 Uhr Essen mit fünf Scharfschützen, 20.00 Uhr Abendessen (allein), 22.00 Uhr Lage
08. 01. Triberg Keine Zeitangaben: SS-Obersturmführer Seidel. SS-Hauptscharführer Oswald, SS-Rottenführer Boppert überbrachten WHW-Sammlung, bis zum Abendessen mit SS-Unterscharführer Jenschke (Ritterkreuzträger) um 20.00 Uhr folgen drei Besprechungen.

09. 01. Triberg	13. Lage, verschiedene Besprechungen mit SS-Gruppenführer Ostendorf (sic), General von Oppen, usw.
10. 01. Triberg	Das Tagesprogramm beginnt erst um 20.00 Uhr, Essen mit Gefreiten und Obergefreiten und endet um 00.30 Uhr mit „Doppelkopf“
11. 01. Triberg	13.00 Uhr SS-Standartenführer Bickler (s.u.) 14.30 Uhr Essen mit Reichsleiter v. Schirach u.a., 14.30 Uhr Essen mit v. Schirach, Bickler u.a., 22.00 Uhr Lage, 11.30 Uhr (wohl ein Tippfehler für 22.30 Uhr) Abfahrt nach Forbach Gausbach

Welche teilweise abenteuerlichen Themen er am 3. Dezember in Triberg besprechen wollte, geht aus einer handschriftlichen Notiz hervor: „Behandlung SS Obergruppenführer Oberg (der sich an diesem Tag nicht im Terminplan findet) – Sicherheitspolizei – Sicherheitsdienst SD – Ordnungspolizeiregiment 19 – Indische Legion – 17. SS Division – Kosaken – Westwall . . . in Straßburg“.⁵

Himmlers zweimaliger Aufenthalt in Eppstein (Vgl. Die Ortenau 1997, S. 526 ff.) am östlichen Taunusrand ist auch genauer als in der „Ortenau“ 1997 zu recherchieren. Er befand sich dort am 14./15. Dezember und vom 27.–31. Dezember 1944. Auch der Fahrplan ist teilweise erhalten. Bernd Vorlaeufer-Germer, Lokalgeschichtsforscher in Bad Homburg vor der Höhe, stellte fest, daß Himmler am Abend vom 29. auf den 30. Dezember in seiner sog. Feldkommandostelle RF SS „Tannenwald“ in Schloß Kransberg im Taunus einen Empfang für die Angehörigen des Führerhauptquartiers und die des Hauptquartiers West von Oberbefehlshaber Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt gab. Die Veranstaltung dauerte von 20.00 Uhr bis 2.00 Uhr. Hitler, obwohl vom 11. Dezember bis zum 15. Januar in seinem Führerhauptquartier „Adlerhorst“ ganz in der Nähe ständig anwesend, nahm nicht daran teil. Vom „Adlerhorst“, einer 150 Millionen Reichsmark teuren Großanlage, einem Bunkersystem mit Hunderten von Räumen (Büros, Aufenthaltsräumen, Telefon- und Funkstationen . . .) sollte die Invasion auf England geleitet werden. Da diese nie durchgeführt wurde, wurde die Anlage erst wieder gebraucht, als Rundstedt die Ardenenoffensive vorbereitete. Hitler verließ den „Adlerhorst“ während dieser Zeit nicht, so daß er in Triberg auch nicht gesehen werden konnte.⁶

Der Fahrplan des Reichssicherheitshauptamtes vom 26. 12. 1944 – „Geheime Kommandosache – Chefsache – an den SS-Standartenführer Baumert Betr.: Transport 44“ (Deckname für den „Himmlerzug“) macht genaue Angaben über Abfahrt in Triberg 20.40 Uhr, die Stationen mit Ankunfts- und Abfahrtszeiten in Villingen, Kornwestheim, Heilbronn, Neckarelz, Heidelberg, Mannheim, Frankfurt, Eppstein Ankunft 8.30 Uhr.⁷

Längere Aufenthalte bis zu 20 Minuten waren in Villingen, Kornwestheim, Heidelberg, Mannheim und Frankfurt eingeplant. „In Heidelberg werden, wie besprochen, weitere Leitungen vorbereitet.“ Die Leitungen nach Berlin waren bei Himmlers Eintreffen in den Bahnhöfen geschaltet. Was man unter „Fuchsbau“⁸ zu verstehen hat, läßt sich nicht eruieren. Ein so entscheidender Mann mußte möglichst jederzeit erreichbar sein und seine Befehle erteilen können.

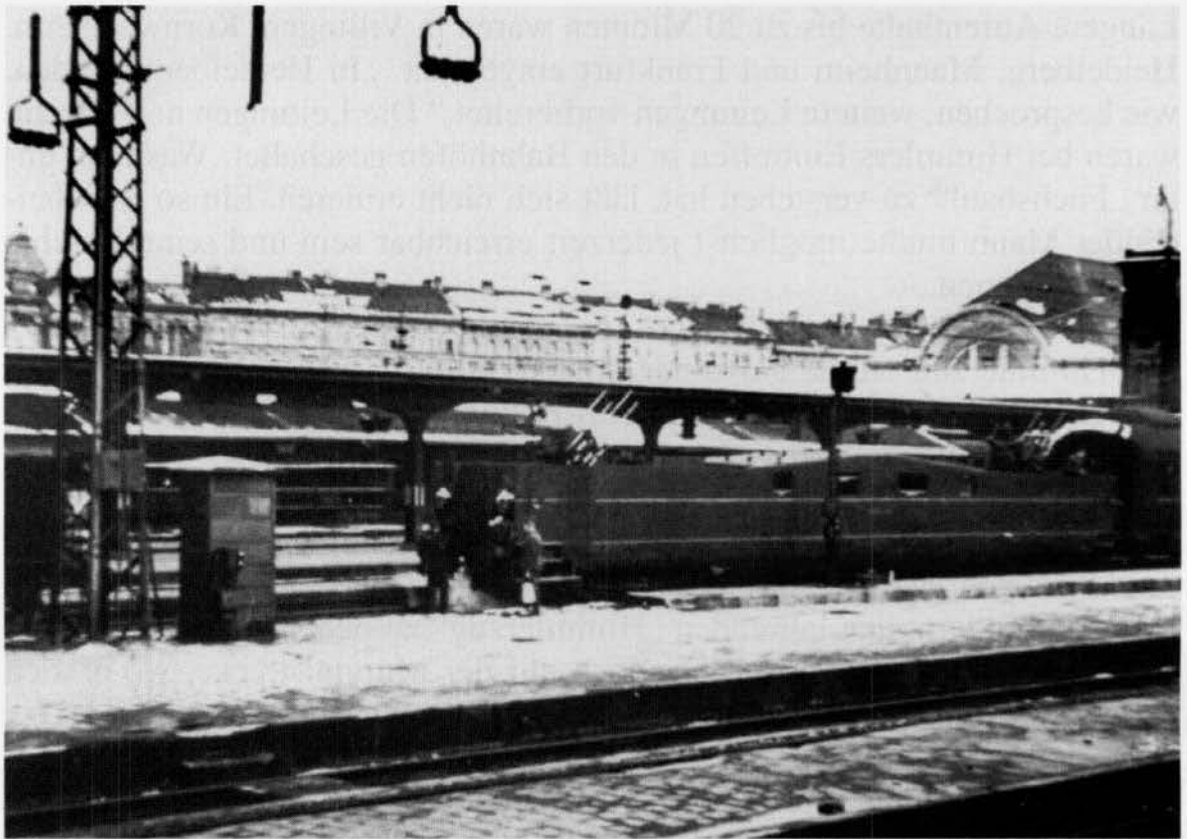
Der Himmlerzug wurde auf freier Strecke selten gesehen. Eine Frau erinnert sich, ihn als Schulmädchen beim Bahnübergang in Peterzell gesehen zu haben. Wohl durch die Geschwindigkeit des Zuges hatte sie den Eindruck, die Fenster seien „schmal wie Schießscharten“ gewesen. Dies wird durch andere Zeitzeugen nicht bestätigt. Von absichtlichem Fehllarm, der die Menschen gezwungen hätte, die Luftschutzkeller aufzusuchen, um sie daran zu hindern, den fahrenden „Himmlerzug“ zu beobachten, wußte kein Zeitzeuge etwas. Dies geschah jedoch auf der Murgtalstrecke, wo er sich im Gausbachtunnel versteckt hielt.⁹

Nachfolger Himmlers für die Heeresgruppe Oberrhein wurde am 23. Januar 1945 der Generaloberst der Waffen-SS Paul Hausser, der tags darauf seinen Posten im Murgtal bezog.¹⁰

Nach dem Abzug Himmlers am 11. 1. 1945 hielt sich noch bis in den März hinein eine SA-Elite-Einheit in Triberg auf. Ungewiß ist, wann sie anrückte. Es war die ehemalige sog. Wachstandarte der SA und erhielt den Beinamen „Feldherrnhalle“.¹¹ Man sah sie auf einer Mauer an der Bundesstraße sitzen. Bei Fliegerangriffen flüchtete die Truppe in den Felsenkeller dem Amtsgericht gegenüber. Auch die Flakstellung an der Retsche blieb bis ins Frühjahr. Damit scheint eine eigene Erinnerung eine Bestätigung zu finden, wonach bei einem Jabo-Angriff in Gremmelsbach zwei dumpfe Schläge gehört wurden (anders als die scharftönenden Schüsse der Bordwaffen). Und augenblicklich waren die feindlichen Flugzeuge verschwunden.

In diesem Zusammenhang sei die Berichtigung eines Mißverständnisses gestattet.¹² Auf das großelterliche Haus von Hafnermeister Lienhard fielen keine Bomben, sondern die Explosion einer Bombe in der Adlerwiese schleuderte einen großen Gesteinsbrocken von dieser Wiese auf das Haus, zerschlug das Dach und richtete im Inneren großen Schaden an.

Der SS-Stab „Hornisse“, der zur gleichen Zeit im Hornberger Schloß einquartiert war, stand vermutlich organisatorisch mit dem Himmlerstab in Triberg in direkter Verbindung. „Hornisse“ dürfte eine Wortverbindung



von „Hornberg“ und dem Namen des Kommandanten Dr. Erich „Isselhorst“ sein. Ein (dem Autor persönlich bekannter, inzwischen verstorbener) Angehöriger dieser Einheit, der die Ausgaben des Standartenführers Dr. Bickler zu überprüfen hatte, hörte von einem SS-Hauptsturmführer, daß „im Schwarzwald höchster Besuch sei.“ – „Wahrscheinlich war das Himmler“, fügte der Informant hinzu. Nachdem Rastatt und Umgebung mit Artilleriefeuer belegt war, wurde versucht, die Kriegsgefangenen in ein noch zu errichtendes Lager von der Größe einer Arbeitsdienstbaracke im Schwanenbach in Hornberg zu bringen – vorbehaltlich der Genehmigung des RF-SS. Doch der verbot die selbständige Räumung (13. 12. 1944).¹³ Lange hat Isselhorst sein Amt in Hornberg nicht ausgeübt. Von Himmler am 3. November 1944 zum SS-Standartenführer und von Kaltenbrunner am 14. November 1944 zum Oberst der Polizei ernannt, wurde er am 10. Dezember seines Amtes enthoben und nach Berlin zurückbeordert, weil die Sicherheitspolizei in Colmar bei Herannahen der Alliierten ihren Posten verließ, was ihm angelastet wurde.¹⁴ Da vom Sonderstab „Hornisse“ die Schanzarbeiten im Elsaß geleitet wurden, ist es unwahrscheinlich, daß dies ohne Kenntnis des Kommandeurs der Heeresgruppe Oberrhein, Himmler, möglich war.

Willi Seifermann konnte als Soldat den Salonzug Hitlers in München von einem andern Zug aus fotografieren. Er versicherte, Himmlers Zug habe

exakt wie der Hitlers ausgesehen. Dies bestätigen, was den Niederbordwagen betrifft, mehrere Zeitzeugen. Deutlich erkennbar: die Stromlinienform des Wagens, das Vierlingsgeschütz und zwei Mann Besatzung.

Zur Vierlingsflak: Die Bestückung wurde variabel gehandhabt. Die Geschosse waren in Kartuschen, es konnte gleichzeitig eine Sprenggranate, eine Brandgranate, eine Phosphorgranate und eine Leuchtgranate abgefeuert werden. Die Rohre waren so justiert, daß sich die Geschosse in 1600 bis 1800 m konzentrierten, um eine größere Durchschlagskraft zu erzielen. In 3 Sekunden konnten 80 Granaten abgefeuert werden.¹⁵

Anmerkungen

1 Bundesarchiv Berlin NS 19/3912

2 Vgl. Sigwart *Fleischle* und Volker *Neuwald* in: Bad. Tagblatt Nr. 170, 26. Juli 1997 und Military Studies C/027 Historical Division Head Quarters United States Army, 1947, S. 29 f.: „Das erste, was der Div.Kdr. tat, war den Ob. Gruppenfuehrer davon zu ueberzeugen, dass es notwendig war, den Brueckenkopf Kehl aufzugeben u. die Bruecken nachhaltig zu zerstoeren. Nach der Gesamtlage lag es nicht in unserer Macht, das Verlorene wiederzugewinnen, nur aus Prestigegegruenden sich noch auf dem Westufer zu halten waere doch unsinnig gewesen, rechtfertigte nicht die taeglichen Verluste.

Von dem Bach sagte: „Heute Abend bekommen Sie hohen Besuch, tragen Sie Ihre Ansicht vor. Ich halte es fuer ausgeschlossen, dass der Reichsfuehrer SS Himmler, der den Befehl an der Oberrheinfront uebernimmt u. zwar, wie ich annehme, um sich militaerische Lorbeeren zu holen, seine Taetigkeit damit beginnen wird, dass er als erstes die Raeumung des Kehler Brueckenkopfes u. die Zerstoerung der Rheinbruecken befiehlt.“ Am 26. 11. etwa 21⁰ erschien der Reichsfuehrer SS Himmler auf dem Gefechtsstand der Division in Oberkirch (Schule). Der Div.Kdr. trug ihm in etwa 2stuendigem Vortrag die Entwicklung der Lage, die Verhaeltnisse an der Oberrheinfront, die Entstehung der Truppenteile, ihren Kampfwert, die Maengel in Ausstattung u. Ausruestung vor. Der Reichsfuehrer liess den Div.Kdr. voellig ausreden, stellte nur einige kurze Fragen u. sagte wegen der Aufgabe des Brueckenkopfes u. der Brueckensprengungen bekaeme die Div. anderen Tags Bescheid. Er wunderte sich, dass die Div. keinen ausgebildeten GenSt.Offz. habe. In Kuerze traf er ein, auch sonst erhielt die Div. wertvolle materielle und personelle Unterstuetzung. Dies war uebrigens die erste u. einzige persoenliche Unterredung mit dem Reichsfuehrer, die der Div.Kdr. hatte.

Am 27. 11. traf die Genehmigung zur Raeumung des Brueckenkopfes u. zur Zerstoerung der 3 Rheinbruecken in Strassburg ein. Die Heeresgruppe G stellte noch die Forderung, die Sprengung habe so zu erfolgen, dass an der Ostseite eine Fahrrinne fuer den Schiffsverkehr erhalten bliebe, eine bei solchem Objekt unerfuellbare Forderung.

In der Nacht vom 27./28. 11. erfolgte die Sprengung unter Leitung des Obstlt. Layer, die, wie auch nachher Luftbilder ergaben, vollkommen geglueckt war. Es handelte sich um 2 Strassen- und 1 Eisenbahnbruecke. Auch die Zuruecknahme der Besatzung des Brueckenkopfes gelang ohne wesentliche Verluste, in der Hauptsache mit Sturmbooten

...“

- 3 Bundesarchiv Berlin NS 19/1793. Vollständige Wiedergabe der Tagespläne kann hier nicht angestrebt werden.
- 4 Hierzu: Adolf *Hirth*, *Das Saschwaller Buch*, Kappelrodeck 1997, S. 72: „Am 3. Januar 1945 begibt sich der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, dessen Befehlsstand sich seinerzeit in einem Eisenbahnzug im Murgtal in der Nähe eines Tunnels bei Raunünzach befindet, auf Hohritt. Als Führer der Heeresgruppe Oberrhein und Oberbefehlshaber an dieser Front hält er eine „Rede vor den Kommandeuren Sasbachwalden 3. 1. 1945“, wie sein mehrseitiges Exposé von Stichworten betitelt ist. Er geht auf die Entwicklung in dem Zeitraum bis „vor 1/2 Jahr“ ein, kommt auf Amerika und Rußland zu sprechen, wobei er ein „Platzen der Koalition“ mit einflücht; die Stichworte berühren Polen, Slowakei, Finnland, Ungarn bis zum „Zusammenbruch im Westen, um dann auf die Lage am „Oberrhein“ einzugehen, wo es „Kräfte sammeln“ gilt, wozu wohl im Hinblick auf die just angelaufene deutsche Gegenoffensive im Elsaß aufgerufen wurde.“ Himmler scheint den neben seinem Sonderzug „Steiermark“ in Triberg stehenden Zug „Karpathen“ als Kommandostelle benutzt zu haben. Um 20.00 Uhr ging das Fernschreiben Nr. 244 an die „FST H.Gr. Oberrhein zur Weiterleitung an 19. Armee“ von der „F.S.T. Karpathen“ mit der Anordnung Himmlers: „Auf Grund der gemachten Erfahrungen wuensche ich, daß nunmehr die Evakuierung der Bevölkerung in der 5. Km-zone der 19. Armee durchgeführt wird. Die Zivilarbeiter sind im Gebiet der 19. Armee unterzubringen. gez. Heinrich Himmler.“ (Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg RH 19 XIV 1).
- 5 BA NS 19/1447.
- 6 Vgl. Ortenau 1997, S. 522 und „Wetterauer Zeitung“ Nr. 108 vom 9. Mai 1988, Bericht über einen Vortrag von Bernd Vorlaeufer-Germer und Frankfurter Allgemeine, Rhein-Main-Zeitung vom 16. Juni 1998 (Mitteilung an Verf. von Bernd Vorlaeufer-Germer).
- 7 Bundesarchiv NS 19/2849.
- 8 Ebda.
- 9 Sigwart *Fleischle* und Volker *Neuwald* a.a.O.
- 10 Vgl. Bad. Tagblatt, a.a.O.
- 11 Vgl. Christian *Zentner-Friedemann Bedürftig*, *Das Große Lexikon des Dritten Reiches*, München 1985, Stichwort „Feldherrnhalle“, S. 173.
- 12 Vgl. Die Ortenau 1997, S. 516.
- 13 Militärgeschichtliches Archiv RH 19 XIV, eine Skizze der Örtlichkeit mit Aufstellung der Baumaterialien liegt vor.
- 14 Von Frank Flechtmann, Berlin, dem Verfasser zur Verfügung gestellt.
- 15 Mitteilung von Adolf Hirth.

Allen Informanten, insbesondere Frau Sabine Gresens und Herrn Torsten Zarwel im Bundesarchiv Berlin, Herrn Frank Flechtmann, Berlin, Herrn Bernd Vorlaeufer-Germer, Bad Homburg v. d. Höhe, Herrn Sigwart Fleischle, Baiersbronn, Herrn Dr. Herbert Broghammer, Worms, und Herrn Adolf Hirth, Kappelrodeck, die bereitwillig in schriftlicher oder mündlicher Form ihr Wissen über „Himmler in Triberg“ zur Verfügung gestellt haben, ist der Verfasser zu großem Dank verpflichtet.

Buchbesprechungen und Hinweise

Casimir Bumiller (Hrsg.), Menschen. Mächte. Märkte. Schwaben vor 1000 Jahren und das Villingen Marktrecht. Begleitband zur Ausstellung im Franziskaner-Museum Villingen vom 14. März bis 1. August 1999. Villingen-Schwenningen. Verlag der Stadt 1999, 336 Seiten. 49,- DM.

Am 29. März 999 verbriefte Kaiser Otto III. in Rom seinem Gefolgsmann Graf Berthold das Recht, an seinem Orte Villingen einen Markt zu errichten. Dies war nach 1000 Jahren u. a. der Anlaß für die Stadt Villingen-Schwenningen zu einer Sonderausstellung mit dem Titel „Menschen. Mächte. Märkte“. Der Katalogband zu dieser Ausstellung sei hier wegen der Bedeutung seiner Aussagen kurz vorgestellt.

Spezifisch für Villingen bedeutsam ist dessen erster Teil „Erinnern und vergessen“, in dem die unterschiedliche Intensität und Art des Erinnerns an dieses Datum von 999 vorgestellt wird (S. 39–91).

Allgemein bedeutsam jedoch ist der zweite Teil dieses Katalogbandes (S. 91–272) mit dem Titel „Schwaben vor 1000 Jahren“. Folgende Themen werden hier behandelt: Otto III. und das Herzogtum Schwaben; Graf Berthold und das kaiserliche Marktprivileg; das Münzwesen um 1000; die kirchlichen Verhältnisse; die Kunst im Herzogtum Schwaben um 1000; die Landwirtschaft und die ländliche Gesellschaft, sowie die Siedlungsgeschichte Schwabens um das Jahr 1000.

Mit diesen Themen wird vor allem die Alltagsgeschichte um 1000 erschlossen. Neueste Literatur und Forschungsanalysen werden herangezogen und kritisch abgewogen. Die interessierte Leserschaft erfährt kurz vor einer neuen Jahrtausendwende, was eigentlich aus der Zeit vor 1000 Jahren bekannt ist. Dies ist faszinierend und anregend zugleich.

Dr. Dieter Kaufß

Frank Engehausen, Armin Kohnle (Hg.), Gelehrte in der Revolution: Heidelberger Abgeordnete in der deutschen Nationalversammlung 1848/49. Ubstadt-Weiher 1998, 239 Seiten.

Die jungen Historiker Frank Engehausen (geb. 1963) und Armin Kohnle (geb. 1960) haben zusammen mit sechs weiteren, ebenfalls jungen Nachwuchshistorikerinnen und -historikern ein Buch zusammengestellt, das den Leser die Revolution 1848/49 und die Arbeit der Nationalversammlung in der Paulskirche hautnah miterleben läßt. Sieben Abgeordnete, die alle bei Ausbruch der Revolution ihren Wohnsitz in Heidelberg hatten, werden in ihrem politischen Profil dargestellt. Dabei sind in der äußerst gut lesbaren Studie die Grundprobleme der Revolution, die subjektiven Handlungsperspektiven und die tatsächlichen Handlungsspielräume der Akteure, mithin das Verhältnis persönlicher Einflußchancen und allgemeiner gesellschaftlicher und politischer Strukturen ausgeleuchtet.

Was Georg Gottfried Gervinus, Robert von Mohl, Gustav Höfken, Karl Mittermaier, Karl Theodor Welcker, Karl Hagen und Christian Kapp vor allem verband, war das Ziel einer einheitlichen deutschen Nation. Zwar sind diese Abgeordneten im Spektrum zwischen Rechts- und Linksliberalismus, Hagen und Kapp bei der republikanischen Linken anzusiedeln, doch mehrheitlich votieren sie für eine konstitutionelle Monarchie und geben damit tendenziell dem Ziel der staatlichen Einheit Vorrang vor dem der Freiheit. So gibt sich die von Gervinus, Ludwig Häusser, Karl Mathy und Höfken herausgegebene „Deutsche Zeitung“ (dieser für die deutsche Zeitungslandschaft des 19. Jahrhunderts innovativen und erfolgreichen politischen Zeitung ist ein eigener Aufsatz am Schluß des Bandes gewidmet) folgendes Programm: „die Nation in möglichster Eintracht zu versammeln“. Während Gervinus zeitweise sogar einen Krieg gegen Rußland begrüßte, „wegen der Möglich-

keit einer Lösung innerdeutscher Konflikte durch Ablenkung nach außen“, sah es Mittermaier als sein Ziel an, „den Deutschen den Stolz und die Begeisterung zu dem großen Vaterland“ einzuflößen. Und auch für Welcker war die – in diesem Fall großdeutsche – Einheit unter Einschluß Österreichs der große Wunsch.

Den Autoren ist es nicht nur gelungen, von sieben Biographien her die allgemeine Revolutionsgeschichte aufzurollen. Darüber hinaus wird deutlich gemacht, wie sich einzelne Akteure (stellvertretend für viele andere) entwickelten, und wie sie auf den Revolutionsverlauf reagierten: Enttäuschung und Resignation bei Gervinus, Mittermaier und Kapp; Kampf bis zum Schluß bei Hagen; Etappe einer auch nach der Revolution erfolgreichen Karriere bei Höfken; radikale Wendung während der Revolution vom überzeugten Anhänger einer großdeutschen Lösung hin zum Vertreter der kleindeutsch-preußischen Staatsgründung bei Welcker; und ein Lernprozeß, daß nämlich in der Politik nicht das Wünschenswerte, sondern lediglich das Mögliche erreicht werden kann bei von Mohl. Die Konzentration auf sieben Heidelberger „Gelehrte in der Revolution“ erweist sich hier als ein fruchtbarer Ansatz, um heutigen Lesern die Konflikte von 1848 plastisch vor Augen zu führen.

Dr. Wolfgang Reinbold

Planstadt Kurstadt Freudenstadt. Chronik einer Tourismusstadt. Hg. Stadtarchiv Freudenstadt mit Beiträgen von Renate Adler, Klaus Heckmanns, Maria Heidebrecht, Gerhard Hertel, Jörg Johannsen-Reichert, Dagmar Kraus, Susanne Quarthal, Bernhard Sandherr, Karl Sängle, Jürgen Schnurr, Ute Ströbele und Gerhard Wein.

400 S. mit zahlreichen, z. T. farbigen Abbildungen, Buchverlag G. Braun, Karlsruhe 1999, DM 39,00.

Am 22. März 1599 steckte der württembergische Baumeister Heinrich Schickhardt auf der Hochfläche oberhalb der alten Bergmannssiedlung Christophstal die ersten Häuser einer neuen Stadt aus, die Platz für 3500 Menschen bieten sollte. Der Plan der von Herzog Friedrich I. gegründeten Stadt, die später den Namen „Freudenstadt“ erhielt, ähnelte dem Brett eines Mühlespiels: Jeweils fünf Häuserreihen mit Quergassen bildeten insgesamt ein Quadrat. Im Zentrum der Stadtanlage sollte ein Schloßbau stehen. Die Stadtkirche wurde als Winkelhakenkirche errichtet, deren Langhäuser rechtwinklig aufeinandertrafen. Gleich drei Beiträge des Buches befassen sich mit dem Gründungszeitraum. Der verdiente Freudenstädter Stadthistoriker Gerhard Hertel macht eindrucksvoll den gesamtpolitischen Hintergrund der Stadtgründung sichtbar. Freudenstadt war keine Erweiterung der alten Bergbausiedlung Christophstal und wurde nicht für die Glaubensflüchtlinge aus Tirol, Kärnten und Krain gegründet, die seit 1601 Aufnahme fanden. Vielmehr war die Stadtgründung Freudenstadts Ausdruck einer neuen württembergischen Westpolitik. Württemberg hatte 1597 nach der Spaltung des Straßburger Domkapitels in eine protestantische und katholische Partei im Bündnis mit Johann Georg von Brandenburg die Hoheitsrechte über das Renchtal übernehmen können und erhob Präntentionen auf das Bistum Straßburg. Es schien sich die Chance zu bieten, zu den linksrheinischen Gebieten Württembergs, den Grafschaften Mömpelgard und Horburg-Reichenweier, eine Verbindung zu schaffen. Im großen europäischen Zusammenhang strebte Württemberg gemeinsam mit dem französischen König Heinrich IV. die Bildung eines antihabsburgischen Blocks an. Freudenstadt sollte als neue Residenzstadt Ausdruck der neuen Westpolitik sein. Der Tod Friedrichs I. 1608 markierte jedoch schon das Ende dieses ehrgeizigen Planes; folglich wurde das Schloß nicht mehr ge-

baut, so daß Freudenstadt bis heute den größten Marktplatz Deutschlands (4,8 ha) besitzt. Nach der Wiedereinlösung der Pfandschaft durch das Hochstift Straßburg 1664 wurde Freudenstadt zur württembergischen Grenzstadt, die seit 1667 zur Festung ausgebaut wurde.

Der von Schickhardt entworfene Stadtplan wird von B. Sandherr in bezug zu Stadtutopien der Renaissance gesetzt, wobei die Spannweite von Dürer über Cataneo und Andreaes *Christianopolis* bis hin zu exotischen Vorbildern wie der Aztekenstadt *Tenochtitlán* reicht. Religiöse Utopien mischten sich mit einem frühabsolutistischen Ordnungs- und Gestaltungswillen. Der visionäre Charakter der Gesamtanlage bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu der Schlichtheit der Einzelgebäude. Die wirtschaftliche Grundlage der jungen Stadt war vor allem Bergbau und Metallgewinnung und -verarbeitung, Waldnutzung und Holzverarbeitung sowie der Handel. Friedrich I. hatte die Paßstraße über den Kniebis zur Fahrstraße ausbauen lassen und über das Hochmoor einen Knüppeldamm legen lassen. In Freudenstadt entstand die Schicht der Schauffler, die Getreide, Salz und Tabak in die Rheinebene exportierten und Wein, Hanf, Obst und Viktualien einfuhrten. Der Bergbau in Christophstal, der sehr krisenanfällig war, lieferte Fahlerz aus Kupfer, Eisen, Kobalt und Silber. Es wurde verhüttet, wobei der Holzreichtum von großem Vorteil war. Aus dem Metall wurden Waffen, Sensen und Werkzeuge geschmiedet. Der Wald bot Holzfällern, Harzreißern, Glasmachern, Köhlern und Aschenbrennern Arbeit, es entstanden in Freudenstadt Pech- und Kienrußhütten und Sägemühlen. Seit 1721 spielte die Holländerflößerei eine wichtige Rolle. Die Lage der Bewohner war schon im ersten Jahrhundert der Stadtgeschichte schwierig. Schon 1610 wütete die Pest, wobei 800 von 2000 Einwohnern umkamen, einem Stadtbrand fielen 1632 140 Häuser zum Opfer; schließlich wurde die

Stadt nach 1634 durch Truppendurchzüge, Einquartierungen und Plünderungen in Mitleidenschaft gezogen. Im 18. Jahrhundert war auch angesichts einer stark steigenden Bevölkerungszahl der Massenverarmung unübersehbar; seit 1750 nahm die Auswanderung immer mehr zu und erreichte ihren Höhepunkt 1854, als 300 Stadtarme aufbrachen, um zu Fuß hinunter nach Kehl zu wandern, von wo aus sie in die USA weiterreisten. In der Vormärzzeit – Freudenstadt zählte inzwischen 5000 Einwohner – hielt sich ein Teil der Bewohner durch Notstandsarbeiten am Leben. Die Hoffnungen auf politische und wirtschaftliche Veränderungen veranlaßten viele Freudenstädter, 1848/49 sich der Revolution anzuschließen. Nachdem das Ministerium Römer am 18. Juni 1849 das Stuttgarter Rumpfparlament auseinandergejagt hatte und den badischen Revolutionären die Unterstützung verweigerte, wurde am 24. Juni 1849 von Freudenstadt aus ein Marsch auf Stuttgart initiiert, der jedoch kläglich scheiterte. Die entschiedensten Freudenstädter Demokraten schlossen sich der schwäbischen Legion an, die mit den Badenern gegen die Preußen kämpfte.

Die wirtschaftliche Misere wurde in der 2. Jahrhunderthälfte überwunden. Voraussetzung war, daß die Stadt nach dem Ausbau der Poststraße auch 1879 einen Bahnanschluß erhielt (Gäubahn; seit 1886 Verbindung mit Wolfach) und die Stadt nach Abbruch der alten Festungswälle 1884 Erweiterungsmöglichkeiten bekam. Betriebe der Metallverarbeitung und die Textilherstellung siedelten sich an; aber weniger die Gründung von Industriebetrieben als der aufkommende Tourismus eröffneten der Stadt wirtschaftliche Perspektiven. In der Amtszeit des verdienten Stadtschultheißen Alfred Hartranft (1877–1919) entwickelte sich Freudenstadt zur Kur- und Tourismusstadt. Parks und Wege wurden angelegt, ein Kurhaus und ein Theater wurden errichtet. Vornehme Hotels, die „Schlösser“ des aufstre-

benden Bürgertums, entstanden; mit dem Aufkommen des Wintersports nach der Jahrhundertwende begann der Wintertourismus.

Schicksalsdatum für Freudenstadt wurde der 16./17. April 1945. Freudenstadt wurde, obwohl es Lazarettstadt war, von schwachen Truppeneinheiten verteidigt. Französische Truppen antworteten darauf mit massivem Artilleriebeschuß. Über 40% der Stadt wurde zerstört, es gab 70 Tote, über 600 Frauen wurden vergewaltigt. Nach den alten Plänen wurde Freudenstadt wieder aufgebaut. Die Beiträge des Buches zeichnen nicht nur die Chronologie der Stadtgeschichte nach, sie versuchen auch die Alltagsgeschichte mit einzubeziehen. Der Leser erfährt aus den Quellen vieles über die Lage der Frauen, über familiäres und nachbarschaftliches Zusammenleben, über den Umgang mit Krieg und Katastrophen.

Eine Zeittafel informiert über die Marksteine der Stadtgeschichte. Das großzügige Format des Buches ermöglicht eine gelungene Verbindung von Text und Bild. Das Bildmaterial, darunter viele Raritäten, wird optimal aufbereitet. Die Textblöcke sind klar gegliedert und darüber hinaus mit Randhinweisen versehen, die eine schnelle Orientierung ermöglichen. Für jeden historisch interessierten Leser, vor allem aus der Nachbarschaft der Ortenau, ist dieses Jubiläumsbuch eine Fundgrube.

Heinz G. Huber

Klaus Gaßner, Diana Finkle: Der Aufstand der badischen Demokraten. Geschichten aus der Revolution 1848/49, Verlag Regionalkultur Ubstadt-Weiher, 1. Auflage 1998, 144 S., DM 19,80. ISBN 3-929366-97-5.

„In einem festlich geschmückten Offenburger Wirtshaus begann 1847 die Revolution der Demokraten in Deutschland – in den Kasematten von Rastatt erstickte zwei Jahre später der Traum von der Freiheit.“ Diese Aussage der beiden Autoren

markiert Ausgangs- und Endpunkt des Buches, das dem Leser eine tragisch endende Epoche badischer Geschichte in Form vieler Geschichten näherbringt. Geschichte in erzählerischer Form durchschaubar machen: Ein hier erfolgreich angewandtes Konzept! Die Revolution in Baden wird durch oft wenig bekannte Episoden und Hintergrundereignisse beleuchtet; die großen Zusammenhänge kommen dabei aber nicht zu kurz.

Daß „Katzenmusik“, d.h. das nächtliche „Singen“ vor den Häusern der Obrigkeit eine oft geübte Protestform in jener Zeit war, daß ein reaktionärer Professor bei der Märzversammlung 1848 in Freiburg durch „Stöße von Schwarzwälderfäusten“ verprügelt wurde, kann der Leser hier erfahren. Die politische Funktion der zahlreichen Volksfeste in dieser Zeit wird ebenso verdeutlicht wie die Rückwirkungen von Ereignissen außerhalb Badens, seien es die zahlreichen Totenfeiern und Demonstrationen für den in Wien hingerichteten Robert Blum (die Hinrichtung zeigte, was die reaktionäre österreichische Regierung von der Immunität eines Abgeordneten des deutschen Parlaments hielt), oder die nationale Aufwallung, die die Schleswig-Holstein-Frage auch in Baden auslöste. Interessante Episoden wie der Versuch der Demokraten im Kraichgaustädtchen Bretten, die Grenzpfähle zum nahen württembergischen „Ausland“ niederzureißen, belegen den Kampf gegen die kleinstaatliche Zersplitterung. Auch die sozialen und ökonomischen Ursachen dieser Revolution, z.B. in Gestalt des zunehmenden Pauperismus, werden dargestellt; ebenso Ausschreitungen der Landbevölkerung gegen ihre nach Emanzipation strebenden jüdischen Mitbürger.

Handelnde Personen werden in meist kurzen, aber aussagekräftigen biographischen Skizzen lebendig. Friedrich Hecker und der sich um ihn bildende Mythos ist ebenso vertreten, wie die Schicksale in der Revolution mitkämpfender Frauen wie Amalie Struve, Emma Herwegh oder die als

„Flintenweib“ gescholtene Mathilde Franziska Anneke.

In Tagebuchform, chronologisch angelegt, kann die Publikation ihre Herkunft nicht verleugnen: Es ist eine Zusammenstellung von Geschichten der damaligen Ereignisse, die die „Badischen Neuesten Nachrichten“ zur Erinnerung an die Revolution in wöchentlicher Folge veröffentlicht haben. Das tut der Sache aber keinen Abbruch – im Gegenteil: In Buchform, durch zahlreiche zeitgenössische Bilder ergänzt, ist dies eine Revolutionsgeschichte, die zum Lesen verführt! Wohltuend für die Lesbarkeit ist der Verzicht auf eine wissenschaftliche Darstellungsform mit Fußnoten, direkten Erklärungen im Text usw. Wer sich mit dem Thema eingehend befassen möchte, findet ein fundiertes, auch aktuelle Arbeiten enthaltendes Literatur- und Quellenverzeichnis im Anhang.

Heinz Schaufler

Cord Gebhardt, Der Fall des Erzberger-Mörders Heinrich Tillessen. Ein Beitrag zur Justizgeschichte nach 1945 (= Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts, 14). Tübingen, Mohr [1995]. 376 S., 198 DM.

Diese juristische Dissertation hat ihren Schwerpunkt weniger in der Tat und den noch immer unklaren Hintergründen. Sondern es geht vor allem um die Anwendung der vielen Amnestie- und Straffreiheitsregelungen seit dem Mord im Jahr 1921 – nach 1945, unter den Augen der französischen Besatzungsbehörden. In jüngster Zeit sind zum – aus mehreren Gründen für die Ortenau interessanten – Thema Erzberger-Mord einige Arbeiten erschienen, doch der Verfasser kennt, nennt sie nicht. Der Aufsatz Lanzenausers im 76. Jahresband der ORTENAU behandelte vor allem die Persönlichkeit Erzbergers. Die Dissertation des Berliner Historikers Martin Sabrow, 1994 in München unter dem Titel „Der Rathenau-Mord“ erschienen, stellte alle Attentate ausführlich dar, die

diesem Täterkreis schon 1921/22 unmittelbar nach den Taten angelastet wurden: den jungen Leuten, die „bei Ehrhardt Morden gelernt haben“, wie Carl von Ossietzky es einmal ausdrückte. Ehrhardt ist die zentrale Figur, und Gebhardt gelingt es noch weniger als Sabrow, dies zu belegen. Dabei gibt es deutliche Indizien, mehr als bei Sabrow ausgeführt: Weshalb wurden Schulz und Tillessen 1933 überhaupt amnestiert? Es war vor allem das Amnestie-Gesuch Ehrhardts „an den Herrn Reichskanzler Adolf Hitler“ vom 21. März 1933 für Schulz und Tillessen – und nicht die Amnestieverordnung vom 21. März allein. Ihr Schicksal liege ihm besonders am Herzen, heißt es bei Ehrhardt dezent und in ungewohnt höflichem Ton. Hitler reagiert sofort, „wünscht, sich (...) für einen Gnadenakt einzusetzen“. Zwei Staatssekretäre teilen sich am 5. April mit „Der Herr Reichskanzler legt großen Wert darauf, dass Schulz und Tillessen nicht bestraft werden.“ Im April läuft alles über die Bühne, und Ehrhardt erhält die Bestätigung.

Doch viel deutlicher wird die – von Adolf Geck in den 20er Jahren in Offenburg immer wieder aufgezeigte – Verantwortung des Diersburger Pfarrerssohnes in einem Brief von 1954, einer anwaltlichen Drohung: „Ich bin beauftragt, die Wiederaufnahme eines Verfahrens zu betreiben“, denn „sowohl vor 1933 als auch nach 1945 wurden lediglich die beiden Attentäter von den deutschen Strafbehörden verfolgt, während die Persönlichkeit, die hinter diesen stand und welche der geistige Urheber des Attentats war, völlig unbeheligt blieb“. Und dann ganz deutlich: „Der Befehl zum Attentat wurde von Ihnen erteilt. Herr Tillessen hat bewusst Sie bisher geschont“. Es folgt eine ausführliche Darstellung der Umstände in jenem Brief, der an den kranken Ehrhardt adressiert war – nach Lörrach, wo er nach der Versetzung des Vaters seine Jugend verlebte hatte. Tillessens Anwalt geht noch viel weiter: er erinnert an die „sog. schwarze Liste“,

„nach der zahlreiche Persönlichkeiten des damaligen politischen und öffentlichen Lebens, sog. Erfüllungs-Politiker, Bankiers und Juden mit einem Schlag erledigt werden sollten. Sie haben Herrn Tillessen die Liste gezeigt.“ Nicht nur Tillessen hatte sie gesehen – von ihr war oft die Rede in Kreisen der „jungen Leute“ Ehrhardts, auch das Freikorps-Liedgut bezog sich auf sie. Beispiele sind in einer Broschüre aus Bühl abgedruckt, die Gebhardt jedoch nicht zu kennen scheint. Sie ist auch deshalb bemerkenswert, weil sie eine der wenigen republikanischen, Erzberger-freundlichen Schriften ist in jener Zeit.

Tillessen hatte nicht nur Ehrhardt geschont, sondern auch gegenüber dem Missetäter Schulz sich als Hauptfigur bezeichnet – was der ausnutzte und sich nicht bedankt haben soll.

Was Ehrhardt 1954 erwiderte, ist noch nicht bekannt. Aber wie seine weitere Einstellung zu den Morden war, steht in der Presse. Leider wurden Zeitungen und Zeitschriften – seit 1921! – bei Gebhardt kaum berücksichtigt. Etwa jenes einschlägige Wochenblatt namens KRISTALL, in dem viele Pg.s ihre Erlebnisse im „Dritten Reich“ ein wenig aufpolieren konnten, in dem eine Serie über die garnicht so „goldenen Zwanziger Jahre“ erschien. Im ersten KRISTALL-Heft 1963 waren „Wesen und Geschichte der Organisation Consul als ‚Mörderzentrale‘ ausführlich dargelegt“. Der empörte Ehrhardt schrieb gleich hin, wie er einem Freikorps-Kameraden stolz mitteilte, der ebenfalls den schönen Zeiten nachtrauerte. Und in der Tat, der Leserbrief enthält das offene Bekenntnis des aufrechten Alten mit der Überschrift „Zum Sieben war keine Zeit“. „Der Freikorpskämpfer, ein politischer Kämpfer, sah den Feind nicht nur im Kommunisten, sondern auch in den internationalen Persönlichkeiten, den Vaterlandslosen, Ehrgeizlingen, den Würdelosen und Verrätern. Diese zu beseitigen, hielten sie für ihre vaterländische Pflicht. Sie bedurften hierzu keiner Mörderzentra-

le und keiner Befehle“, so spielt Ehrhardt noch immer seine Aufträge herunter („Ihre Persönlichkeit, Ihr Einfluss und Ihre Führer-Natur bewirkten, dass Herr Tillessen sich von Ihnen zu dem Attentat anstiften liess“, hatte der Anwalt 1954 geschrieben). „Vielleicht traf es dabei auch mal einen Unrechten, zum Sieben war keine Zeit, und es lag diesen Freikorpsmännern auch nicht. Sie handelten aus Vaterlandsliebe, ohne Furcht vor Strafe und Tod. Solche Männer wie Killinger, Tillessen, Schulz, Kern, Fischer als gemeine Mörder zu zeichnen und auf eine Stufe mit Raub- und Lustmördern zu stellen, kann nur jemand, der die Zeiten 1918 bis 1922 überhaupt nicht beurteilen kann.“

Weshalb wurde Ehrhardt nie angeklagt, wo doch schon 1921 nicht nur in Offenburg und Berlin mit Fingern auf ihn gezeigt wurde? Auch das Plädoyer Baders, der die Todesstrafe für Tillessen forderte, benennt den Hintermann.

Die Dissertation enthält leider keine wesentlichen neuen Erkenntnisse, wertet nicht einmal die Literatur vollständig aus. Und die Akten. Oder wird irgendwo erwähnt, daß Schulz und Tillessen zusätzlich zu ihrem Gehalt noch laufend eine Sonderzahlung Himmlers erhielten? Die NS-Führung hielt große Stücke auf diese „Helden“, die – im Unterschied zu Killinger – garnicht glücklich mit dieser Rolle waren. Der depressive Tillessen, dessen Parteibuch jahrelang nicht aufzufinden war, weil er nicht wußte, zu welcher Ortsgruppe er gehörte, und der (auch ohne Malaria und Alkoholismus) unfähige Schulz, den keine SS-Dienststelle behalten wollte, der aber nur mit Genehmigung von Himmler rausgeworfen werden durfte – eine Plage der Personalchefs. Beide „Helden der Bewegung“ führten ein recht klägliches Leben nach ihrer Rückkehr 1933. Und Ehrhardt stand ohnehin – wie Himmler – unter dem Pantoffel, zehrte schon vor 1930 nur noch von seinem Mythos. Das sollte die Geschichtsschreibung deutlich werden lassen.

Die Arbeit ist lediglich als juristische Fleißarbeit zum Thema Amnestie und Besetzungseinfluß von Bedeutung.

Frank Flechtmann

Hasso von Haldenwang, Der Kupferstecher Christian Haldenwang, Dissertation der Philosophischen Fakultät der J.W. Goethe-Universität, Frankfurt 1995. Bd. XIV der „Frankfurter Fundamente der Kunstgeschichte“ (Hg.: Gerhard Eimer), 1140 S., über 400, teils mehrfarbige, Abb.

Der Kupferstecher Christian Haldenwang (1770–1831)

Die wichtigsten Stationen in der Biographie dieses letzten großen Kupferstechers Christian Haldenwang waren Durlach, wo er am 14. Mai 1770 geboren ist, dann Basel, wo er ab 1786 eine zehnjährige Ausbildung bei Christian von Mechel erhielt, Dessau, wo er bis zum geschäftlichen Ruin des Unternehmens bei der Chalcographischen Gesellschaft tätig war, und vor allem Karlsruhe, wo er als *der* badische Hofkupferstecher sein meisterliches Werk vollendete – und schließlich Bad Rippoldsau: Dort ist Christian Haldenwang am 27. Juli 1831 gestorben und dort ist das Künstlergrab, gestiftet von der großherzoglichen Familie, noch heute zu besuchen.

Athanasius von Raczynski schrieb in seiner „Geschichte der neueren deutschen Kunst“ (Berlin, 1840): „Christian Haldenwang . . . ist durch seine überall verbreiteten landschaftlichen Kupferstiche so berühmt, daß eine nähere Würdigung seines Talentes kaum nöthig scheint. Seine Werke erscheinen uns darin so vorzüglich, daß man bei Betrachtung derselben nicht mehr an Schwarz und Weiß denkt; was in unseren Augen bei Kupferstichen und Zeichnungen, in Beziehung auf das technische Hervorbringen, das höchste Lob ist.“ Über diesen Kupferstecher, der meisterhafte Werke schuf, sowohl nach Vorla-

gen – z.B. von Claude Lorrain und Jacob Isaaksz van Ruisdael – als auch nach eigenen Entwürfen, der mit vielen bedeutenden Zeitgenossen (u.a. Goethe, Boisseré, Cotta, Weinbrenner) bereichernde Beziehungen unterhielt und einen interessanten Stilwandel vom Rokoko bis zur Romantik durchmachte, verfaßte Hasso von Haldenwang, Rechtsanwalt in Frankfurt, 1995 eine Dissertation an der Philosophischen Fakultät der J.W. Goethe-Universität. Sie erschien nun als Band XIV der „Frankfurter Fundamente der Kunstgeschichte“, herausgegeben von Gerhard Eimer – 1140 Seiten stark, mit über 400 (teils farbigen) Abbildungen, sehr beeindruckend. Der Autor hat seine Recherchen ungewöhnlich breit angelegt, er ist wirklich „dem geringsten Hinweis in geradezu kriminalistischer Manier nachgegangen“, hat so das bisher bekannte Haldenwang-Werkverzeichnis von etwa 100 Arbeiten mehr als verdreifacht, hat vor allem Christian Haldenwang tatsächlich „aus der relativen Anonymität“ herausgeführt. Besonders die „Karlsruher Jahre“ ab 1804 waren bestimmt durch eine intensive und erfolgreiche Tätigkeit, auch in seiner Lehrwerkstatt und im Kunsthandel. 1821–24 gelangen Haldenwang wohl seine besten Werke mit den vier „Tageszeiten“ nach Claude Lorrain; sie dürften für ihn außer dem künstlerischen Erfolg wohl auch ein äußerst lukratives Honorar mit sich gebracht haben. Bei der Kunst- und Industrieausstellung 1829 in Karlsruhe erhielt Christian Haldenwang für den Gesamtzyklus die goldene Preismedaille. Aber Haldenwangs Gesundheit war frühzeitig sehr beeinträchtigt, wohl nicht zuletzt wegen der langjährigen Arbeit mit Aquatinta. Ein wiederholter Kuraufenthalt im Goeringer-Bad Rippoldsau sollte 1831 Abhilfe bringen, es war zu spät. 1835 ließ ihm Großherzog Leopold auf dem kleinen Bergfriedhof ein Grabmal setzen, zwei aufeinandergetürmte rote Sandsteinwürfel, „bekrönt von einem leicht vorkragenden Gesims“, verziert mit Lorbeer- und

Eichenkränzen. Auf der linken Seite ist zu lesen:

ERRICHTET/DURCH/
LEOPOLD GROSHERZOG/VON
BADEN/UND/MAXIMILIAN
MARKGRAF/VON BADEN/1835.

Die Inschrift auf der rechten Seite lautet:

HIER RUHT/CHRISTIAN
HALDENWANG/GESTORBEN
DEN 27. JULI 1831/
SEIN WERK HAT ER/IN ERZ
GEGRABEN/UND DAUERNDER
ALS ERZ.

Ein (fast) vergessenes Künstlergrab im Herzen des Schwarzwaldes! Hasso von Haldenwang hat die Erinnerung daran wieder wachgerufen.

Hasso von Haldenwang:

Christian Haldenwang, Kupferstecher (1770–1831). Band XIV der Frankfurter Fundamente der Kunstgeschichte. Frankfurt am Main 1997, 1140 Seiten, 120 DM. ISBN 3-923813-13-9. *Adolf Schmid*

Manfred Hildenbrand, Haslach in alten Photographien. Band 1 der Veröffentlichungen des Stadtarchivs Haslach, Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach i.K., 1998.

Photobildbände sollen den Wandel der Lebensverhältnisse und die Veränderung eines Stadtbildes dokumentieren. Sie sind wertvolle kultur- und sozialgeschichtliche Quellen, sie dienen der Erinnerung, der Heimat- und Brauchtumpflege und regen zum gemeinsamen Erzählen an. Das Stadtarchiv Haslach verwahrt in seinem Besitz etwa 3000 Photographien. Die beiden ältesten entstanden nur dreizehn Jahre nach der Erfindung der Photographie: Porträts der beiden Malerbrüder Louis und Rudolf Blum (1852). Zwei Photographen haben sich um die Dokumentation der Haslacher Geschichte besonders verdient gemacht: Der Buchbindermeister

und Herausgeber der Lokalzeitung „Schwarzwälder Volksstimme“, Wilhelm Engelberg (1862–1947) und Emil Grüninger (1876–1944). Engelberg eröffnete 1890 in Haslach das erste Atelier. Aus seinem Nachlaß erhielt die Stadt Haslach 1979 die wichtigsten alten Ansichten ihrer Häuser, Straßen, Ereignisse. Den Nachlaß Grüningers, bestehend aus hunderten alter photographischer Platten und Negative mit Motiven aus Haslach und Umgebung konnte das Stadtarchiv 1982 erwerben. Haslachs Stadtarchivar Manfred Hildenbrand hat aus diesem kostbaren Besitz eine mustergültige Blütensammlung herausgelesen, aus der wenige Beispiele aufgeführt sein sollen. *Bauwerke*: die Pfarrkirche St. Arbogast vor ihrer Erweiterung (1906) mit der östlichen fürstenbergischen Zehntscheuer (Kasten); Rundturm der alten Stadtbefestigung (1895 abgebrochen); die alte zweijochige Gutleutbrücke (1957); die Seilbahn zum Hartsteinwerk „Vulkan“ im Urenwald; KZ-Baracken am Sportplatz auf dem Weg zur Hofstetter Schanze; Richtfest der Siedlungshäuser im Eichenbach mit hohem Besuch des badischen Staatspräsidenten Leo Wohleb. *Handwerk, Industrie*: die Chabotte (Amboß für einen Dampfhammer) in der Hammerschmiede Wilhelm Haiß, ein Beispiel für die Frühindustrie im Kinzigtal; die Zündholzfabrik Bauer und Schönenberger in Schnellingen; Arbeit des Gerbers am Stadtbach; Kaffeerösten beim „Katzekrämer“; *Kriege*: Luftbilder amerikanischer Jabos vom Angriff auf Haslach (März 1945); Ablieferung der Kirchenglocken (1916); 3 Veteranen des 70er Krieges; Heimkehr Haslacher Soldaten (1920); Bombentrichter auf dem Gelände der Gärtnerei Winterer. *Vereinsleben, Brauchtum*: Haslacher Theatergruppe spielt 1896 den „Wilhelm Tell“; Volksschauspiel „Der Steinerner Mann von Hasle“ (1906) in den Straßen und Gassen Alt-Haslachs; Badisches Trachtenfest (1899); Storchentag (22. Februar); Sternsinger vor dem Haus von Hubert Falk. *Landwirt-*

schaft: Rüttibrennen; Weinanbau am „Herrenberg“, der in den dreißiger Jahren eingestellt wurde. Zahlreiche alte Haslacher, die zum Teil aus Heinrich Hansjaks Erzählwerk bekannt sind, lassen fast 150 Jahre Haslacher Geschichte wieder lebendig werden. Zu diesem wertvollen Bildband, mit dem für den Hansjakob-Verlag ein neuer Abschnitt seines verlegerischen Schaffens beginnt, darf man die Stadt Haslach und den verdienstvollen Herausgeber Manfred Hildenbrand aufrichtig beglückwünschen.

Werner Scheurer

Ursula Huggle/Norbert Ohler, Maße, Gewichte und Münzen. Historische Angaben zum Breisgau und zu angrenzenden Gebieten. Themen der Landeskunde, 9. Veröffentlichungsreihe aus dem Alemannischen Institut Freiburg im Breisgau. Hg. Konrad Sonntag, 131 S., Konkordia Verlag, Bühl/Baden 1998, DM 29,80.

Mit dem angezeigten Werk legen Ursula Huggle/Norbert Ohler ein schmales, aber faktenreiches Speziallexikon vor, das, handlich und übersichtlich, gerade unseren Lesern wertvolle Dienste leisten kann. „Maße, Gewichte, Münzen“, Grundbegriffe historischer Texte, selbst fiktionaler, tauchen in einer lokalspezifischen Vielfalt auf, daß sie ohne Erläuterungen oft nicht mehr verstanden werden. Die räumliche Begrenzung auf den Breisgau im Untertitel, sollte niemand davon abhalten, das Bändchen zu kaufen, denn die „angrenzenden Gebiete“ sind großzügig bemessen, umfassen den ganzen Oberrhein beiderseits des Flusses, den Bodenseeraum, die Baar. Beim Geldwesen werden naturgemäß Geltungsbereiche der Währungen und die Beziehungen zu den großen Prägstätten Europas berücksichtigt.

Unter neun Abteilungen (Längenmaße, Flächenmaße, Raummaße, Lasten von Land- und Wasserfahrzeugen, Gewichte,

Dichte, Temperaturen, Zähl- und Stückmaße, Münzen und Geldwesen) werden eine Fülle von Bezeichnungen meßbarer Werte aufgeschlüsselt, wobei die einzelnen Artikel über die zähl- und vergleichbaren Daten hinaus Wortbedeutungen analysieren und geschichtliche Hintergründe aufzeigen. Die Spanne zwischen den Zeiten, in denen die Stichwörter verwendet wurden, ist beträchtlich, was z.B. das griech./lat. Obolus und die Öchslewaage oder das keltische Leuga und die Kaufkraft der DM beweisen.

Eine Einführung in den Themenbereich, Einleitungen in die Kapitel und eine Zeittafel ordnen die Einzelinformationen der Entwicklung der allgemeinen Geschichte ein. Viele Leser werden den Autoren dankbar sein für den Beitrag im Anhang „Die Arbeit mit handschriftlichen Texten“, der an Reproduktionen und ihren Transkriptionen die Zeichen der Zahlen in verschiedenen Jahrhunderten erklärt. Selbstredend enthält das Bändchen ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis, dessen bibliographische Hinweise immer wieder durch knappe Inhaltsangaben ergänzt werden. So gewinnt der Leser eine Menge Informationen, auch durch die zahlreichen Abbildungen, zu einem erschwinglichen Preis. *Karl Maier*

Kurt Klein, Kleinode unserer Heimat. Im Schwarzwald und am Rhein. Reiff, Schwarzwaldverlag 1998, 111 Seiten, 14,80 DM.

„Kleinode unserer Heimat“ heißt das neueste Buch von Kurt Klein, in dem er über fünfzig Naturschönheiten, Gedenksteine, Gemeinden, Kirchen und Kapellen aus der ganzen Ortenaulandschaft vorstellt. Sie sind übersichtlich in alphabetischer Reihenfolge geordnet und zeichnen durch die kurzweilige Beschreibung und das profunde Wissen des Hausacher Heimatforschers aus. Sein neuestes Buch soll

keine wissenschaftliche Abhandlung sein, wie der Autor in seinem Vorwort betont, und so bestechen die heimatgeschichtlichen Beiträge durch ihre volkstümliche Sprache und die Prägnanz und Intensität der Darstellung.

Kurt Klein hat alles, was er beschreibt, auch erwandert. Das zeigen nicht nur die vielen eigenen Fotos, mit denen er seine „Kleinode“ meisterhaft illustriert, sondern auch die Schilderungen am Rande, mit denen er dem Leser Personen der Geschichte, erzählenswerte Geschehnisse und Anekdotisches nahebringt. Das Buch will Kurt Klein als Beitrag zum 25jährigen Bestehen des Ortenaukreises verstanden wissen. Und so finden sich in ihm aus 39 Gemeinden und Teilgemeinden des Ortenaukreises charakteristische „Mosaiksteine“, die er liebevoll zu einem imponierenden Ganzen zusammenfügt. Einige Gemeinden sind mit ihren Kostbarkeiten sogar zwei- und dreimal vertreten.

In Bad Peterstal-Griesbach schildert der Autor anhand des bekannten Gedenksteins den Mord an dem berühmten Zentrumspolitiker Matthias Erzberger, in Bad Rippoldsau die schöne Wallfahrtskirche, in Gutach das Schicksal des Johann Jakob Langenbachers, der 1778 34 Menschen rettete. In Haslach stellt uns Kurt Klein das altehrwürdige Kapuzinerkloster vor, in Hausach die alte Dorfkirche, in Hofstetten den Bildstock auf der Steig, der an die Ermordung des Hausacher Fruchthändlers Joseph Schmider 1811 erinnert, in Hornberg-Niederwasser den Karlstein, der zu Ehren des württembergischen Herzogs Karl Eugen so genannt wird. Die Beschreibung der Synagoge in Kippenheim nimmt der Autor zum Anlaß, auf die tragische Geschichte der Juden in Kippenheim einzugehen. Anschließend beschreibt er den jüdischen Verbandsfriedhof in Schmieheim.

Das Grab der Friedrike Brion, der Geliebten Goethes, in Meißenheim, der Gedenkstein an den Komponisten Carl Isenmann, der das Lied „Oh, Schwarzwald, oh, Hei-

mat“ vertont hat, in Offenburg, die Klosterruine Allerheiligen in Oppenau-Lierbach, das Grimmelshausen-Denkmal in Renchen, das Turenne-Denkmal in Sasbach, die Pfarrkirche St. Ulrich in Schenkzell, das Kloster in Wittichen, das Schwabenkreuz in Schweighausen, die Ludwigsäule auf dem Schönberg bei Seelbach, die Barockkirche in Steinach, das Moscherosch-Denkmal in Willstätt, die Jakobuskapelle in Wolfach, das Ritter-von-Buß-Denkmal in Zell a.H. sind einige der weiteren „Kleinode“, die Kurt Klein geschichtlich beleuchtet.

Manfred Hildenbrand

Ekkehard Klem, Friesenheim mit Heiligenzell, Oberweier, Oberschopfheim, Schuttern. Eine Bildokumentation, Bd. 1: Fotografien und Postkarten vom Ende des letzten Jahrhunderts bis in die Zwanzigerjahre, hrsg. im Auftrag der Gemeinde Friesenheim, Lahr: Ernst Kaufmann Verlag, 1998.

Das Jahrhundert geht medienwirksam seinem Ende zu. Da mag es niemanden verwundern, daß allerorten Nostalgisches Hochkonjunktur hat. Was die Stadt Offenburg schon vor Jahren mit vier Bildbänden vorexerziert hat und was neulich mit einem zurecht hochgelobten Band von Wolfgang M. Gall und Heinz G. Huber über die gesamte Ortenau bislang einen publizistischen Höhepunkt fand, setzt nun auch die Gemeinde Friesenheim im Rahmen eines umfangreichen Projekts fort. Mit dem Blick auf alte Bilder und Fotos als „Fenster, aus denen wir noch einmal auf das Unwiderbringliche schauen“ (Gall/Huber) sollen die Lebensbedingungen in fünf Ortenauer Dörfern im ausgehenden Jahrhundert dokumentiert werden. Für Friesenheim ist dieses Vorhaben gleich auf drei Bände konzipiert, von denen der erste nun vorliegt. Dieser umfaßt die Zeit vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die 1920er Jahre.

Mit dem Buch wird natürlich vor allem das optische Vergnügen angesprochen sowie an die Entdeckerfreude appelliert. Daneben wollen die sorgfältig ausgewählten Bilder aber auch historische Informationen vermitteln. Ekkehard Klem, als von der Gemeinde beauftragter Autor und Bearbeiter, hat dafür eine Vielzahl (im ganzen 205 auf 207 Seiten) bemerkenswerter und zum Teil auch amüsanter Aufnahmen zusammengestellt, die das Durchblättern dieses ersten Bandes äußerst unterhaltsam machen. Die Zusammenstellung wird zudem unterstützt durch die hervorragende Arbeit des Verlags (Ernst Kaufmann, Lahr), dem es gelungen ist, die historischen Aufnahmen in glänzender Qualität zu reproduzieren.

Mit dem Bildband soll u.a. auf anschauliche Weise die bauliche Gesamtentwicklung der genannten Dörfer gezeigt werden. Diese Absicht ist schon gleich am Anfang des Bandes gelungen umgesetzt, wo man drei erstaunliche Dorfansichten Friesenheims aus der Zeit um 1880 und dabei fast ungläubig die damals vorherrschende Urwüchsigkeit der Straßenzüge betrachten kann (S. 11–13). Die architektonischen Veränderungen einzelner markanter Bauten wie z.B. des Friesenheimer Rathauses (S. 20–22) oder der Oberweierer Zigarrenfabrik Geiger (S. 121–125) werden ebenso gewürdigt wie die charakteristischen Elemente von dörflichen Privathäusern dieser Jahre.

Im Mittelpunkt stehen aber immer wieder die Menschen selbst. Dem damals noch seltenen Medium Fotografie entsprechend haben sich die Dorfbewohner/innen für die jeweiligen Fotos fast ausnahmslos bewußt der Kamera gegenübergestellt. So bekommt man bei den Gruppenaufnahmen immer wieder ähnliche Motive und Ereignisse zu sehen: Schulklassen, Fabrikarbeiter/innen, Vereinsfeste oder Glockenweihen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient dabei m.E. der Umstand, daß diese historischen Aufnahmen auf eigentümliche Wei-

se der individuellen Würde der einzelnen im Bild festgehaltenen Personen zu entsprechen vermögen. Hier sticht insbesondere ein Bild des Kirchenchors der katholischen Pfarrei Friesenheim und Heiligenzell aus dem Jahr 1880 heraus (S. 38). Zu sehen ist hier nicht eine uniforme Gruppe, sondern zu bestaunen sind 17 unterschiedliche Charaktere, über deren Gesichtszüge man ins Nachdenken kommt.

Ein Beispiel für den Blick auf unscheinbare Details: aus heutiger Sicht geradezu sportliche Bewunderung für die dort abgebildeten jungen Männer möchte man aufbringen, wenn man sieht, auf welchem unvorteilhaften Geläuf die ersten Vereinsfußballer in Oberweier der Lederkugel hinterherjagen mußten (S. 116 f.). Im Bild festgehaltene „gender history“ gibt es hingegen auf S. 98 zu sehen: weibliche und männliche Rollenzuschreibungen, die in Kleidung und Gestus schon im Kindesalter ausgeprägt sind.

Man könnte diese Liste der bemerkenswerten Personenaufnahmen noch lange weiterführen.

Der Band ist in Abschnitte zu den einzelnen Ortsteilen gegliedert, wobei die Kerngemeinde Friesenheim gegenüber den Orten Heiligenzell, Oberweier, Oberschopfheim und Schuttern etwas überrepräsentiert ist. Desweiteren hat der Bearbeiter verschiedene inhaltliche Themen aufgegriffen, die er mit kurzen Einleitungen und sparsamen Bildbeschreibungen umsetzt.

Einen besonderen Schwerpunkt nimmt im Abschnitt über die Kerngemeinde das Bildmaterial über das Leben der Religionsgemeinschaften bzw. über die „Friesenheimer Kirchen“ ein.

Dieser Punkt weist nun aber gleichzeitig auf die große inhaltliche Schwäche dieses Bandes. Während nämlich die Geschichte der katholischen sowie der evangelischen Kirchengemeinde Friesenheims einen gebührenden Platz in der Dokumentation zugesprochen bekommen, fehlen Hinweise auf die Existenz der *jüdischen* Gemein-

de des Ortes völlig. Weder in Wort noch im Bild wird darauf aufmerksam gemacht, daß in Friesenheim seit langer Zeit eine jüdische Landgemeinde beheimatet war. Diese war im Vergleich zu den großen jüdischen Gemeinden in Schmieheim, Altdorf oder Kippenheim sicherlich nicht besonders groß, jedoch: es gab sie, und auch hier handelte es sich um individuelle Personen. In Friesenheim lebten an der letzten Jahrhundertwende mehr als 70 jüdische Menschen. 1925 waren es dann noch 48 Personen, was prozentual doch immer noch ein wenig mehr als der badische Durchschnitt darstellte (vgl. *Die Religionszugehörigkeit in Baden in den letzten hundert Jahren*, bearb. vom Badischen Statistischen Landesamt, Freiburg 1928, 164 f.).

Juden und Jüdinnen lebten und arbeiteten in Friesenheim und nahmen dort am dörflichen Leben teil. Doch im vorliegenden Band über ihr Heimatdorf finden sie keine noch so kleinste Berücksichtigung. So ist z.B. ein Bild, das den Friesenheimer Frauenverein im Jahr 1914 zeigt (S. 49), in den Band aufgenommen, es wird dabei aber nicht erwähnt, daß es sich bei einigen der darauf abgebildeten Frauen um Jüdinnen handelt (vgl. dazu Jürgen Stude, *Die jüdische Gemeinde Friesenheim, Friesenheim 1988*, 24).

Somit setzt Klem mit diesem ersten Bildband bedauerlicherweise die Vorgehensweise Oskar Kohlers fort, die dieser bei seiner (der bisher einzigen) Friesenheimer Ortsgeschichte aus dem Jahre 1973 gewählt hat: die fast vollständige Ignorierung einer ganzen kulturellen und religiösen Gruppe innerhalb der Friesenheimer Bevölkerung (vgl. *Oskar Kohler, Friesenheim – eine Ortsgeschichte in Einzelbildern*, Bühl 1973).

Es herrscht in solchen populären Büchern anscheinend eine augenfällige Zurückhaltung dahingehend, jüdisches Leben vor der Zeit der NS-Herrschaft angemessen zur Kenntnis zu bringen. Diese Tendenz hat schon Michael Friedmann mit den

Bildbänden zu Offenburg vorgezeichnet. Auch hier kommen in typischem Stil die jüdischen Einwohner/innen der Stadt und deren Anteil am Gemeindeleben nur am Rande vor (im Band 3) und zwar ausschließlich im Zusammenhang mit der Verfolgung im Dritten Reich, somit also in ihrer „Rolle“ als *Opfer*. Dies, obwohl zuvor schon achtzig Jahre Jüdinnen/Juden in dieser Stadt wohnten, arbeiteten, sich als Offenburger/innen begriffen. Weiterhin wird man auch im vielgerühmten Bildband zur Ortenau von 1996 lediglich ein einziges Bild zur Thematik des jüdischen Landjudentums finden, das doch gerade in dieser Region eine große Bedeutung hatte. Die Frage, wieso diese Reserviertheit vorherrscht, kann bislang nur Vermutungen auslösen. Zu denken wäre an eine latente Abneigung gegenüber einer historisch evtl. folgenreichen Zurkenntnisnahme der „zerstörten Nachbarschaften“ (Ulrich Baumann) in den Dörfern und Städten mit jüdischen Gemeinden. Denn das Wissen darum ist bedeutungsvoll. Die während der 30er Jahre gedemütigten und in den 40er Jahren ausgeplünderten, deportierten und ermordeten Menschen waren die Nachbarn der 20er Jahre.

Problematisch ist eine solch lückenhafte Darstellung vor allem auch deswegen, wenn man berücksichtigt, daß anschauliche Bildbände wie der nun über die Großgemeinde Friesenheim vorliegende, in der Regel eine weitaus größere Beachtung in der Bevölkerung finden als wissenschaftliche Werke. Sie haben somit wohl eine im Vergleich ungleich stärkere Konstitutionskraft für historische Sachverhalte. Ein erwähnenswertes, positives Beispiel stellt in diesem Zusammenhang der Bildband von Karl-Heinz Debacher (in Zusammenarbeit mit Franz Grüniger) über „Altrust“ aus dem Jahre 1992 dar. Bei Debacher, der auch sonst Gespür sowie fundiertes Wissen für die Thematik bewiesen hat, findet die kleine jüdische Gemeinde des Dorfes ihre angemessene Erwähnung. Es sind also durchaus andere Wege mög-

lich (vgl. Karl-Heinz Debacher/Franz Grüninger, Bearb., *Alt-Rust in Bildern. Ein heimatkundliches Bilderbuch für Alte und Junge, Alteingesessene und Neubürger*, hrsg. von der Gemeinde Rust, Horb a.N. 1992).

Der eben besprochene Aspekt beeinträchtigt in einem wichtigen Punkt den Gesamteindruck eines sonst sehr empfehlenswerten Bandes. Man kann sich dennoch schon auf die folgenden Bände und weitere fotografische Überraschungen in dieser Qualität freuen. Zugleich ist allerdings zu hoffen, daß in den kommenden Bänden größere historische Sensibilität bewiesen wird.

Uwe Schellinger

Dieter Langewiesche (Hg.), Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen. Karlsruhe 1998. 230 Seiten.

Offenburg ist eine Woche nach dem Freiheitsfest vom 12.–14. September 1997 Schauplatz eines internationalen wissenschaftlichen Kolloquiums gewesen. Der vom Tübinger Historiker Dieter Langewiesche herausgegebene Band *Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849* versammelt die Beiträge dieses Kolloquiums. Die Publikation macht noch einmal klar, daß das volkstümliche Fest in eine Gesamtkonzeption eingebettet gewesen ist, in der die Aufarbeitung des regionalen historischen Hintergrundes eine zentrale Bedeutung einnahm. Schlagender Beweis: Das Buch ist die nunmehr siebte Publikation des Karlsruher Braun-Verlages zur badischen Revolution. Sechs dieser Veröffentlichungen, darunter die Bücher von Rainer Schimpf zu Offenburg zwischen 1802 und 1847 und von Franz X. Vollmer zu Offenburg 1847/48, sind von Offenburg initiiert worden.

Zentrales Thema von *Demokratiebewegung und Revolution* ist die europäische

Dimension der Revolution von 1848. Im Untertitel heißt es denn auch: *Internationale Aspekte und europäische Verbindungen*. Es wird zum Beispiel danach gefragt, ob sich die Menschen wechselseitig so wahrgenommen haben, daß von einem europäischen Kommunikations- und Erfahrungsraum gesprochen werden kann. Neben diesem Interesse für die „breite Masse“ der Menschen, wird auch danach geforscht, ob es eine Internationale der Revolution und der Gegenrevolution gegeben hat. Politische Geschichtsschreibung verbindet sich hier mit Alltags- und Kommunikationsgeschichte.

Nie zuvor, so Dieter Langewiesche in seinem einleitenden Aufsatz, hat ein so eng geknüpftes Informationsnetz Europa überzogen. Eine Kommunikationsgeschichte der europäischen Revolution von 1848 fehlt bis heute. Klar ist nur, daß das Informationsgefälle zwischen Groß- und Kleinstadt, zwischen Stadt und Land flacher wurde. So war zum Beispiel die kleine Stadt Offenburg die politische Zentrale für die Politisierung des Landes Baden. Nachrichten aus Wien, Paris oder Berlin waren binnen weniger Tage der Bevölkerung verfügbar. Diese Europäisierung der Politik ging mit einer Nationalisierung innerhalb des Kommunikationsraumes Europa einher. Denn: Wer auf Europa schaute, so Langewiesche, sah sich selber, fragte nach dem Zustand des eigenen Landes.

Die einzelnen Aufsätze beschreiben diesen europäischen Raum unter unterschiedlichen Blickwinkeln: Rudolf Jaworski betrachtet den Völkerfrühling 1848, während Jörg-Detlef Kühne die verschiedenen Verfassungstiftungen in Europa miteinander vergleicht. Wolfram Sieman umreißt die Problematik von Asyl, Exil und Emigration, Manfred Botzenhart erläutert die Außen- und Innenpolitik der Provisorischen Zentralgewalt. Johannes Paulmann widmet seinen Beitrag den Reaktionen der europäischen Monarchien auf 1848/49 und fragt, ob sie „die erste

wahrhafte Internationale“ darstellten. Helge Berger und Mark Spoerer stellen die wirtschaftliche Entwicklung seit dem Vormärz in den Vordergrund ihrer Betrachtungen. Und Hans-Joachim Flidener versucht schließlich, ein Fazit der Offenburger Aufarbeitung des Erinnerns an die Demokratiebewegung zu ziehen.

Dieses Buch ist deshalb so lesenswert, weil hier zentrale Ergebnisse der neuesten Forschung vorgestellt, aber auch noch viele offene Fragen präsentiert werden. Mit Dieter Langewiesche gilt: „Dieser Band ist ein Ergebnis der ungewöhnlichen Aktivitäten einer Stadt, die eigene Geschichte lebendig werden zu lassen und in die europäischen Zusammenhänge einzuordnen.“

Dr. Wolfgang Reinbold

Gerhard Lötsch, Bis daß die Freiheit aufersteht. Vormärz und Revolution in Stadt und Amt Achern, S. 188, 34 Abb., Acheron Verlag, Wolfgang Winter, Achern.

Noch rechtzeitig zum Jubiläum der Revolution 1848/49 stellte Gerhard Lötsch, Acherner evang. Pfarrer i.R., im Oktober vergangenen Jahres in einer öffentlichen Autorenlesung ein weiteres Buch zur Geschichte der Ortenau im 19. Jahrhundert vor. Hatte die 1996 ebenfalls bei dem rührigen Verleger W. Winter (Acheron-Verlag) erschienene Untersuchung die „Anfänge der Illenau“ zum Gegenstand (vgl. Besprechung in Ortenau 77, 1997, S. 688 ff.), so unternahm Lötsch es hier, die Vorgänge in der Raumschaft Achern zwischen den Jahren 1830 und 1852 zu beleuchten. Für den schon in seiner äußeren Aufmachung ansprechenden Band (der junge Acherner Grafiker B. Metzinger sorgte für eine gefällige Einbandgestaltung) wurde als Titel ein Vers aus dem „Badischen Wiegenlied“ von Ludwig Pfau gewählt. Die 188 Seiten umfassende

Darstellung ist in 7 Kapitel unterteilt (chronologische Abfolge), denen jeweils eine Fülle von Anmerkungen (insgesamt mehr als 33 Seiten) zugeordnet ist. Gerade diese beweisen den staunenswerten Fleiß des Autors, seine Belesenheit und Sorgfalt beim Umgang mit überlieferten Materialien. Die „Apparate“ enthalten neben vielfältigen Literaturangaben treffende Worterklärungen und Kurzbiographien, welche besonders dem interessierten Laien bei der Lektüre hilfreich sein dürften. Eine weitere Erleichterung für den Leser: die zahlreichen Brief- und Buchauszüge, Liedstrophen und Gedichte im Text „hat der Verfasser behutsam heutiger Rechtschreibung und Zeichensetzung angepaßt“. Außer wenigen textbezogenen Illustrationen finden sich etwa in der Buchmitte 10 Bildseiten mit bestens gelungenen Reproduktionen zeitgenössischer Portraits und Lokalitäten.

Lötsch geht es in seinem Buch vorwiegend um die Menschen jener Epoche: „Menschen (zwischen Schwarzwald und Rhein), die immer wieder von neuem haben lernen müssen, sich mit den Wechselfällen der Geschichte und den Eigenarten ihrer Nachbarn umzugehen und zu unterscheiden zwischen dem, was das Gesetz, und dem, was die Menschlichkeit befahl.“ (S. 8) Darum bemüht er sich, „soweit das nach 150 Jahren möglich ist, auf Menschen zu hören und sie zu verstehen, unabhängig davon, ob sie auf der der Sieger- oder der Verlierer-Seite standen, wobei, der Verfasser muß es gestehen, sein Herz für die Verlierer schlägt.“ (S. 159) So werden eingangs die Fragen gestellt, warum diese Menschen, denen Fanatismus wesensfremd war, zu Revolutionären geworden seien, und wie es denn zum Geschehen der Jahre 1848 und 1849 haben kommen können. Antworten gibt eine anschauliche, an Zitaten und bisher kaum beachteten Details reiche Beschreibung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Strukturen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und der herausragen-

den Ereignisse des „Vormärz“. Dabei rückt als ein Zentrum des Aufbruchs aufmüpfiger Untertanen das „Amt Achern“ in den Vordergrund, dessen bedeutender Anteil an allen Phasen der „Badischen Rebellion“ – etwa die Acherner Volksversammlungen, die Ausrufung einer „Republik“ oder bewaffnete Auszüge aus Achern – gegenwärtig erfolgreich untersucht wird. (Man verweist auf die „Stadtgeschichte Acherns“ von Dr. H. M. Pillin und etliche Beiträge in der „Ortenau“.) Wieder und wieder kann Lötsch Verbindungen von führenden „Revoluzzern“ wie Hecker, Struve, Fickler, Mathy, Itzstein oder Goegg zu Gleichgesinnten in der Stadt und ihrer Umgebung aufzeigen, nicht ohne sich kritisch mit deren Reden und Handeln auseinanderzusetzen, und bisweilen auch ungewohnte Interpretationen zu wagen. Wie eine Leitlinie durchzieht das Schicksal des Josef Ignaz Peter, dessen Geschlecht, „während einiger Generationen im 18., 19. und noch im 20. Jhd. eine große Rolle im Leben Acherns spielte“, das ganze Buch. Sein Weg vom hohen großherzoglichen Beamten und Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung bis zum geächteten Exulanten in Paris wird geschickt mit der lebendigen Schilderung der weiteren Geschichte des „Aufbruchs zur Freiheit“ verknüpft. Aber nicht nur bekannte Träger der Bewegung und verantwortungsbewußte Reformwillige werden vorgestellt. Neben anderen männlichen und weiblichen Gliedern der weitverzweigten „Peter-Familie“, neben den Ärzten Habich und Herr, dem einflußreichen Advokaten Franz J. Richter und seinem Schreiber Karl Ulm, dem Mechanikus Fautz, dem Hauptlehrer Manz und dem Juristen und Redakteur Hofer, um nur wenige Persönlichkeiten aus dem Raum Achern herauszugreifen, behandelt Lötsch, „um Vergessene uns Vergeßlichen nahe zu bringen“ eine Reihe von Wirten, Handwerkern, Lehrern, Pfarrern, Journalisten und Frauengestalten, die mit „Gut und Blut“ für ihre Ideale „Einigkeit und

Recht und Freiheit“ eintraten. Deren Verhältnis zur Obrigkeit und ihren Zwangsmaßnahmen, deren Teilnahme an Festen und Zusammenkünften demokratischer Vereine, ihre Verwicklung in Gewaltakte und kriegerische Aktionen, das katastrophale Scheitern all ihrer Bemühungen, Gerichtsprozesse und Bestrafungen in den Rastatter Kasematten, ihr Flüchtlingselend oder Fortkommen im Ausland, bis weilen auch ihre Einweisung in die Anstalt Illenau – all dies wird dem Leser in bildhafter Sprache und flüssigem Stil vor Augen geführt. – „Was wäre aus Deutschland geworden, hätte nicht die Ungeduld der Revolutionäre das geduldige Werk der Reformer zunichte gemacht? Es ist modisch, den Widerstand der Revolutionäre zu feiern, den der Reformer aber gering zu achten.“ (S. 174) „Wir Nachgeborenen schulden beider Willen und Scheitern Dank und Respekt.“ (S. 7) Mit diesen und ähnlichen Reflexionen gibt der Autor zu verstehen, daß er selbst – seinem Menschenbild als Theologe entsprechend – wohl eher den besonnenen „Weg der Reformation durch das Parlament“ eingeschlagen hätte, zu dem sich der Offenburger Bürgermeister Rée in seiner Verteidigungsschrift 1850 bekannte.

Gerhard Lötsch, der als Emeritus zum achtenswerten Kenner der Revolutionsgeschichte wurde, und dessen Vorträge hierzulande gefragt sind, schuf mit seiner lezenswerten Arbeit, die informiert und zugleich unterhält, die aber mit ihren Forschungsergebnissen auch dem Fachhistoriker manches bietet, einen wertvollen Beitrag zum Verständnis der „Achtundvierziger“. Der Rezensent wünscht dem kleinen Werk, das sich von manch einschlägigem „Sachbuch“ abhebt, einen weiten Leserkreis. Er ist überzeugt, es werde im Sinne der Erkenntnis „Vergangenheit prägt Gegenwart“ viele nützliche Denkanstöße bewirken, weswegen es in den Fach- und Volksbüchereien der Region einen festen Platz haben sollte.

Klaus Fessler

Karl-Heinz Lutz, Das badische Offizierskorps 1840 bis 1870/71. Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen; Band 135. 390 S., Kart., DM 64,-, Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1997.

Die Militärgeschichte ohne politische Hintergedanken gewinnt wieder an Reiz, das jedenfalls signalisiert die Dissertation von Karl-Heinz Lutz, die, angeregt von Prof. Dr. Hans Frenske, 1990/91 an der Albert-Ludwig-Universität in Freiburg fertiggestellt wurde. Der Autor hat den nach der „quantitativen“ Methode verfaßten Text für die Buchausgabe einem breiteren Publikum zugänglicher gemacht, trotzdem halten die auch in zahlreichen Tabellen aufbereiteten Fakten genügend Anforderungen an die Leser bereit. Die Erkenntnisse, die sie gewinnen, gleichen die Mühe aus.

Im Mittelpunkt steht zunächst nur die Führungsgruppe der badischen Armee. Lutz berichtet über ihre soziologische und landsmannschaftliche Zusammensetzung, Konfessionszugehörigkeit der einzelnen, er listet allgemeine Dienstverhältnisse auf und militärische Einsatzmöglichkeiten, beschreibt die Bindung der Offiziere an das Land und ihre Weltläufigkeit. Ein besonderes Kapitel widmet er den allgemeinen Wertvorstellungen, dem Politikverständnis und dem literarischen Bildungsstand.

Von den bemerkenswerten Ergebnissen seien nur wenige wiederholt: Seit den Napoleonischen Kriegen verstärkte sich der Anteil der Offiziere bürgerlicher Herkunft gegenüber den Adeligen, auch weil in Baden wie kaum in einem anderen Bundesland Unteroffiziere in den höheren Stand aufsteigen konnten. Zahlenmäßig überwogen Offiziere aus dem Mittelrheinkreis um Karlsruhe jene aus allen anderen Gebieten, wie auch mehr evangelische Landeskinder die Laufbahn wählten als katholische. Der badische Offizier blieb nicht mit Scheuklappen in der eigenen

Berufswelt stecken. Die Inventarlisten von Regiments- und Privatbibliotheken beweisen es. Neben der Fachliteratur, zu der auch die großen Geschichtswerke zählten, standen deutsche, französische und sogar spanische Klassiker, aber keine Trivialromane. Obwohl der Verfasser darauf verzichtet, die Haltung des Offizierskorps während der badischen Revolution „erschöpfend“ zu behandeln, liefert er zahlreiche Informationen zum Thema, bildet doch 1848/49 der tiefe Einschnitt in der Militärpolitik, der zu einer umfangreichen Reorganisation führte. Und in einem eigenen Kapitel untersucht Lutz Desertation (besonders viele Offiziere aus dem Unteroffiziersstand liefen zu den Freischärlern über, während die Adeligen emigrierten) militärisches Versagen, Strafverfolgung und interne Aufarbeitung der Ereignisse. Die Geschichte des Offizierskorps war eingebettet in die Geschichte der ganzen Armee, diese wiederum in die Entwicklung von Bevölkerung und Wirtschaft. Lutz trägt diesem Rahmen ausführlich Rechnung und bietet auf diese Weise wertvolle Grundlagen zur Erforschung auch lokaler Verhältnisse während dreißig wichtiger Jahre des letzten Jahrhunderts.

Karl Maier

Wolfgang Reinbold, Mythenbildung und Nationalismus. „Deutsche Jakobiner“ zwischen Revolution und Reaktion (1789–1800), Freiburger Studien zur Frühen Neuzeit, Bd. 3, hrsg. v. Volker Reinhardt, Bern, Berlin 1999, 319 Seiten.

Das Entschlüsseln und Dekonstruieren von Mythen gehört zu den anspruchsvollsten und gleichzeitig aufregendsten Aufgaben eines Historikerlebens. Wer die bei Prof. Volker Reinhardt abgelegte Dissertation des Offenburger Historikers Wolfgang Reinbold in die Hand nimmt, kann sich auf einige Irritationen gefaßt machen.

Es geht dem Autor um nichts geringeres als die Leugnung der Existenz der „Deutschen Jakobiner“ und die Entlarvung der selben als ein Produkt der ostdeutschen und linken westdeutschen Geschichtswissenschaft während der Ära des „Kalten Kriegs“.

Reinbold nimmt sein Untersuchungsobjekt von zwei Seiten in den argumentativen Klammergriff: mit einer textkritischen Analyse der bisher beiläufig untersuchten Quellentexte der deutschen Jakobiner einerseits und mit einer Ideologiekritik der Thesen der Jakobinerforschung andererseits.

Die Studie versucht dem „deutschen Jakobiner“ jenseits von „pauschaler Diffamierung oder verherrlichender Indienstnahme für aktuelle Zwecke“ durch eine genaue Quellenlektüre gerecht zu werden. Dabei soll die „Konstruktion eines kollektiven Psychogramms“, bestehend aus „einem Kaleidoskop politischer, mentaler, psychologischer, ideeller und moralischer Vorstellungen um die deutschen Jakobiner“ entstehen. Die untersuchte politische Gruppe soll außerdem in das Panorama des deutschen Bürgertums Ende des 18. Jahrhunderts eingeordnet werden.

Reinbold schält den ideologischen Kern der „deutschen Jakobiner“ heraus und steuert damit im Gegenwind zu zentralen Thesen der traditionellen Nationalismusforschung.

Reinbolds Textkritik räumt mit allen gängigen Vorstellungen über die „deutschen Jakobiner“ auf: sie seien weder demokratisch noch revolutionär gewesen: So fehle ihnen eine revolutionär-demokratische Grundeinstellung. Sie hätten weder ein Interesse an einem parlamentarischen Rechtsstaat oder einem Repräsentativsystem besessen noch wollten sie die alte Reichsverfassung gewaltsam beseitigen.

Weil die „deutschen Jakobiner“ keine seien, bezeichnet Reinbold sie fortan als „deutsche Republikaner“ bzw. „deutsche Linksintellektuelle“. Vor allem deren glühenden Nationalismus arbeitet Rein-

bold in seiner Quellenkritik heraus. Er beeinflusste deren politisches Urteilsvermögen und Wahrnehmung maßgeblich. Das Gesellschaftsmodell der „deutschen Republikaner“ sei durch und durch autoritär ausgerichtet gewesen. Ebenso ausgeprägt: eine Tendenz zur Mäßigung und der Glaube an die Allmacht der Bildung. Die politische Ideologie dieser politischen Gruppe orientierte sich, in bewußter Abgrenzung vom „despotischen“ Frankreich, an den „wahren“ deutschen Revolutionären Luther und Friedrich II. von Preußen, die der Nachwelt ein bleibendes Erbe hinterließen. Die „deutschen Republikaner“ machten, so Reinbolds These, damit einen Unterschied zwischen dem ununterbrochenen Absolutismus in Frankreich und dem durch die Reformation Luthers und Friedrich II. frühzeitig modernisierten Deutschland.

Die französische Revolution wurde in ihrem Verlauf als „ein nur schwer zu kontrollierendes Ereignis eingestuft, als eine Gefahr, die nicht nur Despoten beseitigte, sondern jegliche Ordnung hinwegzuspülen drohte“. Das Urteil deutscher Linksintellektueller basierte stärker auf nationalistischen Vorurteilen als genauen politischen Analysen. Den Verlauf der Revolution erklärten sie weniger als Ergebnis politischer Entwicklungen. Der „Volkscharakter der Franzosen“ sei vielmehr als Hauptursache dafür verantwortlich.

Bei ihren Analysen schleppten die deutschen Linksintellektuellen nicht nur „die deutsche Aufklärungskritik im Gepäck mit“. Sie hatten ganz konkret das in ihren Augen stark reformbedürftige Heilige Römische Reich deutscher Nation im Hinterkopf.

Reinbolds Fazit: Die politische Weltanschauung der deutschen Republikaner war ein Amalgam aus Nationalismus und Kosmopolitismus, die die eigenen Vorstellungen von Tugend und Vernunft in der Politik auf andere Länder übertrug. Es war ein „sehr deutscher Kosmopolitismus“.

Und so überrascht Reinbolds Erkenntnis nicht, daß die Liebe der deutschen Linksinтеллектуellen zum revolutionären Frankreich nur von kurzer Dauer war. Nach der ersten Begeisterung über die Ereignisse von 1789 wandten sich diese wieder entsetzt von ihr ab. Insbesondere die Politik der französischen Jakobiner und ihre Bündnispolitik mit den sozialen Unterschichten stieß bei den linken deutschen Bildungsbürgern auf Unverständnis und Entsetzen.

Statt dessen konzentrierte sich die deutsche Linke auf das Zerstäuben von Pathos, Verbalradikalismus und Personenkult. Diese drei ideologischen Grundkonstanten der republikanischen Metaphorik deutet Reinbold als „Ausdruck einer unzulänglichen politischen Einsicht“.

Wolfgang Reinbolds Studie zu den „deutschen Jakobinern“ ist ein Lehrstück politischer Ideologiekritik. Ein schonungsloser Ansatz verknüpft der Historiker virtuos mit seinem wissenschaftlichen Handwerk. Tatsächlich erreicht er dabei unbeschadet sein Ziel. Uns Lesern bleibt nichts weiter, als Abschied zu nehmen von einem lieb gewonnenen politischen Begriff.

Dr. Wolfgang M. Gall

Walter Ernst Schäfer: Die satirischen Schriften Wolfhart Spangenberg, Tübingen 1998. Niemeyer, Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte, Band 94.

Wolfhart Spangenberg, geboren um 1570 in Mansfeld, gestorben 1636 in Buchenbach, Sohn des Theologen und Liederdichters Cyriacus S., lebte von 1595 bis 1611 in Straßburg, wo er sich dem Meistersang anschloß, Schuldramen für das Straßburger Akademietheater schrieb und satirische Tierepen verfaßte, denen W. E. Schäfers Studie gilt.

Im Mittelpunkt seiner Untersuchung, die auf der 1978 von András Vizkelety erstellten Gesamtausgabe von Spangenberg

Werken basiert, steht das 1625 anonym erschienene Prosawerk „EselKönig“. Neben einer Analyse von Spangenberg's Motivation und Zielsetzung in dieser Satire auf Rosenkreuzer und Pansophisten stellt Schäfers Studie den „EselKönig“ in den Zusammenhang seiner voraufgegangenen satirischen Schriften „Deß Flohes Strauß mit der Lauß“, „Lob der Mucken“ und „GanßKönig“, öffnet darüber hinaus aber auch den Blick auf die dichte Serie ober-rheinischer Satiren zwischen Sebastian Brant, Johannes Fischart und J.M. Moscherosch.

Ein eigenes Kapitel ist den beiden Straßburger Verlegerfamilien Jobin und Carolus gewidmet, denn Spangenberg war während seiner Straßburger Zeit von 1595 bis zu seiner Anstellung als Pfarrer in Buchenbach an der Jagst im Jahr 1611 Verlagslektor und Hausautor von Johannes Carolus. Als dieser in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Verlag von Bernhard und Tobias Jobin übernahm, führte Spangenberg Fischarts bei Jobin erschienenen literarisches Werk fort, indem er 1610 dessen „Flöh Hatz, Weiber Tratz“ neu herausgab und durch das pseudo-lukianische „Lob der Mucken und eingemischtem Deß Flohes Strauß mit der Lauß“ erweiterte.

Spangenberg's wichtigste satirische Schriften, das 1607 bei Carolus erschienene Versepos „GanßKönig“ und der 1625 im gleichen Verlag erschienene „EselKönig“, müssen, laut Schäfer, in einer Reihe mit jenen Ergänzungen zu Fischarts „Flöh Hatz, Weiber Tratz“ gesehen werden, sind sie doch Fragmente eines weit ausgreifenden Publikationsplans Spangenberg's, einer Tetralogie von Tierepen, den dieser aber nur zum Teil realisieren konnte.

In seiner Interpretation des Versepos' „GanßKönig“ weist Schäfer darauf hin, daß es sich dabei um eine Gelegenheitsdichtung handelt, um eine Folge von sechs Vorträgen in Knittelversen, die Spangenberg in den Jahren 1601–1607 zum Fest der Martinsnacht vor Freunden

gehalten hatte. Trotz ihrer allmählichen Entstehung weisen die sechs Martinsreden eine durchgehende Handlung auf, daneben sind sie aber auch, wie Schäfer zeigt, von volkskundlichem Interesse (Brauch der Straßburger Martinsnächte). Außerdem bilden sie ein wichtiges Beispiel für das in Literatur und bildender Kunst weitverbreitete Motiv „Wolf predigt den Gänsen“, und nicht zuletzt gehören sie, ganz im Geist der reformatorischen Glaubenspolemik, zum weiten Bezirk menippeischer Satiren, in deren Zentrum das ironische Enkomion, das satirische Loblied auf die Gans, steht. Dennoch kippen sie nie, so Schäfer, in satirische Aggression um, im Gegensatz zum „EselKönig“, dem Hauptuntersuchungsgegenstand von Schäfers Studie.

Obwohl für dieses 1625 bei Carolus unter dem Pseudonym Adolph Rosen von Creutzheim erschienenen Werk die Autorschaft Spangenberg nicht mit letzter Sicherheit festzustellen ist, hält Schäfer diesen aufgrund mehrerer sprachlicher und inhaltlicher Indizien für den Verfasser dieser Schrift, u.a. auch aufgrund des Titelblatts, das dem des „GanßKönig“ auffallend ähnelt, wobei das gewählte Pseudonym eine Anspielung auf Christian Rosenkreuz sein dürfte, gegen den diese Satire hauptsächlich gerichtet ist. Die fiktive Verlagsangabe „Zu Ballenstedt/bey Papyrio Schönschrift“ dagegen dürfte sowohl auf das reale Ballenstedt in der Grafschaft Mansfeld hindeuten, als auch auf das bei Jobins Erben erschienene Lalebuch. Im folgenden untersucht Schäfer die beiden Vorreden, die Aufschluß über die Entstehung des Werks geben und das ironische Enkomion „Von Deß Esels Adel. Und der Saw Triumph“ von Adriano Banchieri als Quelle nennen. Weitere Quellen sieht Schäfer vor allem in den Fabeln vom Esel und Löwen und vom Wettstreit zwischen Kuckuck und Nachtigall in den Fassungen von Luther/Alberus und Fischart, wobei Spangenberg das Figurenarsenal vergrößert, die Staatshandlung breiter ausge-

halt, die politischen Vorgänge differenzierter geschildert und Fachbegriffe der Kameralistik benutzt hat.

Wichtiger aber als die politische Satire gegen den aufkommenden Absolutismus ist im „EselKönig“, so Schäfer, die Kritik des überzeugten Flacianers Spangenberg an der Rosenkreuzerbewegung und an den Pansophisten, vor allem an deren Forderung nach einer Generalreformation, d.h. einer umfassenden Weltveränderung, die im „EselKönig“ als realitätsferne Utopie desavouiert wird; und Schäfer meint abschließend sogar, daß diese Satire zum Scheitern der durch die Rosenkreuzer geweckten Hoffnungen beigetragen haben dürfte.

Götz Bubenhofer

Hans K. Schulze, Grundstrukturen der Verfassung im Mittelalter, Band 3: Kaiser und Reich, Urban-Taschenbücher Bd. 463, W. Kohlhammer Stuttgart 1998.

Liest man die Einleitung des angezeigten Werkes, fragt man sich, wie der Autor sein umfangreiches Programm auf 293 Seiten Taschenbuchformat abhandeln will, hat man das Buch gelesen, wundert man sich voller Respekt, daß es ihm gelungen ist.

Um sein Ziel, historisches Grundwissen zum Verständnis verfassungs- und rechtsgeschichtlicher Probleme zu vermitteln, geht er, und es sei ihm dafür gedankt, von einem einfachen Vorwissen des Lesers aus. Der Marburger Professor für Mittelalterliche Geschichte hält sich nicht für zu schade, Termini im Text zu erklären oder lateinische Quellen zu übersetzen. Die beiden im Titel genannten Hauptthemen Kaiser und Reich werden getrennt, aber nach dem gleichen Schema behandelt. Die Begriffe werden definiert und nach etymologischen, ideengeschichtlichen und rechtlich normativen Gesichtspunkten erläutert. Der folgende „historische Kontext“ zeigt die gewonnenen Inhalte in

ihrer geschichtlichen Verwirklichung (z. B. Frankenreich, Imperium Romanum, deutsches Reich, Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation im ersten Kapitel, eine Kaisergeschichte von Karl dem Großen bis zum Spätmittelalter im zweiten).

Knappe Kommentare mit Quellen- und Literaturzitate bzw. -verweise klären dabei auftauchende problematische oder kontroverse Theorien.

Den Reichsbegriff ergänzen ausführliche Informationen über Reichsgebiet, Reichsbevölkerung, Reichssymbole mit Reichsinsignien, -wappen und -fahnen, während die Kaiseridee durch Erscheinungsformen wie „romfreies Kaisertum“, „Hegemoniales Kaisertum“, oder „Heerkaisertum“ konkretisiert wird.

Der Autor nennt sein didaktisches Ziel, ein Lehrbuch und ein Nachschlagewerk in einem zu bieten. Diese Methode kommt uns allen, auch den Laien unter unseren Lesern, sehr entgegen. *Karl Maier*

Rüdiger Stenzel, Ettlingen von 1689–1815. Geschichte der Stadt Ettlingen, Band III. Verlag Regionalkultur Ubstadt-Weiher o. J., 430 Seiten.

Drei Bände Ettlinger Stadtgeschichte desselben Autors gehen (1968, 1982 und 1985) diesem also insgesamt vierten Band voraus. Mit diesem Band zeichnet der Verfasser die Geschichte Ettlins von 1689 bis 1815 nach. Aufgrund des aufquellenden schriftlichen Materials sieht er sich zwar zu einer gewissen Themenauswahl gezwungen. Dennoch behandelt er zunächst die Kriegsnöte vor allem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sowie an dessen Schluß.

Aufmerksam verfolgt R. Stenzel weiter die politischen Kräfte in der Stadt Ettlingen, die Stadtgemeinde und das obrigkeitliche Stadregiment. Ettlingen wurde im 18. Jahrhundert zu einer landesherrlichen Stadt, basierend auf Naturalwirtschaft und

Verkehr. Besonders in der sozialen und gesundheitlichen Fürsorge, in sozialen Fragen und im kirchlichen Bereich konnten sich bürgerliche Kräfte und Initiativen öffnen und entfalten, die eher spezifisch für die Stadtgemeinde Ettlingen waren.

An der Schwelle zum Industriezeitalter, mit einem langen Anlauf zur Industrialisierung erlangten auch in Ettlingen selbstbewußte Wirtschaftsbürger durch Schaffung einer leistungsfähigen Industrie Einfluß auf die Herausbildung einer kommunalen Wirtschaftspolitik im 19. Jahrhundert. Die höheren politischen Ebenen blieben aber weiterhin einem obrigkeitsstaatlichen Behördenregiment nach 1831 unterworfen. *Dr. Dieter Kauf*

Karl Hanß, Geschichte der Ortenau, Band 3. Die Städte der Ortenau und ihre heimliche Hauptstadt Straßburg. Reiff Schwarzwaldverlag Offenburg 1999, 463 Seiten. ISBN 3-922663-54-0.

„Aller guter Dinge sind drei“ können mit Fug und Recht sowohl Verlag, Autor und Leser mit diesem neuen Band hervorragender Quellengeschichte der Ortenau sagen.

Nach den Großthemen „Klerus und Adel“ sowie „Die Bauern und andere Dorfbewohner“ stellt nun Karl Hanß in bewährter Manier, aber auf fast doppelt soviel Seiten das Thema „Die Städte der Ortenau und ihre heimliche Hauptstadt Straßburg“ vor.

Quellen vielfältigster Art bis hin zu den visuellen sind Inhalt und Anliegen von Karl Hanß für die Historiker, für die Geschichts-Interessierten, für Lehrkräfte, für Schüler, ja auch für die Allgemeinheit.

Die Ortenau weist eine Vielzahl von Städten aus, meist kleine aber auch mittlere Reichsstädte und die Metropole Straßburg. Der politische „Flickenteppich“ ist dafür die Ursache. Denn jede mittelalterliche Landesherrschaft hatte einen oder mehrere Mittelpunkte. All diese Städte

sind in diesem Band mit ihren wichtigsten, aber beispielhaften Quellen erfaßt.

Schwerpunkt ist natürlich das Mittelalter mit der Entstehung der Städte, ihrem Stadtrecht und ihrer Entwicklung. Stadtverwaltung und Stadregiment, die städtische Gesellschaft sowie deren wichtigste Einrichtungen und Bauwerke werden in Texten, Plänen und Ansichten lebendig.

Kultur und Geisteswissenschaften vom 15. bis 18. Jahrhundert werden beispielhaft angerissen und dargestellt.

Die Zeit der Erbfolgekriege des 17. und 18. Jahrhunderts wird in verschiedensten Dokumenten deutlich.

Ein umfangreiches Kapitel ist dem Vormärz und der Revolution von 1848/49 gewidmet, weil in dieser Zeit schlichtweg Bedeutendes in der Ortenau und in den Städten geschah.

Ein weiterer Schwerpunkt ist der NS-Diktatur, dem 2. Weltkrieg und der Nachkriegszeit vorbehalten. Gerade dieser Teil regt zum intensiven Nachdenken und zum weiteren Forschen an, denn – und dies ist ein beschwörender Appell des Verfassers – denn dieses Geschehen darf nicht verdrängt oder gar vergessen werden.

Reichhaltig ist also das Material. Es läßt sich aber auch leicht erschließen, denn dazu sollte man die umfassenden Register nutzen. Literatur- und Abbildungsverzeichnis runden dieses eindrucksvolle, informative und zugleich spannende Werk ab.

Es fordert dazu heraus, Vergleiche und weitere Informationen aus Band 1 und 2 heranzuziehen und darauf zu hoffen, daß in Band 4 noch mehr über Industrie, Alltag, Fest und Brauch zu erfahren ist. Dann wird das schon jetzt sehr fassettenreiche Bild der Ortenau in diesen drei Bänden zugleich farbenreich und noch lebensnaher.

Dr. Dieter Kauf

Max Dugrillon (Hg.), Joachim Kupferer, der Vogt zu Erlach, Jahrbuch eines Zeitzeugen des frühen 19. Jahrhunderts. Mit Worterklärungen des Herausgebers. Achern 1998. Broschiert 16,80 DM. (Max Dugrillon, Am Wald 3, 77855 Achern)

Es ist heute selten, daß sich noch bisher unbeachtete, aber wertvolle Quellen in dörflichen Archiven aufspüren lassen. Max Dugrillon gelang solch ein Fund. Er entdeckte im Pfarramt Erlach die Erinnerungen des Vogtes Kupferer und legte sie der Öffentlichkeit vor.

Die Chronik umfaßt die Jahre von 1789 bis 1870 und dürfte um 1812 begonnen worden sein. Sie entspricht den Aufzeichnungen katholischer Pfarrer, die mehr oder weniger lückenhaft das 19. Jahrhundert über geführt wurden. Kupferers Text hat einige Vorzüge, er beschreibt jedes Jahr der genannten Zeit, berücksichtigt neben dem örtlichen Geschehen bedeutende Ereignisse der Weltpolitik, bleibt nicht beim nüchternen Bericht stehen, sondern beurteilt von seiner bäuerlichen Warte aus, was um ihn herum geschieht. So entstand eine informative Alltagsgeschichte „von unten“. Die hilflose Abhängigkeit der ländlichen Bevölkerung von Klima und Wetter wird dargestellt mit Entwicklungen, die jeder Erfahrung spotten. Besonders die Reben beobachtet er jedes Jahr genau, denn „ein gutes Weinjahr bringt Wohlstand, ein schlechtes Übelstand“. Er klagt über den Niedergang der Moral, kritisiert die moderne Eisenbahn, weil sie durch den Verlust traditioneller Arbeitsplätze Armut über die Dörfer bringt, gibt voller Abscheu Greuelnachrichten von den Kriegsschauplätzen wieder. Während der badischen Revolution ergreift er Partei für die Empörer.

An vielen realistischen Schilderungen macht Kupferers Chronik als typische Beschreibung des ländlichen Lebens in der Ortenau Grundlagen des politischen Verhaltens unserer Vorfahren verständlich.

Karl Maier

Alfred Hetzel, Geschichte und Gegenwart des Hanauer Dorfes Eckartsweier, Hg.: Ortsverwaltung Eckartsweier 1998, 351 S.

Der bekannte Heimatforscher Alfred Hetzel stellte über seinen Heimatort, dem er auch zwanzig Jahre als Bürgermeister vorstand, eine faktenreiche Chronik zusammen. Um der Stoffhülle Herr zu werden, geht er einen unüblichen Weg, er verzichtet weitgehend auf einen kontinuierlichen Geschichtsbericht und bietet stattdessen immer wieder Längsschnitte in tabellarischen Überblicken, die durch Zeitafeln zusammengehalten werden. (Listen von Landesherren, Amtsvorständen, Bürgermeistern, Geistlichen, Berufen). Dadurch erhält das Buch einen großen Wert als Nachschlagewerk, das zu eigenem Forschen verführt, besonders da es sogar die Bestände des Generallandesarchives mit Signaturen, des Kirchen- und Gemeindearchives liefert.

Einen großen Raum nimmt natürlich die Wirtschaft ein. (Land- und Forstwirtschaft, Bürgerrecht, Auswanderung, Industrialisierung, Genossenschaftswesen, Maße). Einige Erwerbszweige werden hervorgehoben: Hanf-(Wilhelm Schadt), Tabakanbau, Jagd und Fischerei. Sehr ver-

dienstvoll: das „Eggertswierer Werderbuch“ (Wörterbuch der lokalen Mundart) und die Erläuterungen der Flurnamen, bei denen man allerdings den Namen des verantwortlichen Autors (Dr. Hall) vergeblich sucht. Zur „Gegenwart“ berichtet Hetzel über die Entwicklung des Dorfes nach dem Krieg und besonders über die Vereine. Viele Abbildungen, die einen eigenen Kommentar wert wären, lockern das Buch auf. Für alles können wir dem Autor danken.

Karl Maier

Suso Gartner, Die Windecker und ihre Burgen, 2. Auflage, Konkordia Bühl (1998), 43 S., Abb.

Der Autor hat seine bekannte Arbeit um neugestaltete Stammtafeln der Windecker, Quellen- und Literaturangaben sowie Farbbilder ergänzt.

Aquae '98, Hg.: Historischer Verein für Mittelbaden, Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, Heft 31/1998.

Revolution in Baden-Baden 1848/49. 115 S., Abb.

's Bliwiesel 1998, Hg.: Verein für Heimatpflege Goldscheuer, Marlen, Kittersburg, 108 S. mit Abb.

Autorenverzeichnis

- Dr. Reinhold Aßfalg, Renchtalstraße 14, 77871 Renchen
Dr. Josef Bayer, Nikolaus-Schrempp-Straße 30, 77749 Hohberg
Günter Boll, Burgunderstraße 13, 79359 Neuenburg-Steinenstadt
Dr. Ulrich Coenen, Robert-Koch-Straße 49, 77815 Bühl
Michael Eble, Hansjakobstraße 8, 77654 Offenburg
Landrat Günter Fehringer, Landratsamt Ortenaukreis, Postfach 19 60,
77609 Offenburg
Dr. Suso Gartner, Bühler Seite 4, 77815 Bühl
Dr. Hans Harter, Inselweg 6, 79249 Merzhausen
Prof. Dr. Eberhard Jäckel, Keplerstraße 17, 70174 Stuttgart
Prof. Dr. med. Rolf Kruse, Korker-Wald-Straße 1, 77694 Kehl
Prof. Dr. Jutta Limbach, Präsidentin des Bundesverfassungsgerichtes,
Schloßbezirk 3, 76131 Karlsruhe
Pfarrer Gerhard Lötsch, Am Bienenbuckel, 77855 Achern
Dr. Manfred Merker, W.-Hamm-Straße 16, 77654 Offenburg
Thorsten Mietzner MA, Tiergartenstraße 10, 77933 Lahr
Wolfgang Müller, Ringmauerweg 15, 78098 Triberg
Dr. Hans-Martin Pillin, Albert-Köhler-Straße 22, 77883 Ottenhöfen
Michael Rudloff, Postfach 12 26, 79191 Gundelfingen
Dr. Günter Schäfer, Dr.-Gremmelsbacher-Straße 30, 79199 Kirchzarten
Prof. Dr. Walter E. Schäfer, Horhaldergasse 17, 76534 Baden-Baden
Adolf Schmid, Steinhalde 74, 79117 Freiburg
Ernst Schneider, Karl-Schrempp-Straße 22, 76133 Karlsruhe
Frank Schrader, Karlstraße 68, 76173 Karlsruhe
PD Dr. Reinhart Siegert, Neumarkterstraße 4, 79618 Rheinfeldern
Ludwig Uibel, Dannemannstraße 6, 79117 Freiburg
Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14, 77955 Ettenheim
Karl Volk, Untertal 19, 78098 Triberg-Gremmelsbach
Prof. Dr. Franz X. Vollmer, Gottfriedstraße 18, 79102 Freiburg
Dr. Johannes Werner, Steinstraße 21, 78477 Elchesheim
Bernhard Wien, Brauneggerstraße 41/8, 78462 Konstanz
Tobias Wöhrle, Kolpingstraße 18, 77790 Steinach
Stefan Woltersdorff MA, 10, quai de pêcheurs, F-6700 Strasbourg

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die
Zeitschrift

„Die Ortenau“

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur
Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familien-
forschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Le-
bensgeschichten bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Auf-
nahme finden.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle 77605 Offenburg,
Postfach 15 69, sowie die Obleute der Mitgliedergruppen jederzeit entge-
gen.

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 1996 in Oppenau setzen
sich der Vorstand und Beirat des Vereins zusammen aus:

Dr. Dieter Kauß, Präsident, Hildastraße 89, 77654 Offenburg,
Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Kurt Klein, 1. stellvertr. Präsident,
Haselwanderstraße 11, 77756 Hausach i. K., Tel. 0 78 31 / 61 25

Manfred Hildenbrand, 2. stellvertr. Präsident,
Georg-Neumaier-Straße 15, 77716 Hofstetten-Haslach i. K.,
Tel. 0 78 32 / 28 67

Karl Maier, Redakteur der „Ortenau“,
Jakobstraße 6, 77767 Appenweier, Tel. 0 78 05 / 6 95

Theo Schaufler, Kassen- und Geschäftsführung,
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg, Tel. 0 78 25 / 74 84

Fachgruppe Denkmalpflege:

Dr. Dieter Kauß, Hildastraße 89, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte:

Dr. Wolfgang Gall, Max-Immelmann-Straße 2, 77654 Offenburg,

Tel. 07 81 / 3 77 39

Fachgruppe Museen:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77855 Achern, Tel. 0 78 41 / 13 47

Fachgruppe Grenzüberschreitende Zusammenarbeit:

Carl Helmut Steckner, Honsellstraße 8, 77694 Kehl, Tel. 0 78 51 / 39 94

Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation:

Dr. Gernot Kreutz, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg-Zell-Weierbach,

Tel. 07 81 / 3 03 65

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmeyer-Straße 20, 79232 March-Hugstetten,

Tel. 0 76 65 / 4 06 66

Fachgruppe Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte in der Ortenau:

Jürgen Stude, Hauptstr. 14, 77948 Friesenheim-Oberweier,

Tel. 0 78 21 / 6 78 20

Fachgruppe Bergwesen:

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen

Tel. 0 78 42 / 13 68

Beiräte:

Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstraße 24, 77656 Offenburg

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Erwin Steurer, Metzgerstraße 1, 77933 Lahr

Ursula Schäfer, Sommerstraße 34, 76534 Baden-Baden-Steinbach

Rainer Fettig, Straßburger Straße 6, 77728 Oppenau

Gerhard Hoffmann, Oppelner Straße 8, 76437 Rastatt

Rudolf Zwahl, Ludwig-Trick-Straße 17, 77694 Kehl

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

Mitgliedergruppen:

- 77855 Achern: Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, Tel. 0 78 41 / 13 47
- 77767 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 0 78 05 / 6 95
- 76530 Baden-Baden: Hannes Leis, Steinstr. 1, Tel. 0 72 21 / 2 42 93
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Egon Schempp, Meisenstr. 2, Tel. 0 72 23 / 2 13 05
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Eugen Lang, Kastanienweg 1, Tel. 0 78 03 / 10 48
- 77716 Haslach i. K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten,
Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 0 78 32 / 28 67
- 77756 Hausach: Bernd Schmid, Dietersbach 47a, Tel. 0 78 31 / 89 12
- 77749 Hohberg: Helmut Dorgathen, Große Ritti 12, Tel. 0 78 08 / 5 81
- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuss, Hohenweg 46, Hornberg,
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauerland: Prof. Dr. Rolf Kruse, Korcker-Wald-Str. 1,
Kehl-Kork, Tel. 0 78 51 / 16 27
- 77933 Lahr/Friesenheim: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28,
77948 Friesenheim,
Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 77743 Neuried: Frank Moser, Kirchstr. 13,
Tel. 0 78 07 / 35 37

- 77784 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Küblerweg 4,
Tel. 0 78 37 / 2 88
- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77654 Offenburg: Dr. Wolfgang M. Gall, Max-Immelmann-Straße 2,
Tel. 07 81 / 3 77 39
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Straßburger Str. 6, Tel. 0 78 04 / 20 24
- 76437 Rastatt: Gerhard Hoffmann, Oppelner Str. 8, Tel. 0 72 22 / 2 29 01
- 77866 Rheinau: Renate Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3,
77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 0 72 27 / 58 32
- 77871 Renchen: Erich Huber, August-Ganther-Str. 6, Tel. 0 78 43 / 77 37
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Theo Becker, Hansjakobstr. 28, 77773 Schenkenzell
Tel. 0 78 36 / 24 42
- 77746 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 07 81 / 5 23 81
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach: Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5,
Tel. 0 78 34 / 4 77 94
- 76534 Yburg: Ursula Schäfer, Sommerstr. 34,
76534 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82
- 77736 Zell a. H.: Franz Breig, Steinenfeld 22, Tel. 0 78 35 / 16 03
- Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Theo Schaufler,
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher sowie die Registerbände I (1910–1981) und II (1982–1990) nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluß der Jahresversammlung 1988 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

30,- DM für natürliche Personen und Schulen

50,- DM für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e. V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 7. April 1998 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO. dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75).